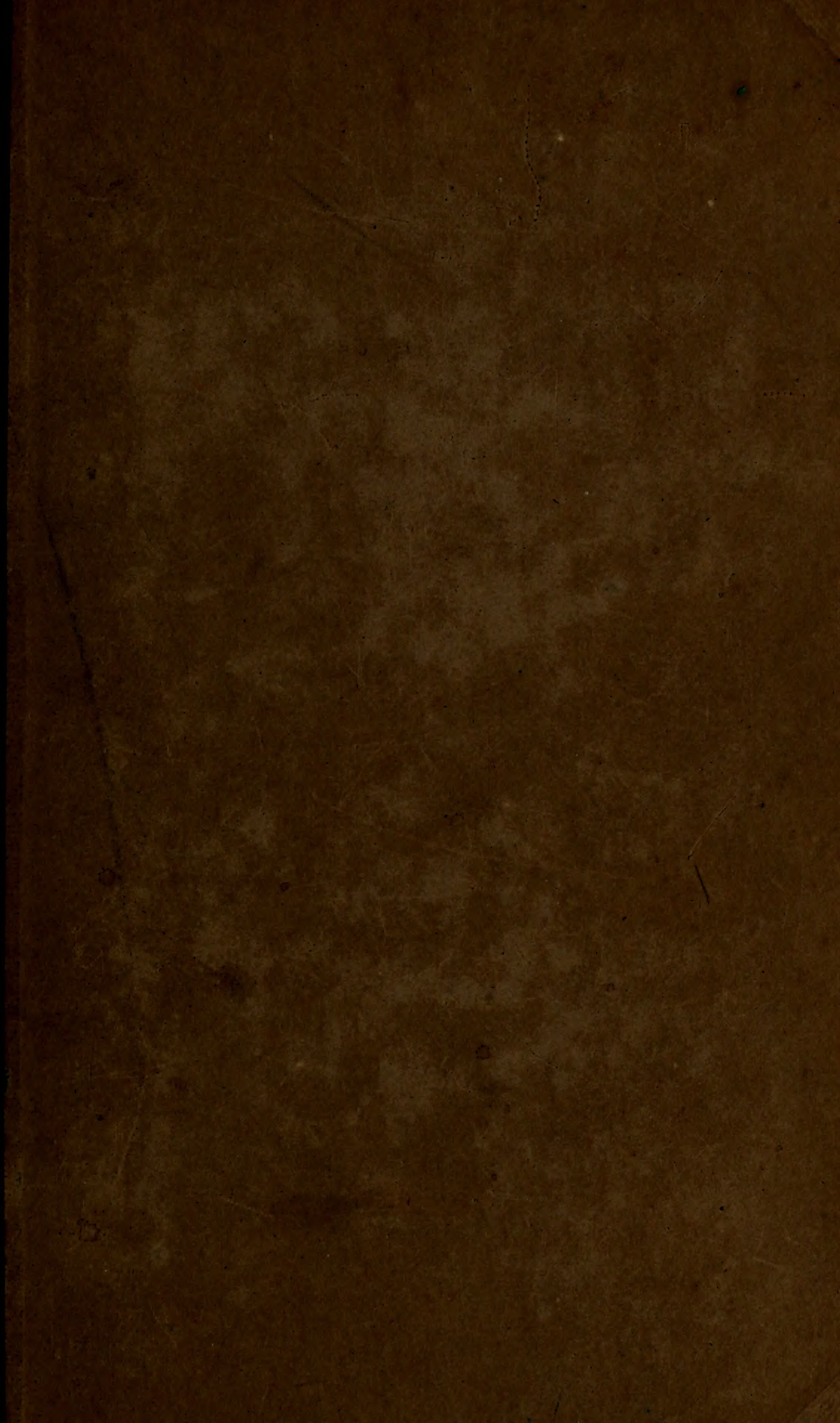
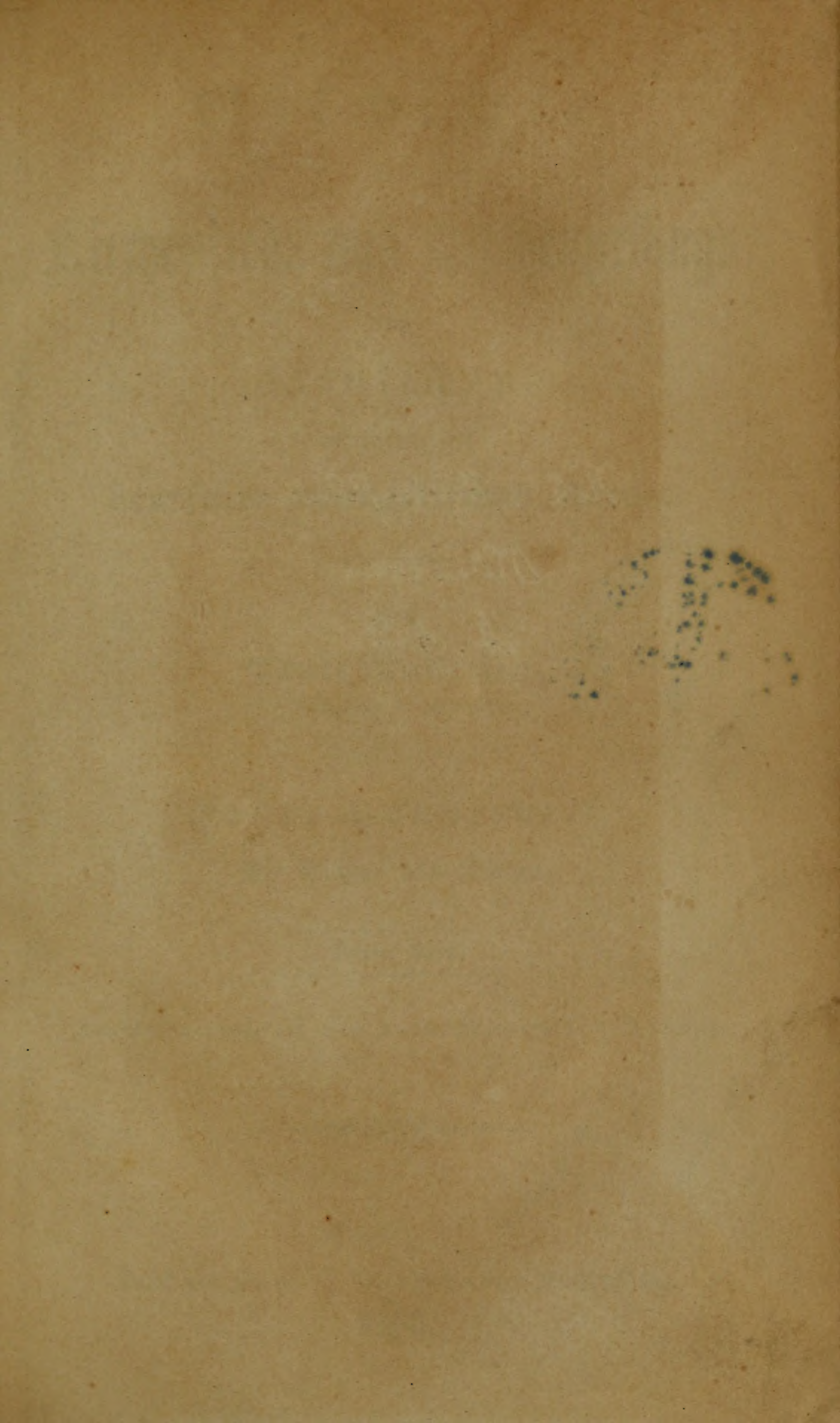
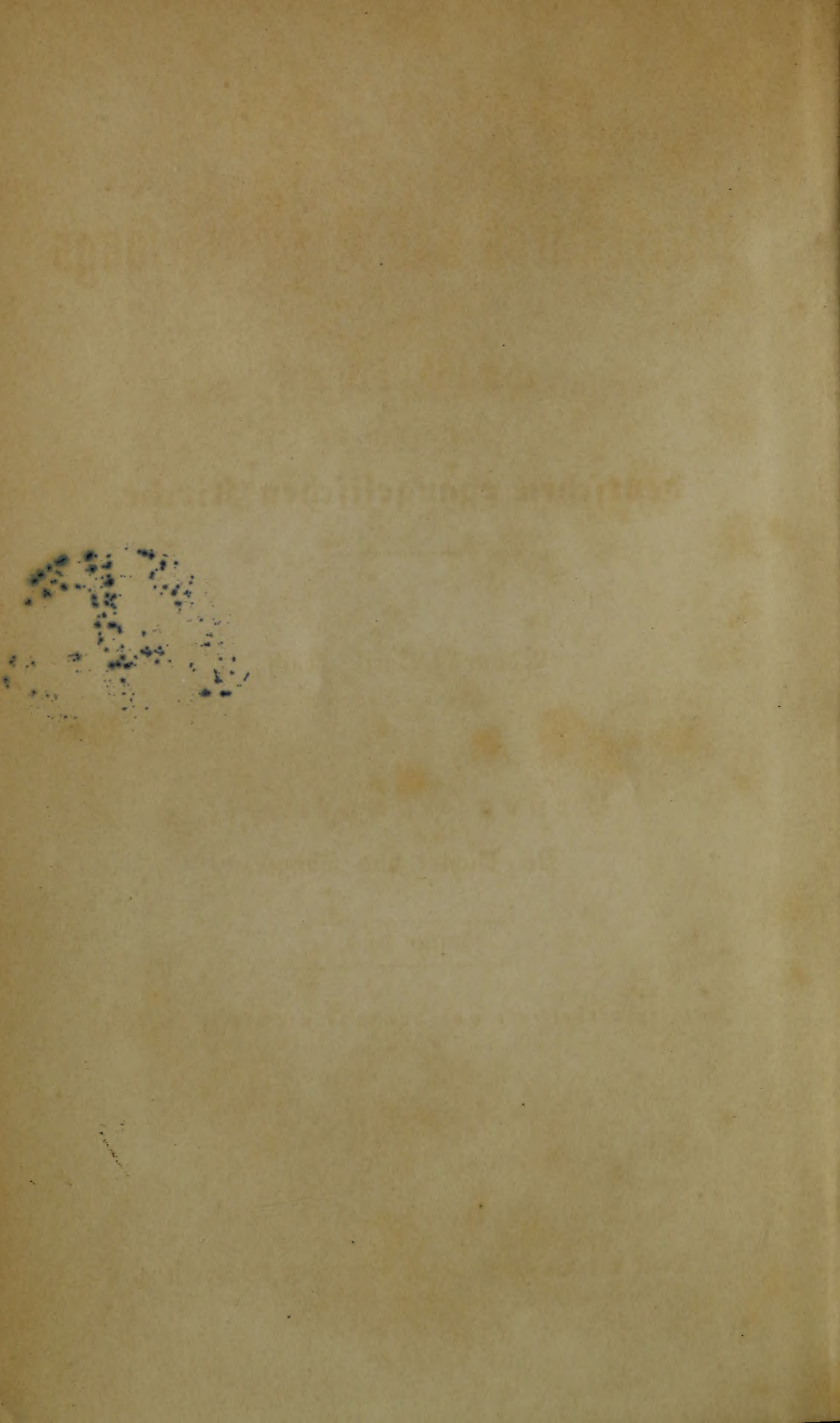






Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

der

christlichen,

insbesondere der

deutschen evangelischen Kirche.

Von

Eduard Emil Koch,

Stadtpfarrer in Heilbronn.



Erster Haupttheil.

Die Dichter und Sänger.

Dritter Band.

Zweite, verbesserte und durchaus vermehrte Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1853.

Inhaltsübersicht des dritten Bandes.

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756–1817.

I. Das evangelische Kirchenlied als Moral- und Naturlied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis E. M. Arndt. S. 1–247.

Abschnitt 3.

Der altglaubige Dichterkreis.

Abschnitt 1.

Abſchnitt 2.

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1853.

Abschnitt 1.

Abschnitt 2.

Abschnitt 3.

Abschnitt 4.

*

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756–1817.

Das evangelische Kirchenlied als Moral- und Naturlied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis Moritz Arndt.

Dr. J. P. Lange* schildert diese Periode als die Periode des allgemeinen christlichen Lebens, indem nun nicht mehr der Gottesdienst, nicht mehr das Grunddogma, die Confession, die Feier des innern Friedens ausschließlich das Kirchliche bilde, sondern das ganze Menschenleben, die ganze Weltbetrachtung durch den Geist Christi geheiligt und in die Kirche hereingezogen werden solle und der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben im Glauben und in den Werken in Liedern der Heiligung, die strenge Scheidung zwischen den Confessionen in Liedern der Nächstenliebe, allgemeinen Menschenliebe und Duldung, die Kluft zwischen dem Offenbarungsglauben und der sogenannten Naturreligion in der Verherrlichung des Schöpfers und der christlichen Naturfeier wegfalle. Er sieht in dieser neuen kirchlichen Grundrichtung der Zeit das eigenthümliche Walten des Geistes Gottes und hält es für eine Nothwendigkeit in dem christlichen Entwicklungsgang der Kirche und den natürlichen Entwicklungsgesetzen gemäß, daß nun auf eine Zeit, in der meist nur das innere Glaubensleben und der Herzensfrieden im Herrn besungen worden, auch die Weltverklärung im Glauben, besonders die Heiligung des Lebens und die sittlichen Lebensverhältnisse der Christen in den Kreis des geistlichen Lieds erhoben worden, daß auf die vielen Lieder des Glaubens und Vertrauens, in denen der Mensch sich selbst in Sicherheit bringt, nun auch Lieder der

---

* Siehe kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang im Grundriß, von J. P. Lange. Zürich 1843.

Liebe folgen, in denen der Christ ausgeht, den Bruder zu suchen, zu retten und zu segnen in der Barmherzigkeit gegen den Nächsten.

Es ist hiemit die Lichtseite dieser neuen Richtung geschildert; — wenn aber nur nicht die Schattenseite viel überwiegender wäre! wenn nur nicht diese Lieder der Liebe meist so gar wenig im Boden des Christenglaubens wurzelten und die Richtung, die vorher in die innersten Tiefen des christlichen Gemüths gieng, nun nur nicht, in das Gegentheil umschlagend, auf das Gebiet äußerlicher Pflichterfüllung sich verlaufen würde! wenn sich nur nicht der mehr und mehr überhandnehmende, zerstörende Verflachungstrieb jener Zeit gegen die Kirche mit ihren Glaubenslehren, mit ihren Rechten und Ordnungen gerichtet hätte, so daß das christliche Leben in ein allgemeines, menschliches Leben nach den Regeln der Vernunft sich verflachte!

Der Haupthebel dieser neuen Richtung ist das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Theologie eindringende rationelle Element, welches den kirchlichen Sinn und den frommen Glauben, somit die eigenste Nahrung des Kirchenlieds, mehr und mehr verschlang. Zunächst durch die Leibnitz-Wolfische Philosophie, welche wir am Schluß der vorigen Periode den Pietismus in Halle verdrängen und die Nothwendigkeit geltend machen sahen, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren (Bd. II. 390), lernte man von dem eigenthümlich Christlichen und Biblischen in den geltenden Religionsbegriffen absehen und Vernunftbeweise an die Stelle der Schriftbeweise für die Glaubenswahrheiten setzen. Es traten durch die bloße natürliche Theologie Wolfs die eigentlichen christlichen Lehren im allgemeinen Bewußtseyn immer mehr in den Hintergrund, die menschliche Vernunft machte unter dem Einfluß der Arminianer in der reformirten und der Deisten in der englisch-bischöflichen Kirche immer mehr das Recht geltend, Alles zu prüfen, die heilige Schrift so gut, als die Symbole der Kirche, und nur das für wahr anzuerkennen, was mit der Vernunft übereinstimmt und von ihr begriffen und bewiesen werden kann. So bildete sich der sogenannte Rationalismus oder Vernunft- und Denkglaube; man fieng an, den Werth und die Bedeutung der Glaubenslehren nur nach ihrem Einfluß auf das sittliche Verhalten zu bestimmen, so daß bei gar Vielen das Christenthum auf bloße Moral und auf ein Schattenbild von natürlicher Religion zusammenschrumpfte; Glückseligkeit hielt man nun für die höchste Bestimmung des Menschen und wohlverstandener Trieb nach Glückseligkeit galt als Sitt-

lichkeit; seine Glückseligkeit auch in Anderer Glückseligkeit zu finden, galt als höchste Tugend. Daneben fraß in den Volkskreisen, besonders den höhern, die französische Freidenkerei eines Voltaire und Rousseau, die das Christenthum als eine überlebte Bildungsstufe darstellten und die Kirche mit ihrem Glauben durch Witz und Spötterei lächerlich zu machen suchten, wie ein Krebsschaden um sich. Friedrich der Große, der Held des siebenjährigen Kriegs, und bald darauf das Haupt des nun zum mächtigsten protestantischen Staat Deutschlands herangewachsenen Preußens, sammelte, da er selbst die h. Geschichte für abgeschmackter, als die Fabeln des Heidenthums erklärte und den Glauben der Kirche als Aberglauben verspottete, gleichgesinnte Geister um sich her, einen Voltaire, Edelmann, Damm, welche folgende, und noch schlimmere, Sätze aufstellten: „Jesus ist ein Sohn Gottes, d. i. ein recht göttlicher, guter Mensch; der Versöhnungstod Jesu ist ein Unding; es giebt keine geoffenbarte Religion; die christliche Religion ist sowohl als jede andere Religion Aberglauben; die Lehre der Christen von den Gnadenmitteln, Gnadenordnung, Gnadenwerken gehört theils zu den Fabeln, theils zu den Betrügereien.“ rc. Diese falsche, von Westen kommende Aufklärung, diese dem christlichen Offenbarungsglauben feindliche, einseitige Verstandesrichtung der französischen Philosophie konnte sich nun in Deutschland um so ungehinderter und schneller verbreiten, je mehr das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem großen Geiste Friedrichs nicht bloß in seiner Größe, sondern auch in seiner Schwäche zu huldigen. Die alte Orthodoxie, wie wir sie zu Anfang der vorigen Periode in ihrer mehr für die Lehre und den Lehrstuhl, als das Leben und die Kanzel geschäftigen Thätigkeit kennen lernten, war in einer starren Rechtgläubigkeit vertrocknet, und nachdem sie den Pietismus bekämpft und ihre Aufgabe, die in der wissenschaftlichen Durchkämpfung der confessionellen Gegensätze bestand, erfüllt hatte, hinfort nicht mehr eine Lebensmacht der Kirche. Der Pietismus aber konnte nach seiner ganzen Grundrichtung nur Einzelfrömmigkeit hervorbringen, und weil er im Grund seines Wesens doch unkirchlich war, da er meist die Kirchenordnung und Verfassung geringschätzte, auch die Wissenschaft vernachläßigte und sich manche dem Spotte Nahrung gebende Gefühlsübertreibungen zu Schuld kommen ließ, auch kein Damm seyn gegen die auf den alten Bau der Kirche hereinbrechenden Gewässer des Unglaubens. So hatte die Aufklärung leichtes Spiel. Ihr Sitz und Mittelpunkt wurde Berlin, und die von dem Buchhändler und Privatgelehrten Fr. Nicolai

daselbst im J. 1765 gegründete allgemeine deutsche Bibliothek war ihr Organ. Der im Innern bereits ausgedorrte Boden der Kirche ward, wie es die Berliner evangelische Kirchenzeitung einmal bekennt, nun noch von Außen mit Berliner Sande verschwemmt.

Die Wirkungen hievon zeigten sich gar bald auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds. Gemäßigte rationalistische Prediger, welche die Offenbarung aus Vernunft und Natur zu bestätigen und so gegen die überhand nehmende Freigeisterei zu vertheidigen suchten, dabei aber die Religion „ja nicht mit unnöthiger Salbung" behandelt, sondern sie „im Lichte praktischer Gemeinnützigkeit" vorgetragen wissen wollten, und auf der Kanzel den Platz, den die biblischen Glaubenslehren seither behauptet hatten, der Moral abtraten, gaben jetzt den Ton an auf dem Gebiet des Kirchenlieds. Es sind dieß Männer, wie Georg Joachim Zollikofer, reformirter Prediger in Leipzig, Jerusalem, Abt zu Marienthal in Braunschweig und Consistorialpräsident zu Wolfenbüttel, und Spalding, Probst an der Nikolaikirche zu Berlin, auf welcher Stelle Spener einst das Glaubensleben in der Kirche zu wecken bemüht gewesen. Mit dem strengen Bibelglauben schwand bei ihnen auch die eigentliche Bibelsprache und an ihre Stelle trat die moderne Ausdrucksweise der sogenannten Gebildeten.

Zu letzterem trugen wesentlich zwei ästhetische Vereine junger Männer bei, mit welchen jene Kirchenliederdichter mehr oder weniger verbunden waren. Der eine hatte sich zu Leipzig auf den Vorschlag L. Chr. Gärtners gebildet zwischen ihm, Joh. Adolph Schlegel und Joh. Andreas Cramer, unter dem Beitritt von Rabener, Elias Schlegel, Ebert, Zachariä, Cronegk ꝛc., genannt „die Bremer Beiträger" nach ihrer Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen. 1. Jahrg. 1744."; der andere zu Halle, zu welchem Uz, Gleim, Kleist, Göz, Mendelssohn gehörten. Beide hatten den gleichen Grundsatz, ästhetische Bildung zu befördern. Sie haben das Verdienst, die Steifheit und kalte Nüchternheit der Gottsched'schen Schule, als deren Repräsentant Zimmermann am Schluß der vorigen Periode erschien (Bd. II. 390), von der Poesie überhaupt und so auch vom Kirchenlied ausgetrieben und den größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks, die Ausbildung der Poesie und die Reinheit und Vervollkommnung der deutschen Sprache und des Versbaus geübt zu haben. Dieß kam dem Kirchenliede unmittelbar zu gut, indem damals noch die ausgezeichnetsten weltlichen Dichter

auch geistliche Lieder verfaßten, wie Uz, Ramler, Kleist, Zachariä, Cramer rc. Aber durch die gefeilte, feine Sprache, die nun Ton und Mode wurde, büßte das Kirchenlied seine alte, kräftige, körnigte Bibelsprache ein, welche sein Gewand in den vorigen Zeiten gewesen war, und wurde modernisirt.

Unter solchen Verhältnissen trat Gellert, einer von den Bremer Beiträgern und daher auch ergriffen von der freisinnigeren Bildung seiner Zeit, obgleich sonst streng bibelglaubig, zu Leipzig auf. Er hielt zwar an der Bibellehre und den eigenthümlich christlichen Glaubenswahrheiten durchaus fest, trieb aber nach der Art der damaligen Theologen hauptsächlich die Moral oder Pflichtenlehre. Wie sein Biograph, Joh. Andreas Cramer, von ihm sagt, daß er diejenigen Schriften am meisten gelesen habe, welche dazu geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen, so suchte er selbst auch Andere auf verstandesmäßige Weise von den Wahrheiten der Religion zu überzeugen. Diese Grundzüge spiegeln sich denn auch in seinen geistlichen Liedern ab, die im J. 1757 erschienen. Im Gegensatz gegen die nüchterne und trockene Gottsched'sche Schule wollte er das Kirchenlied mit „sanfter, religiöser Wärme" und in edler Volksmäßigkeit als Volkslied behandeln. Dafür war er aber zu nüchtern reflektirend und zu verständig belehrend, und seine Sprache hat, ob sie gleich gemüthlich, anschaulich und allgemein verständlich ist, doch nicht die wahre Volksthümlichkeit, da ihr der entschiedene biblische Ausdruck fehlt und sie statt dessen oft und viel in den modernen, abstrakten Begriffsworten der Moralphilosophie: „Pflicht, Tugend, Besserung, das Gute" rc. sich bewegt. „Es ist bei Gellert," bemerkt über ihn Dr. Grüneisen, „das Kirchenlied nicht mehr das strenge „Glaubenslied aus Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive „Wahrheit der biblischen Lehre enthaltend, obschon den Glauben auch „aus einem allgemeinen Gesichtspunkt fassend und vorzugsweise, nur „minder tief, aber auch minder ängstlich, als es in der Spener'schen „Schule geschehen war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet." Daß seinen Liedern gerade die eigenthümliche evangelisch-kirchliche Glaubenssprache fehlt, wie sie uns so kräftig und entschieden aus dem alten Kirchenliede auch noch der letztvergangenen Periode entgegentritt, in ihnen vielmehr nach der pelagianischen Färbung der ganzen damaligen Zeit bloß das allgemein Christliche und besonders das Moralgefühl ausgesprochen ist, dafür ist bezeichnend, daß die Gellert'schen Lieder auch in der katholi-

schen Kirche freudig begrüßt wurden, wie z. B. der bigotte Freiherr v. Switen in Wien gegen einen Reisenden, der in Sorgen war, weil er Gellerts Schriften in Wien bei sich hatte, zur Beruhigung sagte: „diese Schriften gehen unser Verbot nicht an, wir Alle bewundern Gellerts Schriften," und ein katholischer Geistlicher in Böhmen Gellert sogar in einem Danksagungsschreiben für seine geistlichen Lieder ernstlich zum Uebertritt in die römische Kirche zu bewegen suchte, da er meine, er müsse besser von der Nothwendigkeit der guten Werke denken, als Luther. Dabei ist übrigens nicht zu verkennen, daß Gellert als Kirchenliederdichter ganz der Mann für seine Zeit war, der, wie kein Anderer dieser Zeitrichtung, dem Volkston sich genähert, und dessen Sprache so korrekt und würdevoll war, daß diejenigen, welche die Lieder der früheren Zeiten mit ihren „veralteten Formen und Ausdrucksweisen" bewitzelten und verspotteten, nichts auszusetzen hatten und sich zufrieden geben mußten. Seine herzliche, klare und von aller Einseitigkeit freie Frömmigkeit war in jener dürren, glaubensarmen Zeit vom wohlthätigsten und allgemeinsten Einfluß auf das Volk. Dauernd aber konnte sein Einfluß, wie der Luthers und Gerhards, nicht seyn, weil seine Lieder nicht entschieden aus dem Kern des ewigen Gotteswortes, der Bibel, hervorgegangen sind.

Im Gegensatz gegen diese verständig belehrende Richtung Gellerts, in der er das Vorbild für viele Kirchenliederdichter seiner Zeit wurde, trat neben ihm Klopstock mit der pathetischen, rührhaften Richtung auf. Schon in seinen Oden hatte er die „Steigerung der Kunstlyrik und Erhebung der Unmittelbarkeit der Empfindung" über Alles gesetzt, und in seinem Messias (1748) hatte er, wie Gervinus sich ausspricht, den Verstand mit erstaunenswürdigen Wahrheiten und die Einbildungskraft und das Herz mit religiöser Beredtsamkeit und Schwung der religiösen Gefühle zu befriedigen gesucht und war auf seinem Weg zur Herzensrührung und Erschütterung in ein Streben nach andauernder höchster Würde und Erhabenheit gefallen, das ermüdet. Als er im J. 1758 seine geistlichen Lieder herausgab, unterschied er zwischen den erhabenen, höher gehenden Gesängen und den populären Liedern, und stellte es als die höchste Aufgabe hin, Lieder zu dichten, die auch dem gefielen, der dem Gesang und der Ode folgen könne, und solche wollte er mit seinen geistlichen Liedern selbst liefern. Damit hat er aber selbst ausgesprochen, daß seine Lieder, was auch mit Ausnahme weniger der Fall ist, nicht für den gottesdienstlichen Gebrauch der Volksgemeinde sich eig=

nen. Nur zu wahr ist das Urtheil Dr. Grüneisens über Klopstock: „Er „hat durch Epipheten und Exklamationen den Schwung zu ersetzen gesucht, „und auf zahllosen Ausrufungszeichen gehen seine geistlichen Lieder, wie „auf Stelzen, einher, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und „mühsam.“

Ueber Beide aber spricht sich Dr. Lange bezeichnend dahin aus: „Wenn Gellert für seinen Glauben zu sorgen scheint und den Zweifel „durch die Reflexion beseitigt, so scheint Klopstock keine Gefahr zu ahnen „und im begeisterten Schwunge den Zweifel zu überfliegen. Allein es „waltet hier im Grund noch dieselbe Noth, darum redet er so überlaut „oder überstark deklamatorisch. Sowohl Klopstocks Deklamation, als „Gellerts Reflexion verrathen einen Mangel an idealer Intensivität in der „Glaubensfeier.“ Keiner von Beiden konnte deßhalb auf seine Art das Herz des Sünders und seinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, befriedigen.

Auf Gellerts Seite stellten sich Chr. Fr. Neander, Joh. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Diterich, Münter ꝛc. An Klopstock reihte sich zunächst Joh. Andreas Cramer, welcher noch in stärkeren Gegensatz gegen Gellert trat, als selbst Klopstock, und den Lehrton entschieden verwarf, dagegen aber auf das Musikalische, auf Empfindung und Bewegung, auf wirkliche Poesie drang und auf leidenschaftliche Erregung ausgieng, wobei er, da er die gesteigerte Religiosität Klopstocks noch übersteigerte, ins bloß Rhetorische verfiel. Sturm, Ramler und Schubart stehen auf dieser Seite, zu welcher auch Lavater sich neigt, welcher übrigens einzig in seiner Art dasteht.

Allen diesen geistlichen Liederdichtern der Gellert'schen und Klopstock'schen Schule mangelt es mehr oder weniger an dem Ausdruck der Kraft und der Heiterkeit des Glaubens, am wahren Glaubensschwung. Der Grund dieses Mangels ist von Gervinus klar damit bezeichnet, daß nämlich „ihr Glaube nicht mehr ein unangefochtener Besitz, sondern ein angegriffenes Eigenthum ist, das aus Ueberzeugungsgründen vertheidigt werden muß.“ Man fühlt es ihren Liedern an, daß sie in einer lauen Zeit gedichtet sind als matte Ergebnisse verständiger Ueberlegung. Während die alten Dichter stets im allernächsten, herzinnigsten Zusammenhang mit dem Worte Gottes stehen, unverwandt auf Christum sehend und mit den Gegnern des Christenthums in keinerlei Unterhandlung sich einlassend, hatten sich diese neueren Dichter, wenn gleich ihre Grundgesinnung reli-

giös war, doch dem Zweifelgeist der Zeit innerlich mehr oder weniger bequemt, um die Sache des Christenglaubens wenigstens in seinen Hauptpunkten noch zu retten. Während bei den alten Dichtern alle Seelenvermögen vom Geiste gleichmäßig durchdrungen waren, und ihre Lieder deßhalb durch Wärme und Innigkeit sich ebenso, wie durch Kraft auszeichnen, fehlt den neuern entweder die christliche Wärme und die innige Liebe zum Herrn, weil der Verstand mit seiner kalten Vernünftigkeit vorherrscht, oder es waltet in ihnen einzig nur das von den übrigen Geistesvermögen abgerissene Gefühl, wodurch eine falsche Sentimentalität sich erzeugt.

Gellert fand die zahlreichsten Anhänger und Nachahmer. Die meisten derselben lieferten aber, ohne die lebendige, religiöse Wärme Gellerts zu besitzen, äußerst trockene und matte Machwerke in gereimter Prosa. Als nun vollends der Rationalismus unter der Herrschaft des Kantischen Systems (die Kritik der reinen Vernunft erschien 1781, die der praktischen Vernunft 1788) in den neunziger Jahren sich immer mehr verbreitete, so warf man sich mit einer wahren Moralwuth auf das Sittengesetz, um es in sogenannten Moralliedern der Reihe nach in alle seine einzelnen, besondersten Pflichten und Tugenden zu zergliedern. Hatte man es schon gegen das Ende der vorigen Periode im Kreise der Orthodoxen und hie und da auch bei den Pietisten nach Rambachs Vorgang für einen Vorzug gehalten, über jede Glaubenslehre, so wie über jede Sittenlehre möglichst viele Lieder zu besitzen und daher Lieder gedichtet für gottesfürchtige Studenten, Soldaten, Kaufmannsdiener, Barbiere u. s. w. (s. Bd. II. 389), war also hier schon der Lehrton angeschlagen: so setzte man sich jetzt auf den ausschließlichen Standpunkt der Lehre und lieferte, da man Jesum nicht mehr anders ansah, denn als einen großen Volks- und Tugendlehrer, und seine Kirche als eine Lehranstalt, bloß lehrhafte Tugend- und Pflichtenlieder. So entstanden statt Kirchenliedern „gereimte Moralpredigten" und die trockensten, mit der kühlsten Verständigkeit abgefaßten, gereimten Lehrabhandlungen über die verschiedenen Beweise für die Unsterblichkeit und das Daseyn Gottes, über Gottes Eigenschaften, über die Natur des Menschen als sinnliches und vernünftiges Geschöpf, über die Erhaltung und Pflege des Leibs, die fünf Sinne, die Seelenkräfte des Menschen, das Gedächtniß, das Sprachvermögen, den Nachahmungstrieb ꝛc. Da standen nun Lieder auf über die Religion im Allgemeinen und die christliche im Besondern, nebst ihren einzelnen Lehrsätzen, über die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst, über alle

einzelnen Pflichten, wie z. B. Sparsamkeit, Mitleid, Nüchternheit, Arbeitsamkeit, vernünftige Selbstliebe, Selbstbeherrschung, Billigkeit, Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit, Leutseligkeit und Geselligkeit, Mitfreude, Bescheidenheit rc.* mußten ihre gereimte Abhandlung haben, während die Dichter der ältern Zeiten den richtigen Takt hatten, daß all das für einen rechten Christen überflüssig sey, da er im Glauben und in der Liebe zu Christo schon von selbst wissen werde, was seine Christenpflicht sey.

„Es ist" — so eiferte im J. 1829 die evangelische Kirchenzeitung mit Recht gegen diese Morallieder — „es ist viel Redens von Früchten, von mannigfaltigen, christlichen Tugenden, während man den Baum, der die Früchte trägt, den Glauben, der in der Liebe thätig ist, umhaut. Meist enthalten die Tugendlieder eine Menge guter, persönlicher Vorsätze und Entschließungen, ohne nach dem zu fragen, der Wollen und Vollbringen gibt. Sie erinnern an Münchhausen, der in einen tiefen Sumpf versunken den kräftigen Entschluß faßte, sich an seinem Zopf herauszuziehen." Selbst alle möglichen häuslichen Verhältnisse wurden aufs Pünktlichste mit Liedern bedacht, während über die damalige Zeit gerade geklagt werden mußte, „daß das Gesangbuch bei dem Verschwinden aller häuslichen Erbauung höchstens noch des Sonntags zur Kirche getragen werde." In den Trostliedern, die einst so kräftig in der David'schen Noth- und Drangsalszeit des dreißigjährigen Krieges und seiner Nachwehen erklangen, herrschte, wie Dr. Grüneisen klagend es ausspricht, ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotisch-idyllischen Dichtung der damaligen Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete, und in den Lehr- und Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Deklamationen in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. In den Liedern vom Tod, Auferstehung und ewigen Leben machte sich der sentimentale allgemeine Unsterblichkeits- und Wiedersehensglaube der Rationalisten breit, und es wurde dabei ohne den rechten sittlichen Ernst viel widerlich Süßes und Rührhaftes vom Wiederfinden der vorangegangenen Lieben vorgebracht.

* In dem vom Prediger Grabe († 1803) besorgten Nordhausischen Gesangbuch vom J. 1802, in dem Hadamar'schen von 1807, besorgt durch Schmidt, im Bremischen von 1812, besorgt durch Gambs, kommen Kirchenlieder über die Schutzblattern vor, in andern über Schonung der Bäume, wider Gespensterfurcht, Trunksucht, Spielsucht, Unreinlichkeit rc.

Wie weit aber die Unkirchlichkeit allmählich um sich gegriffen und wie tief der Kirchenglaube und christliche Bibelglaube bei den höhern Geistern der Zeit, besonders durch Lessings Einfluß († 1781) und durch die alle Gedanken auf sich ziehenden Weltbegebenheiten erschüttert und in Hintergrund gestellt wurde, dieß zeigte sich auch daran, daß die aus dem im J. 1772 zu Göttingen gestifteten ästhetischen Dichterbund, dem Haynbund, hervorgehenden Männer, die um diese Zeit eine klassische Literatur unter uns gründeten, die Bildung unseres Volkes größtentheils in einem nichts weniger als christlichen Geist zu fördern suchten; dieß zeigt sich noch mehr daran, daß in diesem sogenannten goldenen Zeitalter der deutschen Poesie und Literatur, welches mit den hochgefeierten Namen eines Wieland, Göthe, Schiller anbrach, kein einziger dieser gefeierten Dichter es auch nur der Mühe werth hielt, ein einziges geistliches Lied, ein Kirchenlied, zu dichten; dieß zeigt sich am meisten vollends daran, daß sich jetzt die poetische Literatur wie ein mündig gewordenes Kind von der Kirche, ihrer seitherigen Mutter, losreißt und ihren eigenen Weg geht, als schäme sie sich derselben und als könne ihr diese keine Nahrung mehr geben. Die schönsten und höchsten Erzeugnisse der poetischen Literatur sind von nun an dem geistigen Leben des Gesammtvolks entrückt, weil sie nicht mehr aus dem christlichen Glauben, diesem alten Gemeingut des deutschen Volks, fließen. Klopstocks Messiade war, wie sie Harleß einmal nannte,* „der letzte, aber mißglückte Versuch, die Poesie zur unmittelbaren Dienerin des Heiligen zu machen, aber auch der riesenhafte Markstein der Gränze, welche seitdem das Gebiet der deutschen Poesie vom geistigen Bereich der sogenannten niedern Volksklassen geschieden hält." Gellert schon mußte in der Vorrede zu seinen geistlichen Oden klagen, man halte nun die, welche religiöse Gesänge schreiben, für fanatisch, abergläubig und milzsüchtig.

Hatten sich nun gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Dichter des deutschen Volks vom Gebiet des Kirchenlieds in vornehmer Geringschätzung abgewandt, so blieben nur noch jene rationalistischen Dichter zweiten und dritten Rangs übrig, die weder mit der Genialität jener großen weltlichen Dichter, noch im Herzensdrang auf den Knien, unter Gebet und Verkehr mit dem Herrn, wie die alten

* Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. 3. Bd. 1. Heft. „Die Kirche und die deutsche poetische Literatur seit der Reformation. Eine aphoristische Skizze."

Kirchenliederdichter, sondern am Studiertisch oder gar fabrikmäßig in größter Trockenheit und Nüchternheit geistliche Lieder verfertigten. Und dennoch entstanden jetzt mehr, als je in den vorigen Zeiten, geistliche Lieder, so daß das von dem Domdechanten Georg Ludwig v. Hardenberg zu Halberstadt bis zu seinem Tod im J. 1786 fortgeführte Liederlexikon, welches auf der Halberstadter Stiftsbibliothek aufbewahrt ist, in fünf Quartbänden bereits ein Verzeichniß von 72732 Liederanfängen aufführt. Jenes stolze Ignoriren des Kirchenlieds von Seiten der großen Dichter hätte nun die Kirche verschmerzen können; auch diese Fluth von matten, kaltverständigen oder hohlpathetischen Liedern, wie sie jetzt in Menge geliefert wurden, hätte nicht so viel geschadet, denn die Kirche hätte sie jederzeit beliebig wieder auf die Seite schieben können. Aber nun sollte gar auch das Heiligthum des alten Liederschatzes unserer evangelischen Kirche angetastet, es sollten die alten Kernlieder nach dem modernen Geschmack und herrschenden Zeitgeist umgemodelt werden; das Alte meinte man neu machen zu müssen und die ehrwürdigen alten Lieder des Glaubens, an vielen tausend Seelen schon erprobt, wurden nun in modernen Ueberarbeitungen mit größter Willkühr und Taktlosigkeit, theils in die Breite, theils in die Kürze gezogen, und das heilige Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren kostbaren Liederschatz wurde der Willkühr unberufener, sogenannter „Verbesserer" preisgegeben. Vergessen war nun Dr. E. Val. Löschers wahres Wort in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbuch von 1713: „Gesangbücher sind ein Anhang von symbolischen Büchern, welche der „ganzen lutherischen und evangelischen Kirche Lehr und Bekenntniß dar„thun und also billig rein und unverfälscht gehalten werden sollten."

Das Signal zu solcher verbesserungssüchtigen Antastung der alten Kirchenlieder hat Klopstock gegeben. Gellert scheute sich anfangs noch davor. Im J. 1758 gab aber Klopstock im Anhang zum ersten Theil seiner geistlichen Lieder eine Probe von 29 ältern Liedern nach seiner Umarbeitung. Zur Rechtfertigung dieses Unternehmens führte er an: „wir sind oft mitten in unserer Andacht durch Gedanken und Ausbrüche unterbrochen worden, die nichts weniger als der Religion und selbst derjenigen Vorstellungen würdig waren, welche diese Lieder in bessern Stellen in uns hervorgebracht haben. Wie groß ist es ferner, mit Gott zu reden! Sollten wir nicht alle unsere Kräfte anstrengen, es würdig zu thun? — Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man von

mir glaubte, daß ich unsere Lieder, weil ich sie veränderte, gering schätzte! Eben deßwegen, weil mir viele Stellen in den meisten unserer alten und in einigen unserer neuen Lieder so werth sind und weil ich dankbegierig gegen die Rührung bin, zu der sie mich oft genug veranlaßten, habe ich andere Stellen derselben, von welchen ich überzeugt war, daß sie die Andacht oft störten und noch öfter nicht unterhielten, verändert." Er hatte also die an sich lobenswerthe Absicht, so manches werthvolle ältere Lied, das in dieser Zeit wegen seiner minder passenden Form und einiger dem Zeitgeschmack durchaus zuwider laufender Ausdrücke verachtet und der Vergessenheit übergeben worden wäre, seiner Zeit zu erhalten. Es fehlte ihm aber eben an der Glaubenseinfalt und volksthümlichen Gemüthlichkeit, um sich in den Sinn des Originals hineindenken und bloß die Härten ändern zu können, ohne den Grundcharakter des Originals zu verwischen. Sein Vorgang war zu bedeutend, als daß er nicht bald mannigfache Nachahmung hätte finden sollen.* Cramer und Schlegel thaten es ihm alsbald nach; im J. 1778 gab Heinrich Erhard Heeren „neue und veränderte Lieder" heraus und Dürr veröffentlichte im J. 1779 fünfzig alte Lieder in veränderter Gestalt.

Einen Schritt weiter gieng der Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, ein Nachahmer Gellerts, dadurch, daß er die Abschaffung der alten „ungenießbaren" Landesgesangbücher vorschlug und zu diesem Zweck die mit den beiden Predigern an der Marienkirche, Bruhn und Kirchhof, veranstaltete „Neue Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst" im J. 1765 herausgab; in dieser Sammlung, die dann auch am 5. April 1765 zunächst als Anhang zum Porstischen Gesangbuch beim öffentlichen Gottesdienst in Berlin eingeführt wurde, hatte er sämmtliche ältere Lieder verändert und sogar an seines Meisters, des gefeierten Gellerts, Liedern sich Veränderungen erlaubt, mit welchen aber Gellert nicht wohl zufrieden war.** Ihm schloß sich alsbald im J. 1767

* Es wurden manche Schriften Für und Wider gewechselt. Wider die Veränderungen: Christian Sam. Ulber, Pastor in Hamburg, von Veränderung der Kirchenlieder. Hamb. 1768. — Ehrenfr. Liebichs Gedanken über die evang. luth. Kirchenlieder und deren von Neuern damit vorgenommenen Veränderungen. 1768. — Für dieselben: Pratje, wohlgemeinter Versuch zur erbaulichen Aenderung einiger alten Kirchenlieder. Bremen 1769. — Christian Gottl. Schwarts Betrachtungen über das große Bedürfniß neuer und verbesserter Kirchengesänge. Leipz. 1783.

** Nach seinem Tod hatten Gellerts Lieder ein noch viel schlimmeres Loos, indem sie von Einigen ganz verstümmelt wurden. In Leipzig, Gel=

Professor Johann Bernhard Basedow in Altona an, der in seinem Privatgesangbuch nicht bloß ältere, sondern auch neuere, von noch lebenden Verfassern herrührende Lieder mit größter Willkühr änderte, wobei es sich jetzt namentlich an Klopstock selbst auch rächte, daß er die Losung zu solchen Aenderungen gegeben hatte.* Nun trat die traurige Gesangbuchsrevolution in Deutschland ein, über welche selbst Schubart einst in die Klagworte ausbrach: „Wehe uns, wenn Luthers Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mattherzigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirenden Sammlern herausgegeben werden, worinn oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verstümmelt oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksbürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten giebt, als wir Städte zählen, seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht, und alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luthers Bibel nicht wäre."

Diese Revolutionsmänner auf dem Gebiete des Kirchenlieds waren meist hochgestellte Herren des Kirchenregiments in den verschiedenen deutschen Ländern, Consistorialräthe, Hofprediger, Generalsuperintendenten ꝛc. Gleich im J. 1766 gab G. Joachim Zollikofer unter der Unterstützung Weiße's ein neues Gesangbuch für die reformirte Gemeinde in Leipzig unter dem Titel: „Sammlung der besten geistl. Lieder beim öffentlichen Gottesdienst der Reformirten" heraus, in welches viele veränderte Lieder aus dem Diterich'schen Buch mit neuen Veränderungen aufgenommen waren; in der Vorrede waren bessere Gesangbücher als ein Bedürfniß dargestellt, „weil die Gesänge beider protestantischen Confessionen größtentheils schlecht wären." In demselben Geist besorgte Consistorialrath List im J. 1773 ein neues Gesangbuch für die evangelische Gemeinde in der Churpfalz, im J. 1774 Rektor Joh. Rud.

---

leits eigenem Wohnort, ist man gerade am schlimmsten damit umgegangen. Vgl. Kritik der neuern Liedersammlung für die Stadtkirchen in Leipzig von C. F. F. Voigt. Dresden 1797. — Ausführliche Nachrichten von den Schicksalen der Gellert'schen Lieder in zwanzig Gesangbüchern sind zu finden in Leopolds Magazin für die geistl. Dichtkunst. 1. Heft. Stolberg am Harz 1798.

* Die Verschlimmerungen des Klopstock'schen Lieds: „Wie wird mir dann, o dann mir seyn" in mehreren neuern Gesangbüchern sind geschildert in Wagniz liturg. Journal. Bd. VIII. S. 307 ff.

Schlegel eines für die lutherische Gemeinde in der Reichsstadt Heilbronn, und im J. 1778 erhielten durch den Generalsuperintendenten Kößler solche neue Gesangbücher Gotha, Eisenach und Erbach. Im J. 1779 besorgte sodann der Nassau-Usingen'sche Superintendent Bickel, ein Freund Diterichs, für Nassau-Usingen, der Generalsuperintendent Stockhausen für Hanau, Dr. Miller und Dr. Leß für Göttingen, Dr. Cramer in Verbindung mit Klopstock für Holstein, Consistorialrath Ellrod in Verbindung mit Kirchenrath Dr. Seiler für Baireuth, Superintendent Küster und Professor Eschenburg für Braunschweig, Consistorialrath und Hofprediger Krämer für Hessen-Darmstadt ein neues Landesgesangbuch. Im J. 1780 endlich gab Diterich selbst in Verbindung mit Teller und Spalding ganz nach dem Zeitgeschmack ein neues Gesangbuch „zum gottesdienstlichen Gebrauch der K. preußischen Lande“ heraus. Nun folgten vollends Jahr für Jahr und Schlag auf Schlag der Reihe nach in den verschiedenen Landeskirchen Deutschlands solche „verbesserte“ Landesgesangbücher, die in einem aus dogmatischen und moralischen Lehrbüchern entlehnten Fachwerk zu zwei Drittel dürftige, neue Dichtungen und zu einem Drittel naturwidrig modernisirte ältere Lieder enthielten. So besorgte gleichfalls im J. 1780 der Bremer Domprediger Heinrich Erhard Heeren ein neues Bremisches Gesangbuch, im J. 1781 folgte das neue Anspachische Gesangbuch mit 512 Liedern, dessen Herausgeber der Hofgerichtsassessor Uz und der Anspachische Consistorialrath und Generalsuperintendent Junkheim waren; dann kamen in rascher Reihenfolge im J. 1782 das Speierische von den Predigern Spaz und Schulz, 1783 das Nördlingische von Superintendent Tröttsch, ferner das Naumburgische, besorgt von Mann, das Stolbergische von Reisig, das Bergische von Reche, das Hessen-Kasselsche von den Predigern Clemens und Sartorius, das Augsburgische von Krauß, das Anhalt-Köthensche von Isensee, das Oldenburgische von Halem, das Mühlhausensche von Demme, das Quedlinburgische von Joh. Aug. Hermes, das Erbachische von Consistorialrath Luck, das Biberacher von Stadtpfarrer Joh. Jak. Mayer.* In letzterem ist selbst nicht einmal das sonst überall respektirte

* Geboren in Biberach 24. Mai 1769, zuerst Rektor und dann seit 1795 Prediger daselbst, † 28. August 1852. Neben achtzehn andern Liedern hat er namentlich das Lied: „Hallelujah! dem Heiligsten“ gedichtet.

evangelische Kraftlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" als selbstständiges Lied aufgeführt, sondern mit dem Flickworte eingeleitet: „So sangen unsere Alten", während in allen andern Liedern, wo es nur irgend der Reim zuließ, mit merkwürdiger Consequenz „Glaube" in „Tugend" umgesetzt ist. Eines der besser gerathenen neuern Landesgesangbücher ist das vorzüglich von dem Hofprediger Koch in Langenburg abgefaßte Hohenlohesche* vom J. 1784. Unter den letzten erschien denn nun auch noch

---

Das Gesangbuch hat den Titel: „Christl. Religionsgesänge für die öffentl. und häusl. Gottesverehrung der evang. Gemeinde in Biberach. 1802."

* Das „neueingerichtete Hohenlohesche Gesangbuch, enthaltend 658 sowohl alte, als neue, geistliche Lieder. Oehringen 1784." hat den großen Vorzug, daß die alten Kernlieder sammt und sonders in ihrer alten ehrwürdigen Gestalt belassen und in großer Anzahl dargeboten sind. Es besteht nämlich aus zwei Theilen, von welchen der erste Theil die unveränderten alten Lieder — 266 an der Zahl — aus dem Zeitraum von der Reformation bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der zweite Theil theils die dem Zeitbedürfniß entsprechenden neuen Lieder, unter welchen sich aber auch Lieder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Rothe, Neumann, Lehmus, Rambach, Drese, Lehr, Hiller, Schmolke befinden, theils veränderte ältere Lieder, deren Originalfassung aber nur mit zarter Hand überarbeitet ist, zusammen 392 Lieder enthält. Merkwürdig ist, daß erst noch in den 1830er Jahren den Hohenlohern, die mit großer Anhänglichkeit an diesem Gesangbuch festhielten, von der Würtemb. Kirchenbehörde das W. Gesangbuch von 1791, welches weit unter demselben steht, durch gemessene Befehle aufgedrungen wurde. Dagegen wurden im J. 1842 in das neueste W. Gesangbuch mit sichtlicher Berücksichtigung des Hohenloher Gesangbuchs 27 Lieder desselben, die zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch standen (sie sind im folgenden Verzeichniß mit * bezeichnet), aufgenommen. Folgende 175 Nummern des neuesten W. Gesangbuchs standen in dem Hohenloher Gesangbuch: Nr. 1, 2, 3, 7, 10*, 11, 12, 13, 16, 20*, 22*, 26, 27, 28, 30, 32, 33, 34, 36, 38, 39*, 48, 49, 51*, 53, 57, 58, 64, 67, 68, 70, 73, 76*, 78, 85*, 86, 88*, 93, 94, 96*, 97, 104, 110, 111, 119, 122, 125*, 126, 130, 131, 138, 141, 142, 149*, 152, 154, 155, 160, 166, 169, 177, 178, 180, 181*, 182*, 185, 190*, 194, 195, 196, 198, 199, 200*, 206, 209, 212, 215, 225, 227, 230, 232, 237, 241, 245, 250, 251, 252, 261, 266, 268, 274, 277, 290, 294, 298, 305, 306*, 309, 312, 313, 317, 318*, 320, 325, 327, 329, 331, 332*, 346, 350, 351, 353*, 355, 364, 366, 367, 368, 373, 374, 378*, 392, 393, 394*, 400, 402, 403, 413, 438, 441, 449, 454*, 461, 462, 463*, 464, 466, 476, 482, 484, 485, 488*, 492, 493, 532, 533, 545*, 549, 551, 559, 562, 565, 571, 572, 578, 582, 585, 588, 590, 593, 594, 598, 599, 600, 602, 605, 606, 608, 610, 624, 634, 641*, 642, 643, 647*, 649.

Hie und da hatte sich, wiewohl äußerst vereinzelt, noch ein Gesangbuch im alten Geist und Ton unter den Stürmen der Gesangbuchsrevolution zu behaupten gewußt. So erhielt z. B. die Reichsstadt Eßlingen noch im J. 1767, in einer Zeit, als Diterich bereits die Revolution begonnen hatte, ein treffliches Gesangbuch voll der ausgesuchtesten alten Kernlieder durch die Bemühung des frommen Oberpfarrers und Seniors Cosmann

im J. 1791 das Würtembergische Gesangbuch mit 629 Liedern,* besorgt von Prälat und Consistorialrath Dr. Georg Friedrich Griesinger.** Das Consistorium, in welchem seit 1783 C. Heinrich

---

Friedrich Köstlin. Dieses blieb bis in die neuere Zeit im Gebrauch und mußte erst einige Zeit, nachdem Eßlingen im J. 1803 Würtembergisch geworden war, dem W. Gesangbuch von 1791 weichen. In demselben standen folgende Nummern des jetzigen W. Gesangbuchs, die — so weit sie nicht schon beim Hohenloher Gesangbuch bezeichnet sind — zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch sich vorfanden: Nr. 29, 92, 98, 117, 144, 201, 211, 255, 256, 263, 334, 339, 395, 412, 496, 504, 544.

* Zum erstenmal in einem Würtemb. Gesangbuch erscheinen hier folgende, nun auch noch im neuesten W. Gesangbuch befindliche Liedernummern, welche, mit Ausnahme der Nummern 367 (von Flemming), 110, 230 (von Hecker), 126, 186 (von Rambach), 154 (von Gesenius), 162 (von Sal. Frank), 252 (von Günther), 309 (von Lehr), 312 (von P. Busch), 336 (von Wegleiter), 316 (von Scheidt), 350, 400 (von Schmolke) und 326 (von Breithaupt), sämmtlich von modernen Dichtern der fünften Periode verfaßt sind: Nr. 15*, 21, 31, 32, 38*, 42, 45, 48, 49, 53, 57*, 58, 59*, 70, 73, 101, 104, 108, 116, 119, 120*, 135*, 148, 150, 159, 167*, 171*, 178, 210, 226*, 227*, 232, 238, 240, 245, 246, 250, 253, 258*, 261, 266*, 267*, 272*, 275*, 282, 285, 293, 298*, 302, 319, 325*, 327, 329, 338*, 340, 341*, 374, 380, 390, 393, 396, 399, 400, 406, 410*, 413*, 419*, 420, 426*, 427*, 428*, 433, 434*, 440*, 441, 449*, 450*, 453*, 476, 481, 483*, 485, 486 497, 510*, 512, 517, 522, 524, 526*, 532*, 534*, 540*, 541*, 551, 562*, 565, 567*, 581, 582*, 585*, 592, 593*, 595*, 602*, 607*, 611*, 615*, 623*, 632, 642, 643, 645, 646, 649. Die mit * bezeichneten Nnmmern wären besser weggeblieben, indem sie nichts weniger als Kirchenlieder sind und solchen nur den Platz versperren.

** Geboren 16. Merz 1734 zu Marschalkenzimmern, wo sein nachmals in Ruith und Erdmannhausen angestellt gewesener Vater damals Pfarrer war. Nachdem er die Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen und das Stift zu Tübingen, wo er sich von 1753—1758 aufhielt, durchlaufen hatte, wurde er Repetent im Stift und zog als ein ästhetisch gebildeter und talentvoller junger Mann die Aufmerksamkeit auf sich. Da verfiel er in eine tödtliche Krankheit, in welcher er den Ernst des göttlichen Gerichts, welchem er nun bald entgegengehen zu müssen glaubte, an seiner Seele erfuhr und tiefe Reue über seine „Eitelkeit und Menschengefälligkeit“ mit beweglichen Worten kundgab. Aber nach seiner wider Vermuthen eingetretenen Genesung vergaß er bald Alles wieder, obgleich er noch längere Zeit sich befliß, orthodox zu seyn. Im J. 1766 wurde er als Prediger nach Stuttgart berufen und zwar zunächst als Diakonus an St. Leonhard. Im selbigen Jahr noch wurde er Diakonus an der Spitalkirche, 1773 an der Stiftskirche, 1780 Archidiakonus daselbst und 1783 Stadtpfarrer an St. Leonhard. Der Inhalt seiner Predigten war ganz orthodox, und auch als er 1786 Consistorialrath geworden war, zeigte er anfangs noch, namentlich auch in der Erklärung des Evangeliums Johannis, welche er für die zum Vorlesen bei den Vesperlektionen bestimmten Summarien abfaßte, daß er den Neologen nicht beigetreten sey. Mit seiner Berufung zur Ausarbeitung eines neuen Landesgesangbuchs änderte sich aber seine Haltung, und er war nun mehr und mehr darauf bedacht, den alten kirchlichen Lehrbegriff nicht nur aus dem Gesangbuch,

Rieger, der Stiftsprediger, saß, wollte nur mit reifstem Bedacht in der Sache zu Werke gehen. Selbst J. A. Bengel hatte in der seinem „Weltalter. 2. Aufl. Heilbronn 1753." beigedruckten „Betrachtung von der h. Schrift, wie sie unsere Richtschnur auch in Redensarten ist" es ausgesprochen: „es wäre doch eine löbliche Anstalt, wenn man in der evangelischen Kirche Eins würde, eine Läuterung mit den Liedern vorzunehmen" und dabei zugleich auch mehrere tadelnswerthe Redensarten und Ausdrücke des W. Gesangbuchs von 1741 vom strengbiblischen Standpunkt aus namhaft gemacht. Eine so weit gehende Aenderung freilich, wie sie nun der Zeitgeist forderte, lag ihm dabei nicht im Sinne, er rieth nur alle Klugheit in Vermeidung unbiblischer oder sonst dunkler Redensarten an. Im Dezember 1783 nahm dann der evangelische Synodus wirklich eine ernstliche Berathung über die Veränderung des Landesgesangbuchs vor und beschloß, zunächst die General- und Spezialsuperintendenten zu gutächtlichen Meinungsäußerungen hierüber aufzufordern. Aus dieser Veranlassung erklärte sich der als Liederdichter bekannte Pfarrer Göz in Scharnhausen (s. u.) in einer besondern Schrift: „Beitrag zur Geschichte

---

sondern auch aus dem katechetischen Lehrbuch, statt dessen er den Braunschweiger Katechismus einzuführen beflissen war, zu entfernen und die Ideen des im ganzen Zeitgeist liegenden Rationalismus überall durchzuführen. So erließ er auch am 11. Merz 1793 folgende Weisung an die lateinischen Schulen: „die praktische Religion oder die christliche Sittenlehre sey das Nöthigste, die Glaubenslehre sey für das jüngere Alter noch nicht zweckmäßig, hingegen was die Vernunft über Gegenstände der Religion aus verschiedenen Gründen vermuthe, sey in den Religionsunterricht aufzunehmen, jedoch der Vorzug der Offenbarung nicht aus den Augen zu lassen." Im J. 1791 wurde er Prälat und 1799 Doktor der Theologie. Nachdem er noch sechs Jahre nach seinem im J. 1816 gefeierten fünfzigjährigen Amtsjubiläum Dienst geleistet hatte, trat er 1822 in den Ruhestand zurück und benützte dann noch seine Muße zur Besorgung neuer Uebersetzungen der biblischen Bücher. Der Tod zweier Gattinnen und dreier erwachsener Söhne hatte ihm während seines Lebens empfindliche Wunden geschlagen, also daß fünf Jahrzehnde lang, — denn schon 1769 hatte er das Büchlein: „Die Pflicht des Christen, seine Traurigkeit beim Sterben naher Anverwandten zu mäßigen" geschrieben, — die Hoffnungen des Wiedersehens und der Sehnsucht nach den Lieben, wo Licht und Wahrheit und Seligkeit ist, seine liebsten Gedanken waren, wie er sie auch in dem auf den Tod eines seiner Söhne gedichteten Liede: „Qualvoll, Gott, ist dieses Scheiden" — W. G. von 1791. Nr 567 — ausgesprochen hat. Und gleichwohl hat er sich zuletzt in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele zweifelhaft ausgesprochen. So starb er zu Stuttgart 17. April 1828. In dem bereits genannten Gesangbuch gehört ihm auch das Lied Nr. 220: „Auch uns hast du zur Seligkeit."

(Quellen: Athenäum berühmter Gelehrter Würtembergs. 3. Heft. 1829. — C. Römers kirchl. Geschichte Würtemb. 1848. S. 479—483.)

der Kirchenlieder. 1784." und der Spezial **M. Bernhard** in Stuttgart in der zu dieser Schrift verfaßten ausführlichen Vorrede für eine ziemlich weit gehende Veränderung, wobei — freilich oft mit wunderlich launenhaften Behauptungen — nicht nur viele unschickliche Stellen in einzelnen Liederversen, sondern auch Lieder als ungeeignet bezeichnet wurden, wie z. B. „Der am Kreuz ist meine Liebe" — „Auf, Christenmensch" — „Christus der ist mein Leben" — „O wie selig sind die Seelen" — „Friede, ach Friede" ꝛc. Auch der Spezial **M. Cleß** schrieb in seinem „Wörterbuch der Religion" unter dem Titel: „Gesang" in ähnlicher Weise. Das Consistorium aber zögerte immer noch, obgleich ein großer Theil der Geistlichkeit für eine Veränderung gestimmt war. Erst als Griesinger im J. 1786 ins Consistorium eintrat, wurde die Gesangbuchsreform ernstlich in Angriff genommen. Ihm als dem „Mann der rechten Vermittlung und Bildung nach den damaligen Wünschen und Begriffen" wurde die Ausarbeitung eines neuen Gesangbuchs oder — wie man sich anfangs behutsam ausdrückte — „eine bessere Ausgabe des bisherigen" im J. 1789 übertragen. Er aber übertrug nun die Hauptarbeit, die Auswahl neuer Lieder und die Ueberarbeitung der alten, einem phantastischen Dichterjüngling, dem Advokaten G. Fr. Stäudlin (s. u.) in Stuttgart. Darüber kam es zu nicht geringen Reibungen zwischen ihm und Rieger, der die Klopstock'sche Manier, zu welcher jene beiden Gesangbuchsreformer große Vorliebe hatten, so wie alle bloß gemachte Begeisterung und alles Pathos nicht leiden mochte und dem es bitter wehe that, wenn die alten bewährten Kernlieder um das nächste beste Morallied irgend eines modernen Dichters sollten hingegeben werden. Vor ihm scheute sich Griesinger noch, in dem neuen Gesangbuch auch nur Eine evangelische Hauptlehre zu übergehen, und so ist es Riegern hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieses Gesangbuch noch eines der bessern neuern Landesgesangbücher geworden ist. Es wurde doch noch eine ziemliche Anzahl der gangbarsten alten Lieder entweder ganz unverändert oder bloß stellenweis verändert in dasselbe aufgenommen. Freilich sind aber auch viele der trefflichsten alten Kernlieder, die im seitherigen Landesgesangbuch standen, wie z. B. „Zeuch ein zu deinen Thoren" — „Jesu, hilf siegen" — „Valet will ich dir geben" — „Durch Adams Fall" — „Es glänzet der Christen" — „Fröhlich soll mein Herze" — „Gottlob, ein Schritt" — „Gott wills machen" — „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr" — „Ruhe ist das beste Gut" ꝛc., ganz ausgelassen, und zwar, wie

es merkwürdigerweise in der Vorrede S. 3 heißt, „als in ihrer ganzen Anlage fehlerhaft, mit fehlerhaften Gedanken und Redensarten durchwebt und keiner Verbesserung fähig." Andere alte Kernlieder, wie z. B. „Eins ist noth" — „Alle Menschen müssen sterben" — „Kommt her zu mir, spricht" — „Wachet auf! ruft uns" 2c., wurden als solche erklärt, „die durch eine völlige Umarbeitung dem heutigen verfeinerten Geschmack näher zu bringen seyen." Indem dieß geschah, wurde ihre Gestalt ins Unkenntliche verzerrt. Durch dieses Verfahren wurde aber bei dem christlichen Volke Würtembergs, das sich die Kleinodien seiner kirchlichen Andacht nicht wollte rauben lassen, viel Anstoß und Aergerniß erregt, wenn auch Viele der sogenannten Gebildeten, die aber eben auch immer unkirchlicher wurden, jetzt ihren verfeinerten Geschmack damit befriedigt sehen mochten. Als nun auch vollends in Würtemberg, wie in allen andern deutschen protestantischen Ländern, eine in demselben Geiste zugerichtete Liturgie im J. 1809 eingeführt wurde, kam es zu nicht unbedeutenden religiösen Bewegungen; es separirten sich Viele (s. u.), und ein Mißtrauen gegen die Kirche und die Geistlichkeit setzte sich tief im Volke fest, so daß dasselbe noch lange in allem Neuen, das in Kirche oder Schule eingeführt werden sollte, selbst bei der Einführung eines zweiten Jahrgangs von Evangelien und Episteln im J. 1831, stets „die neue Lehre" wittern wollte und heute noch nicht von solchem Mißtrauen geheilt ist.

Die Zeit, in welcher diese allgemeine Gesangbuchs-Verbesserung oder vielmehr Verwässerung durchgeführt wurde, war die allerunglücklichste und ungeeignetste. Freilich fehlte es manchen ältern Liedern an einer reinen Form, und oft war auch die Sprache allzu derb oder gar auch unschicklich. Allein jetzt wurde das Kind sammt dem Bade ausgeschüttet. Der kritische Geist hatte sich überall verbreitet; überall der Kampf des Neuen gegen das Alte, das rücksichtslos über den Haufen geworfen wurde. Alles war so altklug, so eisig kalt und verständig geworden, daß man keinen Sinn mehr für die biblische Glaubenssprache des alten Kirchenlieds und den volksthümlichen, naiven, kräftigen Ausdruck in demselben hatte. An die Stelle der glaubensinnigen und lebenskräftigen Ausdrücke setzte man entweder eine kühlverständige und trocken belehrende oder blumenreiche, empfindsame Darstellung in weltförmiger, von den weltlichen Dichtern der Zeit entlehnter, glatter Sprache und regelrechten Reimen. Hinter den Angriffen auf die „veraltete, ungenießbare" Form und Sprache war aber meist die feindliche Gesinnung gegen die alte

Kirchenlehre und den biblisch-christlichen Inhalt der alten Lieder versteckt, die bei den angebrachten Aenderungen deutlich zu Tage tritt; aus „Buße" wurde — „Besserung", aus „Heiligung" — „Besserungskraft", aus „ewig Leben" — „bessere Welt", aus „Gottseligkeit" — „Tugend", aus „Glaube" — „Religion"; und diese zwei abstrakten Begriffe „Tugend und Religion" wurden nun, wie neuerdings richtig bemerkt wurde, gleichsam als „Untergötter" aufgestellt; an die Stelle der concreten Persönlichkeit des Gottessohns wurde „Christenthum" und an die Stelle des persönlichen Gottes wurde „Gottheit" oder „das höchste, das erhabene, anbetungswürdige Wesen" oder „Vorsehung" gesetzt. So verkannte man immer mehr das Thatsächliche und Persönliche, das lebensvolle Concrete, worinn doch der eigentliche Charakter des Volksmäßigen und des Christlichen sich offenbart, und verwandelte es in dürre, leere Abstraktion. So merzte man mit den Ausdrücken der Bibel auch die Lehren der Bibel aus, worunter der eigentlichste Charakter der bearbeiteten Lieder ganz verloren gieng und, wie Knapp in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Liederschatzes S. 19 schlagend bemerkt, eine Art von Seelenwanderung vor sich gieng, wobei die Geister der alten Lieder mit dem Verlust ihrer Persönlichkeit in ganz andern Leibern und Naturen ans Licht traten. Schon Schubart hat sich hierüber (in seiner Lebensbeschreibung. Stuttg. 1791. 1. Bd. S. 100) mit richtigem Takt dahin geäußert: „Wie viel gefrorene Dogmatiker und Neotheologen sammeln jetzt Lieder, verstümmeln die alten und „mischen die besten neuen, z. B. die Klopstock'schen, mit dem Wasser ihrer „sogenannten Verbesserungen. Wer ein Gesangbuch herausgeben will, muß „nicht nur Dichter, nicht nur Theolog, sondern Theosoph, ein Gottesweiser seyn, er muß die Kraft Jesu selbst in seiner Seele erfahren „haben." Auch Joh. Gottfried Herder, der Generalsuperintendent in Weimar, hatte — wiewohl vergeblich — schon im J. 1780 vor solchem Verfahren gewarnt. „Das Gesangbuch" — so sagte er in den Briefen über das Studium der Theologie. IV. S. 296, 299 — „ist die versificirte Bibel für den gemeinen Christen, sein Trost, sein Lehrer, seine Zuflucht und Ergötzung zu Hause, und in öffentlicher Versammlung sollen Gesänge und die Töne, die sie begleiten, wie aufschwingender Aether, wie erquickende Himmelsluft seyn, die Seelen der Versammelten zu vereinigen und zu erheben. Was sollen sie nun mit der gezierten Büchersprache? mit der poetischen oder gar abstrakten Tändelei? Und werden ihnen nun ihre Lieder, Gesänge, die von Jugend auf die Gefährten ihres Lebens

und wirklich einmal, wie es aus der Geschichte ihrer Verfasser bewiesen werden kann, die treuen Kinder der Noth, eine wahre Herzenssprache des Dichters selbst waren, — werden diese ihnen genommen oder verstümmelt und ihnen dafür einige poetische exerzitienmäßige Reim- und Tugendübungen, die ohne Veranlassung und Beruf, ohne Noth und Trieb des Herzens, aus Muße, zur Ergötzung oder gar aus Ruhm- und Modesucht und für den Drucker zum Lohn gemacht wurden, in die Hände gegeben, wäre das ein billiger Tausch?! Es ist ganz ohne Zweifel, daß die besten Gesänge der besten Meister oft Stellen, Ausdrücke, Verse haben, die für uns nicht mehr sangbar sind; diese thue man weg und bessere sie, aber unvermerkt gleichsam und gelinde, — nicht, daß man, statt Ein Glied einzulenken, dem ganzen Mann alle Glieder und Gelenke aus bloßer Wortziererei zerbricht, ihm nicht nur Bart und Haar, wie Hanon den Gesandten Davids, sondern Nase und Ohren, Daumen und Zehen wie Og zu Basan seinen fünfzig Königen verschneidet und sie unter seinem Tisch mit Brosamen speiset. Wie bescheiden waren die ersten Versuche Spaldings, Zollikofers — und was für Licenzen sind darauf hie und da erfolgt! Habe ich doch ein Gesangbuch gekannt, wo es dem Sammler erster Grundsatz war: „„kein Lied ungeändert zu lassen, nichts aufzunehmen, was nicht geändert sey oder geändert würde."" Sie ändern aus gnädigster, spezieller Commission und man führt ein. Die Sache kann keine andere Folge haben, als die sie schon hat, daß Deutschland ein Babel wird, wie von Dialekten und Herrschaften, so von Gesangbüchern und — so Gott will — auch bald von neu übersetzten Bibeln." Auf würdige Weise hatte er bereits in der Vorrede zu dem von ihm mit möglichster Beachtung der alten und wahren Lesearten der Lieder bearbeiteten Weimarer Gesangbuch vom J. 1778 den alten Kirchenliedern das Wort geredet.

Ueberblicken wir nun die Liederdichter dieser Periode, so stellen sich uns drei Hauptrichtungen unter denselben dar: 1) die Gellert'sche Richtung, 2) die Klopstock'sche Richtung, 3) die altglaubige Richtung, welche aus der vorigen Periode in diese noch hereinragt und das Salz der Erde geworden ist auch auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

1) Die Gellert'sche Richtung.

In ihr ist der verständig belehrende Ton, dessen Zweck religiöse Ueberzeugung ist, vorherrschend.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen unweit Freiberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater, M. Christian Gellert, ein treuer Seelsorger, zuerst zweiter Prediger und dann Oberhofprediger war. Er hatte auch eine fromme Mutter, geb. Schütz, die 80 Jahre alt wurde und noch den spätern Ruhm ihres Sohnes erleben durfte († 1759). Von der Erziehung, die er genoß, sagt er selbst: „Ich habe frühe gehorchen gelernt.“ Weil seine Eltern bei dreizehn Kindern, die sie zu versorgen hatten, wenig Mittel auftreiben konnten, so suchte er sich schon seit seinem eilften Jahr durch Abschreiben Geld zu verdienen. Sein Vater, der selbst dichtete, pflegte frühe in ihm die Anlage zur Dichtkunst, welche er schon als Knabe in Abfassung von allerlei Gelegenheitsgedichten zeigte. So hat er z. B. als das baufällige Pfarrhaus seines Vaters mit fünfzehn Stützen vor dem Einsturz gesichert werden mußte — und gerade so viel Kinder und Enkel hatte derselbe — den Geburtstag des Vaters mit einem Gedicht gefeiert, worinn er jene fünfzehn Stützen in anderem Sinn auftreten und dem Vater Glück wünschen läßt. Im J. 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Damals schon zeigten sich die ersten Spuren seiner ihn durchs ganze Leben begleitenden Kränklichkeit; sein Körper war von Kindheit auf zart und schwächlich. Im J. 1734 begab er sich auf die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studieren. Nach vierjährigem Aufenthalt daselbst, wo er als ein guter, gesitteter, fleißiger Jüngling gelebt hatte, gieng er zu seinem Vater, ihn im Predigtamte zu unterstützen. Nur mit der größten Schüchternheit legte er aber seine Predigten ab, da er viel über die Untreue seines Gedächtnisses zu klagen hatte, und stets verfolgte ihn der Gedanke an den ersten mißglückten Versuch, in seiner Vaterstadt am Grabe eines Kindes öffentlich zu reden. Im J. 1739 wurde er Hofmeister bei den Söhnen des Herrn von Lüttichau, unweit Dresden, und begleitete 1741 einen Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig, um dort die Aufsicht über ihn zu führen. Während dieser ganzen Zeit seiner Jugend zeigte er einen großen, sittlichen Ernst; er war strenge in dem, was zum Lebensgenuß gehört, und voll freudigen Danks gegen Gott. „Ein wenig Meißnerwein,“ sagt er selbst, „erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendet hatte, oft bis zu dankbaren Thränen.“ Bei diesem spätern Aufenthalt in Leipzig lebte er viel in dem bildenden Umgang mit den jungen Dichtern Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä ꝛc. und verband sich mit denselben zur Heraus-

gabe der sogenannten „Bremer Beiträge" (S. 4). Als die ersten Stücke derselben im J. 1745 erschienen, überraschte er seine Freunde durch mehrere Fabeln und Erzählungen, mittelst welcher er bald der beliebteste unter den Verfassern dieser „Beiträge" wurde. Schon zu dieser Zeit war er in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden suchte, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief schrieb; ja es kränkte ihn schon, wenn er nur hörte, daß man an diesem Tage einen Boten abfertigen wollte.

In seinem dreißigsten Jahr, 1744, wurde er Privatdocent an der philosophischen Fakultät zu Leipzig, wo er sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungetheilten Beifall erwarb. Um diese Zeit führte ihm einmal ein Bauer einen Wagen Brennholz vor seine Thüre mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht haben. Dieß rührte Gellert bis zu Thränen. Endlich, im J. 1751, wurde er außerordentlicher Professor mit einem Gehalt von nicht mehr als hundert Thalern. Er hielt nun öffentliche Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und suchte in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich auch die Neigung für das Gute" hervorzurufen. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten, liebten ihn wegen seines standhaften Eifers um ihr wahres Wohl, und selbst Göthe,* der ums J. 1763 einer dieser Jünglinge war, bezeugt von ihm: „die Verehrung und Liebe, die Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Das philosophische Auditorium war gedrängt voll und die schöne Seele, der reine Wille, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Ton vorgebracht, machten Eindruck. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn — Alles machte seine Gegenwart angenehm." In ähnlicher Weise sagt Cramer: „Gellerts deutliche, biegsame, aber etwas hohle Sprache näherte sich in ihrem Ton einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß man ihr nicht widerstehen konnte, und bei den ermahnenden Stellen seiner Moral haben alle seine Zuhörer oft reichliche Thränen vergossen. Ohne ein Greis zu seyn hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines

---

* Siehe Wahrheit und Dichtung. 8. Ausg. 1830. Bd. 25. S. 52, 117, 207.

Greises. Die Lehre aus seinem Munde hatte die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergang der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert." Ein solcher Lehrer, wie er, mußte viel über die Jugend vermögen, denn er bemühte sich stets, seinen Ermahnungen den stärksten Nachdruck durch die Strenge seines eigenen Beispiels zu geben. Ihm wird gewiß mancher von den Jünglingen, die mit ihm bekannt wurden und ihn gehört oder seine Schriften gelesen haben, in der Ewigkeit zurufen:

„Heil sey dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!"

Solche Freude hatte Gellert hier schon zu verschiedenenmalen zu genießen. So drückte ihm einst ein junger preußischer Offizier ein Papier mit hundert Thalern in die Hand mit der Erklärung: „Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht." Da wallte Gellerts Herz von großen Empfindungen der Freude bei dem Gedanken: „Ein Herz gebessert!"* Während aber Gellerts Name überall gefeiert ward und auf allen Zungen lebte, quälte ihn das furchtbare Uebel der Hypochondrie; seine Tage waren ängstlich und trübe, die Nächte unruhig und voll schrecklicher Träume. Er legte sich seit 1752 ein Tagebuch an, darinn er „seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes" bemerkte. Die h. Schrift war sein liebstes Buch; vor andern geistlichen Büchern las er täglich Mosheims Sittenlehre und Sacks „vertheidigten Glauben", von welchem er sagte: „Ich finde immer meine Religion darinn."

Im J. 1757 gab er seine „geistliche Oden und Lieder" heraus, 54 an der Zahl, nachdem er lange an ihnen gebessert und aus Bescheidenheit gezögert hatte, sie unter seinem Namen oder zu seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen, weil sonst Mancher denken möchte, er habe aus Begierde seines Namens geistlich gedichtet. Die Beschäftigung damit war seinem Herzen die feierlichste und wichtigste von allen. Immer bereitete er sich sehr sorgfältig unter steter Anrufung Gottes darauf vor und bestrebte sich, die darinn ausgesprochenen Wahrheiten auch an seinem eigenen Herzen zu erfahren.

In seinen vielen kranken Tagen war er stets in Gott gefaßt.

---

* Weiteres II. Nr. 642.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen,
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz —

so hat er einmal gesungen und so schrieb er auch einmal kurz vor seinem Geburtstag am 2. Juli 1759 an seine Schwester: „So beschwerlich mir auch meine Umstände zu gewissen Stunden vorkommen, so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich, und dieß muß mich in der Geduld und im Vertrauen auf Gottes Hülfe stärken. In zweimal 24 Stunden habe ich 44 Jahre erlebt und Gott hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen, und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Tage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieß sey mein ganzer Kummer, das übrige Alles sey Gott anheimgestellt." Es spricht sich hier auf rührende Weise der schöne Leidenssinn aus, der bei seinen Liedern: „Ich hab' in guten Stunden" — „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath" — „Was ists, daß ich mich quäle?" der Grundton ist.* Von allen Seiten kamen ihm Geschenke und Unterstützungen als Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung zu; er lehnte sie aber oft ab, mit der Bitte, dieses Geld zur Erziehung armer Kinder oder Unterstützung Bedürftigerer zu verwenden.** Er rechnete es unter die größten Glückseligkeiten seines Lebens, daß der großmüthige Herr v. Craussen seiner alten ehrwürdigen Mutter, für die er stets nach Vermögen sorgte, den ansehnlichen Jahresgehalt bis an ihren Tod gab, welchen er von sich abgelehnt hatte.

Viele vornehme Männer, selbst Friedrich der Große, besuchten ihn zu Leipzig. Darüber ruft er einmal in einem Briefe aus: „Gott! warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andere? Nichts weniger. Wenn mir Gott leidliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt, so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß ist mein Wunsch und mein Gebet." In diesem gottselig genügsamen und demüthigen Sinn*** lehnte er es auch ab, als man ihn im J. 1761 zum ordentlichen Professor machen wollte. In seiner Gewissenhaftigkeit glaubte er, nicht mehr so viel leisten zu können. Auf dieß wurde ihm wenigstens eine Pension ausgesetzt, welcher der Churfürst, der ihn sehr hochachtete, öfters noch außerordentliche Geschenke zufügte. Seine körper=

---

* Weiteres II. Nr. 53 und Nr. 476.
** Weiteres II. Nr. 428 und 483.
*** Weiteres II. Nr. 10.

lichen Leiden drückten ihn aber manchmal doch recht hart darnieder, eine außerordentliche Traurigkeit und eine oft unüberwindliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich in Folge derselben manchmal über sein ganzes Gemüth. Als er einmal in solcher Stimmung des Sonntags in die Kirche gieng und beim Eintritt das von ihm selbst verfaßte Lied: „O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe" von der Gemeinde ihm entgegen singen hörte, so dachte er: „Bist du der Mensch, der dieses Lied gemacht hat und seine Kraft nicht im Herzen hat?" und fieng an, bitterlich zu weinen und — nicht vergebens — um Muth und Freudigkeit im Gebet zu ringen. Einst erfuhr er, wie im Coburgischen das abscheuliche Gerücht über ihn verbreitet sey, er habe sich erhenkt; da sagte er lächelnd zu dem Freund, in dessen Zimmer er diese Nachricht in einem Brief zu lesen bekam: „Schreiben Sie den Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „„Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied.""*

Oefters, und zuletzt im J. 1764, hatte er Hülfe gegen seine Krankheit im Carlsbad gesucht, was ihm aber nie ganz gelang. Im J. 1768 endlich fühlte er seine Kräfte immer mehr abnehmen, worauf ihm der Churfürst ein Pferd aus seinem eigenen Stalle mit Sattel und Zeug sandte. Er hätte sich gerne in die ländliche Stille zurückgezogen, wenn er es nicht für seine erste Pflicht gehalten hätte, den Studierenden, so lange es irgend seine Kräfte erlaubten, durch seine Vorlesungen, durch seinen Rath und sein Beispiel zu nützen. Er hatte sich aber auch besonders durch seine moralischen Vorlesungen, die er in den spätern Jahren unter den schönsten Segenszeichen und mit dem größten Beifall hielt, und durch sein väterliches Wesen, so wie durch seinen exemplarischen Wandel und eifrige Gottesverehrung die Achtung und Liebe der Studierenden im höchsten Grade erworben, so daß, als einmal die öffentliche Ruhe in Leipzig durch die Studierenden gestört war, nur ihm es gelang, durch eine ernste Anrede im väterlichen Ton die Ruhe wieder herzustellen. Er fehlte nie in der Kirche und genoß oft das h. Abendmahl mit der Gemeinde, wodurch er solche Erbauung stiftete, daß man Manche sagen hörte, sie seyen durch seinen Anblick, durch seine ernste, ungeheuchelte Andacht allezeit gerührt worden.**

Im Dezember 1769 ergriff ihn eine tödtliche Krankheit. So

---

* Aus Gerhards Lied: „Auf, mein Herz, mit Freuden."
** Weiteres II. Nr. 266.

sehr er zuvor oft mit Sorgen, wie er die Schrecknisse des Todes überwinden werde, an seinen Tod dachte, so wenig Bekümmernisse hatte er mehr, als sein Ende herannahte.* Er sah demselben mit Ruhe und Heiterkeit entgegen, wie er es in dem Liedwort vor dem Herrn ausgesprochen:

Wenn ich in Christo sterbe,
Bin ich des Himmels Erbe:
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade:
Du, Herr, bist bei mir in der Noth.

Nachdem er seine Familienangelegenheiten besorgt, richtete er sich in seinem Bett auf, entblößte sein Haupt und betete mit so feuriger Andacht, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Viele seiner Freunde und Schüler nannte er mit Namen und empfahl sie der gnädigen Fürsorge Gottes. Hierauf empfieng er das h. Abendmahl aus den Händen seines Beichtvaters Thalemann, dem er, als er ihn mit den Worten begrüßte: „Herr! siehe, den du lieb hast, der liegt krank," tief ergriffen erwiederte: „Ach! wenn ich doch das wäre!" Bald aber fügte er, sich tröstend, hinzu: „Nun, ich hoffe es zu Deiner Gnade, mein Heiland, daß Du auch mich als den Deinigen lieb hast." Dann sammelte er seine völlig erschöpften Kräfte zu einem feierlichen Bekenntniß seiner Buße und seines Glaubens und versicherte seinen Beichtvater, noch nie in diesem Grade die Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen empfunden zu haben, und daß ihm jetzt erst die recht mitleidswerth vorkommen, die ihren Trost nicht im Verdienst ihres göttlichen Erlösers suchten. Als die Schmerzen immer empfindlicher wurden, beschäftigte er sich mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten des Versöhnungstodes Jesu, daß er sein Leiden beinahe nicht zu empfinden schien. Kurz zuvor hatte ihn sein Churfürst so sehr geehrt, daß er ihm seinen Leibarzt schickte. Als nun seine Schmerzen aufs Höchste gestiegen waren, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen! Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den Seinigen verspeit und mich ehret mein Fürst." Zu seinen Freunden, die um ihn her wehklagten, sprach er: „Weil ich nicht mehr viel fassen kann, so rufet mir nur den Namen des Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir." Eine Stunde vor seinem Verscheiden, am

* Weiteres II. Nr. 226, Nr. 486, Nr. 585.

13. Dez. 1769, als man ihm auf seine Frage, wie lange sein Kampf noch dauern könne, sagte: „Vielleicht noch eine Stunde," erhob er mit fröhlichem Antlitz seine Hände und antwortete: „Nun Gottlob! nur noch eine Stunde!" wandte damit sein heiteres Antlitz auf die Seite und entschlummerte unter dem Gebet seiner Freunde. Nun war es eingetroffen das freudige: „Es ist vollbracht!", das einst sterbend in des Glaubens Macht sprechen zu dürfen er sich am Schluß seines Liedes: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub" zuvor so innig erbeten hatte. Dieses stille Entschlummern sagte, was Addison, dessen Ende er sich wünschte, noch mit Worten sagen konnte: „So stirbt der Christ!".

Gellert genoß die allgemeinste Achtung seiner Zeitgenossen und kein deutscher Schriftsteller hat in dieser Zeit mit solchem Segen und in so weiten Kreisen gewirkt, wie er. Er hatte zwar keine schöpferische Erfindungsgabe und hinreißende Kraft der Darstellung, aber um so mehr eine ungekünstelte Zartheit und eine wohlthätige Wärme des moralischen Gefühls, die ans Herz dringt und etwas Ueberzeugendes hat, denn was er singt und sagt, hat er an sich selbst erfahren, was er lehrt, durch seinen Wandel bethätigt. Seine geistlichen Lieder, so sehr darinn der Lehrton vorherrscht, daß sie oft wie ein in Verse gebrachtes Stück seiner moralischen Vorlesungen erscheinen, und so sehr die eigentliche Bibelsprache ihnen oftmals abgeht, waren doch für die Zeit, in der sie gedichtet wurden, und noch auf lange hinaus, am geeignetsten, das Kirchenlied bei Ehren zu halten und die Andacht im Haus und in der Kirche zu fördern, weßhalb sie auch großen Segen stifteten und noch Vielen, die in dieser Zeit ihre Bildung empfiengen, überaus lieb und werth sind. Er wollte sich bei seinen Liedern, mit welchen er ganz den Ton der Zeit getroffen hat, um desto mehr der Freigeisterei in Kraft des Glaubens entgegentreten zu können, klüglich von Allem freihalten, was in den Liedern der jüngern pietistischen Dichterschule aus der jüngsten Vorzeit durch die darinn weit ausgedehnte Bildersprache des hohen Lieds das Gefühl seiner Zeitgenossen verletzte und mindestens als geschmacklos galt. Deßhalb hat er sich grundsatzmäßig der Mäßigung im Ausdruck beflissen. Dabei verwahrte er sich aber aufs Kräftigste gegen Mißachtung des Alten als solchen. Er war es auch, der seine Zeit zuerst wieder auf den Werth der alten Kirchenlieder aufmerksam machte und in Demuth bekannte, daß er gegen ein einziges der alten Kernlieder gerne und willig alle seine eigenen Lieder gebe. Er sagt einmal: „Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich lieber

verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz." Unter seinen 54 ins Französische, Dänische, Russische, Holländische übersetzten und von Joh. Fr. Doles, Musikdirektor in Leipzig (1758), Ph. Em. Bach (1758) und Joh. A. Hiller (1792) mit Melodien geschmückten Liedern sind seine Lob- und Danklieder, so wie seine Gebet- und Trostlieder die ausgezeichnetsten, und in seinen neun Festliedern herrscht noch am meisten die Sprache der Schrift vor. Die verbreitetsten sind:

„An dir allein, an dir hab ich gesündigt" oder:
„An dir hab ich gesündigt, Herr" — W. G. Nr. 302.
„Auf Gott und nicht auf meinen Rath" — W. G. Nr. 374.
„Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen" — W. G. Nr. 338 — oder:
„Ein ruhiges Gewissen" oder:
„Hab ich ein gut Gewissen."
„Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen" — W. G. Nr. 266
„Dieß ist der Tag, den Gott gemacht" — W. G. Nr. 104
„Dir dank ich (heute) für mein Leben" — W. G. Nr. 32.
„Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret" — W. G. Nr. 70.
„Du klagst und fühlest die Beschwerden" — W. G. Nr. 483.
„Erinnre dich, mein Geist, erfreut."
„Er ruft der (Gott schuf die) Sonn und schafft den Mond" — W. G. Nr. 532.
„Gedanke, der uns Leben giebt."
„Gott, deine Güte reicht so weit" — W. G. Nr. 10.
„Gott ist mein Hort" — W. G. Nr. 232.
„Gott ist mein Lied" — W. G. Nr. 39.
„Herr, der du mir das Leben" — W. G. Nr. 565.
„Herr, stärke mich, dein Leiden."
„Ich hab in guten Stunden" — W. G. Nr. 486.
„Ich komme, Herr, und suche dich" — W. G. Nr. 250.
„Ich komme vor dein Angesicht."
„Jesus lebt, mit ihm auch ich" — W. G. Nr. 178.
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" — W. G. Nr. 551.
„Meine Lebenszeit verstreicht" — W. G. Nr. 585.
„Nach einer Prüfung kurzer Tage" — W. G. Nr. 642.
„Nicht daß ichs schon ergriffen hätte" — W. G. Nr. 413 — oder:
„Damit ich meine Seele rette."
„Oft klagt mein Herz, wie schwer es sey" — W. G. Nr. 410.
„So hoff ich denn mit festem Muth."
„So Jemand spricht, ich liebe Gott" — W. G. Nr. 427 — (V. 1. 10—14.) und aus V. 2—9. gebildet als besonderes Lied:
„Wer dieser Erde Güter hat" — W. G. Nr. 428.
„Soll dein verderbtes Herz" — W. G. Nr. 226.
„Was ist mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe" — in das Lied umgebildet:
„Was ich nur Gutes habe" — W. G. Nr. 449.
„Was ists, daß ich mich quäle" — W. G. Nr. 476.
„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" — W. G. Nr. 58.
„Wer Gottes Wort nicht hält und spricht" — W. G. Nr. 325.

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — W. G. Nr. 53.
„Wie sicher lebt der Mensch, der Staub" — W. G. Nr. 593.
„Wohl dem, der bess're Schätze liebt" — W. G. Nr. 453.

(Quellen: Chr. F. Gellerts Leben von Joh. Andreas Cramer im 10. Bande der Gesammtausgabe von Gellerts Werken. — Chr. F. Gellerts Leben, dargestellt von Dr. Heinrich Döring. 2 Thle. Greiz 1833. — Dorpatische evang. Blätter von Dr. Friedrich Busch. 1. Bd. Jahrg. 1832. N. 29, 31—35, 41, 42. — Das fromme Leben Chr. F. Gellerts. Für das Volk bearbeitet von Dr. G. Eduard Leo, Consistorialrath und Superintendent in Waldenburg. 1845.)

Schlegel, Dr., Johann Adolph, Gellerts Freund, geb. 18. Sept. 1721 zu Meißen in Sachsen, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Johann Elias war sein älterer Bruder, dessen Aufsicht und Leitung auf der Schulpforte und in Leipzig, wo er seit 1741 studierte, er viel verdankte. Seines Bruders Gedichte, die in Deutschland mit vielem Beifall aufgenommen wurden, reizten auch ihn zu dichterischen Versuchen, und er trat in den Dichterbund, dessen Glieder Gellert, Rabener, Gärtner &c. waren. Mit diesen arbeitete er auch fleißig an den Bremischen Beiträgen. Sein rechtschaffener Vater kam durch unverschuldete Unglücksfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück; deßhalb hatte er auf der Universität oft mit Mangel zu kämpfen, so daß er gar häufig statt des Mittagessens bloß ein Stück Brod auf dem Spaziergang verzehrte. Dazu wurde er auch einmal sehr gefährlich krank und wäre ohne die sorgsame Verpflegung seines Bruders nicht mehr aufgekommen. Sein Aeußeres war gar nicht einnehmend, so daß Gellert von seinem ersten Zusammentreffen mit ihm gesteht: „Er gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde."

Nachdem er das Studium der Theologie vollendet hatte, wurde er Hauslehrer zu Strehla in Chursachsen und zog dann im J. 1748 zu Cramer, welcher Pfarrer in Crellwitz geworden war. Mit diesem verlebte er nun unter allerlei wissenschaftlichen Arbeiten anderthalb glückliche, genußreiche Jahre, bis er im J. 1751 Diakonus und Lehrer an der Schulpforte bei Naumburg wurde, wo er selbst seine erste Bildung erhalten hatte. Von da kam er im J. 1754 als Oberpfarrer und Professor der Theologie an das Gymnasium zu Zerbst und gab hier eine Sammlung seiner Predigten heraus. Auch hier hatte er stets mit Mangel und allerlei Noth zu kämpfen, die ihn ernstlich zum Herzen Gottes trieben, aber auch

dessen treue Hülfe erfahren ließen, daß er dann jedem Leidenden zusprechen konnte:

Es bleibet stets dein Gott getreu, Er schafft dir Rast,
Steht dir als Vater liebreich bei, Daß deine Last
Sorgt, daß er dich erquicke. Dich nie ganz niederdrücke.

Endlich erhielt er ein hinlängliches Einkommen, als er im J. 1759 Pfarrer an der Marktkirche zu Hannover wurde. Hier gab er von 1765 — 1772 drei kleine Sammlungen von neuen und verbesserten Kirchenliedern heraus, überhaupt wurde das Kirchenlied, in dem er viel Belesenheit hatte, von nun an sein Lieblingsfach. Nicht weniger als 87 alte kraftvolle Lieder überarbeitete er auf eine Weise, die, wenn sie auch noch schonender und behutsamer war, als die der meisten Ueberarbeiter der damaligen Zeit, den edlen schlesischen Sänger Ehrenfried Liebich (s. u.) veranlaßten, gegen ihn aufzutreten, — und das mit Recht, denn nicht einmal Luthers Heldenlied: „Ein' feste Burg" hat Gnade vor seinen Augen gefunden. Gleich die Anfangsworte wurden von ihm umgewandelt in: „Ein starker Schutz", und Worte dieses Liedes, wie: „Das Wort sie sollen lassen stah'n Und kein'n Dank dazu haben" wurden von ihm in der Vorrede zur zweiten Sammlung dd. 20. Merz 1769, in welcher er auf Liebichs Angriff entgegnet, als „ins Niedrige fallend" erklärt; der Anfang des Gerhard'schen Pfingstlieds: „O du allersüßte Freude" soll nicht sonderlich schicklich seyn, und auch an dem Heermann'schen Passionslied: „Jesu, deine tiefen Wunden" wurde, wie z. B. sogar an den Worten: „fällt mir etwas Arges ein" oder „mit den Sünden scherzen" allerlei gemäckelt. Dabei aber kann ihm so wenig, als seinem Freund Gellert, ein treues Festhalten an der lautern Glaubenslehre abgesprochen werden. Was C. H. Jördens in seinem Lexikon der deutschen Dichter ihm als Tadel anrechnet: „gegen seine geistlichen Gedichte wird selbst die strengste Orthodoxie nichts einzuwenden haben, aber mitunter der Verstand und noch öfter das Herz", rechnen wir ihm zum Lob. Nach Gellerts Tod besorgte er die Herausgabe von dessen „moralischen Vorlesungen". Im J. 1775 endlich wurde er Consistorialrath und erster Prediger an der Neustädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover, welche Stelle er neben der ihm 1782 übertragenen Generalsuperintendentur über die Grafschaft Hoya und später über das Fürstenthum Calenberg bis zu seinem Ende bekleidete. Als solcher besorgte er auch einen Anhang zum Hannoverischen Gesangbuch. Er starb zwei Tage vor seinem Geburtstag am 16. Sept. 1793.

Neben der Ueberarbeitung älterer Lieder dichtete er sehr schätzbare eigene geistliche Lieder in reiner Sprache und fließendem Versbau, durch welche ein inniger Glaubensgeist weht. Sie sind meist enthalten in den bereits erwähnten „Sammlungen geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung von J. A. Schlegel. 3 Thle. Leipzig 1766. 1769. 1772." Der erste Theil, von welchem noch vor Erscheinen des dritten eine zweite verbesserte Auflage erschien, enthält 8 neue und 42 geänderte, der zweite 14 neue und 15 veränderte, der dritte 27 neue und 30 veränderte Lieder. Küttner sagt in seinen „Charakteren deutscher Dichter" von ihm: „er hat „Cramers und Klopstocks feuervollen Schwung und Gellerts didaktischen „Ausdruck eher vermieden, als erreicht, und seine Gesänge besonders „zur allgemeinen gottesdienstlichen Erbauung brauchbar gemacht, — für „den gemeinen Mann nicht zu hoch und lyrisch, für den erleuchteten Chri„sten nicht zu matt und geistlos. Ueberall ist Empfindung, edle Faßlich„keit und feierliche Würde." Weiter erschienen von ihm „vermischte Gedichte. 2 Bde. Hannover 1787. 1789.", welche geistliche und moralische Gedichte, Oden und Lieder, doch von viel geringerem Werth, als die frühern, enthalten. Der geistlichen Lieder sind es hier 27, so daß wir also im Ganzen 75 eigene geistliche Lieder von ihm haben, unter welchen folgende sich am meisten verbreitet haben:

„Dein Gott, der dich in Christo liebt."
„Es lag die ganze Welt mit Zorn und Fluch beladen."
„Gott hilf mir, daß ich Buße thue."
„Gott! werd ich stets von Seufzen müde."
„Herr! der du als ein stilles Lamm."
„Heute, sprach mein Heiland, heute."
„Menschen! unser Leben eilt" oder:
„Ohne Rast und unverweilt" — W. G. Nr. 440.
„Mir, ruft der Herr, mir sey."
„Schweiget, bange Zweifel, schweiget."
„Was zagst du, Gott regiert die Welt."
„Wohl auf, mein Herz, verlaß die Welt" — W. G. Nr. 119.

(Quellen: Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1798. Band I. S. 71—121.)

v. **Cronegk**, Johann Friedrich, einer von Gellerts edelsten Schülern, geboren in Anspach den 2. Sept. 1731, wo sein Vater, dessen Ahnen der Religion wegen ihr Vaterland, Oesterreich, verlassen mußten, Generalfeldmarschallieutenant des fränkischen Kreises war. Er war das einzige, zärtlich geliebte Kind seiner Eltern und genoß als solches einer sorgfältigen Erziehung, besonders auch von seiner Mutter, einer gebornen Freiin von Crailsheim. Im J. 1749 bezog er die Universität Halle,

nachdem er bereits die besten Schriftsteller des alten Roms und der meisten europäischen Völker, insbesondere der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier in der Grundsprache gelesen hatte. Hier ließ er sich in die damals durch Nicolai gestiftete Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften aufnehmen. Nach einem Jahre aber begab er sich auf die Universität Leipzig, wo er der begierigste und emsigste Schüler Gellerts war, dessen Freundschaft und herzliche Zuneigung er sich in hohem Grade durch seinen edlen Sinn und gute Sitten erwarb. Gellert war eben so sehr sein Freund, als sein Lehrer. Zugleich lebte er mit Rabener, Weiße, Kästner, Graf Moriz v. Brühl ꝛc. in freundschaftlichen Verhältnissen. Im J. 1752 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde zu Ende dieses Jahrs markgräflich Anspachischer Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrath. Bevor er sich aber den Geschäften widmete, machte er ungefähr ein Jahr lang eine größere Reise in Italien und Frankreich. In Anspach, wohin er im Januar 1754 zurückgekehrt war, lebte er besonders mit Uz auf freundschaftlichem Fuße. Tief betrübt wurde er zu Anfang Merz 1757 durch den Tod seiner vortrefflichen, edlen Mutter, der ihn sehr ernst stimmte und an seinen eigenen Tod gemahnte. Auch als Dichter gieng seine Hauptrichtung auf das Ernste; die tragische Dichtkunst war sein Lieblingsfach, wobei er sich besonders durch sein Trauerspiel „Kodrus" bekannt machte. Fern von eitlem Stolze und Eigennutz wandelte er in ächt religiösem Geiste seine Bahn, geschätzt und geliebt von Jedermann.

Kurz nur war sein Ziel gesteckt; er sollte seiner Mutter bald nachfolgen, wie er es vorausgesehen. Als er nämlich zu Ende des Jahrs 1758 seinen Vater besuchte, der sich als General der fränkischen Reichstruppen in Nürnberg aufhielt, wurde er von den dort herrschenden Blattern befallen, die so bösartig waren, daß sie seinem jungen Leben „ein schnelles Ende machten". Wie er in seinem Liede: „Herr! es gescheh dein Wille" die Schrecken der letzten Stunde durch das Glaubenslicht freudig erhellt anschaute, daß er beten konnte:

Herr! stärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken,
Ein Schlaf nur ist mein Tod.

Dein Heil hab ich gesehen,
Im Frieden fahr ich hin,
Weil ich beim Auferstehen
In deinem Reiche bin:

so waren auch, als nun diese Schrecken so plötzlich über ihn herangezogen kamen, das seine letzten Worte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo „ist dein Sieg? Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch

„unsern Herrn Jesum Christum" (1 Cor. 15, 55. 57.). So bewies er sich bis ans Ende als ein Christ und fuhr mit diesem Trost am letzten Tag des Jahrs 1758 mit Freuden dahin — erst 27 Jahre alt. Uz verfaßte ein Klaggedicht auf seinen Tod und Gellert schrieb darüber an seinen Freund, Graf Moriz v. Brühl: „Ich warf mich bei der ersten Nach„richt von seinem Tode auf mein Lager und weinte. Der selige Jüngling! „Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod standhaft erwartet. „Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und Anbetung „Gottes. Wir sehen ihm in den Himmel nach und folgen ihm auf der „Bahn, auf welcher er so rühmliche Fußstapfen eingedrückt hat." Oftmals pries er ihn auch in seinen Vorlesungen den vornehmen Jünglingen zur Nachahmung an. So sagte er einmal von ihm: „ich habe ihn außerordentlich geliebt und die Welt hat viel mit ihm verloren. Er besaß Genie und ein edles Herz. Er las und schrieb fast alle lebenden Sprachen und wußte die besten Schriftstellen auswendig. Nichts als die Reife mangelte seinen Talenten, denn er war 25 Jahre alt, als er starb. Doch nicht dieses, daß er schön geschrieben, ist sein Hauptverdienst, nein! daß er tugendhaft gelebt, und ohne dieses würde jenes ein Schimpf seyn."

Nach seinem Tod gab Uz seine Werke heraus unter dem Titel: „Des Freiherrn J. Fr. v. Cronegk Schriften. 2 Bde. Leipzig und Anspach 1760. 1761." Im zweiten Band stehen zwei Bücher: „Oden und Lieder", wovon das erste Buch 22 „Lieder geistlichen und moralischen Inhalts" enthält. Der geistlichen Lieder sind es acht. In einem Brief an Gellert schreibt er, er habe es gewagt, ihm in geistlichen Liedern nachzuahmen, aber erst durch die Nachahmung gefunden, daß er unnachahmlich sey, doch habe er es für seine Pflicht gehalten, auch der Religion zu Ehren zu singen.

Weiter verbreitet hat sich von seinen Liedern nur das Eine:

„Herr! es gescheh dein Wille" — W. G. Nr. 580.

(Quellen: Uz's Vorrede zu Cronegks Schriften. 1. Bd. 1760. — Biographie der Dichter von Christian Heinr. Schmid, Dr. jur. und Professor zu Erfurt. 1. Thl. Leipzig 1769.)

Uz, Johann Peter, Cronegks Freund und Landsmann, geboren zu Anspach 3. Okt. 1720, wo sein Vater Goldschmied war. Schon als Schüler des Gymnasiums zu Anspach machte er viele Versuche in der Dichtkunst; Anacreon und Horaz waren stets in seinen Händen. Im J. 1739 bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Dort schloß er mit Gleim einen innigen Freundschaftsbund. Nachdem er

1743 von der Universität nach Anspach zurückgekehrt war, widmete er sich hier mehrere Jahre ausschließlich den Wissenschaften und vor Allem der Dichtkunst mit einem Herzen voll reiner Liebe für Sittlichkeit und Vaterland. Im J. 1748 aber übernahm er die Sekretärsstelle bei dem Anspachischen Justizcollegium, die er zwölf Jahre lang ohne einen Kreuzer Gehalt bekleidete; vor Mangel schützte ihn seine Genügsamkeit, die stets ein herrschender Zug in seinem Charakter war. Im J. 1749 beförderte er seine lyrischen Gedichte zum Druck, nachdem er sie vorher, wie Alles, was er dichtete, seinem Gleim zur Beurtheilung geschickt hatte. Es erschienen davon, stets mit neuen Zusätzen versehen, weitere Auflagen in den Jahren 1755, 1756 und 1765. In diesen befanden sich auch seine Lieder religiösen Inhalts, wodurch er gezeigt hat, wie weiser Scherz und Gottesfurcht wohl neben einander bestehen können. So sagt er auch einmal, als er auf sein religiöses Dichten zu sprechen kommt, von sich selbst also:

„Nie unverschämt und ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang;
Religion und Tugend auszubreiten
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten."

Im J. 1763 wurde er Assessor beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Culmbach. Damit nahm er Abschied von den dichterischen Arbeiten und warf sich ganz in seine ernsthaften Berufsgeschäfte; 1781 arbeitete er jedoch mit seinem Freund Junkheim auf Befehl seines Fürsten das neue Anspachische Gesangbuch aus.* Er verharrte im ledigen Stande, da er bei einer Jugendliebe unglücklich war; in stiller, zufriedener Einsamkeit lebte er mit seiner Mutter und Schwester in einem kleinen Häuschen zusammen. So allgemein ihn ganz Deutschland als Dichter pries, so anspruchslos blieb er doch allezeit. Im J. 1790 wollte ihm zur Anerkennung seiner Verdienste sein Fürst den Charakter eines Geheimenraths ertheilen, er verbat sich aber aus Bescheidenheit diesen Titel und begnügte sich mit der Stelle eines Direktors des burggräflichen Landgerichts und des Consistoriums. Da zerfielen nun seine Tage in zwei Hälften; den Vormittag widmete er den Amtsgeschäften, den Nachmittag den schönen Wissenschaften. Sein Ende glich seinem Leben, es war ganz sanft und still. Wenige Stunden vor seinem Tod ward ihm noch ein Patent des

* Eine Recension dieses G. steht in Döderleins theol. Bibliothek. Thl. II. S. 304.

Königs von Preußen, an den die Anspachischen Lande gefallen waren, überreicht; er war darinn zum preußischen Justizrath ernannt. Er starb als ein allgemein verehrter Greis am 12. Mai 1796, und C. F. Weiße hat ihm das Denkmal gesetzt:

„Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
„Von aller Welt gelesen und verehrt;
„Ein Philosoph in Worten und in That,
„Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
„Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
„Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
„Dienstfertig, sonder Eigennutz,
„Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß anders seyn — als Uz?"

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. 2 Bde. Leipzig 1768. 1772." Davon erschien dann nach seinem Tode eine zweite Ausgabe unter dem Titel: „Poetische Werke, nach seinen eigenhändigen Verbesserungen herausgegeben von C. F. Weiße. Wien 1804. 2 Bde." Es giebt auch eine im J. 1805 zu Wien und Prag erschienene Ausgabe in 3 Bänden. Uz war der erste unter den Deutschen, der es wagte, dem römischen Lyriker Horaz es nachzuthun und in seinem Geist die Tugend zu preisen und das Laster zu strafen. Am besten sind seine Lehroden. Klopstock erkannte den Werth seiner im sechsten Buch des zweiten Bands befindlichen Lieder an und forderte ihn zu Beiträgen für sein Privatgesangbuch auf. Kapellmeister Schulz hat seine geistlichen Lieder mit Melodien begleitet in dem Werk: „J. P. Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstandes von E. v. Kleist, Freih. v. Cronegk, J. J. Eschenburg 2c. von J. A. P. Schulz, Kapellmeister Sr. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamburg 1784." Bei seinen religiösen Poesien, die sich im zweiten Band seiner Werke finden, hatte er die Rührung der Herzen des Volks im Auge und wählte den Mittelweg zwischen der hohen Ode und dem Kirchengesang, dem Psalm und Lied, zwischen Klopstocks schwerem und Cramers leichtem Ton. Vier derselben fanden schon in dem von G. Joach. Zollikofer in Verbindung mit Weiße für die Leipziger reformirte Gemeinde besorgten Kirchengesangbuch vom J. 1766 Aufnahme. Am verbreitetsten ist noch sein Gewitterlied:

„Du Schrecklicher! wer kann vor dir" — W. G. Nr. 540.

(Quellen: Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1796. Band I. S. 65—153. — Biographie der Dichter von Christian Heinr. Schmid (einem Freunde von Uz, der ihm dazu eigene Mittheilungen gemacht hat), Dr. jur. und Professor in Erfurt. 2. Thl. Leipzig 1770. S. 287—318.)

Junkheim, Dr., Johann Zacharias Leonhard, gleichfalls ein Anspacher und Freund von Uz. Er wurde geboren zu Anspach 8. Sept. 1729, wo sein Vater Kammerdiener und Mundschenk war. Im J. 1754 wurde er Stadtvikar, 1756 Kasernenprediger, 1757 Conrektor und 1760 Rektor am Gymnasium zu Anspach; hierauf kam er im J. 1763 als Schloßprediger der Markgräfin Friederike Luise und Pastor nach Schwaningen; 1774 aber wurde er Oberhof- und Stiftsprediger, Consistorialrath und Generalsuperintendent in Anspach. Als solcher gab er mit Uz das Anspacher Gesangbuch vom J. 1781 heraus. Er starb zu Anspach am 17. August 1790.

In dem genannten Gesangbuch finden sich sieben von ihm theils bloß überarbeitete, theils bloß vermehrte, theils vielleicht auch neu gedichtete Lieder, die größtentheils in das Dresdener Gesangbuch übergiengen. Die bekanntesten sind:

„Die Sonne senkt sich nieder" — W. G. Nr. 567 — durch Junkheim bloß mit den zwei Schlußversen vermehrt — oder: „Nun sinkt die Sonne nieder."
„In unsern Nöthen fallen wir."
„Wer des Lebens Güter hat."

(Quellen: Seilers gemeinnützige Betrachtungen. 1791.)

Krüger, Johann Christian, ein Freund Gellerts, bei dem er viel galt. Er wurde im J. 1722 zu Berlin als der Sohn armer und geringer Eltern geboren und erhielt seine erste Ausbildung im Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Hierauf studierte er Theologie in Halle und in Frankfurt a. d. O., mußte aber seine Studienzeit abkürzen, da er keine Geldmittel hatte. Er kam nun in große Nöthen und schien vom Glücke ganz verlassen; dazu war er zu schüchtern, sich um ein Amt oder auch nur um eine Hauslehrerstelle zu bewerben, weil er dazu noch nicht genug gelernt zu haben glaubte, weßhalb er sich nach Berlin zurückbegab und seine Zuflucht zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten nahm, um sich damit, freilich kümmerlich genug, sein Brod zu verdienen. Gar oft war er dabei in Gefahr, zu verhungern. Eben als er mit der bittersten Armuth zu kämpfen hatte, befand sich die Schönemann'sche Schauspielergesellschaft zu Berlin. Um nicht Hungers zu sterben, trat er in dieselbe und bestieg nun im J. 1742 als zwanzigjähriger Jüngling, statt der Kanzel, die Schaubühne. Daneben setzte er aber das Studieren und Beten eifrig fort, und als sich die Gesellschaft nach Leipzig übersiedelte, schloß er hier eine innige Verbindung mit Cramer, Schlegel, Giesecke und Rabener, vor allen aber

mit Gellert, der ihn wegen seiner Bescheidenheit und seines religiösen Sinnes, den er sich auch auf dem Theater ungeschwächt bewahrte, ungemein schätzte. In Braunschweig fand er an den Professoren Gärtner, Ebert und Zachariä ähnliche Freunde. Wegen seiner vielen Arbeiten war er oft gezwungen, ganze Nächte zum Studieren zu verwenden. Dieß schwächte seinen ohnedem schwächlichen Körper aufs Aeußerste, so daß er sich dadurch die Auszehrung zuzog. Wie zuvor die Armuth, so trug er jetzt auch die Körperleiden mit größter Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Er starb schnell dahin zu Hamburg am 23. August 1750, erst 28 Jahre alt. Sein Herz war in der Todesstunde mit „Trost und Freud erfüllt" und er empfand es hier erst recht seliglich: „daß er Gottes Kind und Christus sein Erlöser ist" (V. 3. und 5. von „Wie mächtig"). In seinem Liede: „Der Christ" hatte er am Schluß gesungen:

„Du letzte Stunde meines Lebens,
Die du dem Christen heilig bist,
Ich warte nicht auf dich vergebens,
Ich thu, was deiner würdig ist.

Du lehrst mein Leben mich genießen,
Du bist mein Lohn aus Gottes Hand.
Wie sanft wird sich mein Auge schließen!
Mein Geist erblickt sein Vaterland."

„Er war" — so zeugt sein Freund Löwen von ihm — „er war ein edler Jüngling, wie Cronegk, voll Ehrfurcht gegen die heiligsten Pflichten der Religion, aufrichtig und dienstfertig gegen seine Nebenmenschen, stets bescheiden mit seinen Gaben, immer mit seinem mäßigen Glück vergnügt, ein Feind der Thorheiten, nicht der Thoren, mit denen ihn sein Stand oft zusammenführte, unermüdet in seinem Beruf, geduldig in seinen Leiden und freudig und zufrieden bei seinem Tode."

Nach seinem Tod erschienen seine Arbeiten unter dem Titel: „J. Chr. Krügers poetische und theatralische Schriften, herausgegeben von J. Fr. Löwen. Leipzig 1763." Hier stehen von S. 1—84 seine poetischen Schriften, meist geistlichen und moralischen Inhalts; sie legen ein schönes Zeugniß von seinem ernsten religiösen Sinn ab. Die darunter befindlichen eilf geistlichen Lieder, unter welchen sich vier Nachbildungen von Davidischen Psalmen finden, dichtete er zu Berlin, als er dort bei der Schönemann'schen Schauspielergesellschaft sich befand, zur Unterweisung einer jungen Schauspielerin im Christenthum. Dieselbe vermählte sich nachher mit J. Fr. Löwen (S. 39). Er machte ihr von Zeit zu Zeit mit einem seiner Lieder ein Geschenk, worauf sie dann eins nach dem andern, nach=

dem er es ihr mit Empfindung vorgelesen hatte, auswendig lernte. Damit suchte er in diese junge Seele, um sie vor den Verführungen ihres Standes zu verwahren, eine tiefe Ehrfurcht gegen die allerheiligsten Pflichten unserer Religion einzupflanzen. Am meisten haben sich verbreitet:

„Der Herr des Guten ist mein Hirte."
„Entfernet Euch, unsel'ge Spötter."
„Wie mächtig spricht in meiner Seele" — W. G. Nr. 341.
(Quellen: Löwens Vorrede zu Krügers Schriften.)

Löwen, Johann Friedrich, Krügers Freund; — auch ein Mann des Theaters und doch ein Christ voll Gottesfurcht. Er wurde im J. 1729 zu Clausthal auf dem Thüringer Harzgebirge geboren. In Göttingen studierte er die Rechte und hatte, wie Krüger, schon frühe mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Sein Gebetssinn dabei war aber der:

Gern, Vater! will ich bis ins Grab
Den Kelch der Prüfung trinken.
Nur, Vater, laß mich nicht hinab
Zur tiefsten Armuth sinken.

Gieb mir, o Herr! ein mäßig Brod,
Gieb fröhliche Gedanken!
Auch für das Antheil meiner Noth
Laß mich dir kindlich danken.

Weil er denn bei ganz ärmlichen Geldmitteln seine Studien nicht vollenden konnte, so begab er sich im J. 1751 von Göttingen nach Hamburg zu Hagedorn, um sich von ihm nach London, wo er sein Glück versuchen wollte, ein Empfehlungsschreiben mitgeben zu lassen. Hier nahm ihn jedoch Legationsrath Zink mit Liebe und Wohlwollen in sein Haus auf und ermunterte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten. 1757 erlangte er endlich eine Anstellung als Sekretär zu Schwerin, wo er sich mit der Tochter des Schauspieldirektors Schönemann, in dessen Gesellschaft auch Krüger (S. 37) gewesen war, verheirathete. Als ihm nun im J. 1767, da man in Hamburg mit Plänen zur Verbesserung des dortigen Theaters umgieng, die Stelle eines Direktors und Lehrers der jungen Schauspieler am dortigen Theater angetragen wurde, trieb ihn sein Patriotismus für das deutsche Theater, diese Stelle anzunehmen und selbst seine Frau und Kinder die Bühne betreten zu lassen. Das ganze Unternehmen der Verbesserung des Hamburger Theaters scheiterte aber und so sah er sich genöthigt, weil er nicht mit der Schauspielergesellschaft von einem Ort zum andern ziehen wollte, im J. 1768 die Stelle eines Registrators zu Rostock mit ganz geringem Einkommen anzunehmen. Hier starb der fleißige, mit Nahrungssorgen und Hypochondrie vielfach geplagte Mann nach wenig Jahren am 23. Dez. 1771, erst 32 Jahre alt.

Er gab heraus: „Der Christ bei den Gräbern. 1753. 2. Aufl. 1760." — „Poetische Werke. Hamb. 1761. 2 Thle.", worinn sich

neben weltlichen Gedichten religiöse Lieder, Lehrgedichte, Oden 2c. finden. — „Geistliche Lieder nebst einigen veränderten Kirchengesängen. Greifswalde 1770." Es sind im Ganzen ungefähr 24 eigene Lieder und mehrere veränderte. Unter den erstern haben sich am meisten verbreitet:

„Auf dich allein verlaß ich mich."

„Wir sind nur Pilger in der Zeit" — W. G. Nr. 595.

Unter den letztern:

„Mein Schöpfer, dessen Hauch" — W. G. Nr. 396.

Löwen, der diejenigen Kirchenlieder für die besten erklärte, welche einen biblisch-poetischen Schmuck haben, dichtete seine eigenen Lieder meist nach Anleitung eines Psalmen oder Bibelspruchs. Deßhalb klingt auch aus seinen Liedern, die sich nebenbei durch edle Einfachheit und faßliche, weder zu niedrig noch zu hoch gehaltene Sprache auszeichnen, auf eine für diese Zeit ganz besonders wohlthuende Weise der Bibelton hervor, und Küttner sagt mit Recht von ihnen: „sie verrathen unverstellte Frömmigkeit und ein gerührtes Herz." Was dann aber sein Verfahren bei Veränderung älterer Lieder betrifft, so ist hiefür bezeichnend, daß er Stellen, wie: „und ich soll fahr'n mein' Straße" (V. 1. in: „Wann mein Stündlein") unter die sehr platten und niedrigen Ausdrücke rechnet und die zwei ersten Zeilen des Schlußverses im genannten Lied als ein unschickliches und falsches Bild bezeichnet, welches dem gemeinen Mann einen wunderlichen Begriff vom Sterben geben müsse.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipzig 1806—1812.)

Diterich, Johann Samuel, geb. den 15. Dez. 1721 zu Berlin, wo sein Vater erster Prediger an der Marienkirche war. Nachdem er in Frankfurt a. d. O. und in Halle, wo besonders Baumgarten den meisten Einfluß auf ihn übte, Theologie studiert hatte und einige Jahre Hauslehrer in Berlin gewesen war, wurde er 1748 dritter Prediger an der Kirche seines Vaters, bald darauf Feldprediger bei dem Hackischen Regiment, und als sein Vater im J. 1751 starb, zweiter Prediger an der Marienkirche und 1754 erster. Hier zeigte er sich als treuer Jugendlehrer. Die Königin Elisabethe Christine schenkte ihm großes Zutrauen, so daß sie ihn im J. 1768 zu ihrem Beichtvater erwählte. Im J. 1770 wurde er Oberconsistorialrath, welches Amt er bis an sein Ende, 14. Jan. 1797, bekleidete. Tags zuvor war seine Königin heimgegangen. Sein Schwiegersohn war der Oberconsistorialrath Zöllner in Berlin, der ihm auch die Gedächtnißpredigt hielt über Jesaj. 57, 2.

Außer den bereits S. 12 und 14 genannten Gesangbüchern vom J. 1765 und 1780, mit welchen er den Weg zeigte für die Art, wie nun bald durch ganz Deutschland die alten Landesgesangbücher modernisirt werden sollten und die deßhalb viele Umarbeitungen und Nachbildungen oder vielmehr Verflachungen und Verwässerungen älterer und neuerer Lieder nach den Grundsätzen und Bedürfnissen der damaligen „Aufklärung" enthalten, gab er in ähnlicher Weise auch ein „Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berlin 1787." mit 421 Liedern heraus. Nach einer an Heerwagen gemachten Mittheilung Diterichs sind von ihm selbst 26 ältere und neuere Lieder überarbeitet oder nachgeahmt und 42 neu gedichtet. Von den letztern sind am meisten verbreitet:

„Bewahre mich, Herr, daß der Wahn."
„Du, der kein Böses thut."
„Du, Gott, du bist der Herr der Zeit."
„Gott, deine Gnade bringt uns Leben."
„Gott, dir gefällt kein gottlos Wesen."
„Mein Geist, o Gott, wird ganz entzückt" — W. G. Nr. 646 — eine mit Ausnahme des ersten und letzten Verses ganz frei gehaltene Ueberarbeitung des Lieds von Ah. Fritsch: „Ists, oder ist mein Geist entzückt" — deßhalb von Diterich selbst als „neugedichtetes" Lied gerechnet.
„Nach meiner Seele Seligkeit."
„O Jesu, Licht und Heil der Welt."
„Was ich nur Gutes habe."
„Wer bin ich? welche wicht'ge Frage!" — W. G. Nr. 298.

Das Hamburger Gesangbuch hat nicht weniger, als 42 Diterich'sche Lieder.

(Quellen: Diterichs Lebenslauf von Zöllner in Dr. W. A. Tellners neuem Magazin für Prediger. VI. Band. 1. Stück. 1797.)

Bruhn, M., David, der Mitarbeiter Diterichs an der für die Gesangbuchsrevolution tonangebenden „neuen Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst" vom J. 1765. Er wurde geboren 30. Sept. 1727 zu Memel, wo sein Vater Kaufmann und Rathsherr war. Er studierte zu Königsberg, kam 1747 nach Halle in des frommen Jakob Sigmund Baumgartens Haus, der ihm die Aufsicht über seine große Bibliothek übertrug, und wurde 1750 daselbst Magister; 1752 wurde er dann Conrektor am Cölnischen Gymnasium in Berlin, 1754 dritter Prediger an der dortigen Marienkirche, so wie am Cadetteninstitut, und 1756 zweiter Prediger, was er bis an sein Ende, 27. April 1782, blieb.

Zu jener Sammlung vom J. 1765, die dann auch zunächst als Anhang zum Porst'schen Gesangbuch am 5. April beim öffentlichen Gottesdienst in Berlin eingeführt wurde, lieferte er sieben überarbeitete und vier neue Lieder. Von den letztern haben sich am meisten verbreitet:

„Hier bin ich, Jesu, zu erfüllen."
„Wohl dem, der richtig wandelt" — W. G. Nr. 451.
(Quellen: Heerwagens Literaturgeschichte der geistl. Lieder und Gedichte unserer Zeit. Thl. I. S. 295.)

Spalding, Dr., Johann Joachim, geb. 1. Nov. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, wo sein Vater Rektor und später Prediger war. Dieser pflanzte ihm frühe schon Gottesfurcht ins Herz. Nachdem er von 1731—1734 in Rostock und Greifswalde Theologie studiert hatte, zog er zu seinem Vater, um sich bei ihm im Predigen zu üben. Dann war er eine Zeit lang in Halle und in Berlin Hofmeister, worauf er im J. 1749 Pfarrer zu Lassahn in Schwedisch-Pommern wurde. Hier verheirathete er sich mit einer Tochter des Pastors Gebhardi in Stralsund und kam dann im J. 1757 als Probst und Oberprediger nach Barth, einer Stadt in Schwedisch-Pommern. Er hatte hier das traurige Geschick, seine inniggeliebte Frau durch den Tod sich entrissen zu sehen, was ihm sehr nahe gieng, so daß er ein ganzes Jahr lang sich fast nicht wollte trösten lassen; doch besiegte er in Gottes Kraft allmählich der Trennung Schmerz durch die Hoffnung eines frohen Wiedersehens, die er in dem Liede: „Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht" ausgesprochen hat, worinn er singt:

Wann hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,
Dann wird ein frohes Wiederseh'n
Auf ewig unser Glück erhöh'n.

Um diese Zeit erquickte ihn auch der Besuch der drei jungen Schweizer, Lavater, Füßli und Felix Heß, die ihn im J. 1763, angezogen von seinem Predigerruf und mehreren seiner Schriften, z. B. seinen „Gedanken über die Bestimmung des Menschen. 1748." und „über den Werth der Gefühle im Christenthum. 1761.", in seiner Einsamkeit zu Barth aufsuchten und längere Zeit einen gesegneten Umgang mit ihm pflogen. Lavater, der in allen seinen Briefen, die er nach Haus schrieb, Spaldings Edelsinn nicht genug loben konnte, dichtete eine Ode auf ihn, die mit den Worten beginnt:

„Edelster unter den Menschen, der fern am Baltischen Ufer
Einsam, ein Licht in der Finsterniß, wohnt."

Bald sollte er aber nun aus seiner stillen Verborgenheit auf einen der wichtigsten Posten gerufen werden. Zu Ostern des Jahrs 1764, nachdem er sich zum zweitenmal verheirathet hatte mit einer Tochter des Rittmeisters Sodenstern, wurde er preußischer Oberconsistorialrath und Probst an der

St. Nikolaikirche zu Berlin. Es war dieselbe Stelle, die einst der ehrwürdige Spener bekleidet hatte. Während dieser aber von hier aus für Begründung eines lebendigen Glaubens und Erneuerung des kirchlichen Lebens durch den Geist der Schrift wirkte, waren „Aufklärung, Recht der Vernunft, Toleranz" die Losungsworte Spaldings. Als Prediger erwarb er sich in dieser Zeit einen großen Namen und seine Zeitgenossen versichern, „die Religion habe von seinen Lippen einen unwiderstehlichen Reiz gehabt." Er gab auch viele seiner Predigten heraus. Die erste Sammlung erschien 1765, die zweite 1768. Eine dritte wurde ohne sein Wissen im J. 1775 veranstaltet. Im selbigen Jahr hatte er abermals das Unglück, seine Frau zu verlieren. Als sich die Hoffnung vereitelte, daß nach dem Tod König Friedrichs II. im J. 1786 das muthwillige Verfahren in Absicht auf religiöse Gegenstände aufhören werde und im J. 1788 das preußische Religionsedikt erschienen war, legte er seine Probststelle nieder, behielt jedoch seine Stelle im Oberconsistorium noch bei. Im J. 1797 gab er seine letzte Schrift heraus: „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen", und entschlief dann am 26. Mai 1804 in einem Alter von 90 Jahren sanft und still. Sein Biograph schreibt hierüber: „Es gilt von ihm, was von Abraham gesagt wird: „„er nahm „ab und starb in einem ruhigen Alter, da er alt und lebenssatt war.""" Sein Tochtermann war der Hofprediger und Oberconsistorialrath Sack.

Sein Antheil an dem von Diterich besorgten „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den K. Preußischen Landen. Berl. 1780." besteht in wenigen durch ihn veränderten ältern Liedern, z. B.: „Hilf mir, mein Gott, verleihe mir" und in dem einzigen von ihm selbst frei gedichteten Liede:

„Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht" — W. G. Nr. 602 — welches er vor seinem Sterben noch als seinen Grabgesang verordnet hat.

(Quellen: Joh. Joach. Spaldings Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatz von dessen Sohn Georg Ludwig Spalding (seit 1787 Professor der alten Sprachen am Berlinisch-Cölnischen Gymnasium in Berlin, Dichter des Lieds: „Hätte nicht, o Gott, dein Sohn"). Halle 1804." — Schlichtegrolls Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert. Bd. V. S. 99—207.)

Patzke, Johann Samuel, wurde geb. 24. Okt. 1727 zu Selow bei Frankfurt a. d. O. Sein Vater, ein armer Accisbeamter, übergab ihn dem Großvater zur Erziehung. Er zeigte auf dem Gymnasium zu Frankfurt viel Lernbegierde, hatte aber dessen unerachtet eine tiefe Kränkung zu erfahren. Dem Rektor fiel nämlich seine armselige Kleidung auf,

so daß er einmal in die Worte ausbrach: „Da, wo der Bettelbube sitzt, könnte auch wohl noch ein ehrlicher Mensch sitzen." Dieß schnitt dem jungen Patzke tief durchs Herz, daß er mit Thränen in den Augen seine Bücher zusammenraffte und die Schule verließ, Willens, das Studieren nun ganz aufzugeben. Er bewarb sich deßhalb um eine Sekretärsstelle bei der Post in Frankfurt. Durch die Fürbitte seiner Mitschüler und durch ein Gedicht, das er auf die Hochzeitfeier des Rektors machte, ward dieser jedoch bewogen, ihn wieder in die Schule aufzunehmen. Im J. 1748 begann er nun in Frankfurt das Universitätsstudium. Gelegenheitsgedichte, die er als beliebter Dichter verfaßte, und einige Hausinformationen waren seine einzigen Geldquellen, von denen er kaum seine nöthigsten Bedürfnisse bestreiten konnte. Er gieng nun auch noch auf die Universität Halle; obgleich er aber auch hier möglichst sparte, so mußte er doch seinem Wirth sieben Thaler schuldig bleiben. Da geht er einsmals, hierüber ganz tiefsinnig, an der Post vorbei, und wie er da nach den angeschlagenen Wechseln blickt, so traut er kaum seinen Augen, als er liest: „H. Patzke erhält zehn Dukaten." Es war dieß die Gabe eines verborgenen Wohlthäters. In seiner Herzensfreude wirft er sich sogleich in einem Winkel hinter dem zurückgeschlagenen großen Postthor auf seine Kniee nieder und dankt Gott, der ihm aus Finsternissen Licht geschafft, mit heißen Thränen.

Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, empfahl ihn der Oberhofprediger Sack in Berlin dem Markgrafen Heinrich v. Schwedt zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfeld und Stolzenberg. Dieser forderte ihn vor sich. Anfangs war er in größter Angst und Verlegenheit, wurde aber durch die wohlwollende Aufnahme immer beherzter, so daß er nun mit beredtem Munde erzählte, auf welchen rauhen Wegen ihn bisher Gott geführt und sicher geleitet habe. Dadurch erwarb er sich die Gunst des Markgrafen und legte durch sein aufrichtiges, herzeinnehmendes Benehmen den Grund zu seinem künftigen Glück. Im J. 1755 durfte er die genannte Pfarrei beziehen. Aber auch hier hatte er bei einem geringen Einkommen mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Gott lenkte jedoch das Herz des Markgrafen, daß er ihn auf die edelmüthigste Weise unterstützte, sobald er von seiner Noth Kunde erhielt. Er lud nämlich Patzke vor sich und sagte ihm, er fahre nun mit ihm hinaus in sein Haus nach Wormsfeld zum Essen. Als sie hinkamen, sah der arme Pfarrer, der in größter Verlegenheit stets betheuerte, er habe nicht einmal die Stühle, um eine

solche Gesellschaft zu setzen, wie sein ganzes Haus, Küche, Keller und sogar die Bibliothek aufs Schönste eingerichtet und gefüllt waren. Im J. 1758, bald nach seiner Verheirathung, verheerten die Russen, die unter General Fermor in die Mark eingefallen waren, seinen Ort und die ganze Umgegend. Unter dem Klaggeschrei der Unglücklichen, das ringsum zu vernehmen war, flüchtete er seine hochschwangere Frau zu ihren Eltern nach Schlesien. Bald kehrte er zurück und sah nun nichts, als Jammer und Elend; seine Gemeinde war zerstreut; sein Haus in eine Mördergrube verwandelt; Alles war ihm geraubt, selbst seine Bücher waren zerrissen und mit Unflath beschmutzt. Seine Lage war höchst traurig; er mußte mit Hunger und Blöße kämpfen und hätte sein Leben nicht fristen können, wenn ihm sein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich acht Thaler hätte auszahlen lassen. Ein Jahr darnach wurde er Pfarrer zu Linzen in der Churmark, wohin er nun seine Frau aus Schlesien wieder zurückholte. Kaum aber sah er sie wieder bei sich, so fielen abermals die Russen in die Mark ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Doch auch hier verzagte sein Herz nicht, also daß er in seinem Liede: „Der du das Loos von meinen Tagen" festen Muthes zu Gott singen konnte:

Selbst aus des Lebens Bitterkeiten
Weißt du mein Glück mir zu bereiten
Und schaffst aus Finsternissen Licht;
Du bahnst vor mir die rauhen Stege
Und leitest mich auf meinem Wege,
Wenn Licht und Leitung mir gebricht.

Drum soll vor dir mein Herz sich stillen;
Ich weiß, daß ohne deinen Willen
Kein Haar von meinem Haupte fällt.
Auf dich allein kann ich vertrauen
Und meiner Zukunft Hoffnung bauen
In dieser unbeständ'gen Welt.

Gott war auch hier auf sein Wohl bedacht, daß er nicht unterliegen durfte; auf die Empfehlung des Markgrafen nämlich kam er 1762 als Prediger an die heilige Geistkirche nach Magdeburg. Der Markgraf blieb ihm Zeitlebens zugethan. Jedes Jahr mußte er ihn besuchen, wo er dann jedesmal hundert Dukaten geschenkt erhielt. Auch in Magdeburg sollte er anfangs „durch mancher Prüfung Enge wallen"; er fand eine schwierige Stellung. Allein durch seine hinreißende Predigtweise, durch sein redliches Wesen und sein aufrichtiges Wirken fürs Gute gewann er sich allmählich die Achtung und Liebe der Gemeinde in hohem Grad. Er wirkte

besonders auch für Volksbelehrung und Besserung durch Herausgabe einiger Wochenschriften, von welchen eine den Titel: „Der Greis", eine andere den Titel: „Der Wohlthäter" und eine dritte den Titel: „Wöchentliche Unterhaltungen" führte. Nun hatte er endlich Ruhe gefunden und lebte in glücklicher Zufriedenheit noch manches Jahr dahin. So wußte ihm der Herr aus des Lebens Bitterkeiten sein Glück zu bereiten, daß er recht aus der Erfahrung und im Herzensdrang jenes schöne Glaubenslied voll kindlichen Vertrauens singen konnte. Allein der Abend seines Lebens sollte in dieser unbeständigen Welt noch recht leidensvoll werden. Die drei letzten Jahre seines Lebens hatte er mit den größten Körperschmerzen und Beschwerden zu kämpfen, bis endlich der Tod seinen Qualen ein Ende machte am 14. Dez. 1787. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen der edelsten, besten und achtungswürdigsten Menschen.

Von ihm erschienen neben manchen Oratoriendichtungen: „Gedichte. Halle 1750." — „Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle 1754." — „Musikalische Gedichte nebst einem Anhang einiger Lieder für Kinder von J. S. Patzke. Magdeb. und Leipz. 1780." Hardenberg zählt in seinem Liederverzeichniß 22 geistliche Lieder von ihm auf, die größtentheils in seiner Wochenschrift: „Der Greis. Magdeb. 1763—1769. 16 Thle." (neue Aufl. Leipz. 1781. 4 Thle.) sich finden. Die bekanntesten sind:

„Der du das Loos von meinen Tagen" — W. G. Nr. 22.
„Lobt den Herrn, die Morgensonne."

(Quellen: Sam. Baurs interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. I. S. 426—444. — F. W. Wolfrath, Pfarrer zu Rellingen, Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen. Halle. Thl. I. 1791. S. 344 ff.)

Feddersen, Jakob Friedrich, geb. 31. Juli 1736 zu Schleswig, wo sein Vater Kaufmann war. Das sollte er anfangs auch werden, weßhalb er bereits eine Zeit lang bei einem Kaufmann in der Lehre war. Er wurde dieser Beschäftigung aber bald überdrüssig und besuchte nun in regem Wissenstrieb die lateinische Schule. In seinem fünfzehnten Jahre starb ihm seine Mutter, deren Andenken ihm sein Leben lang theuer blieb. Sie ließ ihn vor ihr Sterbebett kommen und rief ihm, ihre letzten Kräfte zusammenraffend, mit nachdrücklicher Stimme wenige Minuten vor ihrem Verscheiden zu: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen!" Diese Worte blieben seiner Seele wie eingegraben und halfen ihm später aus mancher Versuchungsstunde. Vom J. 1755—1758 studierte er Theologie auf der Universität Jena. Schon im J. 1760 berief ihn

sodann der Herzog von Augustenburg zu seinem Kabinetsprediger. Hier lernte ihn der Erbprinz von Bernburg kennen, der ihn sofort nach seinem Regierungsantritt im J. 1766 zum Hofprediger seiner Gemahlin nach Ballenstädt berief. Er wurde so nach 200 Jahren, welche seit Arndts Abschied von dort verflossen waren, der erste evangelische Prediger und Seelsorger, dessen sich die lutherischen Einwohner des Herzogthums endlich wieder zu erfreuen hatten. Hier trat er auch in den Ehestand, in welchem ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt wurden. Als jedoch im J. 1769 die Fürstin im Wochenbett gestorben war, kam er als dritter Prediger an die St. Johanniskirche nach Magdeburg, wo er Patzke und Sturm als Collegen antraf. Nachdem er hier acht Jahre lang, innig geliebt von seiner Gemeinde, gewirkt hatte, wurde er im J. 1777 als Domprediger und Beichtvater des ganzen herzoglichen Hauses nach Braunschweig berufen. Er hatte hier eilf Jahre lang durch seinen Amtseifer und seine hohen Kanzelgaben das größte Zutrauen und die herzlichste Liebe nicht nur von der ganzen Gemeinde, sondern auch vom herzoglichen Hause zu genießen, so daß er oft beschämt ausrief: „Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thust!" Besonders mit dem edlen Herzog Ferdinand von Braunschweig lebte er in vertrautester Freundschaft. Da berief ihn der König von Dänemark im Frühjahr 1788 als Hauptpastor und Probst des Altonaischen und Pinnebergischen Consistoriums nach Altona. Obgleich ihm der Abschied von seiner Braunschweiger Gemeinde überaus schwer fiel, so wollte er doch den Ruf ins Vaterland nicht ablehnen und traf nun am 17. Juni 1788 in Altona ein, wo er mit dem sehnlichsten Verlangen erwartet wurde. Mit dem größten Eifer widmete er sich sogleich seinem neuen Amt; unter allen seinen Amtsverrichtungen war ihm aber der Unterricht der Jugend das Liebste. Durch seine Kinderliebe gewann er sich die Herzen der Schulkinder so, daß sie sich stets auf sein Kommen in die Schule herzlich freuten und ihn oft selbst darum baten. Er war überhaupt von ganz sanfter, freundlicher und friedlicher Art, gewöhnt, bei den Nebenmenschen gern Alles zum Besten zu kehren. Vor dem bloßen Gedanken an theologische Streithändel graute ihm, „weil sie nicht frommen". Das Studium der Bibel war seine tägliche Beschäftigung, und jeden Morgen machte er den Anfang seiner Arbeit mit dem Lesen eines Abschnitts aus dem griechischen N. Testament oder aus den Psalmen.

Der Herr hatte aber in seinem Rath beschlossen, ihn von seiner

edlen, segensreichen Laufbahn im kraftvollsten Alter abzurufen. Es war, als hätte er dieß geahnet. An den Garten hinter seiner Wohnung in Altona stieß der Kirchhof. Gleich beim ersten Besuch dieses anmuthigen Gartens nun wählte er sich zwischen zwei Linden, die auf dem Kirchhof standen, eine Begräbnißstelle aus und wiederholte dabei gegen seine Freunde mehr wie einmal unter heiteren Gesprächen die Worte: „Dort will ich schlafen." Von Braunschweig her war ihm in Folge eines heftigen Katarrhfiebers eine Mattigkeit zurückgeblieben, bei der er sich im Eifer für seinen neuen Beruf nicht genug schonte. Dazu kam, daß er wegen einer Kränklichkeit seiner Frau, die ihr den Tod drohte, in große Aengsten kam. Sie genas zwar wieder, dagegen ward aber nun er am 20. November von einem Flußfieber befallen, das ihn jedoch nicht abhielt, am 27. Sonntag nach Trinitatis noch selbst die Predigt zu halten. Kaum war er aber zu Haus, so brach das Fieber mit so heftiger Gewalt an ihm aus, daß er alsbald dachte, diese Krankheit werde seine letzte seyn. Er gab zwar zu erkennen, daß er für seine Person gern stürbe, er wünsche jedoch, wenn es Gott gefiele, für die Seinigen und für seine Gemeinde noch länger zu leben. Die Krankheit entwickelte sich zu einem förmlichen Faulfieber, wobei ihn jedes Gespräch schon in große Aufregung brachte, so daß längere Zeit bloß seine Frau und Tochter nebst zwei Freundinnen um ihn seyn durften. Er trug alle Beschwerden, Schwachheit und Schmerzen ohne eine Spur von ungeduldigem Murren und stärkte sich beständig durch ein herzliches Gebet zu Gott. Manchmal aber klagte er: „Ich kann jetzt nicht beten und sonst war ich so geübt darinn;" dann pflegte er sich mit der großen Wahrheit zu trösten: „Wir haben einen Fürsprecher beim Vater." — „Ich habe," sagte er einmal zu einer seiner Freundinnen in einer schweren schlaflosen Nacht, „so die Gewohnheit, daß ich, wenn mir bei meiner Arbeit ein guter Gedanke einfällt, denselben auf einen kleinen Zettel schreibe und mir denselben vor Augen lege, um ihn wieder ins Gedächtniß zu bringen. Im Anfang meiner Krankheit kam es mir nun vor, als sähe ich einen solchen Zettel vor mir, auf welchem die Worte standen: „„Vollkommen werden"" — „„Gehorsam lernen"" — „„Glaube und Vertrauen üben"" — und eben sahe ich einen Zettel, darauf stand: „„Jehovah, meine Hülfe!"" Daraus schließe ich, nun wird die Hülfe Gottes kommen."* Mit dem Christfest trat der Tod ihm nahe. Aber die Wahrheit des Wortes: „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost,"

* Weiteres II. Nr. 142.

traf auch an seinem Sterbebett ein zu großer Rührung und Ermunterung der umstehenden Zeugen. Bei aller Demuth blickte er auf seine vollbrachte Amtsführung mit der Freudigkeit eines guten Gewissens zurück, begnügte sich willig, dem Rufe Gottes zu folgen, und redete von demselben stets als von seinem Hingang zu Gott. Die Hoffnung und stille Freudigkeit, die er in seinem Liede: „Durch viele große Plagen" * den Greisen aussprechen läßt, belebte auch ihn. Die ruhigen Augenblicke, die er neben vielen bewußtlosen Stunden genoß, wandte er zum Gebet an und bezeugte einmal über das andere: „Ich hoffe aus Gnaden um Jesu willen selig zu werden," und ein andermal rief er aus: „O! ich kanns nicht beschreiben, welchen Frieden ich in meinem Herzen empfinde. Deinen hohen Frieden schmeck' ich schon hienieden, und was hoff' ich dort!" Unaufhörlich betete er für seine Frau und Kinder, daß sie Gott auf seinen Wegen erhalten wolle; er durfte auch seinen von Kiel herbeieilenden Sohn noch einmal sehen und segnen. In seiner letzten Lebensnacht, da er Niemand mehr kannte und nichts vernahm, was außer ihm vorgieng, betete er noch mit starker, durchdringender Stimme für die Seinigen, für seine Freunde, die er alle mit Namen nannte, für den König, für Stadt und Gemeinde bis zu einer halben Stunde vor seiner Auflösung. Tausendfachen Segen rief er über Jeden herab. Man konnte ihn nicht völlig mehr verstehen, zumal da sich immer Bilder der irrenden Phantasie einmischten. Mehrmals aber hörte man noch ganz deutlich die Worte: „Außer Christum kann ich nichts; durch Christum vermag ich Alles." So gieng seine Gott geheiligte Seele unter beständigem Gebet in die Wohnungen der Gerechten hinüber am Morgen des letzten Tages im J. 1788.

Er war ein praktischer Volksschriftsteller; besonders bekannt sind seine „Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle 1776—1785. 5 Thle." Namentlich aber schrieb er auch für Kinder, z. B.: „Das Leben Jesu für Kinder. Halle 1777." — „Lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder. 3. Aufl. 1788." — „Beispiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, mit Erinnerungen für Kinder. 2 Thle. Halle 1777—1780." Seine geistlichen Lieder, die er dichtete, stehen besonders in seinen „Unterhaltungen mit Gott in besondern Fällen und Zeiten. Halle 1774." und in den „Andachten im Leiden und auf dem Sterbebett. Magdeburg 1772." Die bekanntesten sind:

* W. G. Nr. 522, V. 6. und 7.

{ „Durch viele große Plagen hat mich der Herr" oder:
{ „Du, Herr von meinen Tagen, hast mich" — W. G. Nr. 522.
„Nein! murren will ich nicht."

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfraths Leben Feddersens im sechsten Band der Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen von Feddersen. Halle 1790.)

Münter, Dr., Balthasar, geb. 24. Merz 1735 zu Lübeck. Schon in seinem zwölften Jahr erfuhr er einen traurigen Wechsel des Glücks. Sein Vater, ein angesehener und reicher Kaufmann, sank plötzlich aus dem Schooß des Reichthums in große Armuth. Für den Knaben war aber gerade dieses Mißgeschick ein Sporn, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit den Weg zu seinem Fortkommen in der Welt zu bahnen. Er wurde von der Zeit an einer der besten Schüler auf dem Lübeckischen Gymnasium. Damals schon erwarb er sich durch deutsche Gedichte großes Lob, besonders durch ein paar Oden zum Preis der Gottheit. Im J. 1754 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studieren, und wurde 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt an der philosophischen Fakultät. Mit einer fast unglaublichen Anstrengung hielt er hier täglich acht bis zehn Vorlesungen. Im J. 1760 verschafften ihm seine seltenen Predigergaben die Stelle eines Waisenhauspredigers und Hofdiakonus in Gotha. Nach dritthalb Jahren schon kam er als Superintendent nach Tonna, einige Stunden von Gotha; er hatte sich aber durch seine Predigten, die sehr geblümt und bilderreich waren, die Gunst des Herzogs so sehr erworben, daß er immer noch alle Monate einmal in Gotha vor ihm predigen mußte. Heiter und zufrieden mit seinem Schicksal genoß er des ihm von Gott bescheerten Lebensglücks voll Danks gegen den Geber so vieler guten Gaben. Da ward er im J. 1765 als erster Prediger zur deutschen Petrigemeinde nach Kopenhagen berufen, wo vor ihm der ehrwürdige Dr. Hauber stand. Diesen Posten bekleidete er 28 Jahre lang. Durch treue Amtsführung und ausgezeichnete Predigergaben erwarb er sich die größte Liebe der Gemeinde. Besonders weckte er viele junge Männer zum Eifer im Predigerberuf. Es erschienen auch viele Predigtsammlungen von ihm. Zu gleicher Zeit mit ihm weilten Cramer und Klopstock in Kopenhagen, die ihn zu seinen dichterischen Arbeiten aufmunterten und im vertrautesten Umgang mit ihm lebten. Im J. 1772 hatte er hier den unglücklichen Minister Struensee zum Tode auf dem Schaffot vorzubereiten, durch dessen Bekehrungsgeschichte, die er in demselben Jahre noch herausgab, er sich sehr berühmt machte. In den letzten

fünf Jahren seines Lebens erwarb er sich auch durch bessere Einrichtung des Armenwesens, die er mit viel Eifer und Einsicht betrieb, große Verdienste. Sein Haus war eine Wohnung des Friedens und der Ruhe. Er hatte jedoch im J. 1787 den Schmerz, einen sechzehnjährigen Sohn durch den Tod zu verlieren. Derselbe ertrank beim Baden in der See zu Bordeaux, wo er sich als Handlungslehrling aufhielt. Sein Sohn Friedrich aber wurde ein berühmter Theolog und Orientalist (er starb als Bischof von Seeland am 9. April 1830), und seine Tochter, Friedrike Sophie Christiane, hat sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht (sie starb als verehlichte Brun zu Kopenhagen am 5. Merz 1835). Er selber aber, in dessen Charakterbild unumschränktes Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit als liebliche Züge zu schauen sind, starb in sanfter Glaubensruhe am 5. Okt. 1793 in einem Alter von 58 Jahren. Lange zuvor schon hatte er mit freudiger Erwartung des Todes auf diesen letzten seiner Tage hingeschaut und gesungen:

Dann geh ich frei von Kummer	Heil mir! er ist nicht fern
Des Todes dunkle Bahn:	Der letzte meiner Tage!
Mir bricht nach kurzem Schlummer	Er kömmt, und meine Klage
Ein ew'ger Morgen an.	Wird Lobgesang dem Herrn.

Zuerst gab er „geistliche Cantaten auf die Evangelien, 1769," heraus, dann in den Jahren 1773 und 1774 zwei Sammlungen „geistlicher Lieder", von welchen jede 50 Lieder enthält. Die Zuschrift zur ersten ist vom 11. Jan. 1772, wie denn auch bereits in diesem Jahr eine kleinere Zahl von Exemplaren in Kopenhagen erschien, zur zweiten vom 5. Juli 1773. Seine Freunde weiteiferten, sie mit Melodien zu schmücken. Zur ersten Sammlung sind Melodien beigegeben von dem Kapelldirektor Benda, Kapellmeister J. Chr. Fr. Bach in Bückeburg, Musikdirektor Hiller in Leipzig, Hertel in Schwerin, Kunzen in Lübeck, Rolle in Magdeburg, Scheibe in Kopenhagen und Wolf in Weimar; zur zweiten von Fr. Bach allein. Seine geistlichen Lieder, an denen er mit größter Sorgfalt feilte, waren ihm die liebsten unter seinen Arbeiten und gehören wirklich zu den besten ihrer Zeit, in der sich denn auch manche die allgemeinste Geltung erworben haben. Sie haben mehr poetischen Gehalt und Reiz, als die Gellert'schen Lieder, aber ein gewisses Etwas fehlt ihnen gleichwohl — und das ist das spezifisch-christliche Element. Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter sagt von ihnen: „Sie athmen einen ächten „Dichtergeist, Andacht und Empfindungen des feurigsten Danks; sie sind „erhaben ohne lyrische Kühnheit, reich an neuen und herzerhebenden

„Gedanken, reicher an Ausbrüchen innigen Gefühls, als an lehrender „Moral; sie haben einen gewissen Anstrich von männlicher Ernsthaftigkeit, „mehr den Ton feierlicher, als weicher Empfindungen, und eine kraftvolle, „reine und gewählte Sprache." Münter spricht sich selbst über die Art, wie er seine geistlichen Lieder gedichtet hat, in der Zuschrift an Klopstock und Cramer, die ihn zum Dichten gottesdienstlicher Lieder aufgemuntert hatten, also aus: „mehrentheils haben mich persönliche Umstände meines Lebens, eigene Bedürfnisse, Entschließungen und Absichten geleitet, so und nicht anders zu Gott zu beten, als ich gebetet habe." Zugleich eifert er auch gegen die sogenannten Lehrlieder, welche zu dieser Zeit wie die Pilse aus der Erde aufschoßen, in folgenden treffenden Worten: „ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß ein bloßer Unterricht mit Anstand gesungen werden kann, zumal von Vielen zugleich. Der eigentliche Unterricht in der Religion scheint nur dem prosaischen Vortrag vorbehalten werden zu müssen. Wer die sogenannten Lehrlieder einiger unserer neuen und besten Liederdichter lieset, der wird es fühlen, daß sich die Poesie in denselben außer ihrer Gränze gewagt hat. Er wird den Unterricht, den er da empfängt, wahr und wichtig finden, aber wünschen, daß man ihm denselben lieber in ungebundener Rede möchte gegeben haben. Und wenn er diese Lieder gar singen und in Gesellschaft mit vielen Andern singen soll, so wird er sich gar keinen Grund anzugeben wissen, warum sie eben gesungen und nicht vielmehr bloß gelesen oder hergesagt werden sollen. Ein Lied soll größtentheils seyn ein Gebet."

In manchen Gesangbüchern des vorigen Jahrhunderts, wie z. B. im Dresdener und Würtemberger vom J. 1791,* fand mehr als ein Drittheil der Münter'schen Lieder Aufnahme. Die gediegensten und verbreitetsten sind:

„Deines Gottes freue dich."
{ „Der du dem Tode nah, für die" oder:
{ „Du schenkst voll Nachsicht und Geduld" — W. G. Nr. 426.
„Der letzte meiner Tage."
„Dich krönte Gott mit Freuden" — W. G. Nr. 380.
„Die Feinde deines Kreuzes droh'n" — W. G. Nr. 210.
„Die Sonne stund verfinstert."
„Dir versöhnt in deinem Sohne" — W. G. Nr. 267.
„Du Vater deiner Menschenkinder."
„Gott, deine weise Macht erhält."

* Außer den oben angeführten Liedern gehören folgende Nummern dieses G's. Münter zu: Nr. 3, 4, 7, 17, 28, 37, 66, 122, 158, 159, 210, 247, 258, 277, 281, 282, 335, 416, 437, 568, 578, 583, 611, 614.

„Gott, ich will mich ernstlich prüfen."
„Herr, ich bin dein Eigenthum."
{ „Jesus kommt, von allem Bösen" — W. G. Nr. 485 — oder:
„Jesus ist gekommen" oder:
„Gottes Sohn ist kommen."
„Mein Glaub ist meines Lebens Ruh" — W. G. Nr. 329.
„Sollt ich jetzt noch, da mir schon" — W. G. Nr 327.
„Stärk uns, Mittler! dein sind wir" — W. G. Nr. 245.

(Quellen: Dr. Balthasar Münters Leben und Charakter von seinem Sohne Dr. Fr. Münter. Kopenhagen 1793. — Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. I. S. 322—364. — Henke's Archiv für die Kirchengeschichte. Bd. I. Stück 4. S. 6 2c.)

Hering, A. G. L., Hofgerichtsrath zu Cöslin in Hinterpommern, wo er im J. 1770 starb. Er war nach Rambachs Zeugniß „ein Mann von dem frömmsten Herzen und der strengsten Gewissenhaftigkeit, dessen Tod von seinen Mitbürgern allgemein betrauert wurde." Er dichtete das schöne, zum erstenmal erst nach seinem Tod in den „Mannigfaltigkeiten einer gemeinnützigen Wochenschrift. Berlin 1770." veröffentlichte Lied:

{ „Verlaß mich nicht, wenn ich dich nicht verlasse" oder:
„Ich suche dich, Herr, laß dich finden" — W. G. Nr. 319.

Mudre, M., Johann Friedrich, wurde am 26. Dez. 1736 zu Lübben in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater, seines Handwerks ein Weber, lebte. Im J. 1757 bezog er die Universität Leipzig, wo er Gellerts Schüler wurde. Er wurde im J. 1771 Pfarrer in Bubendorf bei Borna und zwei Jahre darauf in Mittelsaida bei Freiberg. Dort wirkte er bis ins hohe Alter viele Jahre im Segen. Zuletzt zog er sich nach Marienberg zurück und verbrachte hier den Abend seines Lebens, „ohne Furcht und Grauen seinem Tod entgegenschauend", der endlich am 30. Mai 1810 über ihn kam.

„Genaueste Uebereinstimmung mit den Lehren der h. Schrift" galt ihm als Haupteigenschaft eines geistlichen Liedes. In diesem Sinn verfaßte er 99 geistliche Lieder und 2 Gedichte, die er zuvor Gellert zur Durchsicht vorlegte und unter denen sich manche gelungene und glaubensinnige befinden. Sie erschienen unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gedichte. Friedrichsstadt bei Dresden 1770." Das Dresdener Gesangbuch hat 13 aufgenommen. Die verbreitetsten sind:

„Erhebt, Bewohner dieser Welt."
„Sprich nicht in deinen Leidenstagen."
„Treu ist Gott, nehmts doch zu Herzen."
„Warum verkennst du deinen Gott."
„Werde Licht, du Volk der Heiden" — W. G. Nr. 116 — mit Anklängen an Schmolke's Lied: „Gott der Juden, Gott der Heiden."

Heeren, Heinrich Erhard, geb. am 16. Febr. 1728 zu Wremen im Herzogthum Bremen, wo sein Vater Pfarrer war. Er studierte in Jena und Göttingen und wurde dann im J. 1754 Subrektor an der Domschule zu Bremen, 1760 Pfarrer zu Arbergen bei Bremen und 1775 Domprediger in Bremen. Er ist der Vater des bekannten im J. 1842 gestorbenen Hofraths Dr. A. H. L. Heeren, Professors der Geschichte in Göttingen. Seine Gattin war Margarethe, geb. Wolters. Sie gieng ihm mehr denn 30 Jahre im Tod voran. In seinen letzten Jahren begab er sich in den Ruhestand und starb als ein alter, ehrwürdiger Greis von 83 Jahren am 8. Merz 1811.

Er dichtete im Ganzen 32 Lieder, die nebst 27 veränderten Liedern unter dem Titel erschienen: „Neue und veränderte geistliche Lieder zu einem neuen öffentlichen Gesangbuch beigetragen. Bremen 1778." Er war auch Mitarbeiter am „Gesangbuch der evang. luth. Domgemeinde zu Bremen. 1778." Vierzehn seiner Lieder giengen in moderne Kirchengesangbücher über, z. B.:

„Fern sey mein Leben jederzeit."
„Noch sing ich hier aus dunkler Ferne" — W. G. Nr. 275 — auf den Tod seiner Gattin gedichtet.

Hermes, Dr., Johann August, wurde geboren am 24. August 1736 in Magdeburg. Er besuchte zuerst die Schule zu Klosterbergen unter dem frommen Abt Steinmez und dann die Universität Halle, wo er für Knapp am Waisenhaus unterrichtete. Er fand sich aber hier, wie schon in Klosterbergen, vom Pietismus abgestoßen. Seine erste Anstellung fand er im J. 1759 als Hülfsprediger zu Parchim im Mecklenburgischen, dann wurde er Pfarrer zu Groschendorf, wo der siebenjährige Krieg für ihn mancherlei schwere Drangsale herbeiführte und ihn fast all seines Eigenthums beraubte. Er ertrug aber solche Noth mit herzlichem Vertrauen zu Gott und erwarb sich unter der Zucht des h. Geistes dabei eine ungemeine Fassung des Gemüths, einen wahren christlichen Gleichmuth, der ihm in den Prüfungen, die seiner noch warteten, wohl zu Statten kam. Nach geschlossenem Frieden kam er als Prediger nach Wahren. Hier zog er sich durch seine freiern Ansichten, die in manchen Punkten von der Kirchenlehre abwichen und die er im J. 1771 und 1772 in seinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit" veröffentlichte, allerlei Anfechtungen und Verketzerungen zu. Im J. 1777 wurde er Prediger in Dittfurt, einem Dorfe bei Quedlinburg. Hier schrieb er

sein „Handbuch der Religion", das sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und in viele fremde Sprachen übersetzt wurde. Namentlich erwarb er sich dadurch die Gunst der Aebtissin Amalie von Quedlinburg, auf deren Betreiben er im J. 1780 Oberprediger und später Superintendent und Consistorialrath in Quedlinburg wurde. Noch einmal sollte er im hohen Alter die Schrecknisse des Kriegs erfahren müssen; nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 wurde ihm von den Franzosen sein ganzes Haus ausgeplündert. Auf Dornen mußte er stets zu seinem Ziel hingehen. Er hatte es aber längst gelernt, dem großen Dulder als sein Jünger zu folgen. Bei den vielen Feinden und Gegnern, die er hatte, gab er stets Zeugniß von dem edlen Geist der Duldung, der ihn beseelte; allen ihren Angriffen suchte er nichts, als ein reines und tadelloses Leben entgegenzusetzen und hielt allezeit fest an dem Vorsatz, den er in seinem so beliebt gewordenen Passionslied: „Ach! sieh ihn dulden" ausgesprochen: „Nie will ich mich am Feinde rächen." Endlich durfte er als ein hochbetagter Greis von 85 Jahren zum ewigen Frieden heimgehen. Er starb zu Quedlinburg am 6. Jan. 1822.

Wir haben von ihm bloß vier geistliche Lieder, von welchen drei, und unter diesen das allerwärts eingebürgerte:

„Ach! sieh ihn dulden, bluten, sterben" — W. G. Nr. 148 — in den zwei letzten Hauptstücken seines Handbuchs der Religion vom J. 1779 neben „Morgen- und Abendandachten" stehen, das vierte aber bereits in seinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit. 2. Bd. 1772." erschienen war. Es ist das Lied:

„Ich bin zu sel'gen Ewigkeiten" oder, wie er es nachmals selbst geändert hat:
„Ich bin zur Ewigkeit geboren."

Er besorgte auch das neue verbesserte Quedlinburger Gesangbuch vom J. 1787.

(Quellen: J. A. Hermes nach seinem Leben, Charakter und Wirken von H. Fritsch, Oberprediger in Quedlinburg. 1827.)

Koppe, Dr., Johann Benjamin, geb. 19. August 1750 zu Danzig, wo sein Vater Tuchmacher war. Im elterlichen Hause erhielt er nachhaltige Eindrücke der Frömmigkeit und studierte dann vom J. 1769 zu Leipzig die alten Sprachen. 1776 wurde er in Göttingen Professor der Theologie, 1784 Oberpfarrer und Generalsuperintendent in Gotha, und 1788 Consistorialrath und Hofprediger in Hannover. In seinen letzten Lebensjahren trafen ihn manche Leiden, besonders auch durch den

Tod seiner Frau. Als seine Gesundheit endlich ganz geschwächt war und die Aerzte ihm ihre Besorgnisse für sein Leben mittheilten, bereitete er sich mit Ruhe zu seinem Tode vor. Er äußerte dabei mehrmals, „daß er nie so stark den Werth seines theologischen Studiums gefühlt, als in diesen Augenblicken, wo das Wesentliche desselben sich vor ihm in Einem Punkte vereinige." Am 1. Epiphaniensonntag des Jahrs 1791, dem Tag der Einführung des neuen Katechismus, hielt er, ob er gleich bereits die ganze Woche hindurch, und besonders am Studiertag, mit den Anfällen der Krankheit, die ihm dann auch das Leben raubte, zu kämpfen hatte, seine letzte Predigt „über das Verdienst des Christenthums um die Erleuchtung und Veredlung der menschlichen Vernunft". Dadurch ward seine letzte Kraft vollends verzehrt und er starb nach diesem letzten Wort der Lehre und der Liebe an seine Gemeinde am 12. Febr. 1791. Er war ein seltener, großer Charakter voll Nachgiebigkeit und Festigkeit, Freundlichkeit und Ernst. Als gelehrter Theolog hat er den bekannten Commentar zum N. Testament unter dem Titel herausgegeben: „**N. Testamentum perpetua annotatione illustratum.**" 10 Bde. Eine Ausgabe seiner Predigten besorgte Spittler zu Göttingen in zwei Sammlungen vom J. 1792 und 1793.

Seine wenigen Lieder stehen in dem von ihm herausgegebenen „christlichen Gesangbuch. Göttingen. 1789." Das bekannteste ist:

„Daß ich in deiner Christenheit" — W. G. Nr. 510.

(Quellen: Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. H. Döring. Neustadt a. d. Orla. 1830.)

Waldau, Georg Ernst, geb. 25. Merz 1745 zu Nürnberg. Nachdem er in Altdorf und Leipzig studiert hatte, wurde er 1768 Vikarius an der Clarakirche in Nürnberg, 1772 Hospitalprediger, 1789 Professor der Kirchengeschichte am Gymnasium, 1791 Prediger an der St. Aegidienkirche und Inspektor des Gymnasiums, und zuletzt Antistes an der Hauptkirche zu St. Lorenz, in welchem ehrenvollen Amte er am 27. April 1817 als dreiundsiebenzigjähriger Greis starb.

Er gab heraus: „Geistliche, noch ungedruckte Lieder. Nürnberg 1781." Diese aus 78 Liedern bestehende Sammlung wurde für Christen bestimmt, welche „vernünftige Erbauung und erleuchtete Andacht suchen", und veranstaltet zur Anbahnung einer entschiedenen Gesangbuchsreform, wobei sich Waldau mit Lust auf die Stelle in Professor Sanders Erbauungsbuch. Leipz. 1781. S. 51 berief: „Wer auf irgend eine Art

dem Fortgang der Gesangbuchsverbesserung (damaliger Zeit) Hindernisse in den Weg legt, — nun! der sehe zu, ob er es vor dem Richterstuhl Christi wird verantworten können; denn Jeder, der Gott und seine Mitmenschen liebt, muß unwillig werden, wenn er sieht, wie traurig, unzweckmäßig, mangelhaft, seicht gerade die wenigen Bücher sind, an die sich der gemeine Mann und die Jugend durchgängig hält, nämlich Gesangbuch und Katechismus und Kinderlehr." (!!) Es finden sich hier hauptsächlich die Lieder des gleich unten zu nennenden Loder, 34 an der Zahl, dann auch einige von den ebenfalls weiter unten zu nennenden Dichtern Bickel (1) und Eschenburg (8), ferner zwei von dem Superintendenten Joh. Christoph Stockhausen zu Hanau (1769—1784), drei von dem Halberstädtischen Canonicus Joh. Wilh. L. Gleim, dem berühmten Anakreon und Tyrtäus der Deutschen († 1803), zwei von dem Diakonus Christian Heinr. Seidel an St. Sebald in Nürnberg († 1787) und sechs von dessen Frau Charlotte, geb. Lange, zwei von dem Conrektor Joh. Paul Sattler in Nürnberg, zwei von Professor Conr. Arnold Schmidt am Carolinum in Braunschweig († 1789), zwei von Rektor Gottlob Nathanael Fischer in Halberstadt (1775—1800) und vier von Waldau selbst, unter welchen besonders zu nennen, als mit „W**" bezeichnet:

„Von dir, du Gott der Einigkeit" — W. G. Nr. 497.

Loder, Friedrich Wilhelm, geboren in Regensburg am 14. Febr. 1757. Er wurde im J. 1778 Hohenlohe-Neuensteinischer Archivarius zu Ohrdruf in der Grafschaft Obergleichen im Gothaischen und 1784 Gothaischer Hof- und Consistorialrath, so wie Landschaftsmitglied der Gothaischen Stände, in welcher Stellung er am 30. Mai 1823 zu Ohrdruf starb. Am 6. Jan. 1808 hatte er dort eine schreckliche Feuersbrunst durchzumachen.

Er hat ungefähr vierzig im Bibelton gehaltene Lieder gedichtet, von welchen Waldau in der ebengenannten Sammlung vom J. 1781 vierunddreißig zum erstenmal veröffentlicht hat. Seine weiteren Lieder, neueren Ursprungs, erschienen erstmals gedruckt im Erfurter Gesangbuch vom J. 1796. Die bekanntesten sind:

„Auf dich, Versöhner, aufzusehen."
{ „Des Oelbergs martervolle Höhen" oder:
{ „O Golgatha, zu deinen Höhen."
„Durch Jesum rein von Sünden."
„Gottlob! ich weiß mein Vaterland" (1781) — W. G. Nr. 645.

„Ich bin ein Christ."
„Inbrünstig preis ich dich" (1781) — W. G. Nr. 227.
„Mein Jesus ist mein Leben."
„Wie süß, mein Vater, ist die Pflicht."

Eschenburg, Dr., Johann Joachim, der Sohn eines Kaufmanns zu Hamburg, wo er am 7. Dez. 1743 geboren wurde. Im J. 1764 bezog er die Universität Leipzig und hörte dort Gellerts Vorlesungen mit großer Begierde und heiligem Ernst. Um Michaelis des Jahrs 1767 wurde er Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er zugleich auch anfieng, Vorlesungen über die schöne Literatur zu halten. Dadurch machte er sich einen solchen Namen, daß er zwei Jahre später Professor an dieser Anstalt wurde und 1777 an Zachariä's Stelle kam. Im J. 1787 übernahm er das Direktorium des Braunschweigischen Intelligenzwesens. Er trug ungemein viel zur Beförderung der schönen Literatur der Deutschen bei und machte sich besonders um Shakespeare, dessen Werke er von 1798—1806 übersetzte, sehr verdient. Zuletzt wurde er noch geheimer Justizrath und Canonikus des Cyriakusstiftes zu Braunschweig und starb als solcher am 29. Febr. 1820.

Die fünfzehn geistlichen Lieder, die er im Ganzen dichtete, erschienen im G. Joach. Zollikofer'schen Gesangbuch vom J. 1766, in Waldau's obgenannter Sammlung vom J. 1781, in Niemeyers Gesangbuch für höhere Schulen vom J. 1785 und im neuen Braunschweigischen Gesangbuch vom J. 1779, das er bearbeiten half. Die bekanntesten sind:

„Ich fasse, Vater, deine Hände" — W. G. Nr. 611 — nach Liebichs Lied: „Ich werfe mich in deine Hände."
„Ich will dich noch im Tod erheben."

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Bickel, Johann Daniel Carl, ein Freund Diterichs, geb. 24. Juni 1737 zu Altweilnau im Herzogthum Nassau. Er war Nassau-Usingenscher Hofprediger in Biberich, zuletzt Consistorialrath und Superintendent in Usingen, wo er am 28. Juni 1809 starb.

Er dichtete bloß drei geistliche Lieder und darunter zwei über die Heilighaltung des Eides, von welchen eines in Waldau's obgenannter Sammlung vom J. 1781 (S. 56) veröffentlicht wurde, das andere aber, nebst einem Investiturlied, schon in dem durch ihn besorgten Nassau-Usingen'schen Gesangbuch vom J. 1779 steht. Diese beiden haben sich vielfach eingebürgert:

„Gott, der du Herzenskenner bist" — W. G. Nr. 450.
„O Jesu, Herr der Herrlichkeit" — W. G. Nr. 282.

Fröbing, Johann Christoph, geb. 8. Mai 1746 zu Ohrdruf in der Grafschaft Obergleichen in Thüringen. Im J. 1776 wurde er Conrektor an der Neustädter Stadtschule in Hannover und blieb dieß zwanzig Jahre lang; 1796 kam er dann auf die Pfarrei Lehrte im Lüneburgischen, und im J. 1800 wurde er Diakonus zu Mark-Oldendorf im Hildesheimischen, wo er am 25. Jan. 1805 starb.

Er dichtete ungefähr hundert geistliche Lieder, in denen manchmal noch der alte Glaubenston durchklingt. Siebenunddreißig stehen, nebst acht Cantaten, in seinen „Gedichten. Leipz. 1791."; die übrigen sind zerstreut in folgenden von ihm herausgegebenen Schriften: „Gesänge für Kinder. Celle 1799." — „Gesangbuch für den häusl. Gottesdienst. Hannover 1797." — „Christliche Morgen- und Abendlieder für Familien. Lüneb. 1802." Zu nennen sind:

„Hocherhabener, ich trete" oder:
„Herr! vor dem die Engel knieen" (1797) — W. G. Nr. 25.
„Ohne Kummer, ohne Sorgen legt ich gestern mich zur Ruh" (1802).

Röding, Johann Heinrich, geb. 20. Nov. 1732 zu Hamburg. Er war sein eigener Lehrmeister und sammelte sich ohne eigentlichen Unterricht durch eigenen Fleiß schöne Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften. Als Jüngling suchte er einen niedrigen Dorfschulmeisterdienst und erhielt ihn auch, wiewohl nur mit Mühe; dann kam er als Unterlehrer in die Schule des berühmten Jürgen Elert Kruse, hierauf an die Schule zu Tellingstadt in Holstein mit dem Titel eines Rektors. Endlich wurde er im J. 1768 Lehrer an der Jakobsschule zu Hamburg, wo er am 28. Dez. 1800 starb. Er war ein sanfter, liebreicher Mann voll Eifers, junge Herzen für den Herrn zu gewinnen.

Er ist ein Schulliederdichter. So erschienen von ihm: „Lieder über den Katechismus, nebst Gebeten für Kinder. Hamb. 1772." Zweite Auflage mit 51 Liedern unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gebete für Kinder zum Gebrauch in den Schulen. 1774." Dritte Auflage 1784. Vierte Auflage 1797. — Außerdem schrieb er noch viele Unterrichts- und Erbauungsschriften, z. B. „die Leidensgeschichte Jesu mit untermengten Betrachtungen und Liedern. 1773." Hier finden sich 19 Passionslieder und eine Cantate. Im J. 1800 erschien dann von ihm noch kurz vor seinem Tode besorgt: „Auswahl meiner Gedichte. Hamb. 1800." Im Ganzen dichtete er 84 geistliche Lieder, von welchen sich am meisten verbreiteten:

„Erhebe dich mein Lobgesang!"
„Sein Kampf war nun geendet" (1773) — W. G. Nr. 150.
(Quellen: Thieß, Hamburger gelehrte Geschichte. II. 138.)

Pfeffel, Gottlieb Conrad, wurde am 28. Juni 1736 zu Colmar im Elsaß geboren, wo sein Vater französischer Hofconsulent war. Bevor er noch zwei Jahre alt war, starb ihm sein Vater, und seine würdige Mutter hatte ihn nun allein zu erziehen. Schon im fünfzehnten Jahr bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Von Kindheit auf hatte er an Augenentzündungen zu leiden; eine solche brach nun in Halle bei ihm im heftigsten Grade aus, weil er oft ganze Nächte durch studierte. Es bildeten sich auf beiden Augen Flecken, so daß er von Halle abreisen mußte. Er begab sich nun zu seinem Bruder, der in Dresden als sächsischer Legationsrath angestellt war; als aber derselbe im J. 1754 nach Polen ziehen mußte, kehrte er nach Colmar zurück. Drei Jahre später erblindete er, erst 21 Jahre alt, vollends gänzlich trotz aller Heilversuche. Nun sah er sich, um nicht so ganz hülflos und verlassen dazustehen, nach einer Gehülfin um und erhielt durch eine im J. 1759 geschlossene Heirath eine milde, sanfte Trösterin in seinem Mißgeschick. Im J. 1760 gab er Gedichte heraus unter dem Titel: „Poetische Versuche", die überall ungemeinen Beifall erregten und im J. 1789 zu Basel in drei Theilen wieder aufgelegt wurden (5. Aufl. Tüb. 1817—1820. 7 Thle.); er hatte sie während seiner schwersten Augenleiden von 1753—1760 gedichtet. Im J. 1773 legte er unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für protestantische Jünglinge in Colmar an. Es waren besonders viele Schweizerjünglinge, die hier durch ihn einen trefflichen Unterricht genoßen. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt er daher auch das Schweizerische Bürgerrecht und wurde im J. 1783 in den großen Rath der Stadt Biel aufgenommen. In Folge der französischen Revolution wurde aber seine Kriegsschule aufgehoben. Zuletzt wurde er noch im J. 1803 Präsident des neu errichteten evangelischen Consistoriums zu Colmar. Während fünfzigjähriger Blindheit, in der er hienieden seine Wege gehen mußte, erlahmte sein kräftiger Geist doch nicht; seine Augen waren nach Außen zwar geschlossen, sein Seelenauge aber war um so schärfer und thätiger; so dichtete er auch seine lieblichen Fabeln während seiner Blindheit, durch die er sich besonders bekannt gemacht hat. Sie erschienen im J. 1785. Dabei war ihm das Christenthum, dessen Trost und Kraft er in seinem traurigen Miß=

geschick am eigenen Herzen reichlich erprobte, eine Herzenssache. Er starb zu Colmar im J. 1809, nachdem er sich für seine eigene Beerdigung das Lied gedichtet hatte:

Hallelujah! sie hat geschlagen
Die Stunde, da mich Jesus ruft;
Du Freistatt aller Plagen,
Sey mir gesegnet stille Gruft.
Dein Tod versüßt mir meinen Tod,
O Jesu, du mein Herr und Gott!
(V. 1.)

Ich weiß, an welchen Herrn ich glaube,
Ich kenne dich, du guter Hirt,
Der meinen Leib aus seinem Staube
Einst glorreich auferwecken wird.
Dein Tod ꝛc. (V. 5.)

Hallelujah! dem Herrn sey Ehre!
Wo schwingt sich meine Seele hin?
Ich seh der Seraphinen Chöre
Lobsingend mir entgegenzieh'n.
Dein Tod ꝛc. (Letzter V.)

Seine geistlichen Lieder, die er, wie Röding, für Schulzwecke dichtete, stehen in den von ihm herausgegebenen „Liedern für die Colmarische Kriegsschule. Cöln 1778.", welche durchaus moralischen und religiösen Inhalts sind und von ihm meist auf französische Opernmelodien verfertigt wurden. Von denselben hat in mehrere Kirchengesangbücher den Weg gefunden:

„Laß, o Jesu, meine Jugend" — W. G. Nr. 511.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens.)

Dürr, Leonhard Friedrich, geb. 23. Nov. 1743 in Leutkirch, einer oberschwäbischen, nun zu Würtemberg gehörenden Reichsstadt. Sein Vater war dort Schulmeister. Nachdem er in Ulm, Tübingen und Altdorf seine Studien gemacht hatte, wurde er im J. 1765 Rektor, 1768 Pfarrer und später Dekan zu Kempten, wo er auch am 19. Sept. 1813 starb.

Er gab eine Schrift heraus: „Versuche in Verbesserung einiger Kirchenlieder, nebst einer Vorrede von der Zulässigkeit und Nothwendigkeit solcher Verbesserungen. Leipz. 1779." Diese Schrift enthielt fünfzig durch ihn veränderte und fünf neue von ihm gedichtete Lieder, unter welchen besonders hervorzuheben sind:

„Du kanntest schon und liebtest mich" — W. G. Nr. 512.
„Komm, Volk der Christen, komm, den König zu empfangen."

Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, Sohn des Grafen und spätern Fürsten Carl August zu Hohenlohe-Kirchberg, geboren in Kirchberg an der Jaxt 21. Okt. 1737. Seine Erziehung war in die Hände eines jungen Geistlichen, Namens Diezel, gelegt, der nachmals auf dem Pfarrdienst zu Enslingen starb. Schon nach zurückgelegtem vierzehntem Jahr, im J. 1752, kam er auf die Hochschule

zu Jena und trat sodann nach vierjährigen Studien im J. 1758 als achtzehnjähriger Jüngling unter das würtembergische Militär und ward vom Herzog Carl zum Hauptmann ernannt. Als dieser im siebenjährigen Krieg seine Truppen gegen Friedrich den Großen ausschickte, gerieth der Prinz in preußische Gefangenschaft und wurde bis zum Hubertsburger Frieden in der Festung Magdeburg in einer schweren und strengen Kriegsgefangenschaft gehalten. Durch die unvorhergesehene und ungewohnte traurige Lage, in der er sich hier mehrere Jahre befand, wurde er in sein Inneres geführt, mit seines Herzens Bedürfnissen, so wie auch mit den Verheißungen und Ansprüchen des christlichen Glaubens inniger vertraut und erhob sich so zu einer frommen Lebensansicht, welche ihm in seiner Drangsal zur wahren Erquickung und Aufheiterung wurde und ihn singen lehrte:

Stille, sorgenvolles Herz!
Aengstlich in die Zukunft schauen,
Häuft nur immer Schmerz auf Schmerz:
Aber kindlich Gott vertrauen,
Ihm sein Schicksal übergeben,
Ist der Weg zum frohen Leben.

Als nun der Hubertsburger Friedensschluß ihm die Freiheit brachte, kam er als ein zwiefach Freigewordener und wahrhaft von Gott Gesegneter ins Vaterland zurück, der dann in einem gar kindlich schönen Liede: „O wie gut sind alle Wege, Herr, die deine Hand mich führt!“ Gottes Güte preisen und sich ihm weihen gelernt hat, indem er sang:

Wie viel drohenden Gefahren,
Gott, entzog mich deine Hand!
Mich vor Sünden zu bewahren,
Hast du Kreuz mir zugesandt.
Aber auch in Trauerstunden
Hab ich deine Huld empfunden.
Oft, eh ich es mir versah,
War schon deine Hülfe da.

Möchte doch mein ganzes Leben
Zeuge deiner Güte seyn!
Sollt ich nicht mit Eifer streben,
Leib und Seele dir zu weih'n?
Gott, mein Vater, dessen Treue
Ich mich jeden Tag erfreue,
Gieb mir Schwachen Lust und Kraft,
Fromm zu seyn und tugendhaft.

Er stieg nun im würtembergischen Militärdienst, bei dem er sich wieder einstellte, bis zum Obristlieutenant, und erhielt als Zeichen großen Vertrauens das Commando der Festung Hohenasperg, welches damals von Bedeutung war, weil unter Carls Regierung wichtige Staatsgefangene dort zu bewachen waren. Das fromme, redliche und sanfte Gemüth des Prinzen fühlte sich aber bei diesem Amt in einem qualvollen Widerstreit mit dem Drang des Herzens und dem Gebot der Amtspflicht ruhelos umgetrieben, weßhalb er nach zwanzigjähriger treuer Dienstleistung im J. 1776 seinen Abschied nahm.

Er wählte nun seinen Aufenthalt bei seinem ältern Bruder, dem

unterdessen zur Regierung gekommenen Fürsten Christian Friedrich Carl zu Kirchberg, der gleichfalls von ungeheuchelter Frömmigkeit und feiner Bildung war. Bald darnach verehlichte er sich am 10. April 1778 mit der Gräfin Albertine Reata von Castell-Remmlingen (geb. 1. Juli 1735), die er bei seinem Bruder in Kirchberg, wo sie sich eine Zeit lang auf Besuch bei dessen Gemahlin aufhielt, kennen gelernt hatte. Zu dieser gleichgeschaffenen, frommen Frauenseele mußte sich sein christlichgesinntes Gemüth hingezogen fühlen. Sie ward nämlich frühe schon durch die bis in ihr zwanzigstes Jahr fortwährenden Folgen einer schweren Gliederkrankheit, die als Kind über sie gekommen war, in der Schule der Leiden geübt und dadurch zu dem hingetrieben worden, der die Mühseligen und Beladenen erquickt und sie in seiner Nachfolge Demuth und Sanftmuth lehrt. Als sie nach zurückgelegtem zwanzigstem Jahr mehr zu genesen anfieng, starb ihr die treue Mutter, eine geborene Gräfin von Ortenburg, und in solcher Verwaisung, schüchtern vom Leben und Treiben der Welt sich abziehend, gewöhnte sie ihren Geist an die edelste Beschäftigung mit dem Wort Gottes und besonders auch mit den besten religiösen Dichtungen ihrer Zeit. Young und Gellert wurden hierinn ihre Lieblinge, denen sie selbst auch nachzudichten versuchte. Mit dieser christlich durchgebildeten Frau lebte nun der Prinz zuerst vier Jahre lang (von 1778—1782) zu Remmlingen im Castell'schen, dann eilf Jahre im Hohenloheschen Schlosse zu Künzelsau am Kocher, zuletzt aber zu Kirchberg an der Jaxt, in überaus glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe, die sich in den einfachsten Formen, in ungezierter Geselligkeit und prunkloser Freude bewegte. Nach Außen war ihr Wirken durch möglichst viele Beweise der Mildthätigkeit und Hülfleistung bezeichnet. Das innere Leben aber bezog sich auf die Gemeinschaft des Glaubens, worinn sich Beide mit und durch einander befestigten, läuterten, bildeten und stärkten. Der Prinz widmete sich vorzugsweise religiösen Studien. Er nahm fleißigen und eifrigen Antheil am öffentlichen Gottesdienst und suchte besonders auch auf die Bildung und Amtsführung der Geistlichen in seiner Nähe fördernd einzuwirken, indem er sich mit ihnen gar oft über ihre Predigten besprach und über allerlei geistliche Berufsangelegenheiten berieth, auch den untreuen Predigern mit liebevollem Ernste ihre Säumnisse und Fehltritte vorhielt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß er an der Bearbeitung und Einführung des Hohenloheschen Gesangbuchs vom J. 1784 (s. S. 15) mitgewirkt hat; noch entschiedeneren Antheil hatte

er aber an dem Hohenloheschen Kirchenbuch, das im J. 1799 statt des veralteten vom J. 1688 eingeführt wurde. In demselben sind 19 Collekten zum Anfang und 53 zum Schluß des Gottesdienstes von ihm verfaßt. Während er es liebte, Gebete als Ergüsse seiner christlichen Gefühle niederzuschreiben, dichtete seine Gemahlin mit besonderer Vorliebe geistliche Lieder; sie scheinen sich übrigens gegenseitig in diesen Lieblingsbeschäftigungen unterstützt zu haben.

Sechsundzwanzig Jahre hatte nun dieser schöne Ehebund des edlen fürstlichen Paars gewährt, und Gott hatte bereits die alte Verheißung Jesaj. 46, 4.: „ich will Euch tragen bis in das Alter und bis ihr grau werdet; ich will es thun, ich will heben und tragen und erretten", an ihnen erfüllt, aber noch eine seltenere Gnade sollte an ihnen in Erfüllung gehen. In einem im fünften Jahr ihrer Ehe auf das Geburtsfest des Prinzen im J. 1782 gedichteten Festgedicht: „Mein Lebenslauf zum Preis des Höchsten aufgesetzt. An meinen besten Freund und innigstgeliebten Herrn Gemahl von seiner treuen Gattin", hatte die edle Frau unter Anderem also gesungen:

„Edler Mann! getreuer Gatte!
Freud' ist mir's, um dich zu seyn:
Eh' ich dich zum Führer hatte,
Gieng ich traurig und allein.

Aber nun, Dich zum Gefährten,
Fürcht' ich keine rauhe Bahn;
Will's gleich noch beschwerlich werden,
Gehet es doch himmelan.

Ruhig sind wir und zufrieden,
Ist gleich unser Glück nicht groß;
Gott hat unser Loos entschieden,
Und das ist das beste Loos! —

Ach! noch manche bitt're Stunden
Warten, Freund! auf mich und dich;
Scheiden — ach! das schneidet Wunden,
Höchster! o erbarme dich!

Darf ich eine Bitte wagen?
Vater! nimm zugleich uns auf,
Daß die Hinterblieb'nen sagen:
„Schön vollendet ist ihr Lauf!"

Dieser fromme Wunsch hatte Wohlgefallen vor Gott gefunden. Was die Sage der heidnischen Griechen meldet von Philemon und Baucis, die als edle Alte des Besuchs der Götter gewürdigt wurden und auf die Aufforderung, sich von ihnen ein Zeichen der Huld auszubitten, nur das Einzige flehten, daß keines von beiden das andere überlebe, worauf sie dann in derselben Nacht schlummernd einen gemeinsamen sanften Tod empfiengen: — dasselbe ist an diesem christlichen Ehepaare, das ein langes Leben hindurch mit Wohlthun und Aufnahme der Kranken und Armen Engel beherbergte (Ebr. 13, 2.), durch Gebet und Vereinigung zu allem Guten in Christi Namen den Heiland in seiner Mitte behielt (Matth.

18, 20.) und sammt ihm auch dem Vater eine Wohnung bereitet hatte (Joh. 14, 23.), unzweifelhafte Wahrheit und geschichtliche Wirklichkeit geworden. An demselben Tage nämlich warf die Zärtlichliebenden einerlei Krankheit auf ein achttägiges Krankenlager. Sie giengen beide unrettbarer Entkräftung entgegen. Ein Vorgefühl ihrer gleichzeitigen Vollendung schien Beider Seelen im Fieberschlummer und im wachen Zustand zu erfreuen. Am Vorabend ihres Scheidens schien die Prinzessin in ihren Phantasien schon ihren Einzug in den Himmel mit ihrem Gemahl unter dem Zujauchzen der englischen Chöre zu feiern, denn sie forderte die hohen Anwesenden plötzlich mit freudestrahlendem Gesichte auf, mit ihr zu rufen: „Vivat das Ehepaar!" An demselben Abend, nachdem dem Prinzen endlich das lang entflohene Bewußtseyn wieder zurückgekehrt war, ließ er sich an das Bett seiner theuren Lebensgefährtin tragen und sprach ihr aus der Fülle seines frommen Geistes in priesterlicher Kraft und Weihe gar schön und tröstlich zu. Des andern Morgens, eine halbe Stunde vor ihrem gleichfalls nahen Ende, gebot die Prinzessin ihren umstehenden Verwandten, den besorgten Gemahl nicht über ihre zunehmende Schwäche zu enttäuschen, damit er sich zunächst nur mit dem Gedanken an seinen eigenen Hingang beschäftige und in Andacht stärke. Er aber ließ alsbald aus den lichten Träumen seiner Phantasie bei ihr anfragen: „Ob sie nun bereit wäre, mit ihm zu kommen?" und erlosch, nachdem er noch ausgerufen hatte: „Albertine, bist du fertig, so wollen wir unsere Reise antreten!" sanft um zehn Uhr, die Unzertrennliche zehn Minuten später, am Morgen des 21. Jan. 1804. Am 25. wurde das edle Paar unter den Segnungen der ganzen Gemeinde, besonders der Armen, mit und neben einander in der fürstlichen Gruft zu Kirchberg beigesetzt. Ihre Grabschrift schließt mit den Worten:

Ungetrennt führte nach ihrem Wunsche
Die Morgenstunde von 10 — ½ 11 Uhr
Des 21. Jan. 1804
Sie beide hinüber ins Vaterland der Frommen!
Sanft ruhen Sie hier!
Vereint werden Sie aufersteh'n!

Gott hörte auf Ihr kindlich Flehen,
Vereint nahm Sie der Vater auf,
Und wir, die Hinterbliebnen, sehen
Den schön vollbrachten Lebenslauf.

Der Prinz gab „Morgen- und Abendandachten auf zwölf Wochen. Oehringen 1779." heraus, wovon in Stuttgart bei Löflund im J. 1796

die fünfte und 1813 die siebente Auflage erschien. Jetzt noch werden sie im Hohenloheschen als Morgen- und Abendsegen bei häuslichen Andachten gebraucht. Diesen sind 30 geistliche Lieder angehängt, die, obwohl vorzugsweise von der Prinzessin gedichtet, wahrscheinlich das gemeinschaftliche Werk beider Ehegatten sind, was wenigstens die Aufschrift einer handschriftlichen Sammlung der geistlichen Gedichte zu besagen scheint, die so lautet: „Geistliche Lieder von F. E. und A. R. 1796." Der Prinz soll als ein ausübender Kenner der Musik mehrere dieser Lieder componirt haben, um sie dadurch erbaulicher zu machen. **Dr.** Grüneisen, der die neueste Ausgabe dieser Lieder besorgte, giebt sein Urtheil über sie dahin ab: „In diesen Liedern zeigt sich zwar kein Schwung der Phantasie, keine lebendige und neue Bilderreihe, aber sie ziehen durch die einfache Innigkeit ihres Vortrags, durch die schmucklose Wahrheit und einen für die Zeit ihrer Abfassung sehr anerkennungswerthen Ton des Ausdrucks an und sind der Fassungskraft eines großen Kreises von Lesern in der christlichen Gemeinde angemessen." Freilich gilt auch ihnen, was Grüneisen von den Gebeten sagt: „Es ist darinn die biblische Sprache nicht vorherrschend und es treten mehr bloß die allgemein religiösen Vorstellungen von der weisen und gütigen Vorsehung Gottes, von seinem Schutze für den Frommen, von den Verheißungen der Glückseligkeit in der zukünftigen Vergeltung eines andern Lebens hervor, während es an jener tieferen und klareren Einsicht in den Grund und Zusammenhang der christlichen Heilswahrheit fehlt, welche das Wesen und die Kraft der Frömmigkeit in das Bewußtseyn der Erlösung von der Sünde, den Angel der Erlösung in das persönliche Verdienst des für uns dahingegebenen Erlösers setzt und dem gegenüber die Sünde in ihrer gottentfremdenden Natur anerkennt. Gleichwohl ist hier auch bei minder tiefer Auffassung und Durchbildung der christlichen Erkenntniß der Glaube, aus welchem diese Erkenntniß fließt, die Richtung auf das Wort und Verdienst des Erlösers überall ersichtlich und die einseitige Form, worinn die damalige Zeit das Christenthum mehr als einen Unterricht, denn als eine Kraft Gottes zu behandeln pflegte, läßt immer wieder die Erkenntniß der Frömmigkeit, als des wahren Lebens, im Gemüth des Betenden durchscheinen." In dem Hohenloheschen Gesangbuch von 1784 findet sich keines dieser 30 Lieder. Durch das Schneeberger Gesangbuch vom J. 1799 sind aber mehrere derselben in kirchlichen Gebrauch gekommen, z. B.:

„Beherrscher aller Welten" — W. G. Nr. 9.
„Herr! stärke mich! stärke mein Vertrau'n auf dich."

(Quellen: Morgen- und Abendandachten, nebst andern Gebeten und geistlichen Liedern vom Prinzen Friedr. Eberhard zu Hohenlohe-Kirchberg. 8. Aufl. mit einem Lebensabriß des Verfassers, bevorwortet von Dr. Grüneisen, Hofprediger. Stuttg 1838. — C. Fr. v. Mosers patriotisches Archiv. Thl. XII. S. 442 f.)

Bürde, Samuel Gottlieb, wurde am 7. Dez. 1753 zu Breslau geboren, wo sein Vater der sogenannte „Scheffer" oder oberste Kirchenbediente an der Kirche St. Barbara war. Schon auf dem Gymnasium zu Breslau erhielt er durch den Rektor Arletius und durch die damalige Gewohnheit, im Gymnasium von Zeit zu Zeit dramatische Stücke aufzuführen, den Antrieb zu dichterischer Thätigkeit. Er las besonders Wielands Werke und lernte manche derselben fast ganz auswendig. Wieland, dem er manche Gedichte zuschickte, bestärkte ihn, auf der dichterischen Laufbahn fortzufahren. Ein Jahr, bevor er die Universität beziehen sollte, starb sein Vater, ohne ihm das gehörige Vermögen zum Studieren zu hinterlassen. Doch schützte ihn ein Stipendium vor dem dringendsten Mangel, und auf der Universität Halle, wo er die Rechte studierte, fand er an einem Kaufmannssohn einen Schulkameraden und Freund, zu dessen Herzen und Kasse er gleich freien Zutritt hatte. So rettete ihn der Herr, wo Trübsal und Gefahr drohte, immerdar, und er ruhte ganz in Gottes Willen, wie er denn auch in seinem Liede: „Gott, Vater in dem Himmel, sprich" das als eine Hauptbitte dem Herrn vorträgt:

Gieb mir ein Herz durch Gnade fest,
Das dich in Allem walten läßt,
Und unbedingt mit Kindesmuth
In deinem Vaterwillen ruht.

Nach vollendeten Studien war er von 1776—1778 Lehrer und Aufseher bei einer von der Freimaurerloge für zwölf arme Knaben errichteten Lehr- und Erziehungsanstalt, wo er Antheil nahm an einer in Breslau erscheinenden Wochenschrift: „Poetereien, Altvater Opitzen geheiligt." Nachdem er hierauf mit dem Geh. Cabinetsminister v. Haugwiz, als dessen Privatsekretär, Italien und die Schweiz bereist hatte, arbeitete er zwei Jahre lang im Forstdepartement und wurde sofort Kammer- und endlich Geheimersekretär bei dem schlesischen Generalfinanzdepartement und zuletzt preußischer Hofrath und Kanzleidirektor zu Berlin, wo er am 28. April 1831 starb.

Er dichtete im Ganzen ungefähr 100 geistliche Lieder, wobei nach seinem eigenen Bekenntniß „nicht sowohl der Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst zum Augenmerk genommen ist, als vielmehr theils die gemein-

schaftliche häusliche Erbauung, theils auch die ganz einsame Andacht, die jedem Christen der reinste Freudengenuß seyn sollte." Seine den Gellert'schen sich nähernden Lieder zeichnen sich aus durch fließende, meist reine Sprache, leichten, wohlklingenden Versbau, wahren poetischen Ausdruck und anziehende Gedanken im Ton aufrichtiger Frömmigkeit. Zuerst erschienen von ihm: „Geistliche Poesien. Breslau 1787.", bestehend aus 33 Liedern, 12 Hymnen und Oden und 5 größern Singstücken, wozu der Kapellmeister J. A. P. Schulz in Berlin Compositionen geliefert hat. Eine zweite Auflage derselben gab er zu Halberstadt im J. 1794 heraus unter dem Titel: „Lieder und Singstücke." 1789 waren von ihm auch zu Breslau „vermischte Gedichte" erschienen mit einigen geistlichen Liedern. Mit mehr als 60 weitern Liedern vermehrt gab er dann eine Sammlung aller seiner Lieder heraus unter dem Titel: „Geistliche Gedichte. Breslau 1818.", worinn manche Lieder der ersten Sammlung von 1787 bedeutend verändert erscheinen. Auch hat Chr. Gotth. Tag zu Leipzig im J. 1793 Compositionen zu seinen Liedern erscheinen lassen, deßgleichen Gottlob Bachmann, K. F. Ebers und Andere — so gefeiert war er als geistlicher Liederdichter seiner Zeit. Von ihm haben wir auch eine Uebersetzung von Miltons verlornem Paradies.

Seine verbreitetsten Lieder sind:

„Der Frühling ist erschienen" (1818) — W. G. Nr. 536.
„Du hast dein Werk vollendet" (1818).
„Geist der Wahrheit, lehre mich" (1787).
„Gott, Vater in dem Himmel, sprich" (1818) — W. G. Nr. 23.
„Steil und dornigt ist der Pfad" (1787).
„Wenn (Wann) der Herr einst die Gefangnen" (1787) — W. G. Nr. 490.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens.)

Neander, Christoph Friedrich, wurde geboren am 26. Dez. 1724 bei seinem Großvater mütterlicher Seits, dem **M.** Luther, Pfarrer zu Eckau in Kurland. Sein Vater, der in seiner Jugend Theologie studiert hatte, lebte als Landwirth und Freund der Natur auf seinem Pfandgut Memelhof in Kurland. Ungefähr acht Jahre alt mag er gewesen seyn, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust und der Schmerz seiner geliebten Mutter wirkten gleich tief auf sein zartes Gemüth. Seine Seele erhielt dadurch frühe schon die Ahnung dessen, daß der Mensch unmöglich geboren werden könne, bloß um in die Erde gescharrt zu werden. Einsmals beschlich der achtjährige Knabe die geliebte Mutter, als sie gerade in einem einsamen Zimmer, wie sie öfters pflegte, ihrem Herzen durch Thrä-

nen Luft machte und auf den Knieen liegend durchs Gebet sich zu stärken suchte. Dieser Anblick machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Er fühlte sich tief bewegt, erschüttert und von dem heiligen Gedanken der Allgegenwart Gottes so ergriffen, daß dieses selige Gefühl ihn nie mehr verließ. Kam er als Jüngling in Gefahr, zu straucheln, so schwebte ihm dieses Bild der tiefgebeugten Mutter vor und erweckte in ihm den Gedanken: „Durch dich soll die Theure keine Thränen vergießen"; traf ihn ein erschütternder Schmerz, gleich stand vor seiner Erinnerung die Mutter, wie sie mit zum Himmel gerichteten Blicken und emporgehobenen Händen betend auf den Knieen lag und das Gebet sie aufgerichtet hatte; und dadurch fühlte auch er sich immer wieder emporgehoben. In spätern Jahren begeisterte ihn dieses Bild seiner Mutter zu seinen geistlichen Liedern und erweckte früh schon in ihm den Entschluß, Prediger zu werden. Das hat er selbst als Greis noch oft versichert. Schon im zartesten Alter zog er im Anschauen der Natur seine süßesten Gefühle. Regen, Sonnenschein und Sturm mahnten ihn an Gott und der Anblick des emporkeimenden Korns weckte in ihm den Glauben an die Auferstehung.

Von 1740—1743 studierte er zu Halle mit großem Fleiß. Hierauf übernahm er einige Hauslehrerstellen und verheirathete sich dann, als er im J. 1750 Landprediger für das Rittergut Kabillen wurde, mit seiner geistvollen Schülerin, der Tochter des Inspektors Voigt zu Liebau, die ihn als treue Lebensgefährtin 51 Jahre lang beglückte. Bald nach dieser Anstellung wurde er als Professor nach Halle berufen, wo er sich als Jüngling schon durch seine Beiträge zu den bekannten „Bremer Beiträgen" bekannt gemacht hatte. Er lehnte es aber ab; denn er wollte seine ganze Kraft dem Bedürfniß des Landvolks widmen, das damals in Kurland noch ganz vernachläßigt war und seinen ganzen Unterricht und alle Bildung vom Prediger empfieng. Er lebte auch ganz seinem geistlichen Amte und stand in einem schönen, vertraulichen, wahrhaft patriarchalischen Verhältniß zu seinen Pfarrkindern. Als ächten Apostel kümmerte ihn das Zeitliche gar nicht. Er wußte nicht, wann und was gesäet, was geerntet wurde, obgleich er seine Familie nur von der Landwirthschaft zu nähren hatte. Was zeitliche Sorge war, das ließ er sanft auf die zarten Schultern seiner edlen Gattin, einer trefflichen und klugen Hausfrau, fallen. Im J. 1755 wurde er nach Gränzhof, einer der besten Pfarreien Kurlands, berufen. Sein zartes Gemüth sträubte sich aber lange dagegen, um des Vortheils erhöhter Einkünfte willen von seiner

bisherigen, mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde zu scheiden. Nur der Gedanke an seine eben erst zur Wittwe gewordene Schwester, die seitherige Pfarrerin auf Gränzhof, die sich mit fünf unmündigen Kindern nebst vier Stiefkindern an die Brust des Bruders geworfen hatte, bestimmte ihn endlich, den Ruf im J. 1756 anzunehmen, da er von seinen kleinen Einkünften zu Kabillen die bedrängte Familie seiner Schwester nicht hätte versorgen können. Sechsundzwanzig Jahre lang lebte er nun mit dieser Familie auf Gränzhof als ihr Versorger in schönster Liebe zusammen. Er hatte hier einen weit größern Wirkungskreis, da ein Umfang von mehreren Meilen seiner geistlichen Sorgfalt anvertraut war, und gewann bald die Herzen derer, die ihn predigen hörten, seinen Wandel sahen und seines geistvollen und belebenden Umgangs genoßen. Bei seinen Predigten wußte er in seinen Vortrag die ganze Fülle seines Gemüths und die unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung hineinzulegen. Es ist nicht leicht in Kurland ein Mann so allgemein geliebt und so vertrauensvoll verehrt worden, als er. Im J. 1766 erschien die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder, zu denen er sich durch die Vorgänge Gellerts, Klopstocks und Cramers begeistern ließ. Sie wurden als Lieder des allgemein verehrten Mannes mit größtem Beifall aufgenommeu, und man sang sie bald fast in jedem Hause Kurlands bei den Morgen= und Abendandachten. Er bekam deßhalb auch im J. 1771 den Auftrag, ein Kirchengesangbuch zu sammeln, welches im J. 1775 in allen Kirchen Kurlands eingeführt wurde.

In selbigem Jahre noch wurde er sofort Probst der Doblenschen Diöcese mit dem Wohnsitz in Gränzhof. Im J. 1784 sollte er Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semmigalen werden; aber nichts konnte den edlen Weisen, der am liebsten im Stillen wirkte, bewegen, seine geliebte Gemeinde zu Gränzhof zu verlassen. Er erklärte ernst: „Meine Gemeinde verlasse ich nicht eher, als bis Gott mich durchs Grab zu neuer Thätigkeit beruft." In demselben Jahre traf ihn ein harter Schlag, den er aber mit seltener Seelenruhe ertrug. Er hatte drei hoffnungsvolle Söhne, die zu Jena studierten und die er zärtlich liebte; da ward der, welcher ihm der Liebste unter diesen Dreien war, zu Jena von einem berüchtigten Raufer im Zweikampfe hämischerweise erstochen. Doch gleich bei der ersten Hiobspost, die sein Vaterherz tief verwundete, rief er aus: „Gottlob! daß nicht mein Sohn der Mörder ist! daß er kei-
„nen Anlaß zum Zweikampfe gab! Gott bekehre seinen Mörder und lasse

„diesen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen bessern Menschen „werden!" Anhaltende Trauer bei tiefem Schmerz galt ihm überhaupt als Undank gegen den, der uns die Hoffnung einer Ewigkeit gab, und das Vertrauen auf Gottes weises Walten gab ihm eine himmlische Heiterkeit, die durch nichts getrübt werden konnte. Im J. 1793 bekam er einen seiner Söhne als Adjunkten zugeordnet, von dem er noch zwei Enkel erlebte. Doch versah er meist noch selbst alle Geschäfte und reiste im hohen Alter, keine Witterung scheuend, einige Meilen weit bei den Kranken umher; er hatte in seinem ganzen Leben an nicht mehr als vier Sonntagen das Predigen eingestellt, so beschwerlich dieß auch war, da oft 2000 Communikanten erschienen und jeden Sonntag zuerst lettisch, dann deutsch gepredigt werden mußte.

Da rief ihn am 21. Juli 1802 nach wohl vollbrachtem Tagewerk und weislich benützter Saatzeit, gerade als sein Familienglück auf der Höhe irdischer Glückseligkeit stand, der Tod zum endlosen Heile ab. Seine Lebensregel und täglicher Zuspruch war ja gewesen:

Ein ewig Glück einst zu besitzen,
Sollst du die kurze Lebenszeit
Als eine Saatzeit weislich nützen
Und thun, was dir dein Herr gebeut.
Wie ruft er dir so freundlich zu:
„Nur Eins ist noth! was säumest du?"

Er hatte manche Wochen zuvor heftige Leibesschmerzen zu dulden, mit stiller Ergebung und liebevoller Sorgfalt suchte er sie aber den Seinigen zu verbergen. Sein Tod war ein stiller Hingang zur Ruhe, das sanfte Erlöschen des letzten, milden Abendstrahls. Heilig ist sein Andenken ganz Kurland. Die Bauern seiner Gemeinde sollen viele Jahre lang noch, wenn sie aus der Kirche kamen, gerührt auf seinem Grabe niedergekniet seyn, um heilig zu geloben, so zu leben, daß ihr Seelsorger sich droben vor Gott ihres Wandels auf Erden freuen könne.

„Aufklärung des Volks" war allerdings auch sein Bestreben, aber er erklärte sich einst feierlich dahin: „dieß erhabene Wort ist nur in dem Sinne zu nehmen, sofern dadurch die Menschen über ihre Pflicht erleuchtet und dadurch zu guten Menschen gemacht werden sollen."

Von der Gesammtausgabe seiner Lieder erschien unter dem Titel: „C. Fr. Neanders geistliche Lieder" die dritte Auflage zu Riga im J. 1779. Die erste Sammlung war im J. 1766 zu Riga erschienen und erlebte schon 1768 eine zweite Ausgabe. Eine zweite Sammlung folgte im J. 1774. Es sind zusammen 41 Lieder, nebst 18 veränderten

ältern Liedern. Die Lieder kommen den Gellert'schen in der Deutlichkeit und Wärme am nächsten, und Gellert selbst sprach sich über die erste Sammlung in einem Brief an den Hofrath Borchward in Berlin dd. 3. Febr. 1768 dahin aus: „Allerdings sind die Neander'schen Lieder großentheils recht schön und der Verfasser hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden. Der Charakter dieser Lieder ist kräftige, erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht. Er kann mich und viele Andere hinter sich lassen." Küttner in seiner Charakteristik deutscher Dichter und Prosaisten vom J. 1780 sagt über sie: „Die Ge„sänge dieses inbrünstigen Dichters fallen vor hundert andern (dieser „Zeit) in den rechten Ton des alten Kirchenlieds, ohne trockene Moral „und allzu lyrischen Flug; sie sind voll Einfalt und Kraft im Ausdruck, „der gemeinen Fassungskraft angemessen, leicht, herzrührend und har„monisch." Hofrath Lieb setzte sie in Musik und so wurden sie durch ganz Kurland gesungen; was Gellert für Deutschland als geistlicher Liederdichter war, war Neander für Kurland. Aber auch in Deutschland haben sich seine Lieder eingebürgert. Das Dresdener Gesangbuch hat nicht weniger als 44 Lieder und das neue Hamburger Gesangbuch noch 17 von ihm aufgenommen. Die verbreitetsten sind:

„Allmächtiger, ich hebe" (1774).
„Am Kreuz erblaßt, der Marter Last" (1766).
„Der letzte Tag von deinen Tagen" (1766) — W. G. Nr. 441.
„Herr, mein Erlöser, nur von dir" — nach: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ" (1766).
„Lobsinge, meine Seele" (1766).
„Nach dir verlanget mich."
„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit" (1774) — W. G. Nr. 15 — nach Hiller.
„Strafe nicht, o Heiligster" — nach Albinus.
„Unwiederbringlich schnell entflieh'n" — nach: „Ein Tag dem andern folget nach" (1774).
„Wie getrost und heiter, o Gebenedeiter" (1766).

(Quellen: Bruchstücke aus Neanders Leben von Charl. Elis. Constantia von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge. Berlin 1804.)

v. **Hippel**, Theodor Gottlieb, wurde am 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater, ein Theologe, Rektor der Schule war. Seine Eltern, die er nicht genug rühmen kann, gehörten zu den Pietisten und gaben ihm eine gute, christlichsorgfältige Erziehung. Der Vater wollte ihn keinem Miethling überlassen nnd bildete ihn daher selbst, bis er im fünfzehnten Jahr die Universität Königsberg beziehen konnte. Er lernte als Knabe schon überaus schnell und zeigte sich bald

als Genie. Der Prediger Keber zu Gerdauen, der ihn confirmirte und dessen fester, gen Himmel gerichteter Sinn großen Einfluß auf ihn hatte, unterrichtete ihn in der Religion. „In meiner Kindheit," so erzählt er selbst, „führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben; ich besinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umgieng, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut oder göttlich war. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr zeitig mit Gott und meinem Gewissen, seinem Machthaber, bekannt geworden. Ich glaubte nicht bloß an Gott, sondern ich war seiner gewiß. Durchs Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem Gewissen und war gewiß, daß, wenn ich mit diesem gut stünde, ich auch mit Gott in gutem Vernehmen wäre." Dieser Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderspiel. So sagte er einmal als sechsjähriger Knabe bei einem Hausfreund seiner Eltern, wo er zu Besuch war, wider besseres Wissen eine unbedeutende Unrichtigkeit, da er nach Kinderart viel schwatzte. Auf der Stelle quälte ihn dieser „Fall Adams"; allein sein Stolz erlaubte ihm nicht, zu widerrufen. Zu Hause angekommen, mochte er aber nicht essen, konnte seinen Eltern nicht antworten und eine Fieberhitze wandelte ihn an. „Bitte Gott ab," sagte er zu sich selbst, als er zu Bette gebracht war; allein er konnte nicht beten, die Unwahrheit quälte ihn. Da bat er seine Mutter mit Händeringen, jetzt noch einmal zu dem Hausfreund hingehen zu dürfen. Als ihm dieß gestattet ward und er hinkam, widerrief er seine Unwahrheit und in diesem Augenblick war Fieberhitze und Angst dahin. Gott war wieder sein Vater und beruhigt schlief er nun ein mit dem festen Vorsatz, sich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten. Bis in sein spätestes Alter war ihm von da an ein Lügner der abscheulichste Mensch und eine Lüge eines der größten Verbrechen. Als Knabe schon machte er ohne allen Unterricht Gedichte, ein Klagelied der Jugend an das Alter, einige geistliche Lieder und wozu ihn sonst Naturdrang und Gelegenheit reizte. Namentlich hatte er auch frühe schon außerordentliche Liebe zur Einsamkeit. Die Stelle: „Ich muß seyn in dem, das meines Vaters ist," war ihm sehr rührend; seinen Garten hielt er für Gottes Tempel und lernte in ihm. Der Fleiß der Bienen, den er mit ansah, stärkte ihn in dem Vorsatz, nie müßig zu seyn, und so konnte er noch im Alter betheuern, keinen Tag verlebt zu haben, an dem er nicht wenigstens etwas in den Bienenstock getragen und gelernt hätte. Er sammelte einsmals längere Zeit seine zum Frühstück bestimmten Groschen und vergrub

dieß Geld unter einem Baum, um durch dieses an seinem Leibe ersparte Frühstück sich ein Seelenfrühstück zu bereiten, sich nämlich ein Buch zu kaufen. Durch seine frühe schon rege Einbildungskraft kam er auf die Schwärmerei, mit Geistern Verkehr treiben zu können, und als ein todtes Brüderchen von ihm im Hause lag, stellte er bei der Leiche Todesbetrachtungen an und hielt dem kleinen Todten in stiller Einsamkeit eine Standrede. So wuchs er in frommer Unschuld und lebendigem Geistesverkehr mit Gott heran, daß er als gereifter Mann bekennen konnte: „Ich habe „es jederzeit als das bewährteste Hausmittel und als ein moralisches Uni„versale befunden, in allen kritischen Vorfällen meines Lebens an Gott oder „an meinen Tod zu gedenken, um mich vor Thorheiten oder Betrübnissen „meiner Seele zu hüten;" — hier schon derselbe Sinn, den er in spätern Jahren in seinem Liede: „Jetzt leb ich, ob ich morgen lebe" aussprach.

Also im Vaterhause wohl vorbereitet, bezog er nun an Michaelis 1756, fünfzehn Jahre alt, als talentvoller, frommer Jüngling die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren. „Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brod essen" — das war der Segen, den ihm seine Eltern mitgaben. Der berühmte Jurist, Justizrath Woyt, nahm ihn in sein Haus auf, weil er Gefallen an dem geistreichen, interessanten Jüngling fand. Neben der Theologie studierte er mit außerordentlichem Eifer Mathematik und Philosophie, in welch letzterer gerade damals Kant, sein Lehrer und bald auch sein Freund, großes Aufsehen machte. Die Hauptgrundsätze der Kant'schen Philosophie nahm er mit freiem Nachdenken in seine Ueberzeugung auf. Dabei aber hörte er nicht auf, wie er selbst sagt, „seine Seele in seinen Händen zu tragen". Jedes unnütze Wort, das er redete, erzeugte in ihm Vorwürfe, und oft bei ganz gleichgültigen Dingen übte er sich im Selbstüberwinden. Er bekennt hierüber: „Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, desto reicher ward meine Seele; „je mehr ich Fleisch und Blut überwand, desto stärker ward mein Geist. „O! wer es je empfand, wie glücklich diese Palmen machen, der wird die „Hände nicht in Schooß legen, sondern darnach ringen." Auf der Universität dichtete er 32 geistliche Lieder, die jedoch erst im J. 1772 im Druck erschienen. Die Stimmung, in der er sie dichtete, schildert er selbst so: „Wenn der Mensch mit dem göttlichen Wesen sich verbinden „soll, muß er der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun „machen, wie er will, doch immer zu kurz schießen wird, so mag der „Mensch ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur will, nie wird

„er sich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen seinen Kräften Gutes „zu thun sich bestrebet. Es heißt: „„Thut Buße und glaubet an das „Evangelium, bemühet euch, bessere Menschen zu werden und Gott wird „euch gnädig seyn!"" Von dieser Seite genommen kann die Zurechnung „eines fremden Verdienstes um so weniger schädlich seyn, als der Bürge „nur das, was uns zu leisten unmöglich fällt, zu bezahlen übernommen „hat. So ungefähr glaubte ich durch die Thür des Systems Licht und „Leben zeigen zu können. In dieser Stimmung dichtete ich geistliche Lie„der." Es zeigt sich hier deutlich der Einfluß der Kant'schen Philosophie. Seine geistlichen Lieder schickte er später, noch ehe sie gedruckt wurden, unter dem angenommenen Namen Gerhard an Gellert nach Leipzig, der ihm hierauf, kurz vor seinem Tod, im J. 1769 einen Brief schrieb, der ihn sehr erfreute.

Gegen Ende des Jahrs 1760 machte er eine Reise nach Petersburg, wo er sich in der großen Welt umsah. Dann wurde er einige Zeit Hauslehrer in Königsberg. Doch verließ er schon im J. 1762 diese Stelle, um sich in Königsberg dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Hiezu bestimmte ihn die Liebe zu einem Mädchen seines Vaterlandes, das in Ansehung des Standes und Vermögens weit über ihm war. Er ward, weil es alle seine Freunde für unmöglich hielten, dieses Mädchen einst besitzen zu dürfen, eine Zeit lang ganz tiefsinnig und schwermüthig. Er ermannte sich aber und faßte den Gedanken, ihr einst in Ansehung des Stands und Vermögens gleich zu kommen; von hier an war sein unverrückter Plan, einst reich und groß zu werden. Deßhalb wählte er auch das Studium der Rechtswissenschaft, weil er sich von demselben schnelleres Aufsteigen zu Ehrenstellen und geschwinderes Reichwerden, als vom geistlichen Stande, versprach. Anfangs hatte er Mangel und Armuth zu leiden, weil sein Vater über diesen Schritt unzufrieden war. Allein mit der unglaublichsten Entsagung schränkte er sich anderthalb Jahre in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein, — und in Kurzem hatte er sein Ziel erreicht. Als er es nun aber errungen, entsagte er dem Besitze dieses Mädchens, das er geliebt hatte, um im ehelosen Stande seinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz leben zu können. Nachdem er 1765 Advokat beim Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 städtischer Gerichtsverwandter, endlich auch Criminaldirektor geworden war und sich auf diesen Stellen großes Ansehen und allgemeines Vertrauen er-

worben hatte, ernannte ihn im J. 1780 der König zum dirigirenden ersten Bürgermeister zu Königsberg und zum Polizeidirektor mit dem Charakter eines Kriegsraths, obwohl er der jüngste unter den Stadträthen war. 1786 ehrte ihn der König noch mit dem Titel eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten, worauf er den Adel seiner Familie erneuern ließ. Für diese Stelle war er wie geschaffen. Viele Jahre hindurch lebte und bewegte sich in Königsberg fast Alles durch ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; Polizei, Armenwesen 2c. besorgte er mit größter Ordnung und Umsicht. Er sammelte sich allmählich in einem bei ihm bis zur Leidenschaft gesteigerten Sammelgeist durch Thätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit 140,000 Thaler.

Sehr berühmt machte er sich in ganz Deutschland als Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781) und des Buchs über die Ehe (1774), worinn er mit hinreißender Beredtsamkeit die Verpflichtung zur Ehe und das Glück des Familienlebens schildert. Er suchte in seinen Schriften Kants Ideen zu verbreiten, noch ehe sie dieser selbst veröffentlicht hatte. Kant nannte ihn auch einen „Centralmenschen, einen Plan- und Centralkopf".

In seinem ganzen Wesen sind die merkwürdigsten Widersprüche vereinigt, eine schöpferische Einbildungskraft und ein durchdringender Verstand, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn. Bei all seinem Scharfsinn machte ihn das Feuer seiner Einbildungskraft oft zum Schwärmer. Immer spricht er auch so, als ob er bei aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moralische Christenthum sich damit noch nicht begnügen könne und als ob aus einem höhern Christenthum dem Menschen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig, der kirchliche Gesang begeisterte ihn; schon des Samstags ließ er sich nach den zu singenden Liedern erkundigen, die er dann auf seinem alten Flügel einsam für sich sang. Wort und That standen aber bei ihm oft im Widerspruch. Sein ganzes Leben war ein innerer Kampf zwischen Fleisch und Geist, wobei der bessere Mensch in ihm oft unterlag. Neben einer fast an Andächtelei gränzenden Frömmigkeit besaß er starke Leidenschaft und Sinnlichkeit. In den heiligen Stunden des Nachdenkens und Gebets war er entfesselt von den Banden der Erde und ganz durchdrungen von dem Werth der Herzensreinheit, der Selbstüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unsichtbare in uns und flehte oft und viel:

Schaff, Gott, ein reines Herz in mir,
Laß meine Seele ganz an dir,
Du Geber alles Guten, hangen.
Der Sinnentrieb bringt bangen Schmerz,
Wenn er das unbewachte Herz
Reizt, Erdengüter zu verlangen.
Herr! lehr' mich denken, daß die Zeit
Nicht werth sey jener Herrlichkeit.

Wenn aber der reizbare Mann wieder in die bürgerliche, gewöhnliche Welt kam, so wirkten Gold, Ehre und Weiber auf seine Sinnlichkeit ein, daß er oft unterlag und sein reizbares Gefühl in einem beständigen Sturm war, wodurch er endlich vor der Zeit aufgerieben wurde.

Wirklich war aber bei ihm, lange vorher, ehe er starb, das ernstliche und wahre Bestreben, „sich mit dem Tode zu familiarisiren". Davon zeugten auch nicht bloß seine Schriften, sondern selbst seine Haus- und Gartenverzierungen. In seinem Garten war nämlich eine Parthie, die einen Kirchhof nachahmte, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie." In einem Abendliede — „Herr, hab ich heut zum letztenmal" — singt er einmal:

Voll heil'gen Muthes ist der Christ,
Der von der Welt entfernet,
Auf Erden schon im Himmel ist
Und täglich sterben lernet.

Jetzt leb ich, morgen bin ich todt;
Dieß lehr mich denken, Herr, mein Gott!
Damit ich weise werde.

Eine heftige Krankheit und der Verlust eines Auges in Folge großer Anstrengungen bei der preußischen Besitznehmung Danzigs, die ihm übertragen war, mahnten ihn nur noch um so ernstlicher an seinen Tod. Es folgte nun auch ein Hinschwinden seiner Kräfte und eine Auszehrung. Während seiner ganzen letzten Krankheit saß er stets auf einem Stuhle; bei aller Sterbensvorbereitung hoffte und wünschte er aber immer noch länger zu leben und hauchte so voll Lebenshoffnung im fünfundfünfzigsten Jahr sein Leben aus am 23. April 1796.

Er hat im Ganzen 40 Lieder gedichtet. Außer jenen 32 geistlichen Liedern, die im J. 1772 mit einer Widmung an Klopstock zu Berlin bei Haude und Spener im Druck erschienen, und einem anonym in Waldau's Sammlung vom J. 1781 (S. 56) mitgetheilten Liede fanden sich in seinem Nachlaß noch sieben bis jetzt ungedruckt gebliebene. Die Kraft des Ausdrucks, die ihn sonst auszeichnet, ist kaum hie und da in seinen Liedern zu finden; auch ist gegen die Sprache und den Versbau mancher Verstoß in denselben zu finden. Doch klingt auch bei ihnen, wie bei denen

Fröbing's und Bürde's, der frömmere alte Glaubenston mehr durch, als man ihn sonst bei den Dichtern dieser Richtung findet. Später hat er manche seiner Lieder noch mannigfach gefeilt und umgearbeitet, und in dieser Gestalt sind sie nun nach seiner hinterlassenen Handschrift zusammengestellt im siebenten Band seiner sämmtlichen Werke — „Kleinere Schriften. Berlin 1828." Weit bekannt wurde sein Bereitschaftslied:

„Jetzt leb ich, ob ich morgen lebe" vom J. 1781 — W. G. Nr. 592.
Sonst noch: „Ich will dem Schöpfer Lob" (1772).

(Quellen: Biographie des K. preuß. Geheimen-Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb v. Hippel, zum Theil von ihm selbst verfaßt. Gotha 1801. — Schlichtegrolls Nekrolog. 1796. 2. Bd. und 1797. 1. Bd.)

Auch Würtemberg stellt seine Repräsentanten für die Gellert'sche Richtung, es sind:

Haug, M., Balthasar, geb. 4. Juli 1731 zu Stammheim, einem Dorfe bei Calw, wo sein Vater, Johann Georg Haug, als Amtspfleger des Klosters Hirsau lebte. Seine Mutter war Anna Maria, geb. Weiß, von Döffingen. Den ersten Unterricht empfieng er von dem Pfarrer Niederer in Stammheim, bis er als zehnjähriger Knabe ins Gymnasium nach Stuttgart kam. Nachdem er dort in der Spitalkirche konfirmirt worden war, wurde er 1746 in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen, von wo er nach dreijährigem Aufenthalt in die zu Bebenhausen übertrat und dann 1751 Zögling des theologischen Stifts zu Tübingen wurde. Daselbst erhielt er 1753 die Magisterwürde und zeichnete sich durch seine Kenntnisse so aus, daß er den ersten Platz unter seinen Compromotionalen einnehmen und einmal eine öffentliche Rede in gebundener Schreibart auf das Geburtsfest des Herzogs halten und sie ihm selbst überreichen durfte. Selbst nachdem er 1756 das Examen bestanden hatte, durfte er noch längere Zeit im Stift zurückbleiben und versah dann von hier aus in einem benachbarten Orte Vikariatsdienste, bis er im August 1757 als Vikar nach Heidenheim geschickt wurde. Von da kam er im Februar 1758 auf die nahgelegene ritterschaftliche Pfarrei Niederstozingen, wo er sich dann im selbigen Jahr noch verheirathete mit einer Tochter des Kirchen- und Tutelarraths Elsäßer, die ihm zehn am Leben bleibende Kinder gebar. Während dieses ländlichen Aufenthalts benützte er, wie er sagt, die müßigen Stunden, die ihm sein Amt an Sonn- und Feiertagen übrig ließ, zur Herausgabe geistlicher Gedichte, die zu Ulm 1763 unter dem Titel erschienen: „Der Christ am Sabbath. 3 Thle." Als ein Liebhaber der Dichtkunst hatte er nämlich

öfters zum Schlusse einer Predigt besondere Stellen des sonntäglichen Evangeliums oder die Hauptsache des Gegenstands, über den die Predigt handelte, in etliche gebundene Zeilen zusammengefaßt, und weil er fand, daß sich die Zuhörer dadurch besonders angesprochen fühlten und diese Poesien selbst zu besitzen wünschten: so füllte er die Lücken in seinen Arbeiten aus und nahm alle sonn- und festtäglichen Evangelien der Reihe nach zum Gegenstand seiner Dichtung. Er wurde deßhalb auch als Rektor des **Gymnasium poëticum** nach Regensburg berufen, lehnte jedoch diesen Ruf ab und kam dann 1763 auf die Pfarrei Magstatt bei Stuttgart, von wo er nach drei Jahren schon durch die besondere Gunst des Herzogs, der ihn persönlich kennen gelernt hatte, am 1. Dez. 1766 als ordentlicher Professor an das Gymnasium nach Stuttgart kam. 1769 wurde ihm, nachdem ihn Gottsched schon acht Jahre zuvor in die deutsche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig aufgenommen und die Kaiserin Theresia ihm für ein Gedicht den Lorbeerkranz ertheilt hatte, die damals noch übliche Dichterwürde eines kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen zu Theil. Im J. 1776 wurde ihm dann auch noch neben seinem Amte am Gymnasium das eines Professors der Philosophie an der berühmten Carlsschule oder Militärakademie, in der Schiller damals gerade sich als Schüler befand, übertragen. Er hatte hier Mythologie, deutschen Briefstyl und Kunstalterthümer zu lehren. Zugleich wurde er auch Mittwochsprediger an der Stiftskirche. Er hatte die Freude, einen sehr talentvollen Sohn sich entwickeln zu sehen — den bekannten Epigrammendichter Hofrath Johann Christoph Friedrich Haug, dessen Fabelsammlung und Sinngedichtsammlung berühmt wurden.* Am 3. Jan. 1792 starb er, 61 Jahre alt, an einem unvermutheten Schlagfluß.

Sein „Christ am Sabbath", von welchem zu Augsburg im J. 1778 mit dem Titel: „Lehrgedichte und Lieder über die vornehmsten Gegenstände der christlichen Religion" eine zweite, durchaus umgearbeitete und mit weiteren Nummern vermehrte Auflage, 79 im Ganzen, erschien, enthält mehr Gedichte, als Lieder. „Das Singen war mir nur die Nebenabsicht" — sagt er selbst — „und es kann wohl seyn, daß ich vor das Volk nicht weit genug herunter gedacht habe." Unverkennbar ist der Gellert'sche Ton, der in Haugs Poesien uns entgegenklingt. Zwei Stücke derselben kamen überarbeitet in das W. G. von 1791:

* Er ist geb. 9. Merz 1761, † 30. Jan. 1829. Dr. Grüneisen hat eine Auswahl seiner Gedichte zu Stuttgart 1840 herausgegeben.

„Heut komme her, o Jugend" oder:
„Der niedern Menschheit Hülle" — W. G. Nr. 120.
„Kommt heut an eurem Stabe."

Auch als Hymnologe hat sich Haug verdient gemacht durch das Büchlein: „Die Liederdichter des W. Landesgesangbuchs nebst ihren kurzen Lebensumständen. Stuttg. 1780." Einzelne hymnologische Aufsätze lieferte er in das schwäbische Magazin. Jahrg. 1776—1778. Er lehrte am Gymnasium die Beredtsamkeit und Dichtkunst. Eine schätzenswerthe Frucht seines Lehramts an der Carlsschule ist die Schrift: „Die Alterthümer der Christen zur Aufklärung der Schicksale der vornehmsten Gebräuche der Kirche, wie auch zur Bestätigung des Alters des evangelischen Lehrbegriffs und Gottesdienstes. Stuttg. 1785."

(Quellen: Handschriftliche Familienpapiere, worunter sein eigenhändiger Lebenslauf. — Zum Gedächtniß Herrn B. Haugs von der herzogl. hohen Carlsschule. 1792. — Das gelehrte Würtemberg. 1790.)

Göz, M., Christian Gottlieb, geb. 29. August 1746 zu Hengen, einem Pfarrdorf auf der schwäbischen Alb bei Urach, wo sein Vater, M. Jakob Fr. Göz, Pfarrer war. Seine Mutter war Marie Rosine, geb. Engel. Er war von neun Kindern das einzige, das seine Eltern ein reiferes Alter erreichen sehen durften. Obgleich er in seiner Jugend eine besondere Vorliebe zur Medicin hatte, fügte er sich doch in den Willen seines Vaters und widmete sich dem Studium der Theologie, das er nach der gewöhnlichen Vorbereitungszeit in den Klöstern zu Denkendorf und Maulbronn im Stift zu Tübingen von 1764—1769 vollendete. Im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts kam er auf eine eben so merkwürdige, als für seinen ganzen Lebensgang entscheidende Weise in nähere Berührung mit dem Herzog Carl. Damals nämlich schon war die Poesie seine Lieblingsbeschäftigung in den Freistunden. Als nun der Herzog, der damals durch seine Willkührherrschaft die allgemeine Entrüstung seines Volkes auf sich geladen hatte, auf den Einfall gekommen war, **Rector magnificentissimus** der Tübinger Universität zu werden und deßhalb dort auf einige Zeit seinen Aufenthalt genommen hatte, so fertigte Göz ein derbes Spottgedicht auf ihn, das mit den Worten begann: „Tyrann! herab von deinem Thron!" Nachdem er es unvorsichtigerweise einigen Bekannten vorgelesen hatte, wurde es ihm von unbekannter Hand entwendet und nach Reutlingen zum Druck geschickt, von wo es, ohne daß Göz eine Ahnung davon hatte, dem Herzog zu Gesicht kam. Auf einmal ward er vor den Herzog gerufen, der ihm alsbald das Spottgedicht unter

die Augen hielt mit den Worten: „Ist Er der lose Bursche, der dieses Gedicht gemacht hat?" Als er das freimüthig bejaht hatte, nöthigte ihn der Herzog, solches ihm jetzt auch vorzulesen. Drauf folgte eine scharfe Strafpredigt, nach deren Beendigung der Herzog eine Bibel herbeiholte, aus der er dem geängsteten Stipendiaten einen Predigttext angab mit dem Bedeuten: „Morgen um neun Uhr wollen wir sehen, ob Er auch so gut predigen kann, als Spottgedichte machen?" Zur bestimmten Stunde des andern Tages erschien der Herzog in der Klosterkirche, der jetzigen Stiftsbibliothek, und hörte die Probepredigt an, nach deren Beendigung er auf den jungen Prediger zugieng und ihm die Hand reichte, indem er freundlich sprach: „Er hat die Probe gut bestanden; Ihm ist Alles verziehen; rechne Er auf meine Gnade."

Im Herbst desselben Jahrs noch zog Göz als Vikar zu seinem unterdessen von Hengen nach Nellingen bei Eßlingen beförderten Vater. Hier machte er sich als geistlicher Dichter bekannt. Er war auch Mitarbeiter an einer 1771 und 1772 erscheinenden pädagogischen „Wochenschrift zum Besten der Erziehung der Jugend", in welcher er manche von ihm verfaßte Gedichte veröffentlichte. Im J. 1777 wurde er plötzlich ohne sein Zuthun als Pfarramtsverweser an die Garnisonsgemeinde nach Stuttgart berufen, wo der Andrang zu seinen Predigten bald so groß wurde, daß zur Erhaltung der Ordnung Militär vor der Kirche aufgestellt werden mußte. Als er nun von der Generalität, die sich deßhalb auch an den Herzog gewendet hatte, aufgefordert worden war, sich um die Garnisonspredigerstelle zu melden, so erhielt er vom Consistorium ein Schreiben des Inhalts: „Man habe sehr mißliebig vernommen, wie er vom Herzog aufgefordert worden sey, sich um die Garnisonspredigerstelle zu melden; es werde ihm dieß hiemit untersagt und wohl zu bedenken gegeben, ob an der Gnade von zwei Augen mehr gelegen sey, als an der eines ganzen Collegiums." Er fügte sich und wurde dann im Frühjahr 1778 vom Consistorium „wegen seines bewiesenen Gehorsams" zum Pfarrer in Scharnhausen auf den Fildern ernannt, wodurch er ganz in die Nähe seines betagten, ihm theuerwerthen Vaters kam. Nun vermählte er sich am 12. Mai 1778 mit Christine Agathe, geb. Hettler, von Stuttgart. Nach sechsjähriger gesegneter Amtsführung kam er dann im J. 1784 ohne sein Zuthun auf besonderes Gesuch des Herzogs beim Consistorium auf die Pfarrei Plieningen auf den Fildern, zu welcher das nicht lange zuvor erbaute herzogliche Schloßgut

Hohenheim gehörte, wo der Herzog in den letzten Jahren seiner Regierung bis an seinen Tod, 21. Okt. 1793, mit seiner edlen, sanften Gemahlin Franzisca, Gräfin von Hohenheim, seine Hofhaltung hielt. Hier kam er nun in vielfache, vertraute Berührung mit dem Herzog. Franzisca, deren Vertrauen er sich besonders zu erfreuen hatte, forderte ihn aufs Nachdrücklichste auf, in Verbindung mit ihr und dem katholischen Hofprediger und Beichtvater des Herzogs, Benedikt Maria Werkmeister (s. u.), der Hitze und Gewaltthätigkeit desselben entgegenzuarbeiten, was ihm denn auch, obwohl unter mancherlei durch die Leidenschaftlichkeit des Herzogs herbeigeführten Störungen, vielfach gelang. Er wandte überhaupt seinen Einfluß auf den Herzog, der sich immer mehr befestigte, nur stets zum Guten an. Sterbend reichte ihm deßhalb auch der Herzog noch die Hand mit den Worten: „Sie waren mein treuster Freund, der es immer nur gut gemeint hat." Er war auch der Geistliche, gegen den der achtzehn Tage lang unter den furchtbarsten Schmerzen im Hohenheimer Schlosse mit dem Tode ringende Herzog noch die erschütternde Aeußerung gethan hat: „Pfarrer! Sterben ist kein Kinderspiel!" Als darauf der Herzog Friedrich Eugen, der jüngste Bruder des Herzogs Carl, der Großvater des jetzigen Königs Wilhelm, welcher von 1795—1797 als ein Regent voll Menschenfreundlichkeit und Güte regierte, seine bleibende Residenz in Hohenheim genommen hatte, erwählte ihn dessen Gemahlin, die an seinen Predigten so großes Wohlgefallen gefunden hatte, daß sie für sich und ihren Hofstaat zunächst der Kanzel in Plieningen einen eigenen Stand sich hatte errichten lassen, zum Gouverneur ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Catharina, nachmaliger Königin von Westphalen, so daß er sich für die Wochengottesdienste einen Vikar halten mußte.

Er war von ansehnlicher, einnehmender Gestalt, frei von aller Menschenfurcht, heiter und gewandt im Umgang, ein allgemeiner Rathgeber bei Hohen und Niedern. Unter seinen benachbarten Collegen stand er namentlich mit dem vielbekannten Pfarrer Mich. Hahn in Echterdingen in sehr freundschaftlichem Verhältniß. Das Wohl seiner Gemeinde aber, deren ganze Achtung und Liebe er genoß, suchte er in geistlicher Beziehung nicht bloß, sondern auch in leiblicher auf alle Weise zu fördern, indem er sich mit seinen ökonomischen Kenntnissen, die er als Mitarbeiter in dem sogenannten „Oekonomie-Wochenblatt" niederlegte, und besonders durch sein eigenes Beispiel um Feldbau und Baumzucht in Plieningen sehr verdient machte. Im Juli 1796 rettete er einmal das ganze Plieninger

Fruchtfeld, das sich Erzherzog Maximilian von Oestreich bereits zum Lagerplatz ausersehen hatte, durch seine Entschlossenheit vom Abmähen, wie er überhaupt der Gemeinde beim Einbruch der östreichischen und französischen Kriegsheere die besten Dienste leistete. Unterleibsbeschwerden, an denen er frühe schon zu leiden hatte, untergruben allmählich seine Gesundheit immer mehr und so starb er plötzlich 10. Dez. 1803 an einem Stickfluß, eine Wittwe und fünf Kinder hinterlassend, von Vielen tief betrauert. Er hat die Nähe seines Todes geahnt. Nachdem er gestorben war, fand sich in seinem Schreibtisch ein mit den Worten: „Das Testament" überschriebenes Gedicht, von welchem einige Strophen hier noch ihre Stelle finden mögen:

Mein Ende kommt, die Stunde naht heran,
Da ich nun bald in Frieden fahren kann.
Der Vorhang fällt, den Schauplatz zu verlassen:
So will ich denn mein Testament verfassen.
Auf dich, o Jesu, wälz ich meine Last
Der Missethat, die du getragen hast.
Dazu will ich mein reuend Herz verschreiben,
Mein Glaube hofft, du wirst mein Heiland bleiben.
Ihr Kinder, erntet meinen Segen ein,
Ich sterbe, aber Gott wird mit Euch seyn!
Lernt ihn durch Frömmigkeit und Tugend kennen,
So dürft ihr froh ihn euren Vater nennen.
Euch, Freunden, die ihr mich beweint,
Vermach ich Jesum, unsern Himmelsfreund.
Zu dir, o Gott, ist meine Seele stille —
Dieß ist mein Testament, mein letzter Wille.

Er hat in reiner, wohlgebildeter Sprachform und in ächt biblischem Ton gehaltene geistliche Lieder gedichtet, die sich außer der bereits genannten pädagogischen Wochenschrift in folgenden Schriften finden: „Die Uebung der Gottseligkeit in h. Betrachtungen und Liedern (eine Uebersetzung der meditationes sacrae von Dr. Johann Gerhard). Stuttg. 1775" — von ihm noch während seiner Vikariatsjahre in Nellingen verfaßt und ungefähr 36 eigene Lieder enthaltend. — „Unterhaltungen mit Gott im Ungewitter. 1780" — mit 18 Gebetsliedern. — „Tischgebete und Unterhaltungen in Liedern und Versen für die Jugend. 1790." Im J. 1772 hat er auch das vortreffliche W. Betstundengebet in drei Liedern mit Melodien zur Uebung der häuslichen Singandacht herausgegeben. Im J. 1785 erschien eine Ausgabe seiner „geistlichen Oden und Lieder."

Unbegreiflicherweise hat kein W. G. etwas von seinem schönen Liederschatze aufgenommen. Erst A. Knapp hat ihn in seinem Lieder-

schatz gebührend berücksichtigt. Zu seinen schönsten Liedern gehören die in der Uebung der Gottseligkeit enthaltenen:

„Erhöhter Siegesfürst und Held."
„Gott fährt auf, was soll ich klagen?"
„Kommt, laßt uns niederfallen."
„Seelenruhe, bestes Gut."
„Zu den Höhen aufzusehen."

Auch als Hymnologe hat er sich bemerklich gemacht durch seine kleine, aber nicht unbedeutende Schrift: „Beitrag zur Geschichte der Kirchenlieder. Stuttg. 1784." (S. 17 f.). Er hat darinn einer Gesangbuchsreform nach Art des Cramer'schen neuen Gesangbuchs für Schleswig-Holstein vom J. 1780, das die schönsten und gründlichsten Regeln für Einrichtung eines neuen Gesangbuchs enthalte, das Wort geredet.

(Quellen: Handschriftliche Mittheilungen seines Sohnes, Stadtpfarrers M. Gottlieb Göz in Bulach, früher in Beinstein und Affalterbach.)

Wir übergehen weitere Dichter dieser Richtung von minderer Bedeutung und erwähnen nur noch zwei als Repräsentanten der Ausartungen des Philantropismus und der bloßen Vernunftreligion, in die allmählich die Nachahmer Gellerts geriethen. Es sind das in ersterer Beziehung:

Basedow, M., Johann Bernhard, geb. 11. Sept. 1723 zu Hamburg. Nachdem er einige Zeit zu Soröe Professor der Philosophie gewesen war, lehrte er seit 1761 zu Altona und wurde dann der Stifter und Direktor des Philantropins zu Dessau, wo er bis 1778 wirkte und sich dann abwechselnd auch in Helmstädt, Leipzig und Magdeburg aufhielt. In letzterer Stadt starb er 26. Juli 1790. Er wollte ein Universalchristenthum anbahnen und zur Förderung dieses Zwecks gab er heraus: „Allgemeines christliches Gesangbuch für alle Kirchen und Sekten. Altona und Riga 1781." mit 403 meist von ihm selbst gedichteten Liedern. — „Einer philadelphischen Gesellschaft Gesangbuch für Christen und für philosophische Christgenossen Germaniens zur Zeit Josephs II. Leipzig 1784." Im Dom zu Bremen haben sie ihm solche Lieder nachgesungen.

(Quellen: Basedows Leben, Charakter und Schriften vom Domherrn Joh. Lorenz Meyer. Hamb. 1791. 2 Bde.)

Schink, Johann Friedrich, geb. in Magdeburg 29. April 1755. Er studierte anfangs zu Halle unter Semler und Griesbach die Theologie, legte sich dann aber ganz auf die Dichtkunst und arbeitete zu Hannover

und besonders in Wien, wo er sich seit 1780 aufhielt, für das Theater. Im J. 1789 wurde er als Theaterdirektor in Hamburg angestellt, in welcher Stellung er lange verblieb. Später lebte er als Privatmann zu Holstein, Ratzeburg und Berlin und verkehrte viel mit Eberhard und Tiedge. Im J. 1822 erhielt er wieder eine feste Anstellung als Bibliothekar bei der Herzogin von Sagan in Böhmen, wo er am 10. Febr. 1835 starb. Er gab zuerst 26 Lieder heraus unter dem Titel: „Vernünftig-christliche Gedichte. Berlin und Stettin 1788." Dann ließ er erscheinen: „Gesänge der Religion. Neubrandenburg 1811.", wovon eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit 95 Liedern zu Berlin im J. 1817 herauskam.

Schink ist ein Magdeburger Lichtfreund im vollsten Sinne des Wortes. Laut der Vorrede zu den „vernünftig-christlichen Gedichten" vom Oktober 1787 hat er es sich zu seinem Beruf gesetzt, „wider Schwärmerei, Mystik und Wunder und Tollglaube ernstlich und männlich zu kämpfen und die reine Christusreligion (d. i. die Vernunftreligion) einzuführen." Er kann nicht genug eifern gegen ein das Verdienst Christi sich bequem zueignendes Christenthum, gegen eine Blut- und Wundentheologie, die nichts gelten läßt, als die durch Jesum gestiftete Glückseligkeitslehre; er erklärt die aufgeklärte Vernunft für den Geist Gottes, von dem die Taufformel rede, und sieht deßhalb auch in der Taufe lediglich nichts Anderes, als eine feierliche Aufnahme in die Gesellschaft der Christen, durch die der Täufling Gelegenheit erhalte, auf einem frühern und leichtern Weg zu einem vernünftigen Gottesdienst zu gelangen. Er wollte selbst die modernen Gesangbücher seiner Zeit gereinigt wissen von Allem, was noch nach zu sinnlichen und orientalischen Begriffen, nach Wunderglauben und mystischen Gefühlen des Christenthums schmecke, und bekannte deßhalb: „ich finde auch in unsern besten Gesangbüchern noch Stücke, die mir meine Vernunft mitzusingen schlechterdings nicht erlaubt, wo ich also schweige."

Seine Lieder verdienten deßhalb auch schlechterdings nicht gesungen zu werden in christlichen Kirchen und Häusern. Gleichwohl haben bei ihrer schönen und reinen Form einige seiner Naturlieder Aufnahme in Kirchengesangbücher gefunden, z. B. das Herbstlied:

„Wie reich an Freude, Glück und Segen" — W. G. Nr. 547.

(Quellen: Nekrolog der Deutschen auf 1835. I. S. 161 ff.)

2) Die Klopstock'sche Richtung.

In ihr ist der rührhaft pathetische Ton, dessen Zweck höchste Erregung des religiösen Gefühls ist, vorherrschend.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, wurde geboren 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater, ein biederer treuherziger Mann von unerschütterlichem Leuenmuth, brandenburgischer Commissionsrath war, von wo er aber 1735 als Pachtamtmann nach Friedeburg im Mansfeldischen zog. Durch diesen schwärmerischen, viel mit Geistern der Verstorbenen verkehrenden und manche Nacht mit dem Teufel in schweren Kämpfen sich abringenden Vater bildete sich wahrscheinlich bald schon in dem Knaben die ernste, hohe und feierliche Stimmung aus, die in seinen spätern Jahren an ihm hervortrat. Im dreizehnten Jahre kehrte er mit seinem Vater nach Quedlinburg zurück, wo er eine Zeit lang das Gymnasium besuchte, und kam dann 1739 auf die berühmte Lehranstalt „Schulpforte". Hier schon faßte er, voll feuriger Liebe zur Dichtkunst, die ersten Gedanken zu seinem unsterblichen Gedicht: „Der Messias". Er ahnete damals bereits, daß er berufen sey, durch diesen Gesang das Vaterland zu verherrlichen, und schrieb einsmals voll Selbstgefühl die Worte an die Wand: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein." Solches Selbstgefühl und feurige Ehrbegierde mäßigte er aber stets durch Gottesfurcht. So singt er von letzterer in einer seiner damaligen Oden:

> Hoch weht die heilige Flamme voran und weiset
> Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

Die Bibel machte er sich nicht allein aus Pflichtgefühl, sondern aus wahrer Herzenslust zu seinem Lieblingsbuch, namentlich rührten ihn die poetischen Bücher Hiobs und der Propheten. Eine Verheißung, daß der gefallene Mensch Gnade finden solle, entlockte ihm als Jüngling häufig Thränen; eine Spur von der Unsterblichkeit der Seele versetzte ihn in eine dankbare Entzückung. Die Religion wurde ihm lauter Vorstellung der Größe und Herrlichkeit des Messias und seiner göttlichen Menschenliebe, lauter Empfindung von wallender Gegenliebe und lobensvoller Dankbarkeit. Aus dieser Gemüthsart bildete sich denn auch von selbst eine Schreibart, die voller Poesie war, ehe er nur einen Vers gesehen hatte. Als ihm dann Miltons Gedichte vom verlorenen Paradies zu Gesichte kamen, war er ganz entzückt davon. Im Herbst 1745 bezog er nun die Universität Jena, um Theologie zu studieren; allein das rohe

Leben der „wilden Jäger an der Saale", wie Göthe später einmal die Jenenser Studenten nannte, gefiel ihm nicht, weßhalb er schon im Frühling 1746 nach Leipzig zog, wo er mit seinem Verwandten J. C. Schmidt ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße bewohnte. Joh. Andreas Cramer wohnte neben an, nur durch eine dünne Seitenwand geschieden. Hier war es, daß Schmidt einst aus einem Koffer mit Wäsche die Handschrift hervorzog, welche die drei ersten Gesänge des Messias enthielt, die Klopstock unterdessen ganz im Verborgenen gedichtet hatte. Er las sie Cramern vor, so sehr auch Klopstock sich dagegen sträubte, worauf Cramer, dessen Beifall sie in hohem Grad erhielten, ihn aufforderte, in die Gesellschaft der „Bremer Beiträger" zu treten. Nun erschienen im J. 1748 die drei ersten Gesänge im vierten Band der Bremer Beiträge und erregten in ganz Deutschland das allgemeinste Aufsehen, wie seit Luthers Bibelübersetzung und Gellerts Schriften noch nie ein deutsches Werk. Während Gottsched sie für eine Mißgeburt erklärte, schrieb Kleist an Gleim: „ich bin entzückt darüber. Nun glaube ich erst, daß die Deutschen etwas Rechtes in der Poesie leisten können." Sogar die Kanzelberedtsamkeit der damaligen Zeit gieng unter dem Einfluß dieser Gesänge in Verse über und man deklamirte heilige Reden in Hexametern. Auch hatte Klopstock bereits schon 1747 einzelne Lieder und Oden, z. B. sein großes Odengebäude „Wingolf", gedichtet und 1748 noch weitere beigefügt, von denen ein Zeitgenosse schreibt: „Es waren Meisterstücke; gleich der Auferstehungsposaune schmetterten sie tief in den Abgrund und erhoben hoch über die Sterne."

Als nun seine vertrautesten Freunde, Gärtner, Cramer, Joh. Adolph Schlegel &c. sich von Leipzig wegbegeben hatten, verließ auch er diese Stadt im J. 1748 und gieng nach Langensalza, um im Hause eines Verwandten, des Kaufmanns Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder zu übernehmen. Während er nun dastand, von ganz Deutschland gefeiert wie noch Keiner, traf ihn der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe. Er hatte nämlich eine glühende Liebe zu Fanny, der schönen und geistreichen Schwester Schmidts in Langensalza, gefaßt, die dieselbe nicht erwiederte. Dieß erfüllte seine Seele mit hoher Wehmuth, zog aber auch seinen Blick mächtig hinaus auf die Ewigkeit. Zur Erholung reiste er im J. 1750 nach Zürich zu Bodmer, der ihn eingeladen hatte; denn am meisten Eingang hatte die Probe seiner Messiade in der Schweiz gefunden. Man wollte ihn schon da behalten, ihm das schweizerische Bürgerrecht schenken

und ihn durch eine reiche Heirath fesseln, und er selbst auch fühlte sich da unter der deutschen Sitteneinfalt gar wohl. Hier keimten in ihm auch die großen Ideen von Vaterland und Hermann, des Vaterlands Retter, die hernach zu so herrlichen Bäumen erwachsen sind. Von da berief ihn im Frühling 1751 der dänische Minister, Graf v. Bernstorff, dessen Herz die drei Gesänge des Messias rührten und der daraus die Größe des Geistes, der sie geschaffen, erkannte, nach Kopenhagen an den Hof Friedrichs V., wo ihm ein ansehnlicher Gehalt von 400 Reichsthalern ausgesetzt wurde, damit er ruhig und ohne Störung von Nahrungssorgen den Messias vollenden könnte. Er galt bald viel beim König, mit dessen Hof er im Winter zu Kopenhagen und im Sommer zu Friedensburg, einem ländlichen Schlosse, lebte, und durch ihn wurde Cramer im J. 1754 als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wie ein Jahr zuvor schon Basedow als Professor der Philosophie nach Soröe. Am 10. Juni 1754 verheirathete er sich mit Meta Moller, der Tochter eines Kaufmanns zu Hamburg, die eine herzliche Liebe zu ihm als Dichter des Messias gefaßt und die er durch seinen Freund Giesecke auf der Reise aus der Schweiz nach Kopenhagen in Hamburg kennen gelernt hatte. Allein nicht viel über vier Jahre hatte er an ihrer Seite das schönste Glück des Lebens genossen, als er sie am 28. Nov. 1758 durch den Tod verlieren sollte. Zu Hamburg wollte sie ihre Entbindung halten und dort hauchte sie über dem, daß sie ihm ein Söhnlein gebar, ihr Leben aus. Sein Schmerz über diesen großen Verlust spricht sich rührend noch in manchen seiner spätern Oden aus, und im fünfzehnten Gesange seines Messias, der vierzehn Jahre später erschien, feierte er ihr Andenken, indem er unter denen, welche Erscheinungen von Auferstandenen sehen, in Cidli, der Geliebten Gedors, seine Meta darstellt. Der frohe, lebendige Glaube an ein ewiges Leben und an eine Wiedervereinigung mit ihr machte ihm allein sein bitteres Loos erträglich. Auf dem Dorfkirchhof zu Ottensen an der Elbe begrub er sie mit der Inschrift: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ In demselben Jahre 1758, ehe er noch seinen Messias zur Hälfte vollendet hatte, erschien der erste Theil seiner geistlichen Lieder zu Kopenhagen. „Ich habe,“ schreibt er in einem Briefe vom 8. Nov. 1756, „eine Sache begonnen, die ich für meinen „zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst „gemacht, was ich für eins der schwierigsten Dinge halte, die man unter„nehmen kann. Man soll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den

„Meisten verständlich seyn, und doch der Religion würdig bleiben. Indeß „scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit „hat gelingen lassen.“ Diese erste Sammlung enthält 35 neue und 29 sehr veränderte alte Kirchenlieder. Die zweite Sammlung, 32 neue Lieder enthaltend, folgte 1769 nach. Bis zu Ende des Jahrs 1770 lebte Klopstock zu Dänemark, verweilte übrigens dazwischen hinein bald in Quedlinburg, bald in Blankenburg.

Als jedoch sein edelmüthiger Freund und Beschützer, Bernstorff, durch den Günstling des neuen Königs, Christians VII., den Grafen Struensee, in genanntem Jahr verdrängt ward, verließ er Dänemark und zog nach Hamburg mit einer dänischen Pension und dem Charakter eines dänischen Legationsraths. Hier vollendete er im J. 1773 seinen Messias, zu dessen allgemeiner Verbreitung namentlich Schubart durch seine öffentlichen Deklamationen desselben viel beitrug. Im J. 1775 ward Klopstock vom Markgrafen Friedrich von Baden nach Carlsruhe eingeladen, wo er viele Beweise der Huld empfieng und von wo er mit einer Pension und dem Titel eines Badenschen Hofraths nach Hamburg zu Anfang des Jahrs 1776 zurückkehrte. Er zog sich nun fast ganz von der Welt zurück und verlebte seine Tage in der Stille. Im J. 1791 vermählte er sich noch einmal mit seiner vieljährigen Freundin, der edlen Johanna Elisabetha v. Winthem, die sein Greisenalter erheiterte. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er noch warmen Antheil an der französischen Staatsumwälzung, und weil er der neuen Freiheit Hymnen sang, schenkten ihm die Franzosen das Bürgerrecht. Als jedoch Louis XVI. unter der Guillotine fiel, hörte er auf, französischer Bürger zu seyn. Er genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und Heiterkeit zu erfreuen.

Im Winter des Jahrs 1802—1803 aber nahmen seine körperlichen Kräfte merklich ab; er hatte viel an der Kolik zu leiden. Am 17. Febr. 1803 legte er sich aufs Sterbebett. Auf seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen und er lag allein mit Gott und dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit sich beschäftigend. Nur seine Gattin und Stieftochter blieben fortwährend in seiner Nähe. Auch bei den heftigsten Schmerzen ließ er sich nicht zu Klagen hinreißen; er wurde nur um so ergebener und schaute mit um so lebendigerer Hoffnung des ewigen Lebens über sein eigenes Grab hinüber. „Christus litt,“ sagte er einst mit erhabener Seelenruhe, „warum staunen wir denn, daß er leiden

mußte?" und augenblicklich schweigend fügte er hinzu: „darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." Immer größer wurde seine Sehnsucht nach Erlösung. Oefters hörte man ihn mit dem Seufzer erwachen: „Ach! schlummere ich noch nicht im Grabe? Doch es geschehe Gottes allerheiligster Wille!" Er ließ sich den zweiten Brief Johannis und den des Paulus an Philemon vorlesen. Selbst in seinen Phantasien sah er Christum und den h. Johannes neben sich und sagte Schriftstellen her, womit er sich aufrichtete, z. B.: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig ꝛc." Der Tod Mariä, wie er ihn im **XVI.** Gesang seines Messias besungen hatte, beschäftigte wachend und träumend seine Seele; er starb auch wirklich diesen Tod. „Ach! wo ist der Engel," rief er einmal aus, „der mir helfen soll?" In einem seiner letzten und höchsten Kämpfe richtete er sich empor auf seinem Lager und sprach die Hände faltend die in seiner Ode: „Der Erbarmer" gepriesenen Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen; siehe! in die Hände habe ich dich gezeichnet" (Jes. 49, 15.). „Wir Alle," fügte er hinzu, „wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet." Nach diesen Worten sank er in einen tiefen Schlummer, um nie mehr daraus zu erwachen, und verschied dann am 14. Merz 1803 in einem Alter von 78 Jahren. Er ward zu Ottensen neben seiner Meta begraben, wobei zwei seiner Lieder: „Selig sind des Himmels Erben" und „Aufersteh'n, ja aufersteh'n", gesungen wurden.

Klopstocks sämmtliche Werke erschienen zu Leipzig 1798—1817 in zwölf Bänden. Wegen seiner Oden voll feuriger Vaterlandsliebe heißt er „der deutsche Barde"; Gott und Unsterblichkeit besang er voll hoher Andachtsgluth. Seine 67 geistlichen Lieder athmen zwar tiefe Andachtsgefühle, sind aber doch von allzu gekünstelter Begeisterung (s. S. 6 f.). „Klopstocks Begeisterung," sagt Hegel in seiner Aesthetik **III.** S. 459, „bleibt nicht jedesmal ächt, sondern wird häufig zu etwas Gemachtem, „obschon manche seiner Oden voll wahrer und wirklicher Empfindung und „von einer hinreißenden Würde und Kraft des Ausdrucks sind." Freilich hat sich Klopstock das Selbstzeugniß ausgestellt: „ich habe mich niemals hingesetzt und gedacht, nun will ich eine Ode machen, sondern mein Gefühl hat mich gedrängt und so sind sie alle entstanden." Ihm selber unbewußt begegnete aber solches. Als Kirchenlieder sind seine Lieder jeden=

falls zu hoch, zu pathetisch und deklamatorisch, so viele ihrer auch in die Kirchengesangbücher übergiengen, wie z. B. das W. G. von 1791 22 und das neue Hamburger sogar noch 25 derselben hat, und so sehr auch seine Zeitgenossen sie bewunderten, wie z. B. Schmidt in seinen Gesängen für Christen sich vernehmen läßt:

Zwo Gnaden hat uns Gott erzeigt,
Die keines Menschen Dank erreicht:
Die eine, daß er uns den Weg zum Himmel wies,
Die andre, daß er ihn von Klopstock singen ließ.

Die nennenswerthesten Lieder sind:

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" (1758) — W. G. Nr. 632.
„Auf ewig ist der Herr mein Theil" (1758).
„Begrabt den Leib in seine Gruft" — nach Mich. Weiß.
„Der Spötter Strom reißt Viele fort."
„Du, deß sich alle Himmel freu'n."
„Freu dich, Seele, rühm und preise" (1769).
„Gottestag, du bist gekommen (wirst bald kommen)."
„Hallelujah! jauchzt ihr Chöre" oder:
„Lobt den Herrn, ihr Gotteskinder."
„Herr! du wollst uns (sie) vorbereiten" (1758) — W. G. Nr. 246.
„Herr! welch Heil kann ich erringen" (1769) — W. G. Nr. 419.
„Ihr Mitgenossen, auf zum Streit."
„Nicht nur streiten, überwinden."
„Noch schauen wir im dunkeln Wort."
„Preis dem Todesüberwinder" (1769) — W. G. Nr. 167.
„Preis ihm, er schuf und er erhält" (1758).
„Selig sind des Himmels Erben" (1758) — W. G. Nr 649.
„Sink ich einst in jenen Schlummer" — W. G. Nr. 582.
„Wenn ich einst von jenem Schlummer" (1769) — W. G. Nr. 562.
„Wie wird mir dann, o dann mir seyn" (1758) — W. G. Nr. 643.
„Zeige dich uns ohne Hülle" (1769).

Hervorzuheben ist noch an Klopstocks Liedern, daß sich manche Wechselgesänge für Gemeinde und Chor darunter finden, wodurch er den Cultus zu beleben und zu heben suchte. Giacomo Meyerbeer hat mehrere „geistliche Gesänge" desselben für vier Singstimmen mit Pianoforte componirt.

(Quellen: Klopstocks Leben von Heinrich Döring. Weimar 1825. — Eine Schilderung Klopstocks in Helfrich Peter Sturz's Schriften. 1. Sammlung. Leipz. 1779. S. 180—189. — K. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn. Hamb. und Dessau. 3 Thle. 1781. 4. und 5. Thl. Leipz. und Altona 1792.)

Cramer, Dr., Johann Andreas, wurde geb. 29. Jan. 1723 zu Jöstädt oder St. Georgenstadt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater unter armseligen Umständen Prediger war. Er genoß eine gute, christliche Erziehung, und auch über sein leibliches Leben wachte in seiner zarten Kindheit schon die Vorsehung auf besondere Weise. Er sammelte nämlich

einst Erdbeeren auf einem Berge, als eben unten im Bergwerk Steine gesprengt wurden. Ein heraufgeworfenes Felsstück zerschmetterte seinen Erdbeerhafen, ohne ihn selbst im mindesten zu verletzen, und er bedauerte in kindlicher Harmlosigkeit nur seine Erdbeeren, nicht ahnend, wie nahe er dem Tode gewesen. Auf der Schule zu Grimma bereitete er sich auf die Universität; gerade aber, als er diese im J. 1742 beziehen wollte, starb ihm sein treuer Vater, wodurch ihm fast alle Unterstützung entrissen wurde. Doch traute er auf den Herrn und zog nach Leipzig, wo er jährlich oft nur achtzig Thaler zu verbrauchen hatte; allein sein Fleiß, seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe halfen ihm unter Gottes Beistand durch; er half sich auch durch Uebersetzen und durch Unterweisung der Jugend. Bald öffnete sich jedoch für ihn eine rühmliche Laufbahn. Er und mehrere seiner Freunde hielten sich zu Gottsched und nahmen Theil an den durch Gottscheds Verehrer, Schwabe, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes." Bald aber machte sie des Herausgebers oft geschmacklose Auswahl unzufrieden und auf Gärtners Vorschlag verabredeten sich mit ihm Cramer und Joh. Adolph Schlegel, welchen später Rabener, Gellert, Klopstock und Andere beitraten, zur Herausgabe der „Bremer Beiträge", die im J. 1742 ihren Anfang nahmen und vom größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur, besonders in Betreff der Correktheit und des Wohlklangs der Sprache, waren. Daneben sammelte sich Cramer große Gelehrsamkeit in den theologischen Wissenschaften.

Im J. 1748 wurde er zu Crellwitz, einem Dorfe im Stift Merseburg, zwischen Merseburg und Lützen gelegen, zum Prediger ernannt. Hier erwarb er sich durch sein liebreiches Betragen das Zutrauen und die Liebe der Landleute in hohem Grad. Einmal rettete er durch thätige Hülfeleistung und zweckmäßige Anstalten, wobei er sogar selbst die Sturmglocke anzog, sein Dorf vor dem unsäglichen Elend der Ueberschwemmung, indem die Saale bereits einen Damm durchbrochen hatte. Im J. 1750 wurde er Oberhofprediger in Quedlinburg und von hier aus kam er schon nach vier Jahren auf Klopstocks Betreiben nach Kopenhagen als deutscher Hofprediger des Königs Friedrich V. von Dänemark. In diesem neuen Amte zeigte er sich vorzüglich als den allgemein bewunderten und in allem Betracht großen Kanzelredner. Er predigte mit ungemeinem Beifall und ausgezeichnetem Eindruck bei den Zuhörern. Bei Hof und in der ganzen Stadt, unter allen Ständen, erwarb

er sich die größte Hochachtung und Liebe; auf seinen Rath traten viele heilsame Anstalten ins Leben. Auch erwarb er sich als Professor der Theologie, was er im J. 1765 wurde, viel Dank und Beifall. So verlebte er heitere Tage in Kopenhagen und war so geschätzt, daß er den ehrwürdigen Beinamen „Eyegode", d. i. „der durchaus Gute" erhielt, den ehemals einer der ehrwürdigsten dänischen Könige im eilften Jahrhundert geführt hatte. Bald kamen aber auch trübe Zeiten als der junge, schwache König Christian VII. in Struensee's Hände gerieth, Graf v. Bernstorff aber, Cramers hoher Gönner, und mit ihm manche Freunde, wie z. B. Klopstock, Kopenhagen verließen und er nun Zeuge des überall einreißenden Leichtsinns und großer Zügellosigkeit seyn mußte. Er war aber unerschrocken genug, das begünstigte Laster anzugreifen und seinen gestürzten hohen Gönner, den Minister Bernstorff, nicht zu verleugnen; mitten in diesen Zeiten der Trübsal und Verwirrung stand er, wie er einst Luthern in einer Ode geschildert hatte:

stand der Mann des Herrn, ein Fels im Meer
ragt über seine Wogen um sich her.

Aus solchem Sinn und unter solchen Erfahrungen gereift gieng sein Lied: „Hochbegnadigt von dem Herrn" („Sanft, o Christ, ist Jesu Joch") hervor. Seine Freunde zitterten für ihn, er zitterte nicht. Endlich siegte die herrschende Partei über ihn und er ward wegen seiner freimüthigen Predigten, womit er gegen das Laster um ihn her kriegte, seiner Hofpredigerstelle entsetzt. Es gieng ihm hier, wie einst dem Chrysostomus in Constantinopel, der aus ähnlichen Ursachen seine Würden mit dem Exil vertauschen mußte. Er nahm daher den Ruf als Superintendent in der Reichsstadt Lübeck an und gieng im J. 1771 dorthin ab. Als aber die bekannte abermalige Umwälzung der dänischen Staatsverwaltung eingetreten und Struensee gestürzt war, wurde er im J. 1774 vom König von Dänemark als Prokanzler und erster Professor der Theologie auf die Universität Kiel berufen. Hier wirkte er mit größter Thätigkeit für das Beste der Universität, besonders auch für die Bildung junger Prediger durch ein Predigerinstitut, für das Schulwesen 2c. Vier Jahre lang arbeitete er hier auch an dem neuen Schleswig-Holsteinischen Gesangbuch, dessen Sammlung ihm aufgetragen war und das unter dem Titel: „Allgemeines Gesangbuch zum Gebrauch in den Gemeinen des Herzogthums Schleswig-Holstein. Kiel 1780." erschien, jedoch viele seiner geringern und trockenern Lieder enthält. Durch den Verlust zweier erwachsenen Töchter und seiner inniggeliebten Frau im

J. 1777 hatte er schwere Prüfungen durchzumachen, er trug sie aber mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes, so unerforschlich ihm auch Gottes Weg und Rath war. Er glaubte fest, was er in seinem Liede: „Unerforschlich sey mir immer" ausspricht:

„Ist doch Alles, was Gott thut,
Wie's auch scheine, weis und gut."

Er bewährte an sich selbst, was er in einem andern seiner Lieder singt:

— „will er Opfer: Kinder müssen
Folgen, und ich will auch gern
Zur Verleugnung mich entschließen,
Denn ich kenne meinen Herrn.
Schmerzlich sey es, oder schwer,
Was er fordert, fordert er
Doch nur (und dieß muß mich trösten)
Was er will, zu meinem Besten."

Im J. 1784 wurde er Kanzler der Universität Kiel und erlebte in seinem Alter an Kindern und Kindeskindern viele Freude; zwei seiner Söhne wurden noch zu seinen Lebzeiten Professoren in Kiel. In seiner letzten Krankheit, die ihn in Folge der Abnahme seiner Kräfte überfiel, klagte er über viel unverdiente Feindschaft, die ihn getroffen, und bat einen Freund, jedwedem seiner Feinde zu sagen, daß er mit einem Herzen voll Liebe für ihn aus der Welt gehe und, wenn Gott ihm das Leben fristete, es sich zur Pflicht machen würde, zu dessen Wohlfahrt Alles, was er könne, beizutragen. In der letzten Zeit wurde sein Krankenlager sehr schmerzlich. Gerade acht Tage vor seinem Ende bestimmte er den Tag, der sein Sterbetag ward, als Entscheidungstag seiner Krankheit voraus. Er zitterte nicht und sah frohlockend dem Tode entgegen, wie er dieß selbst in dem Lied: „Wer, o mein Gott" am wiedergeborenen Christen geschildert hatte, indem er von ihm singt:

Er sieht den Tod von ferne kommen,
Und zittert nicht; er ist sein Freund:
Von dir zum Erben angenommen,
Frohlockt er, wenn der Tod erscheint.
Er endet fröhlich seinen Lauf
Und schwinget sich zu Gott hinauf.

Nach seiner Vorherbestimmung starb er in der Nacht vom 11—12. Juni 1788. Auf dem Sterbebette noch sprach er seine Ueberzeugung von der Gewißheit der göttlichen Begnadigung durch Christum aus, indem er bezeugte, er sage nicht als Theolog auf dem Krankenlager, über den Gott jeden kommenden Augenblick zum Tod entscheiden könne, sondern als philosophirender Theolog, daß kein anderes System ihm so viel Gründe der Beruhigung gewähre, als das lutherische System von der Begnadigung durch Christum, und er wünschte, daß er die Lebhaftigkeit dieses Gefühls, das er jetzt habe und oft gehabt habe, einigen der angesehensten Theo-

logen unserer Kirche, die davon so schwankend und ungewiß reden, mittheilen könnte. „Du glaubest nicht vergebens"* — hieß es auch bei ihm. Klopstock, an den sich Cramer als Dichter aufs Innigste anschloß, hat ihm im zweiten Lied seiner Ode: „Wingolf", in der er seine poetischen Freunde besingt, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Cramer verfaßte viele geistliche Lieder, die manches Gute enthalten, doch aber meist nicht in die Tiefe der christlichen Heilswahrheiten eindringen und in allzu gesteigertem Schwunge zu sehr ins bloß Rhetorische verfallen. Gellert hat ihm einmal — es war am 7. Jan. 1754 — geschrieben: „Der Welt wegen wünschte ich, daß Du hin und wieder etwas leichter seyn möchtest. Was Dir leicht ist in Deiner poetischen Höhe, das ist der Welt nicht stets leicht, und für die Welt dichtest Du jetzt." Dabei hat er aber großes Verdienst um den Anbau der lyrischen Form in der deutschen Poesie; er ist der Meister der schwunghaften Lyrik. Er gab heraus:

„Poetische Uebersetzung der Psalmen. 4 Thle. Leipzig 1755. 1759. 1763. 1764."
„Andachten in Gebeten, Betrachtungen und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke. 2 Thle. 1764 und 1765."
„Evangelische Nachahmungen der Psalmen Davids und andere geistliche Lieder. Kopenhagen 1769."
„Neue geistliche Oden und Lieder. Lübeck 1775."

Zuletzt sammelte er aus den Bremer Beiträgen und aus seiner Monatsschrift: „Der nordische Aufseher" (3 Bde. Kopenh. 1758 f.), worinn er früher schon einzelne Lieder mitgetheilt hatte, so wie aus obigen Werken und dem S. 93 genannten Schleswig-Holsteinischen Gesangbuch seine „sämmtlichen Gedichte" und gab sie in drei Theilen zu Leipzig 1782 und 1783 heraus. Sie sind in 16 Bücher getheilt, wovon 15 die geistlichen Lieder, 275 an der Zahl, enthalten, und nur das letzte die Oden und Lehrgedichte, 13 an der Zahl. In der Vorrede zum dritten Theil sagt er das Erscheinen eines vierten Theils neuer Gedichte zu, die er erst seit 1780 gedichtet habe und seither noch nie habe drucken lassen. So viel bekannt, ist aber dieses Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen. Seine am meisten noch gebrauchten Lieder, von denen übrigens das neue Hamburger Gesangbuch 31 und das Würtemberger vom J. 1791 sogar 51 aufgenommen hat, sind:

„Der Herr ist Gott und keiner mehr" (1764) — W. G. Nr. 38.
„Dein bin ich, Herr, dir will ich mich" — W. G. Nr. 393.
„Dein Wort, o Höchster, ist vollkommen."
„Er ist gekommen, er" — W. G. Nr. 101.

---

* V. 8. aus: „Sanft, o Christ, ist Jesu Joch" — W. G. Nr. 399.

„Ewig, ewig bin ich dein" (1780) — W. G. Nr. 240.
„Fleug (Steig) auf, mein Psalm" (1780).
„Für unsre Nächsten (alle Menschen) beten wir" (1780) — W. G. Nr. 433.
„Herr, dir ist Niemand zu vergleichen" (1763) — W. G. Nr. 59 — oder nach dem Original:
„Erheb, erheb, o meine Seele."
„Ich soll zum Leben bringen" (1780) — W. G. Nr. 406.
„In deiner Stärke freue sich" — W. G. Nr. 526.
„Lobsinget Gott und betet an."
„Sanft, o Christ, ist Jesu Joch" — W. G. Nr. 399 — oder:
„Hochbegnadigt von dem Herrn."
„Schwingt, heilige Gedanken" (1764) — II. Nr. 114.
„Triumphire, Gottes Stadt."
„Unerforschlich sey mir immer" (1765) — W. G. Nr. 73.
„Wer, o mein Gott, aus dir geboren" — W. G. Nr. 340.
„Wer zählt der Engel Heere" (1780).
„Wie groß, wie angebetet ist" (1769).
„Wie selig bin ich, wenn mein Geist" (1764) — II. Nr. 15.

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfraths Lebensbeschreibung Cramers in den Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. VI. Bd. Halle 1790. — Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Funk, Dr., Gottlieb Benedikt, geb. 29. Nov. 1734 zu Hartenstein in der Grafschaft Schönburg, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er sich bereits auf dem Gymnasium in Freiberg auf das Studium der Theologie vorbereitet hatte, kamen ihm Bedenklichkeiten über manche beim Predigtamt zu übernehmende Verpflichtungen, weßhalb ihm J. A. Cramer, an den er sich deßhalb in einem Brief gewendet hatte, zum Studium der Rechtswissenschaft rieth. Er gieng nun in dieser Absicht 1755 nach Leipzig, aber schon im J. 1756 berief ihn Cramer zu sich nach Kopenhagen als Hauslehrer seiner Kinder mit dem Versprechen, ihn zugleich zum Studium der Theologie einzuleiten. Dreizehn Jahre verlebte er nun da im innigsten Geistesverkehr mit Cramer, der ihn dann auch in Verbindung mit Klopstock, mit dem er ihn näher bekannt machte, zur geistlichen Liederdichtung aufmunterte. 1769 nahm er sodann eine Lehrstelle an der Domschule in Magdeburg an, wo er sofort im J. 1772 Rektor und 1785 dazu noch Consistorialrath wurde. Zweiundvierzig Jahre lang stand er der Domschule vor und machte sich dabei um das Erziehungs- und Unterrichtswesen sehr verdient. Er war auch von seinen zahlreichen Schülern in seltenem Grade geliebt und geehrt, so daß sie ihm nach seinem Tod, der am 18. Juni 1814 seinem gemeinnützigen Wirken ein Ende setzte, im Magdeburger Dom eine Büste mit der Inschrift errichteten: „Scholae, ecclesiae, patriae decus."

Seine wohllautenden Lieder, von denen manche schon 1760 im Kopenhagener deutschen Gesangbuch und zwölf im G. J. Zollikofer'schen vom J. 1766 erschienen waren, wurden nach seinem Tod gesammelt und in seinen zu Berlin im J. 1820 in zwei Theilen herausgegebenen Schriften mitgetheilt. Die besten und verbreitetsten derselben sind:

„Bald oder spät des Todes Raub."
„Der unsre Menschheit an sich nahm."
„Die auf der Erde wallen."
„Hin an dein Kreuz zu treten."
„Wacht auf vom Schlaf, ihr Sünder."
„Wie ist mein Herz so fern von dir."

(Quellen: Evang. Kirchengesangbuch von Dr. Daniel. Halle 1842. S. 376.)

Hermes, Dr., Johann Timotheus, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, wo sein Vater, ein Anhänger der Wolf'schen Philosophie, Prediger war. In seiner Kindheit zeigte er sich als ein frühreifes Genie, indem er, erst fünf Jahre alt, die Methode erfand, ohne Buchstabieren lesen zu lernen. Auf dem Gymnasium zu Stargard, wo er sich auf die Universität vorbereitete, war er ein Jahr lang ins Zimmer gesprochen durch einen Gabelstich, der ihm seinen Arm lähmte. Als er nach Königsberg reiste, um dort zu studieren, bekam er während eines heftigen Sturms auf der Seefahrt eine solche Quetschung auf der Brust, daß ein fast tödtlicher Blutsturz erfolgte. Von Allem entblößt, bloß 3½ Thaler in der Tasche, kam er in Königsberg an und fand dort die ihm vorausgeschickten hundert Thaler nicht; er verbarg seine bittere Noth und wäre sicherlich zu Grund gegangen, wenn ihn nicht edle Menschen unterstützt hätten. Durch seine Kenntniß der französischen Sprache wurden ihm bald die besten Häuser in der Stadt eröffnet. Dr. Arnold und Kant waren seine Lehrer; Kant aber zog ihn mit seiner kritischen Philosophie nicht an; er hielt sich meist an Arnold, und dieser sagte einmal die denkwürdigen Worte zu ihm: „Die Zeit naht, wo wir als Prediger den Menschen wenig mehr werden beikommen können, alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen, und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können ein deutscher Richardson werden." Von Königsberg begab er sich zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde sofort Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, kam dann als Feldprediger bei dem Krokow'schen Dragonerregiment nach Lüben in Schlesien und einige Jahre nachher als Anhalt-Köthenscher Hof- und Schloßprediger

nach Pleß in Oberschlesien. Endlich im J. 1772 kam er nach Breslau als Inspektor des Gymnasiums, wurde 1808 Superintendent des Fürstenthums Breslau und erster Professor der Theologie, zuletzt Probst an der h. Geistkirche und Oberconsistorialrath. Hier vollendete er das berühmte Werk: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", das zu Leipzig im J. 1769—1773 erschien. Er war ein sogenannter „Popularphilosoph" und ein „aufgeklärter, helldenkender Theolog". Sehr gerühmt wird an ihm seine große Menschenliebe und sein warmer Eifer für das Wohl seiner Brüder. Er starb zu Breslau in dem hohen Alter von 83 Jahren am 24. Juli 1821.

Er dichtete 112 größtentheils minder gelungene geistliche Lieder unter dem Titel: „Lieder auf die besten, bekannten Kirchenmelodien nebst 12 Communionandachten. Breslau 1800." Sie unterscheiden sich zwar von gewöhnlichen Liedern durch eine gewisse Originalität in Gedanken und Ausdruck; aber sie haben oft etwas Gezwungenes und Schwerfälliges im Ausdruck und die Sprache ist zu gelehrt. Am besten sind noch seine Himmelfahrtslieder. Einige andere selbst gedichtete Lieder hat er auch in seine Romanen verwebt, z. B. in den obengenannten: „Sophiens Reisen von Memel bis Sachsen. 2. Aufl. 1776—1778." das wirklich schöne Lied:

„Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt" — W. G. Nr. 650 —

und in die „Geschichte der Miß Fanny Wilkes. Leipz. 1766.":

„Bist du noch fern."

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens.)

Ramler, Carl Wilhelm, geb. 25. Febr. 1725 zu Colberg in Hinterpommern, ein Landsmann von J. T. Hermes. Sein Vater war Accise-Inspektor. Im dreizehnten Jahr kam er nach Halle, wo er im dortigen Waisenhaus seine Bildung erhielt. Hier suchte man seiner Neigung, Verse zu machen, die er schon als zehn- und eilfjähriger Knabe an den Tag legte, entgegenzuarbeiten und er hatte deßhalb allerlei kleine Anfechtungen auszustehen, unter denen er dem Ton und Geist des Waisenhauses immer abgeneigter wurde. Nachdem er in Halle seine Studien vollendet hatte, kam er 1746 nach Berlin zu Freunden seines Vaters und machte hier vertraute Freundschaft mit Gleim, sowie in der Folge auch mit Kleist, Spalding, Sulzer ꝛc. Erst 23 Jahre alt wurde er im J. 1748 als Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps zu Berlin angestellt, welche Stelle er 42 Jahre lang

bekleidete. Er mußte in ziemlicher Beschränktheit leben, war aber dabei genügsam und heiter, ohne zu klagen. Durch seine 15 Horaz'schen und 40 eigene Oden machte er sich bald sehr berühmt; sie giengen von Mund zu Mund. Deutschland erkannte ihn einmüthig für seinen „Horaz", für einen der Ersten unter seinen Lyrikern. Wie Horaz seinen Kaiser Augustus besang, so besang er die Thaten seines Heldenkönigs, Friedrichs des Großen, mit Begeisterung und stolzem Flug. Obgleich er dafür nie eine Anerkennung beim König fand, so ließ er sich dadurch doch nicht bitter gegen denselben stimmen; er sang ja nicht um der Gunst willen, sondern aus Vaterlandsliebe. Seine Lage besserte sich erst, als er im J. 1787 neben seiner Stelle beim Cadettencorps mit Engel auch noch das Direktorat des Berliner Nationaltheaters erhielt. Er lebte bloß der Kunst und seinen Freunden, die er herzlich liebte; verheirathet war er nie. Sein Herz war offen und theilnehmend, sein Wesen sanft und gefällig. Im J. 1790 legte er seine Stelle am Cadettencorps, im J. 1796, bei immer mehr zunehmender Altersschwäche, auch die Direktion des Theaters nieder und bekam bald darnach einen Anfall von Lungensucht, an der er am 11. April 1798 starb.

Von ihm erschienen „geistliche Cantaten. Berlin 1760. 1768. 1770.", unter welchen die Cantate vom J. 1760: „Der Tod Jesu" die auch in Kirchengesangbücher übergegangenen Passionslieder enthält:

„Du, dessen Augen floßen" — W. G. Nr. 135.
„Ihr Augen, weint."

(Quellen: Ramlers Leben von Göckingk in der Prachtausgabe von C. W. Ramlers poetischen Werken. Thl. II. Berlin 1801. S. 305 – 325. — Versuch einer biographischen Skizze Ramlers nebst einer kurzen Darstellung seines poetischen Charakters von Theodor Heinsius. Berlin 1798.)

Reiber, Reichart Gottlob, geb. 24. Dez. 1744 zu Bernstadt im Fürstenthum Oels in Schlesien. Er wurde 1778 Pfarrer zu Mühlwitz im Fürstenthum Oels und 1788 zu Dirsdorf im Nimptscher Kreise. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er war ein durch mancherlei Leiden schwer geprüfter Christ, der die unter solcher Trübsalshitze ausgereiften Geistesfrüchte in nahezu 200 Liedern uns zum Genusse darbietet in folgenden Liedersammlungen: „Geistliche Lieder von R. G. Reiber. Breslau 1783." — „Zweite Sammlung geistl. Lieder, sonderlich vor Leidende. Von R. G. R. Bresl. 1784." — „Blumen im Thale oder neue geistl. Lieder. Bresl. 1810." Zu nennen sind davon:

„Du sollst glauben, und du Armer."
„Sanft erbleicht die Abendröthe."
„Von den Todten stehst du auf" — vom J. 1783 — oder;
„Von dem Grab stund Jesus auf" — W. G. Nr. 615 — oder:
„Siegreich stand mein Heiland auf."

Sturm, M., Christoph Christian, der Sänger der Größe und Güte Gottes in der Schöpfung und Vorsehung. Er wurde geb. 25. Jan. 1740 in Augsburg, wo sein Vater, Johann Jakob, ein geschickter Rechtsgelehrter und kaiserlicher Notarius bei den Magistratsgerichten war. Einer seiner Ahnherren war der berühmte Rektor Johann Sturm zu Straßburg, eine Hauptstütze der dortigen Reformation († 1589). Er studierte vom J. 1760 in Jena und seit Herbst 1761 in Halle, wo er nach wenig Monaten die Lehrstelle eines Collegen am Pädagogium erhielt. Von da kam er 1765 als Conrektor nach Sorau in der Niederlausitz, nach zwei Jahren schon wurde er aber wieder nach Halle zurückberufen als vierter Prediger an der Marktkirche, wo er im selbigen Jahr noch dritter Prediger wurde und sich 1768 mit Johanne Christiane Bunning, eines Stallmeisters Tochter, verheirathete. Im Juni 1769 erhielt er einen Ruf zur zweiten Predigerstelle an der h. Geistkirche in Magdeburg. Hier brachte er den besten und ruhigsten Theil seines Lebens zu, wie er selbst mehrmals versicherte. Seine Gemeinde hieng mit ungetheilter Achtung und inniger Liebe an ihm. Die meisten seiner zahlreichen Erbauungsschriften schrieb er in Magdeburg, wo er zugleich an Patzke und Feddersen gleichgesinnte Mitarbeiter im Weinberg des Herrn und herzliche Freunde hatte. Am 26. April 1778 wurde er an die Stelle des Dr. Friderici zum Hauptpastor an der St. Petrikirche in Hamburg erwählt. Auch hier, wie auf seinen seitherigen Stellen, erwarb er sich bald durch seine vorzüglichen Predigergaben, durch seine Amtstreue und Gutherzigkeit, durch seinen ganzen Sinn und Wandel große Achtung und Zuneigung. Bei seiner Antrittspredigt am 1. Sept. hatte er zum Herrn gefleht: „Deine ganz unaussprechliche Liebe gegen Freunde und Feinde, gegen „Bekannte und Unbekannte, gegen Fromme und Gottlose müsse auch mich „dringen, mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich zu seyn, gerne, „wo ich kann, wohlzuthun, Thränen abzutrocknen, gerne um Anderer „willen auch einige Beschwerden zu ertragen. — „„Ich muß wirken die „Werke deß, der mich gesandt hat, so lang es Tag ist. Es kommt die „Nacht, da Niemand wirken kann."" Darnach will auch ich denken und „handeln. Ich will es immer meinem Herzen und Gewissen selbst pre-

„digen: „„„Die Zeit deines Lebens ist kurz, die Gelegenheiten, Gutes zu „thun, sind bald vorüber; die Nacht des Todes nähert sich dir mit jedem „Augenblick."" — Dieser Zuruf soll mein beständiger Warner und Er„munterer seyn, damit ich Gutes thue und nicht müde werde, sondern „vielmehr mit unverdrossener Treue dem Tag der Ernte entgegeneile." Es war, als habe er bei diesen Worten das baldige Ziel seines Wirkens geahnet. Der Herr schenkte ihm aber auch die Kraft zur Erfüllung dieses Flehens, so lange er noch hienieden war. Er war immer bereit zum Wohlthun, Helfen und Dienen; namentlich hatte er auch an seiner Frau in der beständigen Ausübung der Wohlthätigkeit eine treue Gehülfin. Er war es namentlich, der mit dem edlen Professor Büsch das treffliche Hamburger Krankeninstitut gründete, wodurch schon vielen tausend armen Kranken geholfen ward. Als Prediger sagte er ohne Menschenfurcht und sündliche Menschengefälligkeit, ohne Ansehen der Person, des Standes und Ranges, in seinen Vorträgen Jedem, was recht oder unrecht sey; er that dieß aber stets mit dem Geiste der Liebe und Sanftmuth. Bei dem Freimuth, mit dem er seine Ueberzeugung aussprach, sah er sich bald vielen feindseligen und gehässigen Angriffen, besonders von Pastor Göze, ausgesetzt, wodurch ihm das Leben verbittert und die Gesundheit untergraben wurde. Nie aber hat er Bitterkeit mit Bitterkeit vergolten, meist geschwiegen, und wo er nothgedrungen dagegen redete, es in sanftem, brüderlichem Ton gethan. Seinem Freund Feddersen, der seine Vertheidigung übernehmen wollte, verwehrte er es — „weil seine Feinde dadurch noch mehr möchten erbittert werden". So hatte er auch einmal einem Manne, der ihn früher aufs Tiefste beleidigt hatte, nun aber ihn um seine Verwendung für eine Stelle in Hamburg bat, bereitwilligst zu helfen gesucht, und ihm, als seine Verwendung vergeblich war, ein ansehnliches Geschenk zur Linderung seiner Bedrängniß zugeschickt. Dabei lebte in ihm ein herzliches Vertrauen zu der Vorsehung, so daß er stets das Beste von Gott hoffte und sich zuversichtlich allen seinen Fügungen unterwarf. Oftmals konnte er zu seinem Feddersen sagen: „Darum ist mir Abraham so schätzbar, weil er ein Held im Glauben ist. Wohl uns, wenn wir Gott vertrauen, dadurch üben wir auf einmal viele große Tugenden aus." Aus eigenem vertrautem Umgang mit Gott und aus Erfahrungen desselben wurde er der herzliche Beter und der geistvolle Andachtslehrer, der er in allen seinen Erbauungsschriften ist. Auch den häuslichen Gottesdienst, den er stets

empfahl, übte er selbst täglich mit wärmster Andacht aus. Seine festen Ueberzeugungen von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu und die Gottesweisheit und Gotteskraft derselben, die er an der eigenen Seele erfahren, machten ihn zu einem Mann nach dem Sinne Gottes und nach dem Vorbild Jesu.

So kam ihm mit nichten, „eh' er es gedacht, in der Sünde Freuden seines Lebens letzte Nacht", so schnell dieselbe auch über ihn kam. Mehrere Jahre schon kränkelte er an Brustleiden. Da überfiel ihn plötzlich in der Nacht vom 10. auf den 11. August des Jahrs 1786 ein heftiger Bluthusten in seinem Garten, wo er den Tag zuvor in Gesellschaft einiger Freunde heiter verlebt hatte. Er dachte alsbald an seinen Tod und ließ sich deßhalb Münters Lied: „Der letzte meiner Tage ist mir vielleicht nicht fern" fleißig beten, nach dessen Vorlesung er einmal sagte: „Wohl dem, der seine Buße nicht bis aufs Krankenbett verschiebt! Ach! wie irren die Gedanken herum, wenn man im Fieber liegt." In dieser ganzen letzten Krankheit bewies er ein freudiges Vertrauen zu Gott, gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen, Christenmuth und Geistesstärke beim Gefühl des herannahenden Todes. Das frohe Bewußtseyn der Gnade Gottes gab er in seiner großen Schwachheit einem Freund dadurch zu erkennen, daß er auf sein Herz wies mit den Worten: „Hier ist es ganz ruhig." Seine Frau befahl er einer Freundin dringend und die Thränen floßen ihm dabei über die Wangen; dann fragte er sie: „Wie steht es um deinen Glauben? Ist dein Glaube auch stark?" und betete herzlich für sie, worauf er ihr zum Troste und beständigen Andenken die Worte des 73. Psalms: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand; du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an" empfahl. Als nun der letzte Augenblick nahte, sagte er noch mit leiser Stimme die letzten Worte: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß — ich sehe m e i n e n L o h n vor mir — dort glänzt meine Krone!" Hierauf wurde sein Gesicht sehr heiter, er legte sich hin, als wollte er schlummern und mit heiterer Miene starb er sanft den 26. August 1786 früh um zwei Uhr in einem Alter von 47 Jahren.

Sturm war ein fruchtbarer Erbauungsschriftsteller; besonders bekannt machte er sich durch seine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahrs. Halle 1768. 71. 74. 80. 85.", wovon im J. 1843 H. W. Boedecker, Pastor in Hannover, die dreizehnte Originalauflage mit Umarbeitungen besorgte, so wie durch seine „Be-

trachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahrs. Halle. 1. Thl. 1772. 2. Thl. 1776." (neu bearbeitet und vermehrt von einem katholischen Geistlichen zu Mainz 1838 in vier Bänden wieder aufgelegt.) Davon erschienen selbst französische, dänische und schwedische Uebersetzungen. „Große Schaaren" — sagt deßhalb Feddersen — „werden sich einst in der Ewigkeit um ihn sammeln und ihm zujauchzen: „„Heil sey dir! denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet, du!"" Obgleich er von den Vorzügen des Christenthums vor der Naturreligion innig überzeugt war und auf Erkenntniß Jesu Christi und Wachsthum in derselben drang, auch die Erlösung durch Christum und das Versöhnende in seinen Leiden mit aller Festigkeit glaubte und behauptete, so trieb er doch vorherrschend entweder die christliche Sittenlehre nach dem Tugendmuster Jesu, oder die Förderung der Erkenntniß und Verehrung Gottes durch die Natur. In diesem Sinne dichtete er selbst viele Lieder, nach dem Hardenberg'schen Liederverzeichniß nicht weniger als 410, worunter sich aber viele befinden, die andern Liedern nachgebildet oder aus mehreren entlehnten Gesängen zusammengesetzt sind. Auch veranstaltete er Sammlungen von Liedern über die Naturreligion, über die wichtigsten Gegenstände und Veränderungen in der Natur, über die Pflichten gegen Gott, uns selbst und unsere Nächsten, wie sie die Betrachtung der Natur lehrt. Hieher gehören: „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur. Halle 1774." mit 163 Liedern. — „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur. Hamb. 1781." — Seine bessern Lieder, in denen christliche Wahrheiten der Gegenstand seines Gesanges sind, finden sich in der Sammlung: „Lieder und Kirchengesänge. Hamb. 1780.", wo sich auch die früher erschienenen Lieder mit Veränderungen finden. (Zwei Sammlungen dieser Lieder mit 60 Melodien zum Singen beim Clavier gab C. Ph. E. Bach im J. 1780 und 1781 heraus; ebenso im J. 1781 A. Weber zu Magdeburg.) Die ersten Lieder, die er dichtete, erschienen in seinen „heiligen Betrachtungen eines Communikanten. Halle 1763." und in seinem Erbauungsblatt: „Der Christ am Sonntag. Thl. 1—4. Halle 1764—1767." Dann folgten, 46 an der Zahl, seine „Lieder für das Herz" vom J. 1767. Manche andere Lieder streute er in seine sonstigen Erbauungsschriften, z. B. in die „Unterhaltungen der Andacht über die Leidensgeschichte Jesu. Halle 1771.", und auch in Predigtentwürfe ein, von welchen acht Jahrgänge zu Hamburg 1779—1786

erschienen. Die letztern wurden dann nach seinem Tod gesammelt herausgegeben unter dem Titel: „Lieder auf die hohen Fest-, Passions- und Bußtage. Coburg 1795.“ Auch für Kinder, die er besonders lieb hatte, hat er gedichtet. So erschienen 1771: „Gebete und Lieder für Kinder. 3. Aufl. 1776.“ mit 35 Liedern, deßgleichen ein „Gesangbuch für Kinder von reiferem Alter. Halle 1777.“ mit 169 Liedern.

Zu seinen bekanntesten Liedern, deren das neue Hamburger Gesangbuch noch 28 hat, gehören:

„Der (Du) Herr ist (bist) meine Zuversicht“ (1764).
„Einst geh ich ohne Beben“ (1772).
„Fern vom Ziel, wornach ich ringe“ (1780).
„Herr! dir gelob ich neue Treue“ (1776).
„Heut öffnet sich die neue Bahn“ (1784).
„Ich weiß, an wen mein Glaub (Herz) sich hält“ (1763).
„Lobt den Höchsten, Jesus lebet!“
„Nicht eine (diese) Welt, die in ihr Nichts vergeht“ (1764) — W. G. Nr. 333.
„Sichrer Mensch, noch ist es Zeit“ (1779) — W. G. Nr. 285.
„Vom Grab, an dem wir wallen“ — vom J. 1779 — W. G. Nr. 108.
„Was sollt ich ängstlich klagen“ (1763).
„Zu dir erhebt sich mein Gemüthe.“

(Quellen: Christoph Chr. Sturms Leben und Charakter von Jakob Fr. Feddersen, Hof- und Domprediger zu Braunschweig. Hamb. 1786.)

Niemeyer, Dr., August Hermann, wurde geb. 1. Sept. 1754 zu Halle, wo sein Vater Archidiakonus an der Liebfrauenkirche war. Seine Mutter war eine Tochter J. A. Freylinghausen's und Enkelin A. H. Franke's, dessen Urenkel er also war. Er besuchte das Pädagogium zu Glaucha vor Halle und studierte dann von 1771 an zu Halle Theologie, wobei er sich hauptsächlich an Semler und Nösselt anschloß und bereits im J. 1775 sein erstes Lied veröffentlichte in der kleinen Schrift: „An die Jugend bei ihrer Confirmation. Aus dem Englischen.“ Nachdem er vom J. 1777 als Privatdocent über römische und griechische Classiker gelesen hatte, wurde er außerordentlicher und 1784 ordentlicher Professor der Theologie und Aufseher des Pädagogiums zu Halle. Ein Jahr darauf übernahm er das Direktorium des Waisenhauses, welches damals im größten Verfall war, denn der Geist des glaubigen Stifters war aus demselben gewichen. Im J. 1792 wurde er Consistorialrath, bald auch Doktor der Theologie, 1804 Oberconsistorialrath und Mitglied des Berliner Oberschulcollegiums. Als im J. 1807 die Franzosen Halle in Besitz nahmen, wurde er wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen als ein Verdächtiger plötzlich aus seiner Wohnung geholt und nach Frankreich

als Geißel deportirt. Da gelang es ihm jedoch, bei Napoleon die Wiederherstellung der Universität Halle zu bewirken, und als nun das neue Königreich Westphalen errichtet wurde, erhielt er im J. 1808 die Kanzlerwürde auf der diesem Königreich zugetheilten Universität Halle. Von 1799 an hatte er nach J. L. Schulze's Tod den Franke'schen Stiftungen, deren Direktor er mit Dr. Knapp war, zu neuer Blüthe verholfen. Seiner Umsicht und seinen Bemühungen allein verdankten sie während jener ganzen bewegten Zeit ihre Erhaltung. Der Urenkel war berufen, des Urgroßvaters Werk vor dem Untergang zu retten. Er ist durch seine theologischen und pädagogischen Schriften sehr berühmt, denn er ist der Verfasser der „Charakteristik der Bibel. 5 Thle. 1775—1782.", wodurch er viel Anklang fand und die begeistertsten Urtheile hervorrief, und der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 2 Thle. 1776." Weniger Bedeutung hat er als Dichter; Klopstock ist hier sein Urbild und er eigentlich bloß dessen Nachahmer, besonders in der Odenform; der höhere dichterische Schwung und Geist fehlt ihm aber gänzlich; dagegen kann ihm eine gewisse wohlthuende schlichte Herzlichkeit in seinen Poesien nicht abgesprochen werden. Am 18. April 1827 feierte er, geehrt von allen Seiten, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Das Haus des edlen Mannes, der mit milder Frömmigkeit eine edle Humanität zu vereinigen wußte, war lange der Vereinigungspunkt aller Fremden, die nach Halle kamen, gewesen. Fünf Vierteljahre nach jener schönen Feier starb er an einem Schlag am 7. Juli 1828.

Er ließ zuerst im J. 1778 Gedichte erscheinen, bestehend in drei religiösen Dramen: Abraham auf Moria, Lazarus und Thirza, und 36 Oden in Klopstocks Manier. Dann hat er auch mehr als 100 geistliche Lieder gedichtet. 20 derselben stehen in seinem „Timotheus zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen. 1783. 2. Aufl. 1789—90.", und 64 derselben in seinem „Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 5. Aufl. 1803." Die erste vom J. 1785 enthielt nur 50. Auch gab er ein kleines Gesangbuch von 67 Liedern für den akademischen Gottesdienst heraus unter dem Titel: „Auswahl einiger vorzüglicher neueren geistl. Lieder zum Privatgebrauch. Halle 1782." Endlich erschienen von ihm noch: „Religiöse Gedichte. Halle 1814.", wovon die zweite Auflage in Halle und Berlin 1818 herauskam unter dem veränderten Titel: „Geistl. Lieder und Oratorien."

Die verbreitetsten Lieder, von welchen z. B. das Dresdener und neue Hamburger Gesangbuch je 15 haben, sind:

„Auf, erwachet meine Lieder" — vom J. 1782 — oder:
„O was wären meine Freuden" — W. G. Nr. 434.
„Ehre sey Gott in der Höhe" (1785).
„Ein herrlich Loos" (1814).
„Hallelujah, Preis und Ehre" (1814).
„Ich weiß, an wen ich glaube" — vom J. 1814 — W. G. Nr. 621.
„Mein banges Herz, sey stille" (1790).
„Nein, ich will nicht sorgen" — vom J. 1814.
„O daß von meinen Lebenstagen" — vom J. 1782.
„O zeuch mich, Heiliger, zu dir."
„Viel zu gering bin ich" — vom J. 1785.
„Voll Inbrunst, Dank und Freude."
„Von allen Himmeln tönt dir, Herr."
(Quellen: A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken herausgegeben von A. Jacobs und J. G. Gruber. Halle 1831.)

Hier schließen sich nun noch drei Würtemberger an:

Schubart, Christian Friedrich Daniel, wurde geb. 26. Merz 1739 zu Obersontheim in der jetzt zu Würtemberg gehörenden Grafschaft Limpurg. Sein Vater, Johann Jakob, war dort Cantor, Präzeptor und Pfarrvikar, kam aber von da schon im folgenden Jahr als Präzeptor und Musikdirektor in die damalige Reichsstadt, jetzt würtembergische Oberamtsstadt Aalen, in welcher er später, im J. 1744, Diakonus wurde. Schon im Knabenalter faßte der junge Schubart eine große Vorliebe zu Klopstocks Gedichten und lernte den Messias fast auswendig. Als Mann trug er durch seine öffentlichen Deklamationen des Messias viel zur Verherrlichung dieses Werkes bei; er wurde hierinn ein Meister, wie keiner vor und nach ihm. Im J. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum nach Nördlingen, das damals unter Thilo stand. Er beklagt es selbst, daß auf dieser Schule die Religion so kalt behandelt wurde, daß es ihn und seine Mitschüler dabei stets gefröstelt und gelangweilt habe. Die Seele des Christenthums, seine herzbessernde Kraft, blieb ihm unbekannt. So lebte er damals, durch seine Fertigkeit im Clavierspiel und durch seine fröhliche Laune beliebt, zaumlos als ein lustiger, sinnlicher, gedankenloser Jüngling dahin, ohne viel an Gott und Ewigkeit zu denken. Im J. 1756 schickte ihn sein Vater nach Nürnberg, wo er sich ganz der Musik widmete und schon manche Gedichte verfaßte, die bald überall bekannt wurden. Im J. 1758 jedoch bezog er die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Der trockene Ton aber, in dem man hier diese heilige Wissenschaft lehrte, schreckte ihn ab und er stürzte sich nun ganz in das wüste, wilde Studentenleben, das damals in den ersten Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Erlangen zu Hause war.

Von Leidenschaften gepeitscht, brauste er da sinnlos einher und häufte Schulden auf Schulden, weßwegen er vier Wochen ins Schuldgefängniß kam und von seinen Eltern, die solchen Aufwand nicht erschwingen konnten, zurückgerufen wurde. Von da an litt auch seine Gesundheit, die er durch Ausschweifungen zerrüttet hatte. In Aalen angekommen, predigte er eine Zeit lang bald für seinen Vater, bald für benachbarte Geistliche, z. B. in Lauterburg, Bartholomä rc., oder auf Reisen, wie z. B. in Obersontheim, Eßlingen rc. Er ward dadurch wieder ins Gebet getrieben und auf die h. Schrift gewiesen; er fühlte sich von frommer Andacht ergriffen, so daß ihm nur ein Führer fehlte, der ihn zum Herrn gebracht hätte. Allein die Welt verstrickte ihn gar bald wieder in ihre Netze. „Ein Weiler auf Erden," sagt er selbst, „war mir lieber, als die fernleuchtende Stadt Gottes."

Im J. 1764 bekam er das Präzeptorat zu Geißlingen, wo er sich mit Helene, der Tochter des dortigen Oberzollers Bühler, verheirathete und längere Zeit seinem mühseligen Beruf mit Umsicht und Fleiß vorstand. Er gab, weil er an den Gräbern Reden zu halten hatte, im J. 1767 „Todesgesänge" heraus, die allgemeinen Beifall fanden. Allein nach einiger Zeit wurde er mißvergnügt mit seinem Schicksal, fieng an zu zweifeln an den allerhöchsten Wahrheiten des Christenglaubens und zu spotten über geistliche und weltliche Ordnung. Zuletzt wurde er ein Lüstling, der die eheliche Treue nicht bewahrte. Er gesteht es selbst: „Marder und Geier, Feldteufel und Kobolde liefen in mir, wie nach Jesaj. 34, 14. unter Babels Ruinen, unter einander." Ein Besuch in Ludwigsburg, wo man gerade eine neue Oper aufführte, entzündete in ihm eine heftige Begierde, einen Ort aufzusuchen, wo mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite zum Austoben war, weßhalb er sich um die vakante Stelle eines Organisten und Musikdirektors in Ludwigsburg bemühte, die er auch erhielt. Obgleich ihn Gott durch einen bedeutungsvollen Traum von seinem Vorhaben zurückschrecken wollte (es träumte ihm nämlich, eine starke Hand zerre ihn aus einer von Scheusalen umheulten Wildniß voll Nacht und Finsterniß heraus, auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war, wo er durch die Asche in einen Thurm watete, vor dem ein ganzes Heer von Männern in schwarzen Kutten ihn hohnneckend bewillkommte), obgleich ihn sein treues, liebevolles Weib mit aufgehobenen Händen bat: „O Mann! ich bitte dich, werd ein Christ und bleibe hier": so verließ er doch Weib und Kind und zog im Herbst

1768 nach Ludwigsburg. Diese folgten ihm zwar bald nach, er aber stürzte sich dennoch in den Strudel der wildesten Fleischeslust; der tägliche Umgang mit Musikern, italienischen Sängern und Sängerinnen goß beständig Oel in das wild lodernde Feuer der Lust; er ward ein frecher Religionsspötter und Sittenverächter, fröhnte der Wollust und stürzte von Schande in Schande, so daß ihn Spezial Zilling excommunicirte und er endlich, nachdem er wegen eines verdächtigen Umgangs mit einem Mädchen ins Gefängniß geworfen worden war, um eines Spottgedichts willen, das er auf die Kirchenlitanei und auf einen bedeutenden Hofmann gefertigt hatte, aus Ludwigsburg ausgewiesen wurde.

Im Elend und im größten Jammer ließ er Weib und Kind zurück und trieb sich nun als ein Brausekopf, unstät, ohne festes Brod, von der Kunst und Schöngeisterei sich nährend, an verschiedenen Orten herum, zuerst in Heilbronn, dann in Mannheim, hierauf in München, wo er im Oktober 1773 ankam und schon halb im Begriffe war, katholisch zu werden. Doch sträubte sich dagegen sein besseres Gefühl, das nie ganz in ihm verstummte. Weil er aber in München durch einen Brief, der ihm zur Last legte, er glaube an keinen heiligen Geist, verdächtigt worden war, zog er nach Augsburg und fing hier an, „die deutsche Chronik" herauszugeben, in der er freimüthig den Jesuitenorden und besonders auch den katholischen Pfarrer Gaßner, der sich als Wunderdoktor geberdete und zur Verherrlichung des Jesuitenordens zu Ellwangen und Regensburg Teufel austrieb († 1779), angriff. Dadurch lud er großen Haß auf sich, so daß er gefangen gesetzt und zur Stadt hinausgeschafft wurde. Auf dieß zog er nach Ulm, wo er seine deutsche Chronik, die in Deutschland immer mehr Beifall fand, fortsetzte und sich dadurch einen ordentlichen Verdienst erwarb. Er rief nun seine Frau und Kinder, die er zwei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, von Geißlingen zu sich, kehrte zur Ordnung und einem häuslichen, zufriedenen Leben zurück und wandte sich auch wieder der Religion zu. So gute Freunde er hier hatte, so drohte ihm doch von dem Hasse der katholischen Priesterparthei allerlei Lebensgefahr und endlich wurde er in einer mit dem Herzog Carl von Würtemberg, den er durch einige Gedichte beleidigt hatte, verabredeten Schlinge gefangen. Durch den Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren nämlich wurde er am 22. Jan. 1777 unter einem listigen Vorwand nach Blaubeuren gelockt, wo er verhaftet und auf die würtembergische Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg abgeführt wurde. Hier wurde er

377 Tage lang in einem düstern Felsenloch, in das kein Lichtstrahl fiel, gefangen gehalten. Nun war sein grausenvoller Geißlinger Traum in schreckliche Erfüllung gegangen.

Die ganze Zeit seiner Gefangenschaft, die später milder wurde, während der er aber nie von einem Richter verhört worden ist, währte zehn Jahre lang von 1777—1787. Anfangs war er der Verzweiflung und dem Selbstmord nahe, zumal als seine Sünden, die ihm als Greuel vor die Seele traten, wie Höllenflammen über ihm zusammenschlugen; allein die Gnade Gottes erfaßte sein Herz und er lernte zu dem Herrn aus der Tiefe rufen: „Hilf mir, Gott, deine Pfeile stecken in mir, ich versinke in tiefen Wassern, da kein Grund ist"; der Gedanke: „Gott ist die Liebe", so wie das Gleichniß vom verlorenen Sohn, das er einmal in der Bibel aufschlug, richteten ihn jedoch wieder auf.* Heilsame Anleitung zur Bekehrung und zum Ergreifen der Gnade Gottes gab ihm der damalige Festungskommandant Philipp Friedrich Rieger, welcher ein ähnliches Gefängniß auf Hohentwiel durchgemacht und sich dort bekehrt hatte (s. Bd. II. S. 291), durch seinen Zuspruch und durch Mittheilung gottseliger Schriften von Arndt, Bengel und Hollaz. Des letztern Gnadenordnung reichte ihm das Recept: „Fühlst du deine Krankheit, so geh zu Christo und laß dir helfen." Die durch Gottes Licht bei ihm aufgeschlossene Erkenntniß seiner Sünden trieb ihn immer tiefer in das Wort Gottes hinein, er dichtete jetzt viele geistliche Lieder ohne Feder, Dinte und Bleistift, bloß im Gedächtniß, und bekam einen solchen Ernst in der Heiligung und im Kampf wider die angewohnte Sündenlust, daß er stets zitternd vor dem Wort Gottes 2 Petr. 2, 20. zu Gott betete: „O Gott! umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gieb sie mir erst alsdann, wenn ich sie nicht mehr mißbrauche!" Zu seiner geistlichen Heilung wirkte aber besonders auch der fromme Pfarrer Hahn von Kornwestheim (s. Bd. II. S. 137) mit, den er zuerst aus seinen Schriften, die ihm Kommandant Rieger brachte, kennen lernte und der ihn dann auch manchmal besuchen durfte und ihm eine „Diät für seine Seele" schriftlich aufsetzte, wie er in seiner Gefangenschaft seine Zeit am besten anwenden könne. Er lernte seinen Feinden verzeihen und für sie um Vergebung bitten; die oft wundervollen Gebetserhörungen, die er erfahren durfte,

---

* Weiteres aus der Zeit seiner Gefangenschaft s. II. Nr. 648.

stärkten ihn täglich mehr im Glauben, so daß er Gott für seine Leiden preisen konnte und selbst im Kerker so freudig wurde, daß er all seinen Willen dem durch Weisheit und Liebe gelenkten Willen seines Vaters im Himmel in Allem unterwerfen lernte. Wornach seine Seele verlangte, zeigt sein schönes, in dieser Gefangenschaft gedichtetes Gebetslied: „Urquell aller Seligkeiten." All das erzählt er selbst in seinem Lebenslauf, den er, da ihm das Schreiben aufs Strengste untersagt war, einem Mitgefangenen, v. Scheidlin, der mehr Freiheit hatte, theils durch eine dicke Wand, theils durch eine Ritze unter dem Ofen im Gefängniß in die Feder diktirte. Als Rieger, der ihn bei aller Fürsorge für seine Seele hart und wunderlich hielt, gestorben war, wurde General v. Hügel, ein humaner und aufgeklärter Mann, Festungskommandant. Nun bekam es Schubart besser, er durfte Unterricht in der Musik geben und auch seine Frau durfte ihn mit den Kindern im neunten Jahr der Gefangenschaft endlich besuchen. Am 11. Mai 1787 begab sich Herzog Carl selbst auf die Festung und kündigte ihm seine Freiheit an, die er durch die Verwendung des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen erhielt.

Mit der neugeschenkten Freiheit gewann er aber auch die Welt wieder lieb, wie Demas, und hielt nicht Stand im Werke der Bekehrung. Der Herzog stellte ihn zur Entschädigung, daß er ihn ohne Urthel und Recht so lange hatte im Gefängniß schmachten lassen, als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart an. Hier schrieb er auch wieder, wiewohl vorsichtiger und nicht mehr mit dem alten Schwung und Feuer, seine deutsche Chronik. Seiner Gesundheit schadete er aber durch zu vielen Genuß geistiger Getränke, und so durfte er nur vier Jahre noch die neugeschenkte Freiheit genießen und starb 10. Okt. 1791 an einem Schleimfieber, das damals in Stuttgart herrschte.

Außer den bereits genannten „Todesgesängen. Ulm 1767.", welche im J. 1770 mit dem veränderten Titel: „Der Christ am Rande des Grabes" wieder aufgelegt wurden, erschienen von ihm: „Chr. D. F. Schubarts Gedichte aus dem Kerker. Zürich 1785." — eine ohne sein Wissen veranstaltete Sammlung, deren erster Abschnitt die geistlichen Gedichte enthält. Ferner: „Schubarts sämmtliche Gedichte. Von ihm selbst herausgegeben. 2 Bde. Frankf. 1787.", wovon durch seinen Sohn Ludwig, Legationsrath, 1802 und 1803 eine neue vermehrte und verbesserte Auflage in drei Bänden und 1839 die neueste Auflage zu Stuttgart in acht Bändchen veranstaltet wurde. Bei der von Schubart selbst besorgten

Ausgabe enthält der erste Band die geistlichen Gedichte, 104 an der Zahl. Es herrscht ein feuriger Schwung in seinen Liedern, nur sind sie oft allzu sentimental-pathetisch. J. P. Lange sagt von Schubart: „In ihm offen-„bart sich der Schwung einer feurigen und ergriffenen Seele, er hat eine „ansehnliche Eigenthümlichkeit, erinnert aber doch an die Klopstock'sche „Ausdrucksweise." Von seinen Liedern sind zu nennen:

„Alles ist Euer! o Worte des ewigen Lebens."
„Da stehen wir, die Deinen."
„Der Trennung Last liegt schwer auf mir" — W. G. Nr. 648.
„Fall auf die Gemeinde nieder" — W. G. Nr. 161.
„Gottesruhe, Sabbathstille."
„Urquell aller Seligkeiten" — W. G. Nr. 21.

(Quellen: Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttg. 1. Thl. 1791. 2. Thl. — von seinem Sohn herausgegeben — 1792. — Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen 1798. — Auch dieses Leben hat Dr. Dav. Fr. Strauß zu seinen Angriffen gegen die Kirche benützt in dem Buch: „Schubarts Leben in seinen Briefen; gesammelt, bearbeitet und herausgegeben 2c. Berlin 1849. 2 Bde.")

Stäudlin, Dr., Gotthold Friedrich, geboren zu Stuttgart am 15. Okt. 1758, Sohn des Regierungsraths Stäudlin daselbst, eines strengen, rechtschaffenen und frommen Mannes, und Bruder des berühmten Carl Friedrich Stäudlin, Doktors der Theologie zu Göttingen. Schon im neunzehnten Jahre machte er sich durch dichterische Arbeiten sehr bekannt und erregte allgemeine Theilnahme. Er studierte von 1776—1780 die Rechtswissenschaft zu Tübingen, wo er sich mit allem Feuer einer arglosen, unverdorbenen Jugend unwürdigen Freunden hingab. Nach vollendeten Studien ließ er sich als Ehegerichtsadvokat in Stuttgart nieder. Er besaß das ehrlichste Herz und war von Natur ein edler, guter Mensch, voll Feuer und Lebendigkeit. Er mißtraute jedoch in seiner Herzensgüte den Menschen zu wenig und stieß mit seinem Witze oft vielfach an; „ihm war die Kunst versagt, sich künstlich zu betragen." Deßhalb fand er auch lange keine Anstellung im Staatsdienst; alle Hoffnung, eine solche zu erhalten, vereitelte er vollends durch die begeisterten Freiheitsträume, mit denen er sich über die französische Revolution aussprach. So lebte er denn auch stets unter ziemlich drückendem Mangel, unter welchem er bis zur Schwermuth niedergeschlagen war. Tief beugte ihn auch der Tod zweier von ihm herzlich geliebter, hoffnungsvoller Geschwister, die in der schönsten Jugendzeit dahinstarben; — es war ein neunzehnjähriger Bruder, Dichter wie er, und eine jungfräuliche Schwester. Ihnen gilt wohl sein auch in Kirchengesangbücher übergegangenes Klag- und Trostlied:

„Wenn der Stifter der Geschlechter" — W. G. Nr. 623 — das sich in seinen „Gedichten. 2 Bde. Stuttgart bei Mäntler. 1788. 1791." findet. Unter der Leitung des Consistorialraths Dr. Griesinger hat er als Dichter das neue Würtembergische Gesangbuch vom J. 1791 bearbeitet, die damals beliebten Aenderungen an ältern Liedern vorgenommen und die Sammlung neuerer Lieder besorgt, auch selbst einigen Beitrag dazu geliefert. Nach dem Tod Schubarts, den er sich als Dichter zum Meister erwählt hatte, übernahm er auch im J. 1791 die Fortführung der „deutschen Chronik", bis sie durch Reichhofrathsbeschluß vom J. 1793 verboten wurde. Bald darnach, am 17. Sept. 1795, fand er, erst 37 Jahre alt, im Rhein bei Straßburg seinen Tod.

(Quellen: Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Daniel Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin, herausgegeben von einem Freunde der Familie. Stuttgart bei Sonnewald. 1827. Das erste Bändchen enthält Gotthold Friedrichs lyrische, das zweite seine vermischten Gedichte.)

Huber, M., Johann Ludwig, geb. 4. Merz 1723 zu Großheppach im Remsthal, einem Dorfe zwischen Schorndorf und Waiblingen. Dort war sein Vater viele Jahre lang Pfarrer und Vater der Gemeinde, seine Mutter war eine Schwester des Oberhofpredigers Dr. Eberhard Ludwig Fischer (s. Bd. II. S. 204). Nachdem ihn sein Vater bis zum vierzehnten Jahr selbst unterrichtet hatte und er in der ländlichen Natur kräftig und gesund herangewachsen war, kam er im J. 1737, zum geistlichen Stande bestimmt, in die Klosterschule nach Denkendorf, wo er Bengel als Lehrer traf, für dessen „beständige Ermahnungen zur Tugend" er noch im Alter sehr dankbar war. Nach anderthalb Jahren kam er in das Maulbronner Kloster und zwei Jahre darauf ins theologische Stift nach Tübingen. Weil er aber hier einem Professorssohn zu lieb ungerecht locirt worden war, trat er nach seines Vaters Tod aus dem Stift aus und studierte auf den Rath seines Oheims, Fischer, die Rechtswissenschaft. Seine Mutter verheirathete sich sofort mit dem Spezial Fronmüller in Marbach, nachmaligen Prälaten. Auf der Universität schon widmete er sich der Dichtkunst, wozu ihn besonders die herrlichen Gesänge Klopstocks, Gleims, Bodmers, Wielands ꝛc. reizten. Bis in sein vierundzwanzigstes Jahr hatte er schon eine große Menge von Gedichten der alten und neuen Dichter übersetzt und nachgeahmt und viele selbst verfertigt, die er dann im J. 1751 als erste Versuche unter dem Titel: „Oden, Lieder und Erzählungen" drucken ließ. Bodmer und Zachariä

beurtheilten sie aufs Freundlichste. Nachdem er so auf der Universität als ein heiterer Jüngling unter edlen Freunden, zu welchen besonders der Geheimerath v. Gemmingen und der Regierungsrath Bilfinger gehörten, glückliche Jahre verlebt hatte, wurde er Advokat des Hofgerichts in Stuttgart und verheirathete sich mit der Tochter des Regierungsraths Weinmann, durch den er im J. 1750 Oberamtmann in Nagold wurde. Nach sechs Jahren erhielt er die Oberamtei Bebenhausen und nach fernern sechs Jahren, 1762, die zu Tübingen mit dem Rang und Titel eines Regierungsraths.

Er bewährte sich auf allen diesen Stellen als ein redlicher und gerader Mann, als ein herzvoller Patriot und Gegner aller Ungerechtigkeit, Willkühr und Gewalt. Er hielt redlich fest an dem, was Herzog Christoph über den Beruf eines Oberamtmanns ausgesprochen hatte, daß er nämlich den ihm untergebenen Gemeinden an ihren Gerechtsamen, Verträgen, guten Gewohnheiten, Gütern und Einkommen eben so wenig abgehen und entziehen lassen dürfe, als seinem Fürsten. Bald sollte er nun auch Gelegenheit bekommen, diesen redlichen Rechtssinn auf eine glänzende Weise zu erproben. Bei der damaligen Willkührherrschaft des Herzogs Carl von Würtemberg, unter der die Beamten Knechte der Fürstengewalt waren und bloß zum blinden Gehorchen angehalten wurden, sollte mit ihrer Hülfe auf geheime und willkührliche, despotische Weise, ohne Zustimmung der Landstände, eine allgemeine Steuerveränderung im ganzen Lande durchgeführt werden, wobei es auf nichts Geringeres, als auf die Erhöhung des Militärbeitrags des Landes, wenigstens um die Hälfte, bis auf 800,000 fl., angesehen war, während zuvor schon das Land durch unerhörte Lasten beinahe erdrückt war. Der Herzog ließ im J. 1764 zwölf Beamte nach Balingen rufen, unter diesen auch Huber, um ihnen bei seiner Ungnade die Vollziehung seines Steuerplanes anzukünden. Während ein Beamter so kriechend war, daß er seine fromme Freude über die neue Steueranstalt mit dem biblischen Spruch ausdrückte: „das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen" (Psalm 118, 24.), wofür er dann zum Geheimerath gemacht wurde, war Huber freimüthig genug, die entschiedensten Vorstellungen dagegen zu machen; dadurch lud er sich aber auch den ganzen Haß des Herzogs und seines Ministers Montmartin auf. Als er nun auf der Amtsversammlung zu Tübingen den neuen Steuerplan zur Aufnahme vorlegen mußte, verschwieg er den versammelten Stadt- und Amtsvorstehern nicht, daß ihre Verweigerung ihn sein Amt kosten würde, bat sie aber aufs Inständigste,

auf sein Glück oder Unglück nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. So ward die Verweigerung ausgesprochen; als aber die Tübinger Abgeordneten dieß dem Herzog erklärten und sich auf die Rechte des Vaterlands beriefen, fertigte sie derselbe mit der höhnischen Rede ab: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" Allein der Ungehorsam und die Verweigerung von Stadt und Amt Tübingen war sehr ansteckend; ihrem Beispiele folgten Sulz, Stuttgart, Calw und andere Städte, und bald verbreitete sich der Widerstand durchs ganze Land, so daß der Herzog den Plan aufgeben mußte. Ja sogar gegen die alte Steuer wehrte man sich jetzt und sie mußte durch militärische Execution eingezogen werden. Eine solche Execution, bestehend in zwei Regimentern Fußvolk und einer Abtheilung Grenadiere zu Pferd, unter dem Commando des Generals Schönfeld, kam auch nach Tübingen, obgleich Huber zuvor eine Vorstellung voll dreister Demuth an den Herzog eingereicht hatte, worinn er die Unvermöglichkeit seiner Untergebenen behauptet, um Schonung gebeten und den Fürsten um Gottes und seiner eigenen Ehre willen beschworen hatte, sich durch schlimme und gewaltthätige Rathgeber nicht zum Zorn über unschuldige Unterthanen reizen zu lassen, welche bis auf diese Stunde niemals ihren Pflichten untreu geworden, sondern bis zum Mangel an Kräften, ja bis zur Unmöglichkeit hin, beigesteuert hätten. Dadurch aber lud er gerade des Herzogs höchste Ungnade auf sich. Bewaffnete besetzten sein Haus, und er ward, obgleich kaum von einem hitzigen Fieber genesen, verhaftet, was er sich mit den Worten gefallen ließ: „Ich erkenne die Gewalt. Ich traue auf meine Unschuld. Gott wird Alles finden." Nun wurde er mit drei andern Tübinger Bürgern, dem Bürgermeister Steeb, Kaufmann Lenz und Wundarzt Rupf, auf die Festung Hohenasperg abgeführt, 20 Grenadiere vor und 20 hinter dem Wagen. Die Bürger, die zu den Fenstern heraussehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht.

Auf Hohenasperg nun, wo er sechs Monate lang in engem Verwahrsam gehalten wurde, schrieb er mit einem Bleistift, das er ins Gefängniß gerettet hatte, an die Wände allerlei Gedichte, unter andern ein Morgenlied, worinn es heißt:

„Gott! wenn mein Herz an deine Güte denkt,
Bin ich ein freier Mann,
Da ist kein Mißgeschick mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tyrann!"

Drei Soldaten, von Tübingen gebürtig, schlichen sich einst des Nachts unter sein Gitterfenster und trugen ihm an, sie wollen ihn

befreien; er aber dankte ihnen und blieb, ruhig harrend, wie der Herr seine Sache hinausführen werde. Die Tübinger Bürger sandten Abgeordnete zum Herzog, um seine Freiheit zu bitten; sie wurden aber mit dem Zuchthaus bedroht; nun drang der versammelte Landtag vor allen Dingen auf die Loslassung der Staatsgefangenen, unter welchen auch der Landschaftsconsulent J. J. v. Moser war (s. Bd. II. S. 274), der schon seit fünf Jahren in Hohentwiel saß. Endlich wurde nun am 25. Sept. 1764 zuerst Moser und am Christfest desselben Jahrs, auf die Verwendung des kaiserlichen Gesandten v. Wiedmann zu Stuttgart, auch Huber freigelassen. Er wurde in Tübingen unter den größten Freuden und Ehrenbezeugungen empfangen; es war die Freude des Wiedersehens eines für todtgeachteten Freundes. Zuvor schon hatte die juridische Fakultät ihm zur ehrenden Anerkennung seines Freimuths für die Rechte des Landes das Diplom als Doktor der Rechte ausgefertigt.

Kaum waren zwei Monate vorüber, daß Huber dieses Unglück überstanden hatte, so starb ihm eine seiner zwei erwachsenen Töchtern, ein edles sechzehnjähriges Mädchen am Faulfieber, wodurch er tief erschüttert ward. Doch trug er auch dieses Mißgeschick, wie das, daß ihm einige Jahre später die andere Tochter auch vollends starb, mit christlicher Fassung. Er schreibt einmal: „Ich habe gegen allerlei Unfälle dieses Menschenlebens, die mich betroffen haben, vielerlei schmerzstillende Arzneien versucht, aber keine habe ich wirksam gefunden, als das einfachste Hausmittel des gemeinen Manns. Wenn das Unglück kommt, so hält er keine Thränen zurück, die die Natur von ihm fordert; aber bald geht er wieder an seine Berufsarbeit, arbeitet seinen Kummer hinweg und in einiger Zeit singt er wieder in seiner Werkstätte oder auf dem Felde sein tröstend Lied: „„Was Gott thut, das ist wohlgethan!"" Da saß Huber nun in Tübingen ohne Anstellung und ohne Vermögen. Bald aber bekam er Arbeit, die er suchte; die Magistrate seiner vormaligen Oberämter sandten ihm ihre Prozeßakten zu, was ihn jedoch noch nicht ganz vor Mangel sicherte. Da setzte ihm der Freiherr v. Schütz zu Pflummern eine Pension von 200 fl. aus, und bald verwilligten ihm auch die Landstände seines Vaterlandes eine jährliche Pension von 600 fl. Das Vaterland zeigte sich dankbar für den Muth, mit dem er sich für sein Recht aufgeopfert, durch die rührendsten Beweise der Theilnahme und Achtung. So lebte er nun viele Jahre glücklich und von allen seinen Mitbürgern geliebt und hochgeehrt zu Tübingen im Privatstand. Er erlebte die Freude, daß durch

den von ihm begonnenen Widerstand des Landes der Herzog genöthigt war, am 26. Febr. 1770 den sogenannten „Erbvergleich" einzugehen, wodurch die alten Landesverträge wieder anerkannt wurden. Auch schlug ihn der Geheimerath wieder zu der erledigten Stelle eines Oberamtmanns zu Tübingen vor mit der Empfehlung, daß der Herzog seine Großmuth auf keine ausgezeichnetere Weise an den Tag legen könnte. Allein der Herzog wollte nicht und Huber suchte das auch nicht; er wollte nicht um Fürstengunst buhlen; er lebte lieber als freier unabhängiger Mann, weßhalb er auch nachher noch mehrere sehr ehrenvolle Stellen ausschlug, für die ihm seine Freunde im Ausland gesorgt hatten; er hatte eine entschiedene Abneigung vor sogenannten Ehrenstellen und Fürstendiensten, durfte es aber auch am Ende seines Lebens bezeugen: „Die Alles lenkende Vorsehung hat mir ein Jahr voll Mühseligkeit mit zwanzig heitern Jahren vergütet; sie gab mir anstatt der Aemter oder Herrendienste „Freiheit des Lebens, selbstgewählte Geschäfte, genugsames Einkommen, „häusliche Glückseligkeit, Freunde zum vertrauten und gelehrten Umgang, ein eigenes Haus und Garten, und das größte zeitlicher Güter, „Gesundheit."

Im J. 1788 zog er zu seinem alten bewährten Freund, dem Geheimerath v. Gemmingen, auf dessen dringendes Bitten nach Stuttgart. Doch nach zwei Jahren schon starb Gemmingen, dem es der Herzog sehr übel deutete, daß er mit seinem Feind so vertrauten Umgang pflege. Als aber im J. 1793 der Herzog zum Sterben kam, sah er sein Unrecht gegen Huber ein, und ließ ihm sagen, daß er vollkommen mit ihm ausgesöhnt sey; ja, die Herzogin Franzisca ließ ihn sogar in den letzten acht Tagen, die der Herzog noch lebte, nach Hohenheim kommen, daß er, wenn der Herzog sterben sollte, ihrer Angelegenheiten sich annehme. Mit schönem Edelsinn rief er dem dahingeschiedenen Herzog, der ihm so weh gethan, nach: „Ruhe du nun im Frieden; auch ich weihe dir hier meine aufrichtigen Thränen; denn du hast mich viele Weisheit des Lebens, Liebe des Vaterlands und Standhaftigkeit im Unglück gelehrt!" Auch unter den folgenden drei Regierungen, die er noch erlebte, nahm er, obwohl im Greisenalter stehend, immer noch lebhaften Antheil an dem Wohl und Wehe seines Vaterlandes und erhob auch manchmal noch freimüthig als ein herzvoller Patriot seine Stimme. Am 30. Sept. 1800 rettete ihn endlich, wie er die Hoffnung aussprach, der Tod in den sichern Hafen, wo ihn kein Sturm mehr erreichen kann. Er hatte zuvor sich

folgende Grabschrift geschrieben: „Guter, Würtembergischer Mann! wenn „du vorübergehest bei diesem kleinen Grabmal, so wisse: Hier ruhen die „Gebeine eines deiner treuen Mitbürger. Unter mancherlei Gefahren hat „er sein Vaterland geliebt; gönne ihm jetzt des Grabes Ruhe und das „Glück des ewigen Vaterlands!"

Er verfaßte eilf, übrigens meist im Odenton gehaltene geistliche Lieder, die sich in seinen zu Tübingen 1787 erschienenen „Versuchen in Reden mit Gott" befinden, wovon die erste Auflage schon im J. 1775 zu Reutlingen unter dem Titel: „Versuche mit Gott zu reden" erschienen war. Das W. G. von 1791 hatte fünf derselben aufgenommen.* Er dichtete sie während seines Privatstands in Tübingen nach der Gefangenschaft. Wir lassen ihn hierüber auf eine, seinen Standpunkt genügend bezeichnende Weise selbst reden: „Sie wurden von vielen vortrefflichen „Menschen mit dem ausgezeichnetsten Beifalle beehrt. Nur einige alte „Betbrüder meines Vaterlandes und ihre Schwestern hatten keinen Glau„ben daran, weil sie von einem ungeistlichen Manne herrührten und weil „sie, wie sie sagten, von Menschen jeder Religion gebetet „werden könnten. — Doch unser besser denkender und Wahrheit „liebender Consistorialrath Griesinger hat meiner redlichen Absicht, etwas „zu Ausbreitung einer vernünftigen Verehrung Gottes beizutragen, „Gerechtigkeit widerfahren lassen und verschiedene von jenen Versuchen in „die neue Sammlung unserer allgemeinen Kirchengesänge aufgenommen." Bis heute noch hat sich im Gebrauch erhalten sein Erntelied:

„Die Ernt' ist da! es winkt der Halm" — W. G. Nr. 541.

(Quellen: Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muße auf der Festung, ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlands von Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart bei J. Fr. Steinkopf. 1798.)

Es konnte nicht ausbleiben. Auch

die reformirte Kirche

wurde in die Bewegungen der modernisirenden Kirchengesangbuchsreform hineingezogen, welche wir bereits am Schluß der vorigen Periode in der Schweiz durch J. J. Spreng zu Basel und Casp. Zollikofer zu St. Gallen angebahnt sahen (s. Bd. II. S. 434 f.). Den entscheidenden Anfang machte:

---

* Die Nummern: 582, 591, 599, 606, 610.

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen in der Schweiz, wo sein Vater, David Anton, Rechtsgelehrter war. Er legte theils auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, theils in Frankfurt und Bremen den Grund zu seiner gelehrten Bildung und bezog darnach die Universität Utrecht, um Theologie zu studieren. 1753 kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde dann im folgenden Jahr Prediger zu Murten im Pays de Vaud, sofort zu Monsteig im Graubündnerlande und nicht lange darnach in Isenburg. Weil er sich auf diesen Stellen als guter Prediger hervorgethan hatte, wurde er 1758 in seinem achtundzwanzigsten Jahr als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Leipzig berufen. Diese Stelle, auf der er namentlich mit dem großen Ernesti vertraute Freundschaft pflegte, verwaltete er 30 Jahre lang mit großem Beifall. Er ward als einer der berühmtesten Kanzelredner der damaligen Zeit geschätzt. Seine Predigten — meist ruhig gehaltene Lehrpredigten — erschienen in dreizehn Bänden zu Leipzig im J. 1798. Auch als Erbauungsschriftsteller war er sehr beliebt. Ueberhaupt war er ein Mann von edlem, festem Charakter und warmer Menschenliebe. „Die Schilderung des Mannes, der in keinem Worte fehlt“ — eine seiner gerühmtesten Predigten, ist das getreue Bildniß ihres Verfassers. Ein Jahr vor seinem Tode wollte er sein Amt niederlegen; aber auf das vereinte Bitten seiner Gemeinde ließ er sich bereden, auf seinem Posten auszuharren, bis ihn der Herr am 22. Jan. 1788 abrief. Sein Krankenlager — er litt an einer Brustwassersucht — war schmerzlich, aber er litt seine Leiden „mit der Geduld eines Weisen und eines Christen, der über Grab und Verwesung in jene Welt der Belohnung hinüberblickt.“

Die Gesangbuchsreform führte er aus, indem er in Verbindung mit dem Kreissteuereinnehmer Christian Felix **Weiße*** im J. 1766 das neue Leipziger Gesangbuch nach Diterichs Muster fertigte. Es hat den Titel: „Neues Gesangbuch oder Sammlung der besten geistl. Lieder und Gesänge zum Gebrauch bei öffentl. Gottesdiensten reformirter Religionsverwandter.“ (1786 erschien die 8. Aufl.) Die wenigen eigenen Lieder, die er dichtete, neun im Ganzen, nahm er in dieses Gesangbuch auf. Die bekanntesten sind:

* Geb. 28. Jan. 1726 zu Annaberg, seit 1762 Kreissteuereinnehmer in Leipzig — bekannt durch seine lyrischen Gedichte und seinen „Kinderfreund“. Leipz. 1775—1782. Mehrere seiner Lieder sind dem Leipziger Gesangbuch einverleibt, z. B.: „Wie sanft seh'n wir den Frommen“ — „Was hilft es mir, ein Christ zu seyn“ — „Du gabst mir, Vater, dieses Leben.“ Er starb zu Leipzig 16. Dez. 1804.

„Der du dein Wort (das Daseyn) mir hast gegeben."
„Der du uns als Vater liebest."
„Du Gott bist über Alles Herr" — II. Nr. 31.
„Willst du der Weisheit Quelle kennen."

(Quellen: Ueber den Charakter Zollikofers von C. Garve. Leipzig 1788. — Lexikon deutscher Dichter rc. von C. H. Jördens. 5. Bd. 1810.)

Ihm folgten:

Pauli, Georg Jakob, seit 1774 Hofprediger in Halle und Inspektor der reformirten Kirchen und Schulen des Saalkreises. Mit seinem Collegen Pischon gab er in seinem Todesjahr 1795 ein neues Gesangbuch für die Domgemeinde heraus, worinn sich einige seiner eigenen Lieder finden, z. B.:

„Kommt und eßt das Brod des Bundes."

Klugkist, Dr., Conrad, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen, wo er 1787 starb. Er hat das neue Bremische Psalm- und Gesangbuch vom J. 1767 besorgt und das im Bremer Gesangbuch von 1812 befindliche Lied gedichtet:

„Wer kann dich nach Würden nennen."

d'Majewski, Samuel Ludwig, geb. 21. Mai 1736 zu Lissa, 1781 reformirter Prediger zu Danzig, wo er am 26. Okt. 1801 starb. Er gab heraus: „Psalmen und Lieder zum Gebrauch der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Danzig. 1785."

de Marées, geb. 1717 zu Dessau, wo er Consistorialrath und Superintendent wurde und am 17. Okt. 1802 starb. Er gab ein neues Dessauisches Gesangbuch heraus im J. 1766, für welches er mehrere Davidische Psalmen im Geschmack der Zeit neu bearbeitet hat.

Meister, Dr., Christoph Georg Ludwig, geb. 2. August 1738 zu Halle. Er war zuerst Prediger zu Waldau und Altenburg bei Bernberg, dann wurde er 1774 Prediger in Duisburg und 1784 in Bremen, wo er zuletzt seit 1802 als Rektor wirkte und 26. Jan. 1811 starb. Er gab als ein nicht unbegabter Dichter heraus: „Lieder für Christen. Essen 1781. 2. Aufl. Bremen 1790." Es sind der Zahl nach 104. Auch in seinen „kleinen Erbauungsschriften. Bremen 1788." — drei Stücke — finden sich einige seiner Lieder.

Originell, an keinen Meister und an keine Schule gebunden, doch am meisten noch der Klopstock'schen Richtung sich nähernd — ein Stern erster Größe, alle andere Dichtergenossen seiner Kirche weit überstrahlend, gleichfalls aber in dem Streben der Modernisirung des Christenthums begriffen, wenn gleich in der guten Absicht, seiner Zeit den Stempel des

Christenthums dadurch aufzudrücken, daß er „das Christenthum aus seiner orientalischen Umkleidung heraus auf den Boden des allgemein Menschlichen zog und gewisse biblische Begriffe in die Denkweise des Jahrhunderts übersetzte", steht —

Lavater, Johann Caspar, der edle Züricher Prediger und Sänger, da. Er wurde geb. den 15. Jan. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Doktor der Medicin und Mitglied der Regierung war. Anfangs machte er nur langsame Fortschritte im Lernen. „Gebrauch Gottes" war aber eines der ersten Grundgefühle seiner Kindheit und Jugend. Gott war ihm Bedürfniß, darum suchte er Gebrauch von Gott zu machen. Weil er die Predigten nicht verstand und nicht behalten konnte, gerieth er während derselben aufs Bibellesen; er hatte ein kleines Handbibelein;* das nahm er mit in die Kirche und las darinn mit unersättlicher Begierde, namentlich im A. Testament die Bücher Samuels, der Könige und der Chronik; vor allen zog ihn die Geschichte von Elias und Elisa an. Als einst Ulrich, der Pfarrer zu Frauenmünster, als Vorsteher der lateinischen Schule die Schüler fragte, was sie werden wollen, wer von ihnen Pfarrer werden wolle, rief er, ohne weiter zu wissen, was er that: „ich, ich!" und von da an hatte er die größte Sehnsucht und den ernstlichsten Vorsatz, den geistlichen Stand zu ergreifen. Im Mai 1753 wurde er gefährlich krank, und fieng an, ernstlich an seinen Tod zu denken. „Ich durchgieng," sagt er selbst, „in dieser Krankheit mein Leben, suchte mein Herz zu rei„nigen und besonders erinnere ich mich, daß ich alles Unrecht, was ich „mir je angethan glaubte, herzlich vergab und um Vergebung bat, wo „ich Jemand beleidigt zu haben glaubte." Schon als Knabe war er moralisch gut, zu aller Ungerechtigkeit oder Härte oder Betrug unverführbar; selbst Fehler des Leichtsinns waren bei ihm selten. Das Gebet blieb immer ein unaustilgbares Bedürfniß seines Herzens und half ihm auch aus vielen Verlegenheiten und Beängstigungen. Er betete unter allen Umständen; „konnt ich beten" — sagt er selbst — „mir war, als wenn ich schon hätte, um was ich bat." So ward durch solches Herablassen Gottes zu seiner kindlichen Einfalt in merkwürdigen Gebetserhörungen sein unerschütterlicher Glaube gegründet, der sich so schön ausspricht in seinem Lied:

> Von dir, o Vater, nimmt mein Herz
> Glück, Unglück, Freuden oder Schmerz,

---

* Weiteres s. II, Nr. 272.

Von dir, der nichts als lieben kann,
Voll Dank und voll Vertrauen an.

Im J. 1754 fieng er das Studium der Theologie an. Vor jedem andern Richterstuhl, als dem seines eigenen Gewissens, war er ein unsträflicher Jüngling und doch that er sich selbst nie genug und klagte sich oft bitter an; nie war ihm seine Frömmigkeit und sein Gebet ernsthaft und herzlich genug. „Ich blieb," seufzt er selbst hierüber, „im Grund, wer ich war, gut und fromm, wenns mich ankam; leichtsinnig, wenn wieder eine Leidenschaft sich regte." Schmerzlich beseufzt er es deßhalb auch in dem Liede: „Vater! heilig möcht ich leben":

Selbst den süßen Andachtsstunden,
Da ich, Vater, dich empfunden,
Da ich nur von Liebe sprach,
Folgten Sündentage nach.

Doch zehnmal niedergeworfen, stand er zehnmal wieder auf. Seine erste Uebungspredigt auf der Universität hielt er mit großem Ernst und feierlicher Würde und sagte nach derselben zu den versammelten Studenten: „Gott lasse euch nicht von dieser Stelle weggehen, ohne daß ich einen heilsam erschütternden Eindruck auf euer Herz gemacht und zu eurer Besserung tief gewirkt habe." Und das erreichte er auch bei Vielen derselben. Schon um diese Zeit, besonders im J. 1760, machte er viele religiöse Poesien und Lieder, worinn namentlich Bodmer sein dichterisches Talent übte. Sein patriotischer Rechtssinn, bei dem er nicht schweigen konnte zum Unrecht, das seine Mitmenschen traf, während er zum Unrecht, das ihn traf, duldend schwieg, zeigte sich in einem Drohbrief, den er in Verbindung mit Füßli dem ungerechten Landvogt Grebel zuschickte und wodurch er erreichte, daß dessen Gewaltthätigkeiten eingestellt wurden.

Im Frühjahr 1762 wurde er in das Züricher geistliche Ministerium aufgenommen und begab sich sofort im Merz 1763 auf Reisen, besonders nach Barth in Schwedisch-Pommern, um den als einen der aufgeklärtesten und schönsten Geister und zugleich als einen der würdigsten Diener Christi bekannten Spalding (s. S. 42) kennen zu lernen. Auf der Heimreise besuchte er auch Klopstock, den er hoch verehrte, und hielt sich drei Tage bei ihm auf. Am 3. Juni 1766 verheirathete er sich mit Jungfer Schinz, die ihm acht Kinder gebar. Auf den Hochzeittag* verfaßte er ein besonderes Gebet, um des Nachts mit seiner Braut zu beten. Zuvor hatte er ihr geschrieben:

Gott soll bei uns, Freundin, seyn,
In ihm wollen wir zerfließen:
Ihm von Herzen uns zu weih'n,
Wollen wir uns fest entschließen.

* Weiteres s. II. Nr. 551.

Ihr eheliches Glück war „auf Religion und Tugend gegründet.“ Tägliche gemeinschaftliche Gebetsübung war ihre Hausregel. In den Jahren 1765—1768 wurde ihm das geistliche Lied, das durch Klopstock und Cramer einen neuen Schwung erhalten hatte, besonders lieb und wichtig, und 1768 stiftete er die ascetische Gesellschaft in Zürich, die für angehende Prediger von großem Segen war. Bald darauf, am 7. April 1769, erhielt er nun einen schönen Wirkungskreis, indem er Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich wurde. Die Schaar der Waisenkinder war nun seine Heerde, bei der er mit Herzensfreude arbeitete. Auch das Zuchthaus hatte er zu besorgen. Als in den Jahren 1770 und 1771 das Züricher Land von einer furchtbaren Theurung und Hungersnoth heimgesucht wurde, forderte er in seinen Predigten mit außerordentlichem Nachdruck und ausgezeichnetem Segen zur Wohlthätigkeit auf. Es ist merkwürdig, welche reiche Gaben nun von allen Seiten in seine Hände gelegt wurden. Er selbst, obgleich er noch kein eigenes Vermögen hatte und seine Stelle fast nichts trug, gab von dem Seinen, was er konnte, und doch war ihm Alles zu wenig, was er gab. „Höllenqual ist Liebe ohne Macht“ — sagte er da einmal. Er flehte herzlich zu Gott, er möge ihn recht lieben lehren. „O Liebe“ — so schließt er sein Bittlied um Liebe: „Herr! lehre du mich deinen Willen“ —

> „O Liebe, daß ich Liebe wäre!
> O Liebe! Jesus Christus, lehre
> Mich deiner Liebe Seligkeit!“ *

Haufenweise kamen die elenden Hungernden in sein Haus, das um diese Zeit einem Armenamte glich; von Hunger ausgemergelt, kaum noch im Stande zu gehen, wankten die Unglücklichen Lavaters Haus zu. Manche von ihnen führte er selbst die Treppe hinauf und war ihre Stütze, um sie seiner guten Frau zuzuführen, die aus den eingekommenen Gaben diese Hungrigen speiste und die Nackten kleidete. Sie hatte immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer, um den Hungernden sie darzureichen. Daneben wirkte Lavater auch mehr und mehr durch seine Schriften und Reden, wie der Sauerteig, den ein Weib genommeu und unter den Scheffel Mehl geknetet hat. Besonders im J. 1777 wurde davon in Zürich ein großer Segen sichtbar, so daß er dieses Jahr ein „Erweckungsjahr“ nannte. Auch auswärts wurde der Segen dessen sichtbar, was er durch seine Schriften zur Ehre Christi gestiftet hatte. Er war durch seine

---

* Weiteres s. II. Nr. 429.

zahlreichen, viel gelesenen Schriften in einer Zeit, da fast Alles dem Unglauben und Antichristenthum huldigte, einer der bedeutendsten Kämpfer und Zeugen für Christi Sache. Er hielt in seinen Ansichten immer an den Urkunden des Christenthums fest. Doch suchte er die Begriffe desselben für sich in philosophische Begriffe zu übersetzen und dann in der Sprache der möglichsten Popularität zu übertragen. Dadurch kam es aber auch, daß er bald wegen seiner Orthodoxie verlacht, bald wegen seiner Heterodoxie verlästert wurde. Manche urtheilten, wie Moser in Darmstadt: „Lavater ist mir für einen Philosophen zu christlich und für einen Christen zu philosophisch."

Im Frühjahr 1778 wurde er von der St. Petersgemeinde in Zürich zum Diakonus an der Peterskirche gewählt, wodurch er einen sehr erweiterten Wirkungskreis erhielt, vor dem er sich eigentlich fürchtete; denn die Gemeinde hatte mehr als fünftausend Seelen. Er trat sein Amt an mit einer Predigt über die Worte Pauli: „Ihr Brüder! betet für uns!" Seiner Gemeinde wurde er bald ausnehmend lieb. Die Unverdrossenheit, mit der er für Alle sorgte, sich besonders auch der Kranken in den entlegensten Gegenden der Stadt annahm, erwarb ihm großes Zutrauen. Seine Kirche war außerordentlich besucht, denn er war ein hinreißender Kanzelredner. Das Hauptthema seiner Predigten war: „Ich achte Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Jesu Christi." Zu feindseligen Angriffen, die er zum Theil selbst von Züricher Amtsbrüdern, die auf der Kanzel deutlich gegen ihn predigten, zu erfahren hatte, schwieg er stets stille. Die Geduld, mit der er die Schmach Christi trug, wird als einer der schönsten Edelsteine in seiner Krone glänzen. Als er bemerkte, wie Steinbarts System der neuen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums unter der Züricher Geistlichkeit großen Eingang fand, hielt er bei der Synode im J. 1780 ohne Menschenscheu eine kräftige Rede dagegen und warnte seine Amtsbrüder vor dieser „Entnervung und Ausleerung des altapostolischen Christenthums." In demselben Jahr erschien auch das zweite Hundert seiner christlichen Lieder, deren erstes Hundert schon 1776 erschienen war. Von allen Seiten strömten um diese Zeit Besuche, selbst von den höchsten fürstlichen Personen, in sein Haus; so war auch einst Herzog Carl von Würtemberg bei ihm, und Pfarrer Hahn von Kornwestheim, sein lieber Freund, besuchte ihn oft. Dabei widmete er auch dem Jugendunterricht und den Kranken viele Zeit, so daß es unbegreiflich ist,

wie er daneben noch so viele Schriften schreiben konnte. Es lagen aber auch immer, wenn er zu Tische saß, neben seinem Teller eine Menge Papiere oder ein Buch, und selbst auf den Spaziergängen war er nicht müßig. Im J. 1784 litt seine Gesundheit sehr an Brustzufällen. Aber in seiner Thätigkeit ließ er sich dadurch nicht stören. Er bestieg oft vom Krankenbett aus die Kanzel, unterrichtete vom Bett aus die Confirmanden und ließ sich zu den Kranken, selbst als ein Kranker, in einer Sänfte tragen. Zu Ende des Jahrs 1786 wurde er einstimmig zum ersten Pfarrer an der St. Peterskirche erwählt. Seine letzte Predigt als Diakonus hielt er über 1 Cor. 15, 20.; sein Nachfolger am Diakonat wurde sein Herzensfreund Pfenninger, dem er zur Aufmunterung für ihr gemeinschaftliches Wirken die Verse schrieb:

„Es glühe jeden Tag des Lebens
Die Gluth des redlichsten Bestrebens,
Uns Nichts und Alles Gott zu seyn,
Bis in die Ewigkeit hinein.“

Im Sommer 1794 wurde sein Gesundheitszustand sehr leidend. Er sagte nun oft: „Ich werde nicht lange mehr leben; wenn mir nur Gott die Gnade giebt, meine übrige Zeit recht zu benützen.“ Um sich den Gedanken an den Tod stets zu vergegenwärtigen, setzte er eine geraume Zeit oben auf jedes Blättchen Papier, das er vor sich nahm, darauf zu schreiben, die Worte: „Schreib, als wärs dein letztes.“ Nun fieng in demselben Jahr, angesteckt durch den französischen Revolutionsgeist, das Züricher Volk bereits in Stäfa sich aufzulehnen an. Trotz seines leidenden Zustandes verwandte er jetzt alle seine Kräfte auf der Kanzel und mitten unter dem Volk, Ruhe und Frieden zu erhalten; für die Aufrührer bat er. Als aber der Züricher Staat dennoch die Umwälzung erlebte, zeugte er als ächter Schweizerpatriot unerschrocken gegen alle Gewaltthat und alles Unchristliche; und als im J. 1797 die Franzosen brandschatzend in die Schweiz einrückten, schrieb er „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation“, worinn er sagte: „Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden — Freiheit, freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunt!“ Auch protestirte er gegen die Deportation von zehn der wackersten Bürger. Im Mai 1799 wurden ihm deßhalb alle Papiere weggenommen und er von Dragonern aus Zürich nach Basel deportirt, worüber seine Frau in Ohnmacht fiel. Er wurde dort mehrfach verhört,

aber eine unsichtbare Macht hielt den Gewalthabern die Hand und er ward nach einiger Zeit wieder heimgelassen. Unter größter Theilnahme der Gemeinde hielt er dann seine erste Sonntagspredigt wieder zu Zürich über Luc. 3, 10.: „Was sollen wir thun?" und gab darauf in der Hauptsache die Antwort: „Das in unsere und andere Herzen pflanzen, was keine Zeit zerstören, keine Umwälzung umwälzen kann, die Seelen in die Gemeinschaft mit dem bringen, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel der Finsterniß und des Lichts ist."

Als am 25. Sept. 1799 Massena die östreichisch-russische Armee geschlagen hatte, rückten Tags darauf die Franzosen in Zürich ein. Da sah Lavater von seinem Hause aus, wie ein paar Soldaten zwei Frauenspersonen auf dem Platz vor der Peterskirche ängstigten, indem sie Wein von ihnen begehrten. Schnell zur Hülfe bereit, brachte er Wein und Brod daher, wofür ihm einer dieser französischen Grenadiere herzlich dankte. Nach Haus zurückgekehrt, bewillkommte ihn seine Frau mit den Worten: „Kommst du, mein Daniel, aus der Löwengrube?" Darauf trat er unter die Hausthüre, um nachzusehen, ob er nicht seine Kinder in der Stadt besuchen könne, als ein Soldat ein Hemd von ihm begehrte und, als er das nicht geben konnte, einen Thaler. Lavater gab ihm, was er hatte; dieser aber, damit nicht zufrieden, hob seinen Säbel wüthend gegen ihn und schrie: „Geld her!" Lavater rief den vorigen Soldaten um Hülfe, von diesen aber rannte gerade der, welcher ihm kurz zuvor für die Erquickung gedankt, wüthend auf ihn los und setzte ihm das Bajonnet auf die Brust, wobei ein Schuß losgieng, der ihm unmittelbar unter der Brust durch den ganzen Leib gieng; um einen Messerrücken höher, so wäre er sogleich todt gewesen. Als er sich von dieser Verwundung ein wenig erholt hatte, diktirte er die ganze Geschichte am 29. Sept. und setzte am Schluß bei: „Ich bitte Alle, die dieß lesen, dem Namen dieses Mannes (des Grenadiers) auf keine Weise nachzufragen, und wenn sie ihn erfahren sollten, als ein anvertrautes Geheimniß zu verschweigen; ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Uebels geschähe. Er wußte im eigentlichen Verstand nicht, was er that." Dabei trug er seine Schmerzen ohne alle Ungeduld mit kindlichem Sinn, so laut er oft aufschreien mußte.* Mitte Dezembers hatte er sich jedoch so weit wieder erholt, daß er die Kanzel besteigen konnte.

* Weiteres s. II. Nr. 477.

Er sprach über Psalm 71, 7. 8.: „ich bin vor Vielen wie ein Wunder; aber du bist meine starke Zuversicht. Laß meinen Mund deines Ruhms und deines Preises voll seyn täglich" und schloß die Predigt mit den Worten: „Jeder wiederkehrende Schmerz meiner Wunden soll mir ein „Ruf der Erweckung seyn, mit neuem Muth, neuer Geduld und Demuth, „mit neuer Treue und Liebe in die Fußstapfen dessen zu treten, an dessen „unnennbare Liebe und unbeschreibliche Wundenschmerzen für uns meine „tausendfach leidlicheren Wunden mich täglich erinnern sollen." Im Januar 1800 aber wurden die Schmerzen so heftig, daß er nun seinem Amte nicht mehr nachkommen konnte. Sein Geist war jedoch fort und fort thätig; er stiftete noch eine wohlthätige Anstalt und schrieb an seinem „Schwanengesang oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jesus von Nazareth." Er wollte damit der Welt noch sein Zeugniß und Bekenntniß von Jesu Christo aufsetzen und seinen eigenen Glauben dadurch stärken. Denn er schreibt: „Ich durchgehe gerne in den letzten Tagen meiner leidens„vollen Wallfahrt auf Erden die Gründe meines mich so sehr beglückens„den Glaubens. Ich fühle seine Vernunftmäßigkeit mit hoher Freude; „ich schöpfe Trost und Kraft aus dieser Freuden- und Trostquelle bis zum „letzten Athem." Und so war es auch. Am 14. Sept. 1800 ließ er sich am allgemeinen Bettag ganz schwach in die Kirche führen, um mit seiner Gemeinde noch das h. Abendmahl zu feiern; er sprach einige Worte über Luc. 22, 15.: „mich hat herzlich verlanget, dieß Osterlamm mit Euch zu essen, ehe denn ich leide." Die tiefste Rührung verbreitete sich über die ganze Gemeinde, die mit so großer Liebe an ihm hieng. Das letzte, was er mit schon zitternder Hand, drei Wochen vor seinem Sterben, schrieb, war das Gedicht: „Zürich, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts"; die letzte Strophe desselben heißt:

> Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen!
> Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
> O fleht: „es komm!" wer flehen kann.
> Ihm weiche Laster, Wahn nnd Leiden,
> Es kommt mit gränzenlosen Freuden —
> Macht ihm durch fromme Demuth Bahn.

Nun stieg sein Leiden immer höher, daß er oft Viertelstunden lang nach einander hell aufschreien mußte. Er ließ sich dabei viel aus seinen geistlichen Liedern vorlesen, die ihm nun das wurden, was sie vorher schon so manchen Leidenden gewesen waren. Er freute sich dieses Werks immer, vorzüglich um der darinn herrschenden Gedanken und Empfindungen

willen, und äußerte sich einmal: „Es waren doch schon vor so vielen Jahren dieselben Empfindungen, Grundsätze und Hauptansichten, die ich jetzt habe — ich bleibe meinen Grundsätzen getreu!" Für seinen Mörder bat er noch um Verzeihung und flehte priesterlich für ihn. „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag" — sagte er einmal mit leiser Stimme, da er kaum zu sprechen im Stande war — „daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige ist."* Nach einem schweren, heftigen Leidenskampf,** in dem er einmal den Seinigen dringend zurief: „Betet, betet!" war sein Lauf am 2. Jan. 1801 mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts vollendet. Er wollte, wie er selbst noch sagte, die nun von Gott und Gesetz losgebundene Zeit nicht mehr erleben. Sein Tochtermann setzte ihm am Schlusse seiner Lebensbeschreibung das Zeugniß: „Er blieb sich selbst durchaus treu und gleich; er behielt seinen Glauben, bis er sein Auge für dieses Leben schloß, um es dort zum Schauen zu öffnen — auch im herbsten Schmerzens- und Todesleiden blieb er seinen Grundsätzen getreu. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage: „„Er lebte, litt und starb dem Herrn."" Selbst Gabler mußte von ihm bezeugen (Journal für theol. Lit. Bd. I. S. 114): „er war ein wahres Meteor in der moralischen Welt, ein Mann von unglaublicher, unermüdlicher Thätigkeit, von dem reinsten Sinn für Alles, was schön, gut und edel ist."

Von seinen geistlichen Liedern, deren er ungefähr 700 gedichtet hat, erschienen zuerst:

1) „Auserlesene Psalmen Davids, zu allgemeinem Gebrauche in Reime gebracht. 2 Thle. Zürich 1765. 1768." Dann folgte die bedeutendste Sammlung, welche seine namhaftesten Lieder enthält, sein —
2) Zweihundertliederbuch unter dem Titel: „Zweihundert christl. Lieder. 5. Aufl. 1817.", das in folgenden einzelnen Sammlungen allmählich zu Tag trat: a) „Fünfzig christliche Lieder von J. Casp. Lavater. Zürich 1771." In der Vorrede dazu sagt er: „Ein christliches Lied setzt voraus mehr als Klopstocks Schwung oder seinen Triumphton, noch mehr als Gellerts Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, auch mehr als Cramers Kühnheit und Fleiß: — Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung, Selbstkenntniß und himmlische Salbung." Es finden sich hier auch Lavaters beste und verbreitetste Lieder. — b) „Zweites Fünfzig christl. Lieder. Zürich 1776." — Beide „Fünfzig" zusammen erschienen dann unter dem Titel: „Hundert christl. Lieder. Zürich 1779." — c) „Christl. Lieder Zweites Hundert, theils neue,

* Weiteres hierüber s. II. Nr. 159 und auch Nr. 429.
** Weiteres s. II. Nr. 607.

theils aus des Verfassers kleinen Schriften gesammelt. Zürich 1780."
3) „Lieder für Leidende von J. C. Lavater. Tübingen 1787.", 50 an der Zahl.
Weitere minder bedeutende Sammlungen sind: „61 Lieder nach dem Züricherischen Katechismus. Der Petrinischen Jugend zugeeignet. 1780." — „Neue Sammlung geistl. Lieder und Reimen. Zürich 1782." — „Poesien. Leipz. 1781. 2 Thle."

Zwei competente Richter aus der reformirten Kirche erklären sich über Lavaters Lieder also: „Er hält in gewisser Hinsicht die Mitte zwischen den Dichtern der pietistischen Schule, einem Tersteegen, Freylinghausen, Woltersdorf, Hiller auf der einen, und den reflektirenden Dichtern, wie Gellert, auf der andern Seite. Auch Lavater gehört, wie Gellert, zu den Dichtern, bei welchen die persönliche Frömmigkeit und der Eindruck, der von da ausgeht, Vieles übersehen läßt, was an der Form mangelhaft ist; aber wenn bei Gellert häufig das verständig Moralisirende vorwaltet, so machten sich bei Lavater neben den Reflexionen auch Phantasie und Gefühl, obwohl mitunter auf eine unkünstlerische, mehr prosaische, als poetische Weise, geltend. Häufig wechselt das Cramerisch-Klopstock'sche Pathos, in das auch er sich hinein verstieg, mit sehr nüchternen Stellen, die besser in eine Predigt, als in ein Lied sich paßten. Uebrigens werden seine Lieder ihren praktischen Werth auf dem Gebiet der Erbauung, namentlich am und auf dem Krankenbett, noch immer behalten, während zu Kirchenliedern nur wenige sich eignen, selbst die nicht immer, die er als solche geschrieben und überschrieben hat." So urtheilt Dr. K. R. Hagenbach in Basel (in seiner Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 1. Thl. 2. Aufl. 1848. S. 508) und J. P. Lange in Zürich sagt: „Lavaters Lieder haben meist das Merkmal rhetorischer Diktion: der geistliche Redner stört oft den Dichter, das Feuer kommt dann nicht zur Ruhe der Feier." Als seine schönsten und verbreitetsten Lieder sind zu nennen:

Aus Nr. 2. a. vom J. 1771:

„Ach nein! mein Auge darf ich nicht."
„Ach! wann werd ich dahin kommen."
„Ach! wiederum ein Jahr verschwunden" — W. G. Nr. 534.
{ „Auf Gott soll meine Hoffnung stehen" oder:
{ „Auf Gott nur will ich sehen" — W. G. Nr. 524.
{ „Erhebe dich, mein Herz, empfinde." — Daraus sind formirt die Lieder:
{ „Mein Jesus geht in dem Gedränge."
{ „Mit welcher Zunge, welchem Herzen" — W. G. Nr. 159.
{ „O Heiligster, die Mörder haben."
„Es donnert, Mensch!"
„Fortgekämpft und fortgerungen" — W. G. Nr. 477.

„Ja Tag des Herrn, du sollst mir heilig" — W. G. Nr. 272.
„Jesus, die erlösten Sünder" oder:
„Herzog der erlösten Sünder" — W. G. Nr. 171.
„Jesus mit der Schaar der Frommen" oder:
„Mit dem Haufen deiner Frommen" — W. G. Nr. 253.
„Lob und Dank sey dir, mein Retter" oder:
„Jesus, Freund der Menschenkinder" — W. G. Nr. 258 — oder:
„Herr, der du dein theures Leben."
„Mein Aug und Herz erhebe sich."
„Noch wallen wir im Thränenthal" oder:
„Einst sinkt der Leib ins kühle Grab."
„Vater! heilig möcht ich leben" — W. G. Nr. 390.
„Vater, meine Seele kennet."
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz" — W. G. Nr. 481.

Aus Nr. 2. b. vom J. 1776:

„Anbetung dir und Freudenthränen" oder:
„Nimm hin den Dank für deine Liebe" — W. G. Nr. 261 — oder:
„Dank, ewig Dank sey deiner Liebe."
„Auferstanden, auferstanden."
„Gott der Tage, Gott der Nächte" — W. G. Nr. 581.
„Herr! lehre du mich deinen Willen" — W. G. Nr. 429
„Jesu Christi Vater mehre" — oder:
„Vater Jesu Christi mehre."
„Vollendet ist dein Werk, vollendet."

Aus Nr. 2. c. vom J. 1780:

„Ich freue meines Lebens mich" oder:
„Dich, den der Menschen Sprache nie."
„Kein Wort, kein Lied der Erde nennt."
„O du, der Gottheit erster Sohn."
„Weiche, Todesschrecken, weiche" — W. G. Nr. 607.

Aus Nr. 3. vom J. 1787:

„Erhebe dich, mein Geist, und schwinge."
„Stille will ich Alles tragen."

Aus einem Taschenbüchlein für Dienstboten vom J. 1774:

„Gott, deinen weisen Willen" — W. G. Nr. 517.

(Quellen: Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Geßner.* 3 Bde. 1801—1803. — J. Casp. Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Dr. Ferd. Herbst. Ansbach 1832. — Die auserwählten Schriften Lavaters, herausgegeben von J. Casp. Orelli. Zürich 1841. 8 Bde. — Züge aus dem Bilde J. C. Lavaters. Zürich 1845.)

Der Gellert'schen und Klopstock'schen Richtung, mit deren Schilderung wir nun zum Schluß gelangt sind, gehören auch mehrere katholische Kirchenliederdichter an, die uns Veranlassung geben, auch wieder einen Blick zu werfen auf den Zustand des Kirchenlieds in der —

* Dem nachmaligen Antistes in Zürich, der selbst auch ein schönes Lied gedichtet hat, das Krankentrostlied: „Jesus! nur um deine Gnade fleh ich auf dem Dornenpfade."

katholischen Kirche.

Wir haben zuletzt (Bd. I. S. 209 und 210) gesehen, wie in ihr das „je etwas", wovon Art. 24. der Augsburgischen Confession sagt, daß in allen Kirchen vor der Reformation an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsch gesungen werde, sich namhaft vermehrte und bis zum siebenzehnten Jahrhundert wenigstens an den hohen Festen des Herrn, der Jungfrau Maria und der hohen Kirchenpatronen, so wie bei Bittgängen, Kirch- und Wallfahrten ziemlich allgemein deutsche Kirchengesänge aufkamen. Dem Verlangen der Laien nach ähnlicher Vergünstigung eines Gemeindegesangs, wie er bei den Protestanten gebräuchlich war, suchten manche Oberhirten entgegenzukommen durch Gewährung solcher Gesänge in den genannten Schranken, damit die von protestantischer Seite anlockende Gewohnheit nicht zur Abtrünnigkeit verleite. Das Bemühen, diese Gesänge wenigstens frei zu halten von dem Eindringen ketzerischer Bestandtheile, wurde auch durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert und bis hinein in das achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt, so daß der Stand der Sache bis über die Mitte des letztgenannten Jahrhunderts hinaus so ziemlich derselbe blieb. In dieser Beziehung sind zu erwähnen: „Dr. David Georg Corners, Abts zu Göttweig, geistliche Nachtigall der Catholischen Teutschen. Das ist: Auserlesene Catholische Gesänge rc. Wien 1631. 1649. 1658. 1676" — 318 Lieder mit 182 Melodien, und: „Der Gross-wunderthätigen Mutter Gottes Mariä Hülff Lobgesang, gerichtet auff all jhre hohe Fest u. s. w. durch Georgium Kopp (Organisten in Passau). Passau 1659" — 96 Lieder mit 69 Melodien. — „Davidische Harmonie. 1659." Wie Oestreich, so hatte um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sonst auch manche andere deutsche Kirchenprovinz ihr Sammelwerk deutscher geistlicher Gesänge. So die rheinischen Provinzen das zu Mainz im J. 1679 und 1700 erschienene „Catholisch Cantual" und das Cölner „Psälterlein. 1647.", Baiern das Münchener von 1666. Ein wesentlicher und selbstständiger Bestandtheil im Cultus wurde aber das Lied der Gemeinde immer noch nicht und wie schon im Art. 24. der Augsburgischen Confession Melanchthon das Einführen deutscher Gesänge in die Messe als etwas Neues bezeichnen mußte,* so blieb auch fort und fort die

* Sonderbare, die historische Wahrheit völlig entstellende Behauptungen, als habe z. B. die katholische Kirche von jeher den deutschen Kirchengesang gepflegt, oder als sey der protestantische Kirchengesang

deutsche Sprache und überhaupt die Muttersprache ganz besonders von dem gewöhnlichen Gottesdienst und den Meßgesängen ausgeschlossen. Im J. 1661 noch hat Pabst Alexander VII. eine Uebersetzung des römischen Meßbuchs in die Muttersprache mit furchtbaren Bannstrahlen niedergeschlagen.

Im ersten Jahrzehnd des achtzehnten Jahrhunderts bahnte sich jedoch die Reform auch den Weg in die katholische Kirche und in den Mittelpunkt ihres Cultus, in die Messe, drang der Kirchengesang in der deutschen Muttersprache ein, so daß deutscher Gemeindegesang ein integrirender Bestandtheil des Cultus wurde. Je mehr nämlich mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten sich verlor und der Geist der Aufklärung auch die katholischen Provinzen Deutschlands durchdrang, wie z. B. in Baiern durch den Lehrer der Rechte zu Ingolstadt, Adam Weishaupt, einen ehemaligen Jesuitenzögling, im J. 1776 der Illuminatenorden sich bildete, um eine über dem Zwiespalte der Kirchen erhabene Aufklärung zu verbreiten, und Kaiser Joseph II. seit 1780 Toleranz und Volksaufklärung zu seinen Losungsworten machte, ja sogar durch ein Hofdekret vom 10. August 1781 das freie Lesen der Bibel in der Volkssprache wiederherstellte, während das Concil von Toulouse im J. 1229 den Laien den Besitz der Bücher A. und N. Testaments in der Volkssprache (in vulgari) aufs Strengste verboten hat; je mehr ferner der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, die frei und unab-

---

ursprünglich fast nichts als ein Plagiat aus dem katholischen, oder als bleibe, wenn man das Katholische von dem Schatz des protestantischen Kirchenliedes abziehe, wenige Lieder ausgenommen, nichts übrig, als trostlos langweilige, nüchterne, aller Innigkeit und Erhebung, alles Schwunges entbehrende Reimereien, als habe Luther selbst seine persönliche Unfähigkeit zum Dichten und Componiren offen und ehrlich eingestanden, als sey der einzige Stern des protestantischen Kirchenliedes, Angelus Silesius, in den Katholicismus zurückgetreten, wie auch Novalis und Friedrich Schlegel — finden sich in der Schrift: „Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche, seine geschichtliche Entwicklung, liturgische Bedeutung und sein Verhältniß zum protestantischen Kirchengesang. Ehrenrettung desselben wider die Behauptung, daß Luther der Gründer des deutschen Kirchengesangs sey. Von Fr. Vollens. Tüb. 1851." und in einer Abhandlung in der von Dr. Heinrich und Moufang redigirten Zeitschrift: „Der Katholik. Mainz. 18. Jahrgang. 1851. 5. Heft. S. 193.": „„Ein Wort für unser Kirchenlied."" Eine gute Abweisung findet sich in dem Schriftchen des evangelischen Pfarrvikars W. Baur zu Arheiligen bei Darmstadt: „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth im Großherzogthum Hessen. Frankfurt 1852. S. 77 ff."

hängig von Rom und den von dort diktirten Gebräuchen daſtände, Wurzel faßte: desto mehr regte sich das Bedürfniß einer deutschen Liturgie. Zwei katholische Gelehrte, Beda Mayer und Pehem in Wien, schrieben treffliche Abhandlungen gegen die lateinische Liturgie, „bei der der Gottesdienst, so rührend und majestätisch er auch sey, doch nicht ganz fruchtbar und zweckmäßig genug sey, weil er in lateinischer Sprache verrichtet werde und das gemeine Volk nur mit den Augen und Ohren, nicht aber mit dem Verstand und Herzen daran Antheil nehmen könne."

Da es nun schwer hielt, mit einemmale die ganze Liturgie, die von Rom festgesetzt war, umzustoßen und solche Neuerung zu bedenklich schien, so benützte man zunächst den Weg der Gesänge. Zuerst führte man bei den Predigten und Christenlehren deutsche Gesänge ein, dann wandte man auch bei der Messe deutsche Liederverse an, die unter die Meßhandlungen hinein von der Gemeinde gesungen wurden. Solche Versuche wurden in Baiern, Salzburg, am Rhein und in Oestreich gemacht und mit größtem Beifall aufgenommen. Kaiser Joseph gestattete durch eine förmliche Verordnung im J. 1782 die Einführung erbaulicher deutscher Lieder beim Gottesdienst. Namentlich wurde für diejenigen katholischen Gemeinden, denen es an einem Sängerchor und Orchester fehlte, die sogenannte „Wiener Messe" ausgearbeitet, in welcher das Kyrie, Gloria, Credo, Offertorium, Agnus 2c. in Form kurzer Lieder von zwei oder drei Strophen, die von der Gemeinde zu singen sind, bearbeitet ist. So konnte man nun zunächst auf Dörfern und Flecken unter der h. Messe geistliche Gesänge in der Muttersprache hören; in Domstiftern, Klöstern und Städten freilich versperrte die dort befindliche Figural- und Choralmusik noch längere Zeit den herzlichen deutschen Gesängen den Zutritt. Es wurden jedoch allmählich förmliche deutsche Gesangbücher, oft selbst mit Auctorität der Bischöfe, z. B. des Fürstbischofs in Würzburg, für den öffentlichen Gottesdienst veranstaltet und so mehr und mehr auch in Städten deutscher Meßgesang eingeführt. Die Lieder zu diesen katholischen Gesangbüchern wurden theils von Katholiken neu gedichtet und lieblichen neueren Melodien angepaßt, theils mit ihrer Melodie geradezu aus den evangelischen Gesangbüchern entlehnt. Letzteres hätte freilich nicht geschehen können, wenn noch die alten evangelischen Gesangbücher mit den kernkräftigen, den evangelischen Glauben entschieden aussprechenden Liedern im Gebrauch gewesen wären; so waren ja aber nun die neubearbeiteten evangelischen Gesangbücher meist von lauter Moralliedern

angefüllt, und gerade der pelagianische Grundton dieser Lieder war es, der den Katholiken so sehr behagte, daß sie dieselben endlich massenweise in ihre Gesangbücher aufnahmen, wie ja auch Gellert von Anfang seines Auftretens an von den Katholiken mit der größten Zustimmung aufgenommen wurde.

Schon im J. 1773 waren von dem Exjesuiten F. X. Riedel, Lehrer der Civilbauzeichnung an dem Theresianum in Wien (geb. 1737, † 1775), „Lieder der Kirche aus den römischen Tagzeiten und Meßbuch übersetzt" mit Noten erschienen, und im J. 1774 folgten von dem Exjesuiten Denis „geistliche Lieder zum Gebrauch der hohen Metropolitankirche bei St. Stephan in Wien." Im J. 1777 erschien dann in München von dem Hofkammer- und Commercienrath Kohlbrenner (geb. 1728, † 1783) der „heilige Gesang zum Gottesdienst in der römisch-katholischen Kirche", wovon 1779 in Bamberg und Würzburg ein Auszug veranstaltet und nebst einem Choralbuch ausgegeben wurde. Im J. 1778 kamen hiezu noch zwei weitere deutsche Gesangbücher, nämlich das von dem Breslauer Rektor Ignaz Franz (s. u.) besorgte „allgemeine und vollständige katholische Gesangbuch. Breslau 1778." mit 368 Liedern, und eine „Sammlung geistlicher Lieder von Ernst Xaver Turin, erzbischöflichem Rath und Pfarrer zu St. Ignaz in Mainz," mit Liedern von Denis, Riedel und Schauborg.*

In Würtemberg war es der der Aufklärung huldigende katholische Herzog Carl Eugen, welcher bei seinem katholischen Hofgottesdienst deutschen Gesang und deutsche Messe einführte und durch die Anstellung mehrerer helldenkender Geistlicher, eines Werkmeister,** Mercy, Rust rc., allerlei Reformen einführte. Von ersterem ließ er auch ein förmliches Gesangbuch für den Gebrauch der Würt. katholischen Hofkapelle ausarbeiten, das im J. 1784 erstmals und 1786 zum zweitenmal sehr vermehrt aufgelegt wurde. Diese zweite Auflage enthält

* Ueber die Ausbreitung des deutschen Kirchengesangs im katholischen Deutschland neuer Zeit vgl. Ephemeriden der Menschheit. 1781. 2. Bd. S. 248. — Kirchenbote. 1782. S. 655.

** Benedikt Maria Werkmeister, geb. 22. Okt. 1745 zu Füssen am Lech in Baiern, trat 1765, nachdem er in Neresheim studiert hatte, in den Benediktinerorden und wurde 1784 als Hofprediger an der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart angestellt. Er schrieb „über die deutsche Messe und Abendmahlsanstalten in der katholischen Hofkapelle in Stuttgart. 1787." Nach dem Tod des Herzogs Carl im J. 1793 wurde er Pfarrer in Steinbach und gab hier im J. 1807 ein „Gesangbuch, bei den Gottesverehrungen der katholischen Kirche zu gebrauchen. Tübingen." heraus.

101 deutsche Kirchenlieder, meist von evangelischen Liederdichtern und unter diesen besonders von Gellert, Cramer 2c. Folgende 41 Nummern des fünf Jahre später, 1791, neubearbeiteten evangelischen Landesgesangbuchs standen in diesem katholischen Gesangbuch — Nr. 137, 6, 44, 559, 294, 158, 393, 26, 475, 57, 30, 574, 25, 533, 441, 384, 45, 17, 319, 273, 372, 509, 61, 5, 495, 221, 520, 604, 514, 476, 38, 260, 292, 258, 486, 318, 433, 219, 481, 491, so daß man damals in Stuttgart gar oft mit dem evangelischen Gesangbuch in der katholischen Kirche ausreichen konnte. Es war überhaupt bei diesem Gesangbuch laut der Vorrede der Zweck, „nur solche Gesänge aufzunehmen, die das praktische Christenthum empfehlen und von allen Christen unseres Vaterlandes mitgesungen werden könnten, ohne daß sie in ihrer Andacht durch Stellen gestört würden, welche ihrer innern Ueberzeugung Gewalt anthun. Es wurden daher keine andere Gesänge gewählt, als solche, welche den Geist gemeinschaftlich anerkannter Wahrheiten athmen und zur allgemeinen Christenerbauung dienen. Man wird daher an allen Sonn- und Feiertagen, diese letzteren mögen uns nun eigen oder andern Kirchen gemein seyn, nur zweckmäßige Ermunterungen zur christlichen Sittenlehre überhaupt oder auch zu den einzelnen Pflichten des Christenthums finden." So war es also die Moral, welche in katholischen und evangelischen Gesangbüchern dieser Zeit gleicherweise die Herrschaft behauptete. In ähnlicher Weise ist das in Baiern aufgekommene „katholische Gesangbuch zum allgemeinen Gebrauche bei öffentlichen Gottesverehrungen. München 1810. 2 Bde." abgefaßt. Unter seinen 357 deutschen Gesängen sind weit aus die meisten moderne oder modernisirte protestantische Kirchen- und Andachtslieder und zwar nicht bloß unter den Sonntags- und Predigtgesängen, sondern selbst unter denen für das Traueramt am Allerseelentag, bei Begräbnissen zum Kyrie, Sanctus, Offertorium, Libera 2c., für das Frohnleichnamsfest und seine Prozession, für die erste Communion der Kinder 2c. Der Gesang der alten deutschen Gesänge, wie er besonders von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an seit jenen Sammlungen mehr und mehr verbreitet war, hatte sich nun fast aus den meisten katholischen Kirchen Deutschlands verloren. Auch hier, wie in der evangelischen Kirche, dieselbe Verwerfung und Ausscheidung des Alten, nur daß damit in der katholischen Kirche eine noch viel größere Verleugnung des kirchlichen Prinzips stattfand, sofern die Stelle des Alten nun Ketzerlieder ausfüllen mußten,

die damit ins innerste Heiligthum der Kirche drangen. In den von dem bekannten Domkapitular Christoph Schmid in Augsburg* herausgegebenen „christl. Gesängen zur öffentlichen Gottesverehrung. Augsb. 1811." sind Verse aus protestantischen Ketzerliedern sogar unter die Meßgesänge aufgenommen.

Von den Katholiken, welche unter solcher in der katholischen Kirche Deutschlands vorherrschenden Stimmung deutsche geistliche Lieder dichteten, mögen folgende Repräsentanten der freiern Geistesregung in dieser Kirche, deren Lieder theilweise sich selbst vor manchen evangelischen dieser Zeit durch religiöse Innigkeit und Wärme auszeichnen, erwähnt werden:

Franz, Ignaz, geb. 12. Okt. 1719 zu Protzan im Frankensteiner Kreise. Er starb im August 1790 als geistlicher Rath, Rektor des weltlich-geistlichen Alumnats auf dem Dom zu Breslau und Assessor des apostolischen Vikariats. Von ihm erschienen: „Die christkatholische Lehre in Liedern. Sagan 1768." — „Geistreiche auf die Sonn- und Festtage abgefaßte Gesänge. Breslau 1775." — „Religionspflichten zum Unterricht — in Gesänge verfaßt. Breslau 1774." — „Geistliche Lieder bei Begräbnissen. Sagan 1778."

Felner, Ignaz, Dr., Professor in Freiburg seit 1777. Er wurde am 17. August 1754 geboren und 1776 als Jesuitenschüler Priester. Er gab heraus: „Geistliche Lieder. Basel 1783." Auch erschienen von ihm: „Gedichte. Freib. 1797."

Sperl, Joseph, geb. 1. Juni 1761 zu Lauchheim in Baiern, Pfarrer und Schulinspektor zu Schneidheim im Ries. Er gab ein Liederwerk heraus unter dem Titel: „Christliche Gesänge, vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester. Nürnb. 1800." Hier sind ohne Scheu protestantische Lieder unter die Meßgesänge aufgenommen, z. B. für das Offertorium: „Dein bin ich, Herr, dir will ich mich" (V. 1. 2.), zum Introitus: „Gott, vor dessen Angesichte" (V. 1.), zum Gloria: „Erinnre dich, mein Geist, erfreut." Unter vielen aus dem protestantischen Liederschatz aufgenommenen und überarbeiteten Liedern finden sich hier auch mehrere eigene Lieder Sperls, die nicht ohne poetischen Werth sind, z. B.:

---

* Geb. 15. August 1768 in Dinkelsbühl, 1791 zum Priester geweiht, dann auf dem Schulbenefiziat in Thannhausen an der Mindel angestellt, wo er 1801 seine biblische Geschichte herausgab, 1816 Pfarrer zu Oberstadion in Würtemberg, seit 1826 Domkapitular in Augsburg.

„Heil Euch und Gottes hoher Lohn" (an Gedächtnißtagen der h. Märtyrer).
„O Vater voller Lieb und Huld" (am Gedächtnißtag aller Seelen).
„Reine Engel, ungesehen" (an Gedächtnißtagen der h. Engel) oder:
„Um die Erd und ihre Kinder" — W. G. Nr. 75.
„Ueber Gräbern wohnet Friede" (an Gedächtnißtagen der Heiligen).

Drei derselben wurden in das Biberacher Gesangbuch vom J. 1802 aufgenommen.

Sailer, Johann Michael, Dr., geb. den 17. Nov. 1751 als eines armen Schusters Sohn in dem abgelegenen bairischen Dorfe Aresing, unweit Schrobenhausen. Als einen Knaben von zehn Jahren schickte ihn sein frommer, biederer Vater mit zwei Schnepfen, die er ihm als Einstandsgeschenk mitgab, zu einem Präzeptor nach München. Zur Erinnerung daran nahm er später auch zwei Schnepfen in sein Wappen auf. Bald hatte er sich in Erlernung der alten Sprachen hervorgethan und je länger je mehr treffliche Kenntnisse gesammelt. Da trat er in seinem neunzehnten Jahre 1770 zu Landsberg in Oberbaiern in das Jesuitennoviziat und blieb in der Gesellschaft Jesu bis zu ihrer im J. 1773 erfolgten Auflösung. Darnach studierte er noch bis zum J. 1774 in Ingolstadt und wurde daselbst 1775 Priester und öffentlicher Repetitor an der Universität. Welche reine Jugend er verlebt, geht aus seiner Versicherung hervor, daß er erst beim Studium der Moraltheologie im zweiundzwanzigsten Lebensjahr auf die geschlechtlichen Beziehungen aufmerksam gemacht worden sey. Kaum war er neben Benedikt Stattler, seinem Lehrer und Freund, 1780 als zweiter Professor der Dogmatik angestellt, so wurde er 1781 pensionirt mit dem geringen Gehalt von dritthalbhundert Gulden, weil die bairischen Klosterabteien alle Lehrstellen im Lande aus ihren Mitteln zu besetzen bekamen und nun die Gelder zur Besoldung aufhörten. Er lebte jetzt sechs Jahre lang als Schriftsteller im Privatstande, bis er 1787 als Professor der Moral und Pastoraltheologie auf die bischöflich Augsburgische Universität Dillingen berufen wurde. In dieser Stellung als akademischer Lehrer machte er sich um die Jugend ungemein verdient, indem er eben so sehr auf das Gemüth, als auf den Verstand der Jünglinge zu wirken suchte. Von dem apostolischen Manne, dem Erzbischof von Cambray, Fenelon († 1715), hatte er den wahren Mysticismus gelernt, nach welchem der Gottesdienst des Herzens neben dem äußern Kirchenwesen hergeht. So suchte er denn ähnlich einem Jung Stilling, Claudius und Lavater in der protestanti-

schen Kirche hauptsächlich auf das fromme Gefühl zu wirken und durch eine innerlich begründete Frömmigkeit sowohl die steife, todte Rechtgläubigkeit, als die einseitige Verstandesaufklärung zu beseitigen. So trat er denn auch einer damals einreißenden Aftermystik entgegen, und weil er besonders zu Lavater sich hingezogen fühlte, so erschien er, während Lavater als geheimer Katholik verschrieen wurde, den Ketzerriechern seiner Kirche als ein Ketzer. Darum traf ihn nun eine Kränkung nach der andern, eine Verkennung und Lästerung nach der andern. Er brauchte aber dagegen in der Regel keine andere Waffe, als Schweigen und Rechtthun. Sein Wahlspruch war: „**hoc vere est apostolicum: bene facere et male audire**" — d. i. „wahrhaft apostolisch ist es: gut handeln und übel hören." Zuletzt erfolgte sogar im J. 1797 seine Entsetzung vom Lehrstuhl, worauf er sich dann nach München, später auch, weil er sich kümmerlich zu nähren hatte, nach Ebersberg in Oberbaiern zurückzog und der Wissenschaft lebte. Inwendig aber rang er sich, je mehr er so von außen angefochten wurde, zum innern Frieden und Gleichmuth durch. In seinem Selbstbekenntnisse: „der Friede, eine Geschichte" erzählt er, wie er, durch den dreifachen Gluthofen der Gewissenszweifel, Glaubenszweifel und Seligkeitszweifel hindurchgeführt und geläutert, endlich in heiliger Furcht vor der eigenen Gebrechlichkeit und in gleich heiliger Zuversicht auf Gottes gränzenlose Erbarmung den Frieden der Gottinnigkeit errungen habe. Und ein anderesmal bekennt er: „spät, aber gewiß ist die Ueberzeugung in mir geboren worden, daß die lebendige Erkenntniß Christi ein stetes Gebet zu Ihm, ein treues Wandeln vor Ihm und ein lebendiges Zeugniß von Ihm sey und daß alles weitere Licht am öftesten im Gebete zu Ihm aufgehe, so wie zum Wandeln vor Ihm und zum Zeugen von Ihm gegeben werde. Darinn bestätigten mich vorzüglich Theresia, Salesius, Fenelon."

Bei der Regierungsveränderung in Baiern im J. 1799 wurde er an die bairische Landesuniversität berufen und kam nun, als diese im J. 1800 von Ingolstadt verlegt wurde, als ordentlicher Professor der Moral, Homiletik, Pädagogik und später auch der Liturgik und Katechetik nach Landshut; im J. 1821 aber versetzte ihn König Maximilian I. von Baiern als Domkapitular nach Regensburg, wo er bald Dompropst, Weihbischof und Coadjutor des Bischofs Wolf wurde. Nach dessen Tod im J. 1829 wurde er noch als achtundsiebenzigjähriger Greis auf den bischöflichen Stuhl zu Regensburg erhoben. Auch in dieser hohen

Würde bewahrte er neben dem gehörigen Maße von Klugheit und Umsicht eine duldsame Gesinnung gegen andere Confessionen. Seine Schriften, deren im Ganzen 41 Bände erschienen sind und die nur oft einen zu sentimentalen Ton haben, wurden fast noch mehr von Protestanten, als von Katholiken gelesen. Weithin in Deutschland hatte er den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, erleuchteten Seelsorgers, frommen Priesters und apostolischen Bischofes, kurz eines trefflichen, großen Mannes. Der Cardinal und Fürstbischof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, der viele Jahre sein Privatsekretär und acht Jahre lang sein nächster Haus- und Tischgenosse gewesen ist, bezeugt von ihm: „ich habe ihn nie klein, nie sich ungleich, nie stolz oder „eitel, nie gereizt, nie entmuthigt, nie erzürnt oder verdrießlich und wenn „auch zuweilen tief verletzt und betrübt, doch nie außer Fassung, nie „leidenschaftlich bewegt gefunden, habe ihn stets als ein Musterbild vor „mir stehen sehen, an dem man sich erheben, erbauen und lernen konnte, „ein Mann, ein Christ zu seyn. Das durchscheinende Geheimniß seines „innern Lebens war die stete Gegenwart Gottes. Dieser sein ganzes „Wesen beherrschende Zug nach innen oder nach oben war aber so weit „entfernt von finsterer Kopfhängerei oder ascetischem Zwange, daß ich nie „einen so gleichmäßig heitern Menschen wie ihn gekannt habe. Er hatte „kurze geflügelte Sprüche, die er öfter leise und gleichsam unbewußt lis„pelte, z. B.: „„der Herr ist gut und alle Wege sein"" — „„miseri„cordias Domini in aeternum cantabo"" — „„ne projcias me „a facie tua."" Auf der Reise im Wagen schlummerte er damit ein „und wachte wieder damit auf. Ein Herz, so weit, so voll Liebe, Treue „und hülfreichem Mitgefühl, wie das seine, ist mir noch nicht begegnet. „Wohlthun war seine Freude, und er that es gern in aller Stille. Seine „Liebe war nicht zu trüben, seine Geduld nicht zu ermüden — ein uner„schöpflicher Born von Liebe, Güte, Langmuth, Milde und weisem Rath." Einst hatte er, nachdem er schon mehrere Jahre Weihbischof gewesen und beschwerliche Firmungsreisen immer in einer unbequemen Lohnkutsche hatte machen müssen, sich allmählich — bei geringen Mitteln — die Summe von 800 Gulden zum Ankauf eines bequemeren Reisewagens zusammengespart und sie bereits nach München gesandt. Da erhielt er einen Brief aus der italienischen Schweiz, worinn ihn ein junger Theologe in verzweifelter Noth um die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien in Luzern ansprach. Alsbald ließ er ihm das ganze Geld von München anweisen

und machte seine Amtsreisen vor wie nach in der unbequemen alten Kutsche. Der Mann ist jetzt längst ein eifriger Arbeiter in den auswärtigen Missionen. Aehnliches ereignete sich öfter. Die Summe von Sailers Lebensweisheit ist am klarsten in seinem Brief an seine edle Freundin, die fromme Prinzessin Johanna von Oetingen, ausgesprochen: „Rechtthun und dabei auf Gott allein trauen; zu jedem Tage in die Schule gehen und aus Allem nur die Eine Wahrheit lernen, die uns nie waise läßt; die Bürde des Tages muthig tragen und ohne Noth kein Gewicht daran hängen, denn es hängt sich manches selber daran; für Vieles links und rechts blind, taub und stumm seyn und doch den Sinn gerade und offen halten, um die gerade Bahn durch die Welt zu finden; zuerst in sich selber aufräumen und dann außer sich zur Herstellung des reinen Bodens Hand anlegen; sich von Herzen mitfreuen, wenn Freude Einkehr nimmt, und wenn es geweint seyn muß, hinter den Thränen zum Himmel durchblicken; den Sturm draußen tosen lassen, bis er ausgetoset hat — und ihn nicht hereinlassen; im Freien gern umherwallen, damit sich keine Verhärtung im Eingeweide (des Leibes und des Geistes) ansetze, und dann im Cabinette ein Privatissimum halten mit sich und Einem, der ohne Zunge spricht, ohne Auge sieht, ohne Arm festhält und ohne Herz liebt; kein Körnchen Weihrauch für die Großen opfern und die Großen und Kleinen keines für sich opfern lassen; selbst keine Dornen säen und den Stich nicht achten von denen, die Andere gesäet haben; Almosen geben den Christen, Juden und Heiden — und mit Paulus den Herrn Jesum lieb haben ... Dieß Alles treu thun und sich auf dieß Alles nichts zu gute halten und noch obendrein an die Brust anschlagen, — möchte wohl die beste Weisheit auf Erden seyn; die beste im Himmel lehre Sie der Himmel selber!"

Der innere Friede und Gleichmuth, womit er bei solcher Lebensweisheit einhergieng, bewahrte ihm auch bis in sein höchstes Greisenalter eine ächt jugendliche Frische an Körper und Geist. Die Sonne, die sein Gemüth durchglühete, wehrte den erstarrenden Winter des Alters ab. So starb er denn auch als ein achtzigjähriger Greis, wie er gelebt hatte, einschlummernd im Gefühle der Gegenwart Gottes, am 20. Mai 1832, umgeben von liebenden Verwandten und Freunden. Aus den Händen seines ehrwürdigen Freundes, des Weihbischofes Wittmann, hatte er wenige Tage zuvor im Beiseyn der ganzen Domgeistlichkeit das h. Sterbsakrament mit inniger Andacht empfangen.

Geistliche Lieder von ihm enthält sein vollständiges Lese- und Gebetbuch vom J. 1788, z. B.:

„Eh ich dieß Heut vollendet habe."

Es erschienen von ihm auch: „Herbstblumen. München 1808."

(Quellen: Vorrede des 39. Theils seiner im J. 1830 von Widmer in 40 Bänden bei Seidel in Sulzbach herausgegebenen sämmtlichen Werke. — Charitas. Festgabe für 1838 von Eduard v. Schenk. Regensburg. — „Erinnerung an Sailer" im geistlichen Blumenstrauß von Melch. v. Diepenbrock. 2. Aufl. Sulzb. 1852. — Beiträge zur Biographie Sailers. Aus den hinterlassenen Schriften des sel. Professors Widmer zu Luzern im allgemeinen Religions- und Kirchenfreund. Herausgegeben von Saffenreuter. 1847. Sept. Nr. 75, 76.)

Feneberg, Johann Michael, Sailers Herzensfreund, wurde am 9. Febr. 1751 zu Oberdorf im Allgäu geboren. Frühe schon, wie sein ganzes Leben hindurch, führte ihn der Herr in die Kreuzschule, ließ ihn aber auch stets seine Gnade und den Segen des Kreuzes erfahren. Er war noch nicht neun Jahre alt, als im Oktober 1759 das Haus seines Vaters, der ein Bauer war, niederbrannte und mit demselben 24 andere. Da wäre er um ein Kleines mit seinen sechs Geschwistern ein Raub der Flammen geworden; denn kaum war er zum Haus hinaus, so fiel die abgebrannte Dachrinne dicht hinter ihm herab. Im J. 1762 sandte ihn sein Vater, weil er studieren sollte, auf zwei Jahre in die nahe Reichsstadt Kaufbeuren, worauf er dann sechs Jahre lang in der Lehranstalt bei St. Salvator in Augsburg den Gymnasialunterricht erhielt. Im J. 1770 trat er zu Landsberg, einer Gränzstadt des alten Baierns, in das Jesuitennoviziat und schloß hier und in Ingolstadt, wo er zwei Jahre Philosophie studierte, fürs ganze Leben einen innigen Freundschaftsbund mit Sailer, der in Landsberg im selben Jahr das Jesuitennoviziat mit ihm angetreten hatte. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 kam er als Professor an das Gymnasium zu Regensburg und wurde hier 1775 zum Priester geweiht. Von da kam er jedoch schon im J. 1778 in seinen Geburtsort Oberdorf als Frühmeßpriester. Hier legte er eine Studienschule an, für welche ihm, weil er wegen seiner vortrefflichen Lehrart und ausgezeichneten Behandlungsweise junger Leute allgemein geachtet war, eine namhafte Anzahl von Zöglingen anvertraut wurde. Am allerersten suchte er in denselben den Sinn fürs Heilige auf alle mögliche Weise, besonders auch durch religiöse Gesänge, zu wecken, wie er denn gar oft mit ihnen Claudius rührenden Abendsegen: „der Mond ist aufgegangen" gemeinschaftlich angestimmt hat. Eine Probe seines weis-

lichen Verfahrens gab er einst, indem er, als Zwei sich unfriedlich betrugen, dieselben während des Essens auf den Boden setzte, ihnen aber nur Einen Löffel reichen ließ, so daß der Eine den Andern, wenn er des Löffels bedurfte, mit den Worten ersuchen mußte: „Bruder, sey so gut und gieb mir den Löffel!" Im J. 1785 erhielt er zur Anerkennung seines pädagogischen Wirkens den Ruf als Professor an das mit der damaligen Universität verbundene Gymnasium in Dillingen, wo er im schönsten Einklang mit seinen Mitlehrern, Hörmann, Keller und Weiß, in großem Segen wirkte und „selige Tage" verlebte. Sailer war zu gleicher Zeit Lehrer an der Universität. Nach acht Jahren aber trübte sich daselbst der Himmel, Eifersucht und Lästerung, als ob Feneberg und seine Collegen mit den Illuminaten im Einverständniß wären, zerstörten die blühende Pflanzstätte, und der Bischof von Augsburg, bei welchem besonders Feneberg verdächtigt worden war, sandte im Frühling 1793 eine besondere Untersuchungscommission nach Dillingen und versetzte damit gute Männer, welche die Religion nicht auf die letzte Bank der Schule, sondern überall obenan gesetzt hatten, in die Noth, sich darüber zu rechtfertigen, daß sie so viel Gutes gethan hätten.

Auf das verließ Feneberg seinen Wirkungskreis in Dillingen, wo er selbst rühmt die schönste, wirksamste und segensreichste Zeit seines Daseyns verlebt zu haben, und gieng noch im selbigen Jahr 1793 — „sein Schifflein ins Trockene zu bringen" — als Pfarrer nach Seeg im Allgäu. Hier hatte er besonders zwei große Leiden auszustehen, eines an seinem Beine, das andere seines Glaubens wegen am Geiste. Am 21. Okt. 1793 brach er auf dem Heimweg von seiner Filialkirche zu Lengenwang durch ein unglückliches Ausgleiten auf dem vom Regen glatten Boden den rechten Fuß, so daß das Schienbein beim Knochengelenke hervorragte und Fleisch und Haut durchstochen hatte. Als man ihn in die Pfarrwohnung getragen hatte, reichte er seinem treuen Kaplan Bayer (nachmaligem Pfarrer in Pfronten und später in Dirlewang) ganz getrost die Hand und sagte: „erschrick nicht, ich habe nur ein Bein gebrochen." Gleich darauf aber setzte er, als er dessen Kummer sah, lächelnd hinzu: „**Dominus noster Jesus Christus fecit me labi,**" zu deutsch: „der Herr hat mich heimgesucht." Kein Laut des Schmerzes gieng aus seinem Munde, mit unbeschreiblicher Geduld litt er Alles, kindlich betend hob er die Hände auf gen Himmel und flehete: „Lieber Heiland! du hast doch so Viele geheilet, die dir in deinen Tagen auf

Erden nachgelaufen sind. Du forderst Glauben, aber gerade der ist fast so schwach, wie mein Fuß. Doch du bist es ja selbst wieder, der den Glauben pflanzen und erziehen muß! So gieb mir denn vorerst den Glauben, daß du mir Heil und Rettung schenken kannst. Die Natur möchte gern wieder auf die Beine, doch nicht mein Wille, sondern der deine!" Des Herrn Wille war nun zwar, daß er, noch weitere Frucht für sich und Andere zu schaffen, am Leben erhalten bleiben, ihm aber doch der Fuß abgenommen werden sollte. Bevor das geschah, ließ er sich die h. Communion reichen und während es dann am 15. Nov. geschah, lag seine Gemeinde betend in der Kirche auf den Knieen. Nach großen Schmerzen, die er in stiller Gelassenheit allezeit getragen, fieng er wieder zu genesen an und seine mit herzlicher Liebe an ihm hängende Gemeinde ließ ihm sagen, er solle sie nicht verlassen, sie werden ihn auch nicht verlassen und ihm einen Beitrag zur Tilgung seiner Kurkosten und zur Haltung eines zweiten Kaplans geben. „Siehe!" so sagte er drauf zu seinem Kaplan, „es ist doch gut, daß mich dieses Unglück getroffen hat. Viele Herzen haben Anlaß, sich zu offenbaren, und gewinnen jetzt durch mein Leiden mehr Zutrauen zu meinem Worte, als ich mir außerdem in zehn Jahren durch kein Thun hätte verschaffen können." Bald kehrte auch sein froher Muth wieder zurück, daß er sagen konnte: „Es fällt ja kein Haar vom Haupt ohne Wissen und Willen des himmlischen Vaters: wie sollte ein Menschenbein ohne sein Wissen und Willen vom Leibe heruntergesägt werden können? In gesunden Tagen ward ich oft von Melancholie geplagt, seit dem Beinbruch bin ich von diesem bösen Geiste frei. Ihr lieben Leute, ein Beinbruch ist auch eine Arznei!" Er ließ sich nun einen Stelzfuß machen, weßhalb er sich jetzt meist auch „Einfüßer" — „Stelzenmann" ꝛc. unterschrieb. Und als er nun am Osterfeste im April 1794 mit seinem Stelzfuß im Priesterkleid an einem langen Stock, dem am obersten Theile ein Christusbild eingeschnitten war, zur Kirche gieng und zum erstenmal wieder die Kanzel bestieg und oftmals durch das Uebermaß von Rührung unterbrochen zu seinen treuen Pfarrkindern über die Worte redete: „Er ist schon auferstanden und ist nicht mehr da!" nachdem er zuvor ein brünstiges Dankgebet gethan und sich dem fernern Schutz des Herrn empfohlen hatte, der in seinem Erdenleben keinen Krüppel unerhört von sich entlassen habe: so ergriff die ganze Gemeinde eine unbeschreibliche Rührung und Bewegung. „Er ist wahrhaftig mit Christus aus dem Grabe erstanden und uns neu geschenkt

worden!" so riefen sich die Leute gegenseitig zu. In ihm selbst aber auch war ein neuer Geist erstanden, der sich nun auch in allen seinen Arbeiten zum Besten der Gemeinde offenbarte. Das war der Segen des auferlegten Kreuzes und die Erfüllung seiner Bitte zu Christo auf dem Schmerzenslager: „o könnte ich noch näher zu dir kommen, Herr, nicht nur Ein Bein, beide, und Hände und Kopf dazu, gäbe ich gerne." Er dichtete damals das ungemein schöne, „Kreuz und Liebe" betitelte Lied, das seines Leidenssinnes köstlichste Probe ist:

Liebe und ein Kreuz dazu
Schafft dem Christenherzen Ruh.
Ohne Schmerz täuscht Liebe sehr,
Kreuz ist ohne Liebe schwer. (1.)

Kreuz bei Liebe zeigt, wohin
Gehen soll des Christen Sinn;
Dringt dahin, daß er nichts mein',
In der Lieb, als Gott allein. (2.)

Liebe ohne Kreuz wird blind
Und verführt wohl gar zur Sünd;
Aber Kreuz treibt, stets zu seh'n,
Ob wir auch noch sicher steh'n. (4.)

Ist das Kreuz so ganz allein,
Fühlt der Leidende nur Pein,
Keine Lieb in seinem Herz:
O so brennt zu sehr der Schmerz. (5.)

Aber Liebe giebt ihm Kraft,
Frohen Sinn und Muth, und schafft,
Daß er leidend Wunder thut,
Und am Kreuze liebend ruht. (7.)

O so gieb mir, lieber Herr,
Ich verlange sonst nichts mehr —
Liebe und ein Kreuz dazu,
Und so meinem Herzen Ruh. (8.)

Aber auch das, was er noch auf dem Krankenbett oft unter den an den Fingern hergezählten Wohlthaten, die ihm das hölzerne Bein verschaffen würde, aufgeführt hatte, daß nämlich der Anblick desselben dem Worte Gottes von dem Werthe des Leidens und der Geduld rc. neuen Nachdruck verschaffen würde, sollte er erfahren dürfen an seinen Gemeindegliedern und selbst an Fremden, deren immer Viele in seine Kirche kamen und über seinem Anblick oft bis zu Thränen gerührt wurden. Es machte Eindruck, einen Mann zu sehen, der mit Einem Beine so selig seyn konnte, da es die Meisten mit Zweien nicht vermögen. Diesem Eindrucke konnten auch Krieger nicht widerstehen, wenn deren welche in den französischen Kriegen in sein Haus eindrangen; sie blieben, wenn er ihnen entgegenkam, ehrfurchtsvoll stehen und wurden in seinem Anblicke vorerst zahm, dann milde und brachten ihm manchesmal, statt ihm das Seine zu nehmen. Namentlich gelang es ihm öfters, mit dem Knochen seines abgenommenen Fußes, den er aufhob und mit der Inschrift: „Gott sey Dank durch Jesum für alle das Gute, das dadurch entstanden ist. Alleluja! Alleluja! Alleluja!" als ein tägliches **Memento mori** vor seine Augen auf den Schreibtisch an den Fuß eines dort stehenden Crucifixes legte, seinen seelsorgerlichen Ermahnungen den kräftigsten Nachdruck zu geben,

insbesondere einmal die entzweiten Herzen zweier Ehegatten mit einander auszusöhnen, indem er unter Anderem zu ihnen sprach: „Ihr seyd nun einmal vor Gott zur Ehe mit einander verbunden worden und als Mann und Weib Ein Leib geworden; haßt denn auch ein Mensch sein eigen Fleisch? wirft er eins seiner Glieder von sich, und sucht er nicht vielmehr alle ganz und unbeschädigt zu erhalten? Seht da mein abgenommenes Bein, es nützt mich nichts mehr und doch liebe ichs und behalte es noch bei mir, denn es ist ein Theil von meinem Leibe — — und ihr wollt einander hassen und Eins das Andere verstoßen? Geziemt sich das auch Christen? ... Nun denn, dieses todte Bein, das mit euren Gebeinen am jüngsten Tage auferstehen wird, wird dann vor Gott Zeugniß geben, daß ich euch zur Besserung eures Lebens umsonst ermahnet habe!"

Mehr und mehr lernte er mit Augustinus, Chrysostomus und Fenelon den ganzen katholischen Lehrbegriff im alten apostolischen Geiste auffassen, und Gott schenkte ihm für den Fuß von Fleisch ein neues, ein doppeltes Maß seines Geistes. In dieses Geistes Kraft wirkte er als Prediger und Seelsorger, namentlich seit er auf seine anhaltenden Gebete zum Erlöser um Erlösung in den letzten Monaten des Jahrs 1796 und am Neujahrstag 1797 besonderer Erleuchtungen des h. Geistes gewürdigt worden war, bei welchen Alles in ihm Licht, Liebe und Leben wurde und er einmal meinte, die Seligkeit der Heiligen sey ihm zu verkosten gegeben. Es schloßen sich mehrere heilsbegierige, von ihm erweckte Seelen an ihn an, mit welchen, als mit geistigen Christen, er vor Allem die zwei Lehren trieb — „Christus für uns und Christus in uns; für uns starb er am Kreuze, in uns lebt sein Geist." Namentlich wußte er auch seine Hülfspriester anzufassen und sie, wie man sie bald sammt ihm spottweise nannte, zu „Jesuspredigern" zu bilden. Wir finden unter denselben die edelsten Namen des damaligen katholischen Priesterstandes — Martin Boos, Xaver Bayer, Christoph Schmid, Johannes Goßner, Philipp Nerius Zech, sein allerliebster und dankbarster Schüler. Seine Predigten hatten von jener Geistesbelebung an einen höhern Schwung genommen, er verkündigte als ächt apostolischer Prediger den ganzen Christus, welcher die Menschheit neu schaffet durch den Glauben, der in Liebe thätig ist, der in guten Werken fruchtbar, der in Hoffnung selig ist. Denn er konnte aus dem wirklichen Besitze des göttlichen Reiches von der Besitznehmung desselben göttlichen Reiches sprechen. Immer und vor Allem drang er auf die innerliche Gottesverehrung. So predigte er einmal am

Feste der Apostel Petrus und Paulus in folgender Weise: „Du würdest dich glücklich schätzen, eine Reliquie von den h. Aposteln Petrus und Paulus zu besitzen. Das würde dich aber nichts nützen, wenn du ihre Worte nicht hörtest und ihrem Exempel nicht folgetest. Es giebt also Reliquien von ihnen, die Jedermann haben, und was noch mehr ist, zu seinem eigenen Seelenheile gebrauchen kann. Das sind ihre Exempel und Lehren. Nun solcher Reliquien von den beiden Aposteln will ich heute für euch Alle insgesammt austheilen und einem Jeden mit nach Hause geben — ein Paar Exempel und ein Paar Worte vom h. Paulus (Röm. 8, 18. Röm. 8, 23.) und drei Exempel und drei Worte vom h. Petrus (Luc. 5, 10. Apostelgesch. 12, 11. Joh. 6, 68 f.) ɛc.

Der Geist der Erweckung aber, der aus Seeg in Feuerflammen schlug, erregte Verdacht und erlitt Mißdeutung und Verketzerung beim Bischof in Augsburg, zu dessen Diöcese Feneberg gehörte. Und so erschien im Februar 1797 plötzlich ein bischöflicher Commissär in seinem Hause, ließ in seiner Abwesenheit Pult und Schränke erbrechen und nahm alle Papiere mit fort, worauf er dann mit Bayer und Siller auf den 30. August vors bischöfliche Generalvikariat nach Augsburg zur Untersuchung geladen wurde. Nun begann also das zweite große Leiden für ihn — das am Geiste um seines Glaubens willen. Er wurde mit seinen Freunden zu den Mönchen in die geistlichen Exercitien geschickt und mußte dann mißverstandene Propositionen, die er gar nie gemacht hatte, abschwören. Obgleich man sonst nichts auf ihn aufzubringen wußte, erhielt er doch keine öffentliche Genugthuung für diese ganze Herabsetzung und Kränkung seines Credits vor den Augen der katholischen Gemeinden, ja er mußte noch seinen treuen Kaplan Bayer entlassen, nachdem ihm zuvor schon sein anderer Kaplan, der geistreiche Martin Boos, weggesprochen worden war, und sah sich nie sicher, ob er nicht, wie man es mehreremal versuchte, von seiner Pfarrei versetzt werde. Er aber als ein ächter Christ schrieb noch verwundet von den feindlichen Streichen am 28. Dez. 1797 am Schlusse eines seine „Gesinnungen“ über seine ungerechten Richter darlegenden Aufsatzes: „Es sey verziehen, das immer zu verzeihen ist — und ich denke, — es ist sehr wenig zu verzeihen. Gott sey ihnen gnädig, wie mir — und rechne ihnen lieber gar nichts zur Sünde von alle dem, was sie an uns gethan haben. Amen!“ Auch sah er es ein: „die Lästerungen, die wie Waldströme über ihn und seine Freunde sich ergoßen, und die Drückungen, die damit Hand in Hand giengen, waren unent-

behrliche Schutzgeister, die am Heerde umherstehen und Wache halten mußten, daß sich mit dem Feuer kein unreines vermischte, oder auserlesene Scheidekünstler, welche die Schlacke, die sich unbemerkt mit dem Golde vermischt hätte, durch die Macht des Probefeuers von dem Golde scheiden konnten."

Gerne wäre Feneberg in Seeg als Pfarrer bis an sein Ende geblieben, zumal nachdem Baiern das Hochstift in Besitz genommen hatte und er endlich Ruhe bekam von den steten Gehässigkeiten des bischöflichen Stuhls gegen ihn und seine Freunde, besonders den ihm sehr am Herzen liegenden Martin Boos. Allein das zu geringe Einkommen — „zu gering," wie er selbst sagte, „für einen Pfarrer mit Einem Beine und für zwei Kaplane, die er eben deßwegen halten mußte, weil er nur Ein Bein hatte," nöthigte ihn zuletzt, eine andere Pfarrei zu suchen. Er hatte nämlich neben dem Kreuz, das Jedermann an ihm in die Augen fiel, noch ein geheimes Hauskreuz zu tragen, und das heißt: Armuth und Verschuldung, welche drückende Bürde aber rein bloß auf Rechnung des Unglücks zu schreiben war. So verhalf ihm denn der Domherr Mastiaux, der ihn in Dillingen kennen lernte und manchmal in Ulm als Landesdirektionsrath und Referent in Pfarrsachen für leere Stellen würdige Männer aussuchte, zu der Pfarrei Vöhringen bei Ulm. Dahin zog er denn nun unter den Thränen der verlassenen Gemeinde am 15. Merz 1805 nach zwölf Jahren, die ihm zu Seeg im steten Wechsel von Freude und Leid dahingeflossen waren. Hier durfte er denn auch, die Drangsale des Krieges und den Druck der Zeit abgerechnet, manche „frohe Tage und viele himmlische Stunden" genießen. Er durfte auch die treue Durchhülfe seines Gottes, zu dem er sich so kindlich-traulich hielt, daß er einmal sagte: „lieber Gott, wenn ich nicht Du zu dir sagen dürfte: wir paßten nicht zusammen", in manchen erfreulichen Proben erfahren. Nur diese Eine stehe hier: Einer um des Glaubens willen verfolgten und zum Auswandern genöthigten Person hatte er einst zwei Kronenthaler, seine ganze Baarschaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. Nach mehreren Jahren, als ihn seine Schuldenbürde, die ihm nicht von der Schulter genommen wurde, bis das Grab mit allen Leiden der Zeit auch das verschlang, besonders drückte und er darüber zu Gott, dem Herrn, betete und in kindlicher Einfalt mit ihm redete, fiel ihm dieses Reisegeld ein. Da sagte er zu dem Herrn: „da hab ich dir auch einmal zwei Kronenthaler gegeben und du hast sie mir noch nicht zurückgegeben, und ich habe

sie jetzt so nothwendig, gieb mir sie!" Bald nach diesem Gebete öffnete sich die Thüre und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Als ers öffnete, so wars eine Liebesgabe, die ihm eben jene Person, welcher er die zwei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermöglichen christlichen Manne bewirkt hatte. Scham, Dank, Freude, Verwunderung erfüllten sein Herz, das also sein Vertrauen mit Rettung gekrönt sah. Nichts lag ihm mehr an, als schuldenfrei sterben zu können, damit nach seinem Tode kein fremder Heller unbezahlt bleibe. Deßhalb legte er sich auch die härtesten Opfer auf, die ihn selber opferten. So entließ er der Ersparniß wegen nach vier Jahren seinen Kaplan und nahm bei seiner Krüppelhaftigkeit, wie er seinen Leibeszustand nannte, die Bürde der Seelsorge ganz allein auf sich; so versagte er sich zuletzt auch den wenigen Wein, den er als Stärkungsmittel seither genossen hatte. Und so konnte es nicht fehlen, daß eine plötzliche Entkräftung eintrat. Das geheim brütende Uebel warf sich auf die Augen, und er stand in Gefahr, zu erblinden, daß er darüber ausrief: „Gütiger Himmel, hast du am rechten Fuße noch nicht genug, willst du auch das Auge noch?" Seine Freunde, die alle Kosten auf sich nahmen, nöthigten ihn, zu dem vortrefflichen Augenarzt Walter nach Landshut zu reisen, wo er zum letztenmal noch mit seinem Sailer zusammenwohnte. Die Augen wurden zwar wieder sehend, er wäre aber auch zufrieden gewesen, wenn nur seine Geistesaugen sehend geblieben wären. Allein der Todeskeim lag schon in ihm. In den letzten Tagen des Septembers 1812 erkrankte er ernstlich. Wie in seinem Leben mancherlei Prüfungen über ihn ergangen waren, so suchte der Herr ihn nun auch noch auf seinem Krankenlager mit Leibes- und Seelenleiden heim. Nirgends fand sein Körper ein ruhiges Plätzchen und sein Geist seufzte ebenfalls nach Licht und Trost, wie er denn einigemal sagte: „mir ist bange, sehr bange" und seinen jugendlichen Schüler und Freund Zech bat, ihm den 50. Psalm, das de profundis, vorzubeten. Das Wort Gottes war, wie in seinem Leben, so auch jetzt seine Erquickung und seine Labsal. Mit herzzerschneidendem Tone sprach er eines Tages, er wolle doch sehen, ob seine Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit das Erbarmen des Herrn ermüden könne, und bewährte so seinen demüthig-freimüthigen Kindersinn und sein felsenfestes Vertrauen auf Christus, womit er stets geziert war, noch im Angesicht des Todes. Als er am 2. Okt. das Sterbsakrament empfieng, betete er in Gegenwart seiner Hausgenossen und mehrerer Pfarrkinder die offene Schuld mit

einem Tone, der das Innerste ergriff, und kurz ehe die Krankheit ihm die Besinnung raubte, ermahnte er noch herzangreifend alle Umstehenden zum Glauben, zum Vertrauen auf Christus, zum Frieden, zu allem Guten in Christus. Dann verfiel er, der für sich keinen andern Wunsch mehr hatte, als aufgelöst zu werden und bei Christo zu seyn, in einen tiefen, zweimal 24 Stunden anhaltenden Schlaf. Kurz vor seinem Ende, am 12. Okt. 1812, kamen noch seine Freunde, Pfarrer Engelhardt und Christoph Schmid, und unter deren Gebet und Segen schlummerte er hinüber — so sanft, daß man es nicht einmal bemerkte. Seine Leiche war so schön anzusehen, daß Schmid darüber ausrief: „o schaut ihn an, das ist ja wahrhaft ein apostolisches Gesicht!" und sein Tod weckte in den Zuschauenden tiefe Gefühle des ewigen Lebens. Sailer hat ihm folgende bezeichnende Grabschrift verfaßt:

Das Taufbuch nannt' ihn Michael,
Der Freunde Chor — Nathanael.
Er wars — ohn' alles Falsch und Ziererei,
Stillsinnig, fromm, gerad und froh dabei.
Geberd und Gang und Wort — kein Kunstgemächt —
Blieb wie sein Herz, einfältig, schlicht und recht.
Er stets der Wahrheit Zeuge, kühn und frei
Und seinem Christus bis ans End getreu.
Ihm, ihm sang er manch schönes Lied
Rein, traulich, klar, wie sein Gemüth.
Das Schönste doch — gelang ihm nur
In heißer, heißer Leidensgluth:
Da schaut' sein Aug' der Liebe Spur,
Da sang sein Geist: „Der Herr ist gut,
Ist gut, und war es allezeit,
Und wird es seyn in Ewigkeit."
Im Glauben an dieß Gotteswort
Glüht ihm vor Freude sein Gesichte,
Er fühlt die Stelze nicht,
Scheut nicht des Tages Jammer,
Scheut nicht des Todes letzte Noth —
Geht, wie in eine andre Kammer,
Von seinen lieben Freunden fort,
Und ist daheim bei seinem Gott!

Um sein Herz durch Musik zu heben, hatte er, schon in reifern Jahren stehend, noch auf der Mandore spielen gelernt. Dazu schuf er sich denn seine Lieder selbst und sang sie sich auch selber vor. Manchmal sang sein Kaplan Bayer mit. Solch ein Lied im harmonischen Kreise, auch noch mit andern Freunden gesungen, gehörte zu seinen liebsten Unterhaltungen. Seit seiner Geistesbelebung hatten seine Lieder einen höhern Ton genommen, nur die Einfalt blieb. Sailer, der in Fenebergs Lebens-

beschreibung zehn derselben zur Probe mittheilt, äußert sich also: „Dichter war Feneberg selber nicht, aber gewiß ein Sänger. Ich will sagen: an seinen christlichen Liedern, die ihm warm und weich aus der Seele floßen, weil sie ihm die heilige Musik eingegeben hatte, spiegelte sich jene Herzlichkeit und Einfalt seines Sinnes, die ihm nicht Zeit ließ, an Ausdruck und Reim so lange zu feilen, bis das Leben des Gefühles in den engen Schranken der Regel zu erstarren drohte.“ Auch der Kaplan Fuchs in Pfronten hat in seine „Sammlung erbaulicher Lieder zum Gebrauche in christlichen Häusern. Kempten 1812.“ neun derselben aufgenommen. Erwähnenswerth sind:

„Ein neu Jahr, mild und gut“ — am Neujahrabend 1810.
„Liebe und ein Kreuz dazu.“
„Schlecht und morsch ist meine Hütte“ — Hauslied den 8 Mai 1809 — oder nach A. Knapps Bearbeitung (Liederschatz Nr. 2619):
„Möcht hier eine Gotteshütte.“
„Zeig, Vater! daß du Vater bist.“

(Quellen: Aus Fenebergs Leben. Von J. M. Sailer. Mit dem Bildniß des Verblichenen. München 1814.)

v. Wessenberg, Ignaz Heinrich Carl, Freiherr von Ampringen, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands, das zu den frühesten Ministerialen der alten Grafen von Habsburg gehörte und im Breisgau seßhaft worden war. Er wurde 4. Nov. 1774 zu Dresden geboren, wo damals sein Vater östreichischer Gesandter war. Schon als Jüngling erhielt er, nachdem er den geistlichen Studien sich zu widmen angefangen hatte, Domherrnstellen in verschiedenen deutschen Hochstiftern. Der erleuchtete Carl Theodor v. Dalberg, Fürstprimas des Rheinbundes, machte ihn im J. 1800 zu Domdechanten und im J. 1802 zum Generalvikar seines Bisthums Constanz. In dieser Stellung hob er die meisten Klöster auf und errichtete mit ihrem Vermögen eine große Armenanstalt und eine Bildungsanstalt für junge Geistliche; in freisinnigem Geiste reformirte er die Schulen, führte deutschen Kirchengesang ein, veredelte die kirchliche Liturgie und suchte besonders auch durch Abfassung kleiner Schriften, die er in Menge verbreiten ließ, mit glühendem Eifer und unerschütterlicher Ausdauer den finstern Aberglauben zu verdrängen und religiöse Aufklärung zu verbreiten. Neben Werkmeister in Würtemberg und Johann Michael Sailer, Professor in Landshut und zuletzt Bischof von Regensburg (s. oben), übte er als Vorkämpfer einer unabhängigen deutschen Kirche gegen Rom und als Prediger reiner christlicher Liebe und Moral den größten Einfluß. Im J. 1814 ernannte ihn Dalberg mit Genehmigung des

Großherzogs von Baden zum Coadjutor und bezeichnete ihn als seinen Nachfolger im Bisthume Constanz. Schon damals riß sich deßhalb die katholische Schweiz vom Bisthum Constanz los. Als ihn aber dann das Domkapitel im J. 1817 nach erfolgtem Absterben Dalbergs zum Bisthumsverweser bezeichnete, verweigerte der päbstliche Stuhl die Bestätigung, angeblich „ob gravissimas causas." Seine reformatorische Tendenz, die sich in Einführung deutscher Kirchengesänge, in Anordnung von Pastoralconferenzen, feinerer Fassung der Kirchenlehre, des Ritus, der Kirchenverwaltung, namentlich auch in Bezug auf die gemischten Ehen, kundgab, machte ihn in Rom verhaßt, obgleich man ihm keine bestimmte Ketzerei nachweisen konnte. Es half ihn auch nichts, daß er sich am 18. Juli 1817 persönlich vor dem Pabste selbst in Rom verantwortete. So stand er, obgleich die römische Curie ihm fort und fort die Bestätigung verweigerte und ihn hart angriff, 25 Jahre lang, bis zum J. 1827 dem Bisthum Constanz vor als ein hellleuchtendes Licht, allgemein geachtet und geliebt und von seinem Landesfürsten vor den Feindseligkeiten Roms geschützt. Im letztgenannten Jahre aber wurde das Bisthum Constanz in Folge eines Concordats, das Baden mit dem Pabste schloß, aufgelöst und Wessenberg von seiner Stelle verdrängt. Er lebt nun seitdem als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit in Constanz und trat nur noch als Deputirter in der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung öffentlich auf.

Im J. 1828 gab er neben vielen religiösen Schriften, in welchen sich ein ästhetisch-gemüthlicher Rationalismus in gewinnender Klarheit und Milde ausspricht, ein „christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch" zu Constanz heraus, nachdem drei Jahre zuvor von ihm erschienen waren: „Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung der Christen. Constanz 1825." Schon im J. 1806 war übrigens von ihm das Lied: „Heiligster, nach deinem Bilde" in der Zeitschrift: „Isis" erschienen, wie auch Werkmeister in sein Gesangbuch vom J. 1807 (S. 133) einige seiner Lieder aufgenommen hatte, z. B.:

„Blick, o Gott, mit Wohlgefallen."
„Vater, dessen Huld das Leben."

Aus seinen „Lieder und Hymnen" vom J. 1825 sind zu nennen:

{ „Geist der Wahrheit, Geist der Liebe" oder:
{ „Geist vom Vater und vom Sohn" — W. G. Nr. 202.
„O Sohn des Vaters, Jesu Christ."

Sein Name hat überhaupt auch als Dichter einen guten Klang. Mehrere religiös-didaktische Gedichte erschienen von ihm, z. B. zu Stuttgart im J. 1831 eines unter dem Titel: „Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings.“ Andere sind: Fenelon — Irene — Franz und Paul ꝛc. Seine „sämmtlichen Dichtungen“ gab Cotta heraus im J. 1833. Seine lyrischen Produkte sind die bessern. „Sie tragen“ — sagt die Euphemia — „das Gepräge einer hohen Begeisterung für alles Große, Edle, Schöne, eines zarten innigen Gefühls für die leisesten Stimmen göttlicher Offenbarung in Natur und Geschichte, einer liebenden Theilnahme an allem Geschick der Menschheit, einer herzlichen Sehnsucht nach dem Frieden Gottes auf Erden.“ Auch hat Wessenberg das Verdienst, zuerst im J. 1802 auf die Gedichte Spee's wieder die Aufmerksamkeit hingelenkt zu haben.

(Quellen: Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund nebst einer Beilage unter dem Titel: Euphemia. Herausgegeben von Saffenreuter. 1846. Nov. Nr. 41. — Sonstige Notizen.)

3) Die altglaubige Richtung.

Der durch Spener und Franke angeregte fromme Sinn erlosch auch in dieser Zeit der einseitigen Verstandesrichtung nicht ganz in der evangelischen Kirche Deutschlands. Im Kern des Volkes und in kleinern Kreisen, meist verborgen vor der Welt, lebte der alte Christenglaube mit seinem treuen, kindlichen Festhalten am Worte Gottes noch fort. Das öffentliche kirchliche Leben gieng freilich immer mehr zu Grund; Speners Vorschläge zur Einführung einer weisen, kirchlichen Zucht und Verfassung blieben unbeachtet, das kirchliche Regiment in den Händen der Landesfürsten und der von ihnen durchaus abhängigen Consistorien verweltlichte sich immer mehr, die Kirche, statt sich aus sich selbst heraus frei zu entwickeln, kam in immer drückendere Abhängigkeit vom Staat. Die Kirchenzucht zerfiel, die Bande des Glaubens, welche seither die Glieder der Kirche verbunden hatten, lösten sich, und ein trauriger Zustand der Zerrissenheit und des Indifferentismus trat ein und die Unsittlichkeit wuchs in bedauerlichem Grade. Das war die traurige Frucht des zur Herrschaft gelangten Territorialsystems, der Verknechtung der Kirche unter den Staat. So zog sich denn jener fromme Sinn aus dem öffentlichen kirchlichen Leben immer mehr in das häusliche und Privatleben oder in die Stille des Gemüths zurück; durch die von Spener gegründeten Privatversamm-

lungen war ihm noch ein Grund und Boden gesichert, und diese weit verzweigten Privatversammlungen waren es, welche dem starken Gewässer des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen noch einigermaßen einen Damm entgegensetzten, daß nicht die ganze Kirche davon überfluthet und verwüstet wurde. Die unter dem Volke zahlreich verbreiteten gottseligen Schriften der Spenerisch-Franke'schen Schule erhielten unter demselben fortwährend noch das Bibelchristenthum, den Eifer im Lesen der h. Schrift und den Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes und Heiland der Sünder. Da und dort leuchteten auch noch einzelne fromme Männer auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel oder als Schriftsteller, wie Leuchtthürme in der dunkeln Nacht, und bewahrten in ihren Kreisen den Christenglauben, wie z. B. ein Gottlieb Christian Storr auf der Universität Tübingen, ein Seiler in Erlangen, ein Carpzov in Helmstädt, ein Reinhardt auf der Dresdener Kanzel, ein Oberlin im elsäßischen Steinthal. Solche Männer wurden jetzt die Vertreter des kirchlichen Glaubens, und das Verhältniß, das wir in der vorigen Periode trafen, wo die Anhänger Spener's und Franke's der Heterodoxie beschuldigt wurden, kehrte sich nun geradezu um; jetzt wurden sie die Bewahrer der Orthodoxie wider den heterodoxen Rationalismus.

Am meisten hatte noch das christliche Glaubensleben seinen stetigen, sichern Fortgang in der

Herrnhuter Brüdergemeinde.

Dr. Leo, Professor in Halle, hat in seiner Universalgeschichte über Zinzendorf das treffende Zeugniß abgegeben: „Als die theologische Wissenschaft den Tempel des Herrn zu untergraben anfieng, trug Zinzendorf, größtentheils von armen und einfachen Menschen unterstützt, von den Reichen und Gebildeten dagegen verspottet und verfolgt, den Altar mit dessen Heiligthümern, und unter ihnen auch den Riß des Tempels, daß er einst wieder sich erheben könnte, in ein Gezelt, das auf festem Boden stand, um sie zu retten, — zu retten für die ganze protestantische Welt. Das ist sein welthistorisches Verdienst. — Daß er wunderliche, zum Theil geschmacklose Formen des Ausdrucks und der Darstellung wählte — was man ihm bis heute zum Vorwurf macht, war sein und seiner Stiftung Glück, denn dadurch ist diese behütet worden vor der Betheiligung der Halben und Unlautern — vor dem schwersten Aussatze, von welchem ein Werk, wie das seinige, befallen werden kann, und dem es im Augenblick

preisgegeben ist, wo es in Formen auftritt, die den Beifall der Welt erhalten. Allerdings war Zinzendorf auch in der Lehre einseitig; aber das mußte er seyn im Gegensatze zur Krankheit seiner Zeit. Im Gegensatze zur natürlichen, philosophischen Religion, die da meinte, mit Gott dem Vater oder mit dem Geist allein auskommen zu können, und dadurch auf ganz irreführende Wege gerieth, mußte er vor allen Dingen accentuiren, daß es kein Heil gebe, außer in Christo (dem Gekreuzigten, 1 Cor. 2, 2.), — daß alle Tugend, die etwas Anderes ist als das Durchglänzen der Liebe Christi, nur ein Glanz eitler Selbstgefälligkeit, der tiefsten und tödtlichsten Sünde, sey und bleiben müsse. Daß darum, weil Zinzendorf in seiner Lage vor allen Dingen ein Glied (und zwar das Herz) der Lehre accentuirte, die Herrnhutische Lehre noch nicht auf Abwege gerieth, beweist vor allen Dingen die aus diesen Kreisen hervorgegangene **Idea fidei fratrum** Spangenbergs." So hat die Herrnhuter Gemeinde das Kleinod der evangelischen Kirche, das Wort vom Kreuze, in ihrem Schooß am treusten und besten bewahrt, während in der großen kirchlichen Gemeinschaft die Gewässer des Unglaubens und philosophirender Flachheit alle Dämme durchbrachen und das Land des alten Christenglaubens überschwemmten. Diese von der Welt abgesonderte und vor dem Weltgeist eben damit besser verwahrte Gemeinde wurde zur Zeit des Abfalls, den Zinzendorf vorhersagte, ein Pella und ein evangelischer Feuerheerd, daß der alte innige Bibelglaube und die Anbetung des Sohnes Gottes, unseres einigen Heilandes, nicht erlosch in der Christenheit. Das prophetische Wort Offenb. 12, 6. wird deßhalb von Manchen auf sie gedeutet. Ueber dem klärte sich aber in ihr selbst auch der überschwängliche Gefühlsdrang, an dem sie früher litt, immer mehr ab und ward in die rechten Glaubensschranken eingelenkt; nüchterne Männer, gesund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld nach dem Sinn Pauli (Tit. 2, 2.), wurden die Leiter der Gemeinde.

So beschloß denn auch die Brüderunitätsdirektion im J. 1775, ein neues Gemeingesangbuch zu veranstalten, „in welchem noch mehr, als bereits im Londoner Gesangbuch, bei den Gesängen Alles auf den festen Grund der h. Schrift zurückgeführt und alle Abweichungen von deren Geist und Wort, welche aus der Zeit ihrer schnellen Ausbreitung von 1740—1750 sich etwa noch erhalten hätten, beseitigt werden sollen, ohne jedoch von dem Eigenthümlichen das Gute und Erbauliche wegzuwerfen." Damals führte Spangenberg das Bischofsamt. Den Auftrag

aber zur Abfassung des neuen Gesangbuchs erhielt der vieljährige seelenvolle Organist und Musikdirektor Christian Gregor und der Prediger Heinrich v. Bruiningk, nebst dem feingebildeten Uebersetzer Horaz'scher Oden und David'scher Psalmen, C. W. v. Wobeser in Herrnhut.

Diese suchten nun, freilich ohne daß einer von ihnen ein eigentliches Dichtertalent gehabt hätte, bei ihrer Arbeit „alles Auffallende und zu kühn Scheinende zu vermeiden und die Geheimnisse des Glaubens nur in schlichter, demüthiger Form, auch für die Blödesten verständlich zu geben." Namentlich an Zinzendorfs Liedern nahmen sie viele Verkürzungen, oft auch starke Veränderungen und Einschiebungen selbstgedichteter Verse vor oder bildeten aus mehreren seiner Lieder zusammengefügte Bruchstücke, so daß, wie A. Knapp sagt, Zinzendorfs geistliche Dichterphysiognomie in ihrem erhabenen Profil sich aus diesem Gesangbuch nicht erkennen läßt. Auch gaben sie die meisten alten Kernlieder der Gesammtkirche allzu verstümmelt, oft nur mit einigen Versen.

In solcher Bearbeitung erschien nun, aus 1750 Nummern bestehend, das neue Gesangbuch zu Barby im J. 1778, in welchem auch Spangenbergs „Idea fidei fratrum" an den Tag trat. Gregor lieferte als der „Assaph Herrnhuts" viele Lieder zu demselben. Im J. 1806, fünf Jahre nach Gregors Tod, wurde noch ein Nachtrag dazu veranstaltet, welcher 278 Nummern umfaßt — meist Einzelverse, die theils aus Gemein- und Chorfestpsalmen, theils aus andern Gelegenheitsgedichten zum öffentlichen und zum Privatgebrauch ausgehoben wurden.

Hiemit beginnt, nach der eigenen Bezeichnung der Herrnhuter, die zweite Periode der Brüderlieder. In diese Periode gehören folgende Dichter:

Gregor, Christian, geb. 1. Jan. 1723 zu Dirsdorf bei Reichenbach in Schlesien, wo seine Eltern als rechtschaffene und fromme Bauersleute lebten. Während er als ein siebenjähriger Knabe im J. 1730 am Charfreitag in der Kirche war, erhielt er durch diese Feier des Todes Jesu einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck in sein Herz. Als nämlich bei den Worten: „Jesus neigte sein Haupt und verschied" plötzlich alle Glocken zu läuten anfiengen und der Prediger mit der Gemeinde auf die Kniee fiel und nun während eines stillen Gebets, ohne Sang und Klang, viele Thränen vergossen wurden, kam der Geist Gottes so mächtig über seine junge Seele, daß die nun folgende Predigt des Pfarrers Conrad „von der undankbaren Lieblosigkeit gegen Jesum" ihn so sehr

erschütterte, daß er etliche Tage weder aß noch trank, sondern sich immer mit Jesu beschäftigte und das Gelübde that, er wolle ein gutes Kind werden und den Herrn Jesum von Herzen lieb haben. „Von dieser Zeit an," so bezeugt er es selbst, „war ich nie ganz todt in meinem Herzen und wurde über Alles in meinem Gewissen bestraft, was ich irgend nicht recht machte." Als nun ein Jahr darauf seine Mutter, die eine erweckte, innige Seele war, starb und ihn mit ihren letzten Worten herzlich zum Bleiben bei Jesu ermahnte, so machte das einen solchen Eindruck auf ihn, daß das Gedächtniß daran ihm noch in manchen spätern Jahren in vielen Versuchungsstunden überwinden half. In seinem zehnten Jahre nahm ihn der fromme Graf v. Pful in sein Haus auf, wo er an dem Unterricht der Kinder des Grafen Antheil nehmen und beim täglichen Hausgottesdienst zugegen seyn durfte. Nach seiner Confirmation erhielt er von dem Pfarrer Conrad noch weiteren Unterricht in den für den Schullehrerberuf nöthigen Fächern und der treffliche Schulmeister in Dirsdorf lehrte ihn das Orgelspiel, in dem er sich später so sehr auszeichnete; einen denkwürdigen Unterricht gab ihm aber der Herr selbst um diese Zeit. Er befand sich nämlich im Sommer des Jahrs 1738 eines Tags mit einem andern Knaben im Kirchthurm, um zu läuten; da schlug ein Blitzstrahl mit großem Krachen in den Kirchthurm ein und zerschmetterte den Boden über ihnen und zwei Böden unter ihnen, ohne daß sie den geringsten Schaden gelitten hätten. Von dieser merkwürdigen Bewahrung sagt er: „Das war eine ernstliche Weckstimme für uns, mehr als bisher zu bedenken, was zu unserem Frieden diene." Es wollte bei ihm aber immer noch nicht zu einer wahren Bekehrung kommen; sein natürlicher Leichtsinn regte sich fort und fort. Da durfte er einsmals nach überstandener Lehrzeit als ein siebenzehnjähriger Jüngling im J. 1740 die gräfliche Familie nach Herrnhut begleiten. Was er hier sah und hörte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an wünschte, sich an die Brüdergemeinde anzuschließen. Doch hatte er keinerlei Aussicht, hier seinen Unterhalt zu finden. Als aber nun einige Zeit hernach, während des ersten schlesischen Kriegs, ein Husar ihm die geladene Pistole vor die Stirne setzte, gelobte er Gott, wofern er sein Leben erhalte, zur Brüdergemeinde zu gehen, und wenn er sich auch die größten Mühseligkeiten sollte gefallen lassen müssen.

Er hielt nun auch wirklich sein Gelübde und gieng, obgleich ihm gerade jetzt eine annehmliche Schul- und Organistenstelle in seiner Hei-

math angeboten wurde, im J. 1742 nach Herrnhut. Hier fand er bald angemessene Beschäftigung in der Schule und auf der Orgel, seine Seele aber fand nun die wahre Ruhe und gab sich willenlos dem Herrn hin. Er war anfangs Hausvater und Rechnungsführer im gräflich Zinzendorf'schen Hause und verheirathete sich im J. 1751 mit Marg. Susanna Rasch, mit der er gegen fünfzig Jahre in einer glücklichen, mit fünf Kindern gesegneten Ehe lebte. Bald wurde er auch zum Kirchendienst gebraucht und im J. 1756 zum Diakonus geweiht, wo er sodann Singstunden und andere Vorträge hielt. Zugleich wurde er zum Organisten und Musikdirektor der Brüdergemeinde in Herrnhut erwählt. Als solcher trug er durch sein seelenvolles, gefühlvolles, obwohl höchst einfaches Orgelspiel ungemein viel zur Erbauung der Gemeinde bei; durch seine Vorspiele schon, die ganz dem Geiste des zu singenden Liedes angemessen waren, erhielt die Gemeinde immer die schönste Vorbereitung und Stimmung; der Herr ließ es ihm oft wunderbar gelingen, die Gemüther der Zuhörer in die Nähe und Gegenwart des Herrn zu leiten. Im J. 1764 wurde er zu einem Mitglied der Unitätsdirektion gewählt, in der auch Spangenberg mit ihm sich befand, und in der er sofort bis an sein Ende blieb. Er wirkte in dieser Stellung gar viel, bald beim Rechnungswesen, bald in der Missionssache. In letzterer besuchte er von 1770—1772 die Gemeinden und Missionsstationen in Nordamerika. Darnach suchte er gegen Ende des Jahres 1774 die im J. 1765 von der Brüdergemeinde neu angelegte Stadt Sarepta an der Wolga, im russischen Gouvernement Saratow, auf, welche von dem gegen die Kaiserin Catharina sich empörenden Pugatschew ganz geplündert worden war, und erschien hier wie ein tröstender Engel Gottes in der schweren Noth.

Im J. 1787 aber, nachdem er drei Jahre zuvor das neue Choralbuch für das von ihm 1778 herausgegebene Brüdergesangbuch bearbeitet hatte, schickte ihm der Herr eine Demüthigung zu, wie er sie noch nie erfahren hatte. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich theils durch allzu große Trauer über den Tod seiner ältesten Tochter, theils durch zu angestrengtes Arbeiten zugezogen hatte. Hievon erzählt er selbst: „Während dieser Krankheit deckte mir der Herr meine Verwerflichkeit in „solchem Grade auf, daß mir Hören und Sehen vergieng und aller „Glaubenstrost wegfiel. Jede Verschuldung von meiner Jugend auf, jede „Unterlassung in der Heiligung an Leib und Seele, jede Läßigkeit im „Dienst des Herrn stand mir mit den lebhaftesten Farben als verdam-

„mungswürdig vor Augen. All mein Gutes erschien mir als unrein, mit „Eigenliebe und Selbstgefälligkeit befleckt. Tag und Nacht seufzete ich „um Gnade; aber erst nach und nach, durch anhaltendes Gebet, durch die „Fürbitte und freundschaftlichen Tröstungen viel geprüfter, mir innig ver= „bundener Männer und durch eine Reise, die ich im Frühjahr machte, „kam Licht und Trost in meine Seele, und ich konnte dem Herrn danken, „daß er mich gedemüthigt und durch so schwere Trübsal tief in sich ge= „gründet hatte. Durchdrungen von jenen Erfahrungen schrieb ich im „J. 1791 zu meinem eigenen Gebrauch „„kurze Gebete und Betrach= „tungen in Versen““ nieder, die ich nachher drucken ließ.“ Den Kern seiner aus solchen Erfahrungen entsprungenen Gefühle* enthält sein unvergleichlich schönes Lied:

Ach! mein Herr Jesu, dein Naheseyn
Bringt großen Frieden ins Herz hinein;
Und dein Gnadenanblick macht uns so selig,
Daß auchs Gebeine darüber fröhlich
Und dankbar wird.

Im J. 1789 wurde er an die Stelle des hochbetagten Spangenberg als Bischof der Brüdergemeinde erwählt, und blieb als solcher bis an sein Ende im Wirken für die Sache des Herrn unermüdet thätig, wozu ihn auch seine feste Gesundheit befähigte. Noch am 6. Nov. 1801, seinem Todestage, wohnte er einer mehrstündigen Conferenz der Unitätsdirektion bei, in der er noch recht aufgeweckten Geistes war. Nachmittags besuchte er im nahegelegenen Herrnhut einige Freunde, kehrte aber müde und engbrüstig nach Berthelsdorf zurück, wo ihn ein Schlagfluß in seinem acht= undsiebenzigsten Jahre sanft und schnell von hinnen rief. Seine Collegen gaben ihm das Zeugniß: „Sein durchaus rechtschaffener, dem Herrn ganz „ergebener Sinn, seine Bereitwilligkeit, überall zu dienen, seine uner= „müdliche, treue Amtsthätigkeit, seine freundliche Menschen= und Bruder= „liebe, die ihm allgemeines Vertrauen erwarb, sein unverwandter Blick „auf die ewige Heimath und seine Gabe, den Namen des Herrn in Lie= „dern zu erhöhen, sichern dem Seligen unter uns ein unvergeßliches An= „denken.“ Er selbst schloß seinen eigenen Lebenslauf mit dem Verse:

Wer mir einst den Nachruf hält,
Sag' es noch an meinem Grabe,
Daß ich auf der weiten Welt
Nichts von mir zu rühmen habe,
Und nur auf Barmherzigkeit
Hoff' in Zeit und Ewigkeit.

---

* Weiteres s. II. Nr. 191.

Er gab heraus: „Gebete und Betrachtungen in Versen auf alle Tage des Jahrs. Neudietendorf 1795.“ Seine geistlichen Lieder, deren das neue Brüdergesangbuch vom J. 1778 nicht weniger als 106 enthält,* zeichnen sich durch eine große Liebesinnigkeit gegen den Gekreuzigten aus, die sich in einer einfachen, herzlichen Sprache äußert. Die gediegensten sind:

„Ach! mein Herr Jesu, dein Naheseyn“ — W. G. Nr. 191.
„Du, deiner Zeugen Trost und Licht.“
„O angenehme Augenblicke.“

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1843. Nr. 1. — nach handschriftlichen Nachrichten.)

v. **Bruiningk**, Heinrich, der Mitarbeiter Gregors bei Herausgabe des Herrnhuter Gesangbuchs von 1778 und dessen Vorgänger im Bischofsamt der Brüderkirche. Er wurde geboren 29. August 1738 zu Riga. Kurz vor seiner Geburt war sein Vater, der liefländische Probst Justus v. Bruiningk zu Wolmar, durch das Lesen der Berliner Reden Zinzendorfs erweckt und für die Sache der Brüdergemeinde gewonnen worden, zu der er auch neun Jahre später mit Niederlegung seiner Kirchenämter förmlich übertrat. Schon als Kind im elterlichen Hause faßte er bei öftern Besuchen von Gliedern der Brüdergemeinde, unter welchen auch einmal die Gräfin Zinzendorf war, eine herzliche Zuneigung zu derselben, und später ließ ihn sein Vater in dem Pädagogium zu Hennersdorf ausbilden, wo er dann im J. 1752 als vierzehnjähriger Knabe in die Gemeinde aufgenommen wurde. Von 1756—1759 bereitete er sich nun in dem Seminar zu Barby mit brennendem Eifer auf den Kirchendienst an der Gemeinde vor. Hier bat er öfters den Herrn angelegentlich, „er möchte ihn als eine Trompete an seinen Mund setzen und als eine Posaune der Gnade brauchen; er sey ja der weise Meister und könne daher auch auf einem schlechten Instrument dennoch liebliche Töne hervor-

* Es sind die Nummern: 1, 2, 42, 85, 90, 111, 112, 122, 128, 139, 148, 171, 179, 203, 209, 211, 214, 322, 364, 367, 383, 398, 406, 446, 448—450, 500, 505, 566, 571, 580, 608, 640, 662, 673, 678, 703, 735—737, 767, 783—786, 822, 832, 855, 861, 864, 867, 888, 932, 934, 997, 1021, 1085, 1131, 1134, 1135, 1178, 1191, 1201, 1228—1230, 1238, 1243, 1250, 1258, 1259, 1264, 1275, 1281, 1285, 1300, 1303—1305, 1312—1314, 1317, 1349, 1383, 1445, 1451, 1486, 1570, 1577, 1600, 1638—1640, 1649, 1658, 1675, 1680, 1695, 1707, 1713, 1719, 1731, 1749 und Nr. 22, V. 1., 639, V. 1.: „Laß, o Jesu, mir auf Erden“ und „O drückten Jesu Todesmienen.“ Wenn in der „historischen Nachricht vom Br.-G.“ dem Gregor 308 Nummern zugeschrieben sind, so sind hier auch die von ihm zurechtgemachten Zinzendorf'schen Lieder mitgerechnet.

bringen." Diese Bitte hat auch später der Herr reichlich erhöret. Im Januar 1760 berief ihn Zinzendorf in sein Haus als Nachschreiber seiner Vorträge an die Gemeinde, und in diesem Dienste, der für ihn eine eigene Schule des h. Geistes war, blieb er auch bis zum Heimgang des Grafen am 9. Mai. Bald darnach wurde er Diakonus und Pfleger der ledigen Brüder zu Gnadenfrei. Als er zu dieser Stelle berufen ward, gieng er wohl eine Stunde lang als ein Stummer vor den Augen des Heilands hin und konnte — wie er selbst berichtet — nicht anders denken, als: „Herr! da bin ich, ich bin dein Creatürlein; mein Herz ist doch nicht mein; Leib, Seele, Muth und Sinn ist allein dein Eigenthum; ich will nichts, als was du willst; nun! da bin ich zu deiner Disposition; — was ich thun, seyn und haben soll, Alles in Allem, mußt du und der h. Geist thun; das ist mein Grundsinn, dabei ich bleib und geh und steh." Nachdem er hierauf im J. 1766 Pfleger der ledigen Brüder in Herrnhut und im folgenden Jahr Conferenzschreiber bei der Unitätsdirektion in Zeist geworden war, als welcher er sich am 13. Merz 1769 mit Anna Benigna v. Watteville, der Enkelin Zinzendorfs, verheirathete, wurde er im Mai des Jahrs 1769 zum Prediger der Gemeinde in Zeist berufen, von wo er im J. 1777 als Prediger nach Gnadenfrei kam. Da ließ ihn denn nun der Herr, wie er als Jüngling es sich erbeten hatte, eine „rechte Posaune seiner Gnade" seyn. Er hatte vom Herrn außerordentliche Gaben zum öffentlichen Vortrag erhalten, so daß von den entlegensten Orten ein außerordentlicher Zulauf zu seinen Predigten war und sein Zeugniß des Evangelii an vielen Seelen mit dem reichsten Segen begleitet war. Namentlich brachte eine seiner Predigten im J. 1778 auf die preußischen Soldaten, welche in dem damaligen Krieg in und um Gnadenfrei lagen und anfangs nur ihren Spott auf dem Gemeinsaal treiben wollten, einen so tiefen, gewaltigen Eindruck hervor, daß die rohen Leute in ein allgemeines Weinen ausbrachen, und ehe sie ab- und dem Feind entgegenzogen, sich noch eine außerordentliche Predigt von ihm ausbaten, „damit sie seine Worte mit auf das Schlachtfeld nehmen könnten."

Im J. 1782 wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht und zu einem Mitglied der Aeltestenconferenz in Barby ernannt, fieng aber bald darnach zu kränkeln an. Dem unerachtet widmete er sich mit größtem Fleiß und aller Treue und Angelegenheit seinem wichtigen Beruf, selbst als er nicht mehr am Tische sitzend schreiben konnte, sondern dazu ein Brettchen frei vor sich halten und an Krücken gehen mußte. Auch eine

Badekur zu Töpliz im Juni 1785 half ihm nicht; vielmehr gieng es mit ihm von da an immer schneller dem Ende zu. Um so mehr hätte er da gerne noch gewirkt. So sagte er nicht lange vor seinem Ende: „Ach! wenn ich gleich ein unnützer Knecht bin, so weiß der Heiland doch, wie sehr gern ich ihm dienen möchte; er weiß, es kleben Herz, Seel und Sinnen an Ihm, meinem Leben, — wenn er mich aber zu sich heimnehmen will, so macht er es ja viel schöner mit mir, als ich es erwarten kann." Am 1. Okt. 1785 bekam er einen Anfall von Schlagfluß, der ihn auf das Sterbebett legte. Auf demselben fand man ihn immer liebhabend, geduldig und in seinem Gemüthe heiter, wie zuvor, und viele Besuchende bekamen einen außerordentlichen Eindruck. Die Schlagflüsse wiederholten sich und sein Ende kam immer näher. Da lag er einst in einer seiner letzten Nächte wie im Phantasieren. Von den Seinigen und allen übrigen Verbindungen schien er ganz los zu seyn, nur nicht von seinem Amte. Es war ihm, als sey er in der Conferenz; drum sagte er zuletzt mit einem besondern Nachdruck: „Liebe Brüder! darum müssen wir den Heiland fragen!" faltete darauf die Hände und sprach: „Nun Herr! dein Wille geschehe!" Darauf verrichtete er ein rührendes Gebet zum Heiland für sein ganzes Werk in der Brüderunität und schloß mit den Worten: „Nun ist nichts übrig; ich empfehle dir das ganze große Werk; ziehe alle Seelen zu dir, die dich kennen, und auch die, die dich nicht kennen." Von da an konnte er wenig Verständliches mehr reden; das Letzte, was er noch lesen konnte, war der Choral: „Ich küsse die Hand, die so viel Barmherzigkeit an mich gewandt." Nachdem dann noch einmal ein Schlagfluß eingetreten war, entschlief er sanft und selig am 22. Okt. 1785 unter einer Heimgangsliturgie, welche die Brüder um sein Bett hielten. Kurz zuvor hatte der ehrwürdige Spangenberg über dem scheidenden Bruder gebetet.

Er hat Antheil an dem Lied seines Freundes Wobeser:

„Du, meines Lebens Leben" — W. G. Nr. 139 —

und dichtete sonst noch das Lied:

„Im Namen des Herrn Jesu Christ."

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1845. 1. Heft. S. 799—813.)

v. Wobeser, Ernst Welislaus Wilhelm, mit Bruiningk der Mitarbeiter Gregors bei Herausgabe des Brüdergesangbuchs. Er wurde geboren 29. Nov. 1727 in dem brandenburgischen Städtchen Luckenwalde, wo sein Vater, früher Offizier, als Landrath angestellt war. Seine

frommen, rechtschaffenen Eltern unterrichteten ihn frühzeitig in den Lehren des Christenthums und gaben ihm auch einen frommen Hofmeister aus dem Halleschen Waisenhaus, der viele schöne Lieder aus Freylinghausens Gesangbuch mit ihm sang; hierauf brachten sie ihn, als er vierzehn Jahre alt war, in die unter Leitung des Abtes Steinmez stehende fromme Lehranstalt Klosterbergen. Eine gute Weile entstand hier bei ihm eine rechte Bekümmerniß um seine Seligkeit, so daß er sogar durch tägliches langes Beten auf den Knieen, oft unter häufigen Thränen, seine Bekehrung gleichsam erzwingen wollte; er gab aber dem Herrn sein Herz nicht mit ganzer Treue hin, und allmählich erkaltete sein Eifer, und der Leichtsinn der Jugend bekam bei ihm wieder völlig die Oberhand. Derselbe wurde durch böse Gesellschaft noch mehr verstärkt, als er von 1744—1746 das Mindensche Gymnasium besuchte. Doch bewahrten ihn der Eindruck seiner frühern Erziehung, so wie Ehrgeiz und Furcht vor den Folgen des Lasters, daß er sich nicht groben Ausschweifungen hingab. So kam er dann im Oktober 1746, in seinem neunzehnten Jahr, als Offizier in die Dienste des Reichsgrafen Alexander von Neuwied, stieg in denselben bis zum Major und wurde zu sehr wichtigen Geschäften während der Zeiten des siebenjährigen Kriegs verwandt, denn er genoß das volle Zutrauen seiner Herrschaft, wie er überhaupt für einen wohlgesinnten, rechtschaffenen Mann galt. Aber er folgte diese ganze Zeit dem Willen des Fleisches und der Vernunft, liebte die Welt und wurde von ihr geliebt als ein gefälliger Mitgenoß ihrer Vergnügungen. Da kam nach sechzehn Jahren, die er zu Neuwied so zugebracht, mit einemmale zu Ende des Jahrs 1762 etwas über ihn, daß er nicht wußte, wie ihm geschah; eine Unruhe über seinen Zustand, die er zuvor schon einige Zeit an sich verspürt hatte, wuchs nun plötzlich wie ein schwellender Strom in ihm, daß sein Herz außerordentlich beklemmt wurde; die Zeit seiner ersten Erweckung und was er in Klosterbergen erfahren wurde ihm plötzlich nach zwanzig Jahren wieder neu und er erblickte sich reumüthig als einen untreuen, verlaufenen, unter die Sünde verkauften Sklaven, und Alles, was er that, wurde ihm zur Sünde. Nun war es ihm ausgemacht, daß die Stunde, sich zu bekehren, erschienen und sein Lauf mit der Welt zu Ende gekommen sey. Von da an regte sich alsbald ein Verlangen in ihm nach der Gemeinschaft mit den Herrnhuter Brüdern, welche seit 1750 in Neuwied eine Niederlassung gegründet hatten, und er besuchte nun, nachdem er die anfängliche Furcht vor der Schmach ablegen gelernt, ihre Gemeinversammlungen. Als er nun am

1. Okt. 1763 eine besondere Gnadenstunde hatte genießen dürfen, in der ihm „die Absolution über sein ganzes vergangenes Leben und die Zueignung des Verdienstes Christi zu seiner Seligkeit" ganz klar und gewiß wurde, daß er wie neugeboren war: so beschloß er, sich jetzt ganz mit der Brüdergemeinde zu verbinden, und nahm deßhalb am 10. April 1764 seinen Abschied aus dem Neuwiedischen Militärdienst. Er reiste nun nach Marienborn, um sich bei Spangenberg zur Aufnahme in die Gemeinde zu melden. Allein sein Gesuch wurde nicht genehmigt; so demüthig war aber sein Sinn, daß er sich dadurch, statt sich abgestoßen und beleidigt zu fühlen, nur um so mehr auf die Reinigung seines Herzens führen ließ und beschloß, in einem nahe bei Herrnhut gelegenen Dorfe zu bleiben und lieber sein Leben auf die kümmerlichste und dunkelste Weise zuzubringen, als wieder in die große Welt sich verflechten zu lassen. Endlich wurde er nach einer schmerz- und thränenvollen, für sein Herz aber gesegneten Schul- und Wartezeit am 13. Okt. 1766 in die Gemeinde aufgenommen und bei dem Unitätssyndikatscollegium in Herrnhut angestellt.

Nach mehreren Dienstleistungen weihte ihn Johannes v. Watteville im J. 1772 zum Diakonus der Brüderkirche, worauf er sich mit der ledigen Schwester Luise Friederike v. Damniz verheirathete; drei Jahre später wurde er zum Mitglied der Aeltestenconferenz erwählt und ihm im J. 1782 auch noch das Direktorat der Unitätsanstalten in Niesky übertragen. Als er nun aber im folgenden Jahr auf dem linken Auge, an dem er schon länger sehr viel zu leiden hatte, das Gesicht völlig verlor und heftige Schwindelanfälle bekam, so legte er seine Aemter nieder und begab sich zur Ruhe nach Herrnhut, wo er noch zwölf Jahre lang einen stillen, seligen Feierabend hielt. In der letzten Zeit seines Lebens litt er viel an Beklemmungen, die am 16. Dez. 1795 sein Ende sanft herbeiführten. Der freundliche Blick seiner entseelten Hütte gab deutlich zu erkennen, mit welchem Wohlseyn sein Verscheiden begleitet gewesen. Seine Brüder gaben ihm das Zeugniß: „Der Selige wurde unter uns als ein treuer und bewährter Diener des Herrn durchgängig geliebt und geehrt. Wohlwollen und menschenfreundliche Milde war ein Hauptzug seines Charakters; die Schwächen und Fehler Anderer beurtheilte er jederzeit mit bescheidener Mäßigung. Der herzvertrauliche Umgang mit dem Heiland, den er über Alles liebte und an den sein Herz fest gebunden blieb unter Freude und Leid, war das Element, in dem er lebte."

Zur Dichtkunst besaß er ein schönes Talent; er übersetzte in seinen

frühern Jahren „60 Oden aus dem Horaz. Leipz. 1779." und gab heraus: „Gedichte vermischten Inhalts. Frankf. 1778. Leipz. 1779." Viel Beifall erhielt seine metrische Uebersetzung der Psalmen unter dem Titel: „Psalmen, dem König David nachgesungen. Winterthur 1793." Er hatte auch Spangenberg bei Abfassung der Biographie Zinzendorfs zu helfen. Einzelne Verse, die er gedichtet, stehen im neuen Brüdergesangbuch vom J. 1778 (Nr. 357, 1. 3. 8. Nr. 543, 11.). An dem Passionslied:

„Du, meines Lebens Leben" — W. G. Nr. 139 —

gehört ihm der Hauptantheil.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1846. 3. Heft. S. 468—479.)

Loskiel, Georg Heinrich, geb. 7. Nov. 1740 zu Angermünde in Curland, wo sein Vater als ein mit der Brüdergemeinde verbundener Prediger lebte. Er studierte im Herrnhutischen Seminar zu Barby, wurde dann 1765 Docent im Pädagogium zu Niesky, 1766 Inspektor der Erziehungsanstalt in Neuwied, 1768 Prediger in Marienborn, 1769 in Amsterdam, 1775 Gemeinhelfer und Prediger in Kleinwelke, 1782 Prediger in Petersburg und Direktor der Brüdersache in Liefland und Curland, 1790 Gemeinhelfer in Gnadenfrei, 1794 Prediger und Gemeinhelfer in Niesky, 1798 Gemeinhelfer in Herrnhut, 1801 Präses der Direktion der Pensylvanischen Gemeinden und Prediger in der Gemeinde Bethlehem in Nordamerika, nachdem er bereits 1798 eine „Geschichte der Mission der evang. Brüder unter den Indianern in Nordamerika" geschrieben hatte. Im J. 1802 wurde er Bischof und entschlief am 23. Febr. 1814. Er lebt aber noch unter uns fort durch sein edles Buch: „Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit. Bud. 1801."

In seinem letzten Lebensjahr hatte er noch „Gebete und Betrachtungen in Versen auf alle Tage des Jahrs. 1813." herausgegeben. Von ihm ist auch das „Holländische Brüdergesangbuch. Amst. 1773." und das „Lettische Brüdergesangbuch. Riga 1790." Im neuen Brüdergesangbuch vom J. 1778 gehören ihm Nr. 1711 und 1730. Sein ganzer Sinn ist in dem zu Gregors Vers: „Laß, o Jesu, mir auf Erden" hinzugedichteten Verse ausgesprochen:

Bei dir, Jesu! will ich bleiben!
Halte selbst dein schwaches Kind,
Bis durch deines Geistes Treiben
Leib und Seel geheiligt sind.
Alle Noth will ich dir klagen,
Alles dir ins Herze sagen,
Bis du endest meinen Lauf,
Und dann hört mein Trauern auf.

Bossart, Johann Jakob, geb. 17. April 1721 zu Basel, wo sein Vater Cantor an der Münsterkirche war. Nachdem er in der Vaterstadt studiert und dann wegen seiner Verbindung mit der Brüdergemeinde 1745 von der Candidatenliste gestrichen worden war, kam er 1747 zur Brüdergemeinde ins Seminarium nach Marienborn und 1749 mit derselben sodann nach Barby. Wegen seiner Ordnungsliebe und Pünktlichkeit wurde er in seiner engeren Umgebung „Jungfrau“ genannt. Im J. 1750 wurde er Lehrer bei dem Pädagogium zu Großhennersdorf, 1760 Inspektor der Erziehungsanstalt zu Neuwied und 1766 Lehrer bei dem Seminarium zu Barby, wo er das Naturalienkabinet zu sammeln anfieng. Bei der Verlegung des Instituts nach Niesky im Herbst 1789 blieb er krank zurück und starb daselbst 13. Nov. 1789. Von ihm ist der zweite Vers des Lieds:

„O drückten Jesu Todesmienen“ — W. G. Nr. 151.

Von diesem Lied hat —

Brau, Christian Ludwig, geb. 1746 in der Wetterau, Schullehrer an mehreren Gemeinorten († 1777), den dritten und vierten Vers gedichtet. Von ihm ist auch das schöne Lied:

„Blut'ge Leiden meines ein'gen Freundes.“

Blicken wir nun von der Brüdergemeinde auf die deutschen evangelischen Landeskirchen hin, so sehen wir, wie sich vornämlich in

Würtemberg

durch Albrecht Bengel und seine Schule, so wie durch vielfache Verbindung mit der Brüdergemeinde, welche sogar im J. 1806 auf dem Hörnleshof bei Weiler in dem Würt. Oberamt Hornberg (jetzt zu Baden gehörig) eine Ansiedlung unter dem Namen „Königsfeld“ begründete, der alte fromme Sinn im Herzen des Volkes erhalten hat. Weit durch das Land verbreitet waren und blieben auch in dieser Zeit, geschützt durch die milde, umsichtige Consistorialverordnung vom J. 1743, die pietistischen Privatversammlungen, in welchen sich der alte Bibelglaube durch beständige gemeinsame Uebung im Worte Gottes und das alte bibelkräftige geistliche Lied durch Festhalten an dem Gesangbuch der frommen Väterzeit bei den gemeinsamen Privatgesängen fort und fort erhielt. Nur unter vielfachem Widerstand des Volks, zum Theil durch Militärgewalt, konnte das nach dem modernen Geschmack eingerichtete Gesangbuch von 1791 ins öffentliche kirchliche Leben eingeführt werden; es bildeten sich

dadurch, so wie durch andere Gewaltthaten gegen das gute Recht der Kirche, Einziehung des Kirchenguts und der Stiftungen, Aufhebung der alten Landesverfassung rc. viele Separatisten, die aus solcher Kirche, in der nun auf die befohlene Weise gesungen und gebetet werden sollte, als aus einem Babel fortzogen in ferne Lande und sich in Nordamerika, Bessarabien und am Kaukasus ansiedelten. Dr. Grüneisen berichtet darüber* Folgendes: „Im J. 1808 versammelten sich ihrer 508 auf dem „Schafhof bei Göppingen aus den Gegenden von Heidenheim, Urach, „Marbach, Brackenheim, Herrenberg, Nagold, Vaihingen und Maulbronn. „Sie trugen äußere Erkennungszeichen, die Männer zu langen Röcken „weiße spitzige Hüte, die Weiber Hauben, welche die Haare ganz ver„bargen; besonders trugen sie einen großen Stern von Pappe mit Seide „überzogen, roth mit buntfarbigen Spitzen, die Männer gleich einer Co„carde auf dem Hut, die Weiber vorn an der Brust. Sie nannten sich „wie Glieder Einer Familie nur bei dem Vornamen, enthielten sich der „ehelichen Gemeinschaft und nannten die Ehe Hurerei; sie wollten kein „Fleisch, noch mit Fleisch Gekochtes essen; sie schalten nicht bloß den Geist„lichen einen „„Pfaffen““ und die Kirche „„Babel““ oder „„Hure““, „sondern erklärten auch, es gebe außer Gott keine gültige Obrigkeit auf „Erden; die sieben Churfürsten seyen das siebenköpfige Thier aus der „Offenbarung, das seine Macht vom Teufel habe; Obrigkeiten dürfe man „daher so wenig als dem höllischen Widersacher gehorchen; es komme aber „in Kurzem die Zeit der Rache und Hülfe. Bonaparte sey der Gesandte „und Sohn Gottes, der den göttlichen Auftrag habe, alle Menschen zu „Separatisten umzuschaffen. Daher war auch ihr Gruß unter einander: „„Gelobt sey Gott und sein Sohn Bonaparte!““ Das war der gröbste Auswuchs des Separatismus. Selbst aber auch von den milder gesinnten Separatisten zog im J. 1816 eine große Zahl aus dem Vaterlande fort nach dem südlichen Rußland. Andere vereinigten sich nach dem am 31. Okt. 1816 erfolgten Tod des Königs Friedrich in K o r n t h a l nahe bei Stuttgart, durch dessen von König Wilhelm in den Jahren 1817—1819 zugelassene Gründung mit Gestattung einer eigenen Kirchenordnung, Disciplin und Liturgie die Gemüther endlich beruhigt wurden. Auch bei den noch im Kirchenverband gebliebenen Privatversammlungen wurde

* Siehe „Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg“ in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrgang 1841. 1. Heft. S. 63—142.

nie das neue, sondern stets nur das alte Gesangbuch von 1741 gebraucht. In denselben war namentlich auch das sogenannte „Brüderbüchlein“, eine von den Hauptleitern der Pietisten in Würtemberg, Bürgermeister Hofmann in Leonberg, dem Gründer der separirten Gemeinde Kornthal, Müller Boley in Berg und Weber Conrad in Marbach, zu Anfang dieses Jahrhunderts veranstaltete und in Reutlingen gedruckte Liedersammlung, die schon mehrere Auflagen erlebte, einheimisch. Vor Allem aber blieb durch Hillers „Schatzkästlein“, welches erst im J. 1762 und 1767 erschienen (s. Bd. II. S. 233) und bald neben dem alten Gesangbuch das regelmäßige Liederbuch des Volks bei seinen Privatandachten geworden war, der alte fromme Liedergeist im Volke erhalten. Auch die beiden Moser, v. Pfeil und Burk (s. Bd. II. S. 274, 287, 260, 217) reichen als geistliche Liederdichter theilweise noch in diese Periode herein. Nicht minder war Würtemberg auch fort und fort gesegnet durch eine edle Schaar frommer, christlicher Seelenhirten und Prediger (s. Bd. II. S. 137); das Predigtbuch Carl Heinrich Riegers (Bd. II. S. 137),* auf dessen Sohn, Gottlieb Heinrich, bei seinem Wirken als Stadtdekan von Stuttgart († 19. Okt. 1814) der Geist des Vaters ruhte,** stiftete viel Gutes, und die Sammlung der bibelkräftigen Predigten eines Immanuel Gottlob Brastbergers, Spezials zu Nürtingen († 1764), wurde seit 1758 das eigentliche Predigtbuch des Volks neben so manchen andern aus der nächst vorangehenden Zeit stammenden gottseligen Schriften, Gebet-, Predigtbüchern rc. eines Roos, G. Conrad Rieger, Steinhofer, Johann Christian Storr rc., welche heute noch in zahlreichen Exemplaren in den Häusern des Volks verbreitet sind. Auch war die Landesuniversität Tübingen zuletzt noch die einzige in Deutschland, auf der das biblische Christenthum und der Offenbarungsglaube in der Form des sogenannten Supranaturalismus entschieden, wenn auch zu trocken und kühl, gelehrt und vertheidigt wurden. Namentlich Gottlob Christian Storr, ein apostolischer Mann voll Wahrheit, Demuth und Liebe, ein Sohn des würdigen Johann Christian Storr (Bd. II. S. 207), vom J. 1777—1797 Professor der Theologie zu Tübingen und dann Oberhofprediger und Consistorialrath zu Stuttgart, wo er im J. 1805 starb,

* Es erschien erst nach seinem Tode. Seine köstlichen „Betrachtungen über das N. Testament“ wurden sogar erst im J. 1828 von Freunden zum erstenmal in den Druck gegeben.

** Von ihm findet sich im Christenboten. 1832. Nr. 41. ein schönes Psalmlied: „Herr, dem ich mich befehle.“

setzte dem stromweise einbrechenden Unglauben einen mächtigen Damm entgegen und streute durch die mündlichen und schriftlichen Zeugnisse, die er unter dem unerschütterlichsten Festhalten an der h. Schrift für das biblische Christenthum ablegte, und durch die Schüler, die er in solchem Sinne für den Kirchendienst heranzog, auf lange Zeit köstlichen Samen aus. Er hatte oftmals gegen seine Freunde geäußert: „Der Glaube an das göttliche Ansehen der h. Schrift scheint mir das Hauptmerkmal des Bekenntnisses zur christlichen Lehre."

Zu den in diese Zeit fallenden würtembergischen Liederdichtern gehören:

Seiz, M., Johann Ferdinand, geb. 6. Jan. 1738 zu Lombach auf dem Schwarzwald, wo sein Vater Pfarrer war. Im J. 1766 wurde er Repetent im Stift zu Tübingen und 1768 Diakonus zu Besigheim, wo er sich im selbigen Jahr noch mit der zweiten Tochter des Prälaten Fr. Christoph Oetinger in Murrhardt (Bd. II. S. 246), dessen treuer Anhänger er war, verheirathete. Von da kam er als Stadtpfarrer nach Sindelfingen, wo er 23. Sept. 1793 starb.

Er war ein treuer, eifriger Geistlicher und besonderer Liebhaber des prophetischen Worts im A. und N. Testament. Einzelne seiner Predigten kamen im Druck heraus, besonders eine über die „christliche Kirchenzucht" mit einer Vorrede von Sartorius vom J. 1783. Bekannt ist sein im „Brüderbüchlein" (S. 166) befindliches und auch von A. Knapp in seinen Liederschatz Ausgabe 2. aufgenommenes schönes Lied:

„Warten wird doch nie gereuen."

Harttmann, M., Carl Friedrich, einer der letzten Repräsentanten der Bengel-Oetinger'schen Schule, geb. am 4. Jan. 1743 im Kloster Adelberg. Den Grund seiner Bildung legte er zuerst von 1757—1761 in den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen. Hier geschah es, daß sechs junge Klosterschüler, ohne von einander etwas zu wissen, durch ernstliche Betrachtung der letzten Zeit und der bevorstehenden Gerichte Gottes von der „herumholenden Liebe Christi" so mächtig durchdrungen wurden, daß sie, nachdem sie sich in gleichem Streben erkannt, einen christlichen Freundschaftsbund unter sich schloßen, mit einander dem Herrn zu dienen. Unter diesen war Harttmann, der sich namentlich mit seinem Compromotionalen Christian Gottlieb Kraft noch mit besonderer Innigkeit verband. Ihre Studien waren gemeinschaftlich auf die Erkenntniß der biblischen Wahrheit und auf Belebung des innern Sinns gerichtet.

Mit vollen Zügen genoßen sie die lautere Milch des Evangeliums, wie sie ihnen besonders durch A. Bengels Schriften, welche ihnen Jak. Fr. Klemm, nachmaliger Dekan in Nürtingen, ein Vetter Krafts, angerathen hatte, dargeboten wurde. Dazu kam bald noch ein anderer Führer, welcher den Jünglingen eine neue Richtung gab. Der bekannte Fr. Christoph Oetinger wurde im J. 1759 Dekan in Herrenberg (Bd. II., 252). In der Vakanz lernte ihn Kraft, ein geborener Herrenberger, kennen und fühlte sich von dessen mystischer Theologie und seinem lieblichen Wesen so eingenommen, daß er auch seinen Freund Harttmann in diese Bekanntschaft zu bringen suchte. Von da an war Oetinger der Jünglinge Vorbild, Rathgeber und Lehrer; alle ihre Vorsätze und Arbeiten legten sie ihm vor, ja sie arbeiteten selbst mit ihm. Professor Sprenger in Maulbronn warnte sie zwar vor Oetingers Theosophie, die seinem schlichten Christensinn nicht recht zusagte, allein sie hiengen zu sehr an Oetinger, dessen Umgang für sie etwas ungemein Erhebendes und Ansprechendes hatte. Nachdem die Freunde ihre theologischen Studien im Seminar zu Tübingen 1765 vollendet hatten, wurde in demselben Jahr noch Harttmann Vikar in Oeschelbronn und Kraft Vikar in dem nahen Thailfingen. Hier arbeiteten sie nun, als die nächsten Nachbarn, mit einander das N. Testament mit Summarien und kurzen Erklärungen, meist nach Bengel, aus und ließen es im J. 1767 zu Tübingen drucken. Auf gleiche Weise bearbeiteten sie auch den Psalter, der bereits 1766 unter Harttmanns Namen und mit dem Titel: „Der Psalter Davids nach Luthers Uebersetzung mit Anmerkungen" zu Tübingen erschien, und wollten eine Lesebibel herausgeben, die aber nicht zu Stande kam. Darnach wurden sie im J. 1768 mit einander in das Repetentencollegium am theologischen Seminar zu Tübingen berufen; nach drei Jahren aber schon trennte der Tod die Unzertrennlichen, und Harttmann mußte seinen Herzensfreund, der mit ihm Ein Herz und Eine Seele worden war, als Pfarrer von Onstmettingen zur Ewigkeit voranziehen sehen. Er selbst aber wurde im J. 1774 Akademieprediger und Professor an der hohen Carlsschule auf der Solitude, worauf er sich auch verheirathete. Am Verlöbnißtage hat er seiner Braut das Gebetslied gedichtet: „Priester! laß von Salems Höhen", worinn er sie mit ihm beten lehrt:

Friedefürst! laß deinen Frieden
Stets in unsrer Mitte ruh'n;
Liebe! laß uns nie ermüden,
Deinen sel'gen Dienst zu thun;

Denn wie kann die Last der Erden
Und des Glaubens Ritterschaft
Besser uns versüßet werden,
Als durch deiner Liebe Kraft?

Gleich im folgenden Jahr 1775 kam er mit dieser ansehnlich erweiterten Akademie, aus der so viele treffliche Schüler hervorgiengen, nach Stuttgart. Hier soll er einmal dem Herzog Carl, der von einem Balle aus ihn fragte: „ob er nicht auch einmal tanzen wolle?“ geantwortet haben: „Ja! wenn es mit David vor der Bundeslade hergienge.“ Bei solchem Sinn hielt er es auch nicht lange in der Hofluft aus und trat nach drei Jahren schon zum eigentlichen Kirchendienst über, indem er im J. 1777 Pfarrer zu Illingen wurde. Von dort kam er im J. 1781 auf die Pfarrei Kornwestheim bei Ludwigsburg als Nachfolger des frommen Ph. M. Hahn, sodann als Spzialsuperintendent im J. 1793 nach Blaubeuren, 1795 nach Neuffen und 1803 nach Lauffen am Neckar.

Er war ein gediegener, wahrhaft frommer Mann, der sein Hirtenamt mit großer Treue, als ein redlicher, unerschrockener Zeuge der evangelischen Wahrheit und voll Freundlichkeit und Leutseligkeit übte. Mit großer Sorgfalt nahm er sich der Unterweisung der Jugend in der evangelischen Wahrheit an. Am Schlusse seines Confirmandenunterrichts* erklärte er jedesmal die Offenbarung Johannis und schilderte darinn die göttliche Regierung bis zur Vollendung des Reichs Christi in lebendigen Zügen, wobei er Bengel folgte. Auch in der Seelsorge war er aufopfernd und unermüdet. So wurde er einsmals in Lauffen von einem unbekannten Manne, der am Hause tief in der Mitternacht die Hausglocke zog, zu einem Kranken bestellt, ihm Trost zuzusprechen. Voll Eifer und Aufopferung, wo es galt, Seelen mit dem Wort des Lebens aufzurichten, stand er alsbald auf und gieng in das bezeichnete Haus; als man dort nichts von ihm wissen wollte, ward er nicht müde, in solcher Nachtzeit noch in einigen andern Häusern umherzugehen, wo er vermuthete, daß man ihn zu sprechen verlangt habe. Als er jedoch auch hier fand, daß man nicht nach ihm geschickt, eilte er, nichts Gutes ahnend, nach Hause, wo er denn auch wirklich fand, daß ein verkappter Mann mit geschwärztem Angesicht in seiner absichtlich herbeigeführten Abwesenheit

* Im J. 1793 gab er heraus: „Schriftmäßige Erläuterung des evangelischen Lehrbegriffs zur Wiederholung des empfangenen Confirmationsunterrichts.“ Die dritte Auflage mit Zusätzen aus den Papieren des Verfassers gab sein Sohn, der gewesene Professor am evangelischen Seminar in Maulbronn, Gottlieb Fr. Harttmann, zu Stuttgart im J. 1848 heraus. Hier finden sich auch einige spärliche biographische Notizen. Die in obiger Biographie mitgetheilten sind nicht aus der Feder eines Dritten, sondern selbst aufgesucht und aufgezeichnet.

seine Frau überfallen und von ihr die Auslieferung ihres baaren Geldvorraths verlangt hatte. Er hatte jedoch nur Grund, dem Herrn zu danken, durch dessen hülfreichen Beistand und bewahrenden Schutz die muthige Frau, die mit dem Diebe ringend um Hülfe rief, die drohende Gefahr ferne trieb. Durch einen erwachsenen Sohn, der als praktischer Arzt zu Lauffen im besten Alter starb und auf Irrwege gerathen war, wurde er schwer geprüft. Auch hatte er den Schmerz, zwei Frauen durch den Tod zu verlieren. Am tiefsten aber nahm er sich den Schaden der Kirche zu Herzen und litt schwer unter dem einbrechenden Unglauben jener Zeit. Aber er stand da als ein treuer Wächter über das Haus Israel nach Ezech. Kap. 33. und zeugte in seinen Predigten freimüthig gegen die Gebrechen der Kirche und gegen das Moralchristenthum, das zur Mode werden wollte.

So zeugte er einmal am Sonntag Lätare 1798: „Ein Lehrer muß heutzutag Alles laufen lassen, der Bind- und Löseschlüssel des Predigtamts ist hinweg; es ist ein solcher Durcheinander, daß ein wahrer Christ sich selber besinnen und prüfen muß, wo er daran sey,“ und am 17. Sonntag nach Trinitatis des Jahrs 1798 sprach er gegen die einreißende Frivolität in Betreff der Sonntagsheiligung, deren Wahrung bereits damals den Geistlichen mehr und mehr geschmälert wurde: „Wie gehts wirklich an unsern Sonntagen in der Christenheit? Kann der Herr nicht auch zu uns, wie ehemals zu Israel, sagen: „„Ich will dir den Koth deiner Feiertage ins Angesicht werfen?““ Wo ist der Eifer, mit dem man über der Sonntagsfeier hält und den Entheiligungen des Sonntags steuert? Bei dem Verhältniß, das zwischen Kirche und Polizei ist, können wir Lehrer nicht viel thun; es bleibt uns nichts, als das Wort: „„Er klags dem Herrn.““ Auch dieß ist ein Beweis, daß unsere Macht dahin ist. Uebrigens dürfen wir noch bitten, ermahnen, warnen, klagen und seufzen. Dem Sabbathsrechte meines Herrn, der auch der eurige ist, vergebe ich auch mit gebundenen Händen nicht das Mindeste.“ In demselben Jahr seufzte er am Adventsfeste: „Es ist gegenwärtig eine Zeit, wo es einem um sein Durchkommen Angst werden möchte, wo man sorgen möchte, man werde unter dem Toben der Völker gegen diesen König, bei dem Unglauben, der gegen die Wahrheit seines Königreichs streitet, zuletzt auch die Hoffnung des unbeweglichen Königreichs aus dem Herzen verlieren,“ und dennoch begrüßte er in glaubiger Hoffnung seine Gemeinde zum Eintritt ins neue Kirchenjahr mit dem Bekenntniß: „Herr

Jesu! Du bist noch eben derselbe, unser König!" So hatte er auch den Confirmanden dieses Jahres zugerufen: „Ihr lebet mit uns in derjenigen Zeit, da der Teufel auf die Erde herabgeworfen worden ist und einen großen Grimm hat; was werdet ihr noch erleben? Das Nächste, das auf euch und vielleicht auch noch auf uns wartet, ist der falsche Prophet und die Anbetung des Thiers und seines Bildes. Das theure Wort der Wahrheit uns wegzunehmen, darum ist es dem Satan sonderlich zu thun. Denn wenn er uns den Artikel von Christus nimmt, so hat er gewonnenes Spiel. Darauf geht er eben in unserer Zeit los, daß uns Christus recht fremd werden soll. Dieß ist ein Hauptzeichen unserer Zeit, daß man immer weniger nach einem Heiland fragt, daß man ihn endlich ganz entbehren kann. Darum betet das Lied: „„Mache dich, mein Geist, bereit ꝛc."" Es war deßhalb auch in allen Predigten sein Hauptbemühen, aufs Entschiedenste von Christo, als dem Sohne Gottes und alleinigen Heiland, zu zeugen; was ihn dazu trieb, sprach er klar am Reformationsfeste des J. 1807 aus: „Wie fremd ist die Lehre von der Rechtfertigung, von Jesus, dem einigen Gnadenthron! Wie hat das fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend, Religion das Wort Glauben, Glauben an den Namen des eingeborenen Sohnes, fast ganz verdränget! Wie hat ein wahrer Christ sich an die Bitte Jesaj. 8, 16.: „„Binde zu das Zeugniß"" zu halten." So nahe giengen ihm schon längst die immer wachsenden Risse Zions. Schon 1795 oder 1796 schloß er eine Synodaleingabe über die Gebrechen der Kirche, worunter er besonders die Uebergriffe des weltlichen Arms hervorhob, mit den Worten: „Das, wodurch ich mich bei dem sinkenden Zustand der Kirche gegen die Macht der Ermüdung zu stärken suche, ist jenes Wort, 5 Mos. 32, 36.: „„Denn der Herr wird sein Volk richten, und über seine Knechte wird er sich erbarmen, denn er wird ansehen, daß ihre Macht dahin ist."" Um dieselbe Zeit beklagte er die Aenderung des Gesangbuchs, denn er verwarf in geistlichen Liedern und Reden die unbiblische Sprache und den gesuchten Wortschmuck und war gegen alle Liederveränderung. Dann wars das immer zunehmende Verdrängen der h. Schrift aus den Schulen, was ihn tief schmerzte. Eben so wenig konnte er sich mit der im J. 1809 ohne Rücksprache mit der Kirche auf königlichen Befehl angeordneten neuen Liturgie vertragen. Denn diese hatte alle alten glaubenskräftigen, in der Bibelsprache vorgetragenen Gebete und Legenden entfernt und in rationalisirender Weise Alles in moderne, pathetische, kühl verständige Formen

und Redensarten gekleidet; namentlich war im Taufformular die Entsagungsformel: „Widersaget Ihr dem Teufel und all seinem Werk und Wesen?“ umgeändert in die Formel: „Entsaget Ihr allem Unglauben und Aberglauben?“ Darüber entstand an vielen Orten eine große Bewegung, indem das Volk wähnte, sein biblischer Glaube an das Daseyn des Teufels solle für Aberglauben erklärt und eine neue Lehre eingeführt werden. Als nun noch am Ende des J. 1811 die neue Amtskleidung der Geistlichen mit Barret und stehendem Rockkragen hinzukam, die namentlich in seiner Gemeinde zu Lauffen Besorgniß erregte, so bat er um seine Entlassung, indem er in seiner Eingabe offen seine Besorgnisse aus dem prophetischen Worte ausdrückte und dann hinzusetzte: „Meine weitern Gründe sind das immer tiefere Herabsinken des lutherischen Lehrsystems, wobei unsere Religion in eine kraftlose Moral umgewandelt wird mit Uebergehung alles Positiven, die zunehmende Geringschätzung des Lehrstands mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Vorträge desselben, der bei Bessern steigende Argwohn auf die Unzuverläßigkeit der Lehrer, die schon in Schulen sich offenbarende Unbotmäßigkeit der Jugend, die Gleichgültigkeit gegen dem Worte Gottes, der Spottgeist über alles Göttliche und die sich hervorthuende Besorgniß einer Religionsreform.“ Nur durch dringende Schreiben des Cultministers v. Jasmund und besonders seines alten Freundes, des Ministers v. Seckendorf, ließ er sich bestimmen, da ja nun der höchsten Behörde seine Gründe bekannt seyen, diese Eingabe an den König in ein bloßes Gesuch um Entlassung wegen seines Alters zu verwandeln. So wurde er denn im J. 1812 in den Ruhestand versetzt. Vor ihm war Pfarrer Friedrich in Winzerhausen, nachmaliger Pfarrer der separirten Gemeinde Kornthal bei Stuttgart, der sich der Einführung der Liturgie widersetzt hatte, ohne Weiteres seines Amtes entlassen worden. Eine Anzahl Geistlicher hatten Friedrich aufgemuntert, auf seiner Weigerung zu beharren, und unter diesen war auch Harttmann. Während aber die Andern, als sie die Amtsentsetzung Friedrichs erfuhren, sich zurückzogen, obgleich sie demselben zugesagt hatten, ihn nicht im Stich zu lassen, hielt Harttmann treulich aus und trat freiwillig ab.

In den Gemeinden aber, in welchen er durch die lautere Verkündigung des Evangeliums in großem Segen gewirkt, blieb fort und fort sein Glauben, Lieben, Hoffen und Wirken in gesegnetem Andenken und sie hiengen mit herzlicher Liebe an ihm. Eine Sammlung der unter ihnen gehaltenen Predigten hatte er im J. 1809 herausgegeben, worauf

längere Zeit nach seinem Tode eine zweite Sammlung von „Sonn-, Fest- und Feiertagspredigten. Tübingen, bei Fues. 1831." folgte. Es sind zwei werthvolle Predigtbücher, Zeugnisse evangelischer Wahrheit und eines schlichten, lautern Bibelchristenthums. In der von ihm zur ersten Sammlung am 16. Okt 1799 geschriebenen und am 5. April 1812 erneuerten Vorrede sagt er: „Es war mir darum zu thun, die theuren Wahrheiten von Christo, von seinem Leben, Leiden, Tod, Auferstehung, Priesterthum und Königreich und von der in Christo erschienenen und die ganze Welt umfassenden Menschenfreundlichkeit Gottes (so viel ich aus dem tiefen Meer dieser Wahrheiten fassen konnte) vorzutragen; denn ohne diese unentbehrlichen Wahrheiten ist ein jedes Lehrgebäude unserer Religion wie ein Haus ohne Fundament. Einer immer lichteren und kräftigeren Erkenntniß und einem aller öffentlichen und verborgenen Scham trotzenden Bekenntniß wünsche ich auch bis an mein Ende entgegen zu streben. Er schenke uns nur den Geist des Glaubens, wie geschrieben steht: „„Ich glaube, darum rede ich"" (2 Cor. 4, 13.). Die heutzutag so beliebte Moral hoffe ich nicht ganz vergessen zu haben. Alle obbemeldten Wahrheiten haben ohnehin etwas Praktisches. Sie sind wie bei einem Gewebe der Zettel, und ihr Einfluß auf das Sittliche ist der Eintrag. Nun setzt aber letzteres das erstere voraus. Die menschliche Natur, die kränker ist, als man glaubt, kann nicht bloß durch diätetische Vorschriften, sondern muß durch eine höhere Arznei, die außer ihrer Sphäre liegt, kurirt werden." In einer besondern Zuschrift redet er seine sämmtlichen Gemeinden, in denen er im Dienst des Wortes gestanden war, also an: „Schenket mir auch eure fernere Liebe. Ich bitte „euch mit den Worten Pauli: Phil. 2, 16. Der Herr schenke mir und „euch, besonders in der gegenwärtigen Zeit, einen unverrückten Antheil „an dem Bundeswort Hagg. 2, 6. Behaltet in den dunkelsten Zeiten, „auch bei der wirklich hereinbrechenden Mitternacht den festen Blick auf „denjenigen, der der helle Morgenstern ist und mit seinem großen Tag „alle Menschentage überleben und entscheiden wird. Er lasse uns einmal „unter denjenigen erfunden werden, die seinen Namen nicht verleugnet „und das Wort seiner Geduld bewahret haben."

Einen schönen Feierabend vollbrachte er noch zu Eßlingen bei seinem Freund und Amtsgenossen Köstlin und dann zu Tübingen im Haus seiner Tochter, der Frau des Prälaten und ersten Professors der Theologie, Dr. Ernst Gottlieb Bengel, die ihm in Verbindung mit ihrem Gatten,

dem würdigen Enkel des Johann Albrecht Bengel (Bd. II. S. 188) seine letzten Lebensjahre, die ihm nach seinem Rücktritt vom Amt noch als Ruhezeit vergönnt waren, erheiterte. Dann durfte er als ein zweiundsiebenzigjähriger Greis zu seines Herrn Freude eingehen am 31. August 1815. Was er selbst einst im J. 1782 einem treuen und frommen Zeugen des Herrn in dem Liede: „Still, Heerde! Freunde, hemmt das Weinen!" sang, das wenden wir nun auf ihn an:

> Tief eingedrückt bleibt uns dein Zeugen,
> Knecht unsers Herrn! dein tiefes Beugen
> Vor'm Licht und Recht im Priesterschild, —
> Dein Glaubensmuth, dein weislich Handeln,
> Dein ernster Gang, dein keusches Wandeln,
> Dein Blick auf deines Meisters Bild;
> Dein wachsam Auge auf die Heerde,
> Daß Jedes recht gepfleget werde, —
> Dein Warnen vor der breiten Bahn; —
> Doch still! der Herr wird nach den Proben
> Die treuen Knechte selber loben; —
> Wir danken nur und beten an.

Außer dem bereits in das W. G. von 1841 aufgenommenen, von A. Knapp etwas überarbeiteten tiefsinnigen Kreuzlied und einem andern von Knapp in seinen „Christenliedern. Stuttgart 1841." mitgetheilten sind nun in dessen Liederschatz 2. Ausgabe vom J. 1850 mit Erlaubniß des einzigen Enkelsohnes, Dr. med. Ernst Bengel in Tübingen, sieben zuvor noch nicht öffentlich gedruckte herrliche Lieder mitgetheilt. Harttmanns gediegenste Lieder sind:

„Endlich bricht der heiße Tiegel" — vom Mai 1782 — W. G. Nr. 475.
„Kindesglaub ist ein Prophete" — vom 8. Juni 1784
„Liebe, du der Gottheit Spiegel" — vom 20. April 1786, bei der Majer-Seiff'schen Hochzeit (in den obgenannten Christenliedern und in Lange's Kirchenliederbuch vom J. 1843).
„Unsre kurzen Lebenstage."

Hosch, M., Wilhelm Ludwig, wurde am 20. Sept. 1750 zu Hornberg, einem damals noch würtembergischen, jetzt badischen Städtchen im Schwarzwald, geboren, wo sein Vater Spezial war. Seine Mutter, Eleonore Magdalene, geb. Beutel, starb ihm frühe hinweg, weßhalb er öfters äußerte: „O, wo Mutterliebe, Muttertreue fehlt, da fehlt viel." Er besuchte zuerst die lateinische Schule in Urach und erhielt sofort von 1764—1772 seine theologische Bildung in den Seminarien zu Blaubeuren, Maulbronn und Tübingen. In seinem letzten Studienjahr wurde er gründlich bekehrt und schloß sich an den nur um ein Jahr jüngern,

bekannten M. Christ. Gottl. Pregizer (s. u.) an, dem er daher auch später einmal nach Haiterbach, wo derselbe Stadtpfarrer geworden war und großen Zulauf hatte, also schrieb:

„Schon Anno Einundsiebenzig
Zog er mit Liebesseilen mich,
Und kurz vorher auch, Bruder, dich,
Vom Sündenfluch und Sündenzwang
Durch seines Geistes innern Drang
Hinüber in sein Gnadenreich;
Sag, was ist diesem Glücke gleich?
O göttliche Barmherzigkeit!
O angenehme Gnadenzeit!
O Tage voller Seligkeit!“

Hierauf war er mehrere Jahre Vikar bei seinem Vater in Hornberg und dann in Ehningen, bis er im J. 1781 Pfarrer zu Gächingen auf der Alp, in der Gegend von Urach, wurde. Hier verheirathete er sich mit Maria Regina, geb. Goll. Weil aber seine Ehe kinderlos blieb, so nahm er fremde Kinder in sein Haus und erzog sie, wie seine eigenen. Zwanzig Jahre lang wirkte er in großem Segen zu Gächingen. Seiner theologischen Denkart nach war er ein warmer Anhänger des apokalyptischen Systems von A. Bengel. Er besaß eine vorzügliche Rednergabe, durch die es ihm gelang, steinharte Herzen zu erweichen. Dabei war er ein Mann des Volkes, mit dem er in seiner Sprache sprechen konnte, wie nicht leicht ein Anderer. So schrieb er ganz in der Volksmanier auf höchst interessante Weise eine Gächinger Dorfchronik unter dem Titel: „Merkwürdige Welt- und Dorfsbegebenheiten vom J. 1796 als ein Anhang zu unserem Lagerbuch, geschrieben zur Nachricht für die Nachkommen, zur Lehre, zur Warnung, zur Besserung für unsere liebe Jugend zu Gächingen und Lonsingen.“ Darinn rühmt er es als ein besonderes Zeichen, das ihnen vom Himmel gegeben worden sey, daß gerade auf den 3. Juli 1796, als der Kriegsschrecken ins Dorf hereinfiel und eine traurige Nachricht um die andere von Plünderungen, Erpressungen und allerlei Gewaltthätigkeiten kam, das Evangelium Matth. 6, 19—34. gefallen sey. In seinem Tagebuch aber von diesem Jahr finden sich die Worte aufgezeichnet: „Man hört so viel von Kriegsnoth. Was sollen wir thun? Uns demüthigen über den allgemeinen Kaltsinn und Leichtsinn der Christen, unsere eigene und des ganzen Volkes Sünde bekennen und um Gnade für uns und Andere bitten. Solche Anbeter verlangt der Vater, welche die allgemeine Noth sich zu Herzen gehen lassen.“ Endlich aber wurde es in seiner letzten Zeit zu Gächingen furchtbarer Ernst mit den Kriegsschrecken. Am 2. Juli 1800 fielen französische Husaren in das Dorf ein und plünderten das Pfarrhaus völlig aus. Die Bauern waren gerade

alle auf dem Felde; doch als sie Kunde erhielten und Sturm geläutet wurde, eilten sie alle, mit Heugabeln bewaffnet, dem Pfarrhause zu, wo mehrere Husaren noch mit Einpacken beschäftigt waren. Nach einiger Gegenwehr, während welcher einer der Husaren mit einer Heugabel erstochen wurde, mußten die Soldaten den Ort räumen. Hosch aber, obwohl fast ganz von Hab und Gut entblößt, behielt doch guten Muth, daß er am Abend seine Harfe nahm, die sie ihm noch gelassen hatten, und das Lied sang: „Warum sollt' ich mich denn grämen?" Am darauf folgenden Sonntag sagte er in der Predigt: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das N. Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellten! Was denn? Etwas von unserem Ueberfluß, das sich leicht entbehren, oder, wenn es seyn soll, leicht wieder anschaffen oder ersetzen läßt."

Bald darauf, noch im J. 1800, wurde er zum Pfarrer in Aidlingen bei Böblingen ernannt. Gleich darnach bekam er einen Ruf in seine Vaterstadt, wo er hätte Dekan werden können; er schlug es aber aus, um dem Winke Gottes nicht zu widerstreben. Zu seiner neuen Stelle in Aidlingen stärkte er sich mit ernstlichem Gebet; „denn" — so schreibt er in seinem Tagebuch — „die gegenwärtige Zeit erfordert eine neue „Heiligung, einen höhern Grad von Nüchternheit, Wachsamkeit, Gebet „und Eifer im Guten. Die letzte Zeit naht heran. Der Abfall regt sich „gewaltig. O! wie sehr fühle ich mich bedürftig, aufs Neue gewetzt und „gestählt zu werden, wie ein stumpf gewordenes, abgenutztes Beil. Immer wird die Scene ernsthafter. Der Herr kommt. Welche dringende „Aufforderung zur Buße, zur Heiligung, zur zartesten Gewissenhaftigkeit." Er hatte in Aidlingen anfangs einen schwierigen Stand, denn es waren gar viele Separatisten dort. Allein seiner Demuth, seiner aufopferungsvollen Liebe und ächten Gottesfurcht gelang es, dieselben wieder zur Kirche zurückzuführen. Nur wenige Wochen war er in Aidlingen, als eines Tags einer dieser Separatisten, ein Strumpfstricker, trotzig und mit bedecktem Haupt in seine Stube trat, ihm einen Brief überreichte mit den Worten: „Da, Pfarrer, lies!" und gleich wieder fortgieng. Der Brief enthielt die erschrecklichsten Lästerungen über die Kirche, als eine Babel, und den Pfarrer, als Baalspfaffen, Wolf und Miethling. Der aber

wollte nicht Feuer vom Himmel fallen lassen, sondern gieng gegen Abend mit einer Bouteille Wein in der Tasche in das Haus des Separatisten-haupts, um ihm, der ein armer Mann war, etwas zur Stärkung zu bringen. Auf den herzlichen Gruß antwortete der Separatist noch voll Hochmuth und Trotz: „Schon recht — aber, Pfarrer, könntest Du Dich auch so weit demüthigen, daß du mit mir in meinem Stall niederknietest und betetest?“ — „Warum denn nicht?“ — war des Pfarrers Antwort, der nun mit ihm in den Stall gieng und dort ein so mächtiges, Mark und Bein durchschütterndes Gebet sprach, daß der Separatist aufs Tiefste beschämt wurde, so daß er selber gar nichts beten konnte und den edlen Mann Gottes mit Thränen um Verzeihung bat. Diesen Hergang erzählte nun der Mann seinen Genossen und allen Leuten im Dorfe, so daß nicht allein die Meisten der Irregeleiteten bald auf den rechten Weg zurückkehrten, sondern auch mehrere ganz weltlichgesinnte Leute gründlich erweckt wurden. Seine Wirksamkeit wurde nun immer ausgebreiteter in der stets von Einheimischen und Fremden, sowohl Nach- als Vormittags, gedrängt vollen Kirche. Dadurch aber, daß er seine Pflicht an einem pflichtvergessenen, leichtsinnigen Provisor, der mit den angesehensten Bauernfamilien verwandt war, thun mußte und dieser nun die Leute beredete, daß ihn der Pfarrer ums Brod bringen wolle, entstand ein allgemeines Geschrei wider ihn im Orte, so daß ihm ein Bürger vor versammeltem Magistrat, ohne daß sich von diesem auch nur Eine Stimme wider den Lästerer erhoben hätte, ins Angesicht sagte, Jedermann würde ihn gerne über seine besten Samenfelder wegfahren sehen. Am folgenden Sonntag erzählte der schwer darniedergedrückte, redliche Pfarrer nach geendigter Predigt diese Aeußerung und den ganzen Hergang der versammelten Gemeinde und setzte hinzu: „Ihr wisset, daß ich nichts Anderes will, als daß Ihr nach dem Evangelium Jesu Christi leben möchtet. Wollet Ihr mich denn nicht mehr länger auf diese Weise unter Euch haben, wohlan, so ist mein Auftrag an Euch zu Ende und ich schüttle den Staub von meinen Füßen wider Euch. Indeß kann ichs kaum glauben, daß Alle diese Gesinnung haben. Ich will daher noch eine Probe machen. Kommt Niemand von Euch in mein Haus und sagt, daß ich bleiben soll, dann werde ich gehen; außerdem aber will ich bleiben und mein Amt unter Euch fortsetzen.“ Nun eilten nach der Kirche ganze Schaaren seiner Gemeindeglieder in sein Haus und baten ihn ums Bleiben. So ward er gerechtfertiget. Drei Jahre später nun brach eine

Untersuchung über den ganzen Magistrat aus wegen vieler Unterschleife, die sie getrieben, und sonstiger Betrügereien. Hosch aber sammelte feurige Kohlen über ihren Häuptern; statt es ihnen zu gönnen, legte er bei dem Oberbeamten Fürbitte ein für Schonung und mildere Behandlung wenigstens der Verführten unter ihnen. Seine Fürbitte hatte, ohne daß übrigens irgend Jemand im Orte davon etwas erfuhr, den gewünschten Erfolg, so daß statt harter Zuchthausstrafen bloß ein Theil des Magistrats abgesetzt, der andere Theil belassen wurde. Da kam nun das Weib eines der abgesetzten Rathsherren zu ihm und verlästerte und verfluchte ihn aufs Entsetzlichste, daß er solche Männer um Brod und Ehre gebracht. Viele im Orte glaubten nämlich, daß der Pfarrer die Gemeinderäthe vom Amt gebracht. Hosch aber hörte das Weib lange mit unbeschreiblicher Geduld an und sagte endlich: „Nun, Frau, will ich Ihr auch etwas sagen. Ich bin es, der für Eure Männer Fürbitte eingelegt hat, sonst wäre es ihnen noch schlimmer ergangen; wenn es Ihr aber nach Ihrem ungestümen Herzen um ein Käpplein voll Blut (damit nahm er seine schwarze Magisterkappe ab) zu thun ist, so will ich auch dieses für Euch gerne hergeben." Hiemit war das Weib entwaffnet und gieng stille heim.

So wirkte Hosch, dessen edle Gedanken und in Gott gefaßte Vorsätze in seinem Tagebuch verzeichnet sind und mit seinem Leben in so schönem Einklang stehen. „Wir müssen," so schreibt er einmal, „absolute einander vertragen lernen, so lange wir auf Einem Wege wandeln; wer kann aber tragen und vertragen, als der, welcher erkennet, „wie schwer er selber ist und wie viel man an ihm zu tragen habe. Wer „unter den Demüthigungen auch kleiner, reiner, demüthiger, verträgsamer, gelinder wird, der ists, an dem Gott seine Absichten erreicht, der „ist sein Kind und wird gefördert." Er war eigentlich unermüdet thätig, denn seine Erholung von seinen vielen geistlichen Anstrengungen suchte er sich am Hobelbank. Dabei war es aber doch sein Grundsatz: „Nicht zu viel auf einmal thun wollen! Es geht sonst nicht! Alle Tage nur Etwas und nur keinen Tag ohne Gebet und Erneuerung, keinen ohne Uebung seiner Kräfte, ohne Bemühung und Anstrengung zum Besten des Nächsten. Nicht zu viel, aber doch gewiß Etwas und alle Tage am Werk fortgearbeitet — das frommt." Bei all seinem Wirken für das Heil und Wohlergehen so Vieler schrieb er es sich stets zur Verwahrung vor der Heuchelei als Regel vor: „Thue dein Gutes im Verborgenen und schweige

dazu; dein Böses und dein Schlechtes aber laß kund werden," und gieng in aller Demuth einher, den Reim im Herzen tragend:

> Das, was ich bin, bin ich durch Ihn,
> Was ich vermag, hat Er verlieh'n.
> Weß ist der Dank, weß ist die Ehr'?
> Sein großer Name heißet Herr!

Im J. 1805 gab er eine treffliche Jugendschrift heraus in lauter Fragen, in welchen er eine besondere Stärke hatte; ihr Titel ist: „Werdet gute Rechner und Denker! Tübingen 1805."

In die letzten Jahre seines Lebens drängte sich nun noch eine Menge empfindlicher Leiden zusammen. Er aber sprach: „Komms besser oder schlimmer; es wird immer Raum bleiben zur Uebung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung." Diese Geduldsstille sprach er auch in seinem lieblichen Liede aus: „Ich will nicht alle Morgen"; er hatte es sich zum Morgenlied gedichtet, um des Tages Last tragen zu können. So reifte er im Ofen der Trübsal für die bessere Welt, indem er sich zu seinem täglichen Christengeschäft machte „das Hinzunahen zu Gott, das Eindringen ins göttliche Wesen, ein beständig Hungern und Dürsten nach Gott, um von ihm gesättigt zu werden, ein allzeitiges Bitten, Suchen und Anklopfen, um zu empfangen und zu finden; dagegen aber auch ein fortgesetztes Kämpfen wider seine Neigungen, gegen Trägheit und Gleichgültigkeit und gegen die Reizungen von außen." Am Neujahrstage 1811, dem Jahr seines Todes, schrieb er noch voll Eifer, Gutes zu wirken, so lange es noch Zeit ist (Joh. 9, 4.), als Neujahrsgedanken in sein Tagebuch: „Wenn du dein Heute versäumt hast und ist keines mehr, o! wie „wird es dich kränken! Darum eile und säume nicht, so lange es noch „Heute heißt! In dem neuen Jahr wird es recht lotteriemäßig hergehen. „Wie muß ichs machen, daß mir kein Glück entwischt? Setze auf alle „Loose, es sind 365, so gewinnst du alle Treffer. Suche jedem Tage „etwas abzugewinnen. Jeder ist ein Glücks- und Fangtag." So gieng er, die Zeit wohl auskaufend, „dem frohen Ziel" entgegen. In genanntem Jahr brach ein epidemisches Nervenfieber in Aidlingen aus, wobei er unermüdet war, die Kranken zu besuchen, bis er selbst von dem Fieber ergriffen ward und am 10. August 1811 im sechzigsten Lebensjahr starb. Er ruhet nun von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.

Jener Provisor aber, der ihm so viel Herzeleid bereitete, durch fortgesetzte Schlechtigkeiten aber endlich im J. 1806 auf acht Jahre ins

Zuchthaus gekommen war und nach seiner Entlassung ihm schwere Rache gedroht hatte, ward mehrere Jahre nach Hoschs Tod, nachdem er zurückgekehrt und wahnsinnig geworden war, manchesmal stundenlang an Hoschs Grab sitzend gefunden, wie er oft und viel wehklagend ausrief: „Ach! wie schwer habe ich mich an dir versündigt, ach! daß ich dich, meinen treusten Freund, wieder herausgraben könnte, dann würde mir geholfen seyn! Doch jetzt ist Alles verloren!"

Das neueste W. G. nahm von ihm jenes Lied auf:

„Ich will nicht alle Morgen" — Nr. 465.

Andere stehen in der Pregizerianischen Liedersammlung für glaubige Kinder Gottes (s. u.).

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1831. Nr. 3, 7. — 1835. Nr. 27, 45. — 1832. S. 5, 35, 76, 103, 244. — 1833. S. 7, 99, 130, 135.)

Dann, M., Christian Adam, ein Schüler Gottl. Christian Storrs, wurde geboren am 24. Dez. 1758 zu Tübingen, wo sein Vater, Jakob Heinrich, „ein Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem zugleich Gottes Reich sehr am Herzen gelegen," Hofgerichtsassessor und erster Bürgermeister war. In seinem zwölften Jahr kam er zu dem frommen Diakonus M. Klemm in Balingen in Unterweisung, bei dem er den Grund zu einer durchaus praktischen Erkenntniß des Christenthums legte. Um die Zeit seiner Confirmation war der Geist Gottes besonders geschäftig an seiner Seele, so daß er als ein gottesfürchtiger Jüngling im J. 1772 in die Klosterschule zu Blaubeuren eintrat, wo er besonders an dem Professor Kübler einen trefflichen Führer zur Gottseligkeit hatte. Im J. 1777 kam er in das theologische Seminar nach Tübingen, wo er an Dr. Storr, welcher durch seine praktischen Vorlesungen über das N. Testament ihm die Bibel immer weiter aufschloß, einen freundlichen Stern für seine theologische Laufbahn hatte. Er kann von seiner Jugend, deren Erinnerung ihm durch keine jugendliche Verirrungen und verschuldete Thorheiten und Uebertreibungen getrübt war und in der er von früh auf die erziehende Gnade des Herrn in hohem Grade zu erfahren hatte, bezeugen: „So viel auch jugendliche Unachtsamkeit und Zerstreuung und „Anwandlung von Weltliebe dazwischen kam, so wurde mein Herz doch „bald wieder auf das Eine Nothwendige hingelenkt." Im J. 1783 wurde er nach dem Tod seines Schwagers Christmann, Professors zu Bebenhausen, Klosterprofessoratsvikarius daselbst und von da, ohne sein Zuthun, im J. 1785 Repetent im theologischen Seminar zu Tübingen.

Fünf Jahre bekleidete er diese Stelle, auf der er mit einigen Studierenden viele Stunden der erbauenden Schriftbetrachtung widmete. Er konnte da auch noch den Umgang seines Vaters genießen und ihm seinen mühevollen Pilgerlauf versüßen. Derselbe starb gerade, als er im J. 1793 als zweiter Diakonus nach Göppingen kam. Dort konnte er mit vieler Freudigkeit das Evangelium predigen. Nach zwei Jahren aber schon wurde er, ohne sein Gesuch, nach Stuttgart zum Helferat bei St. Leonhard berufen, wo er sodann, nachdem er sich im J. 1798 mit Christiane Marie Luise, geb. Finner, verheirathet hatte, im J. 1800 zum Helferat am Hospital vorrückte.

In Stuttgart öffnete sich ihm ein schöner, großer Wirkungskreis. Ueber die Worte: „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes" (Röm. 12, 1.) hielt er seine Antrittspredigt und setzte es sich vor, daß von dem Eindruck: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," seine Vorträge hauptsächlich beleuchtet werden sollen. „Wie konnte dieß aber „seyn," sagt er selbst, „ohne Jesum Christum den Gekreuzigten zu pre„digen als den, der uns Gottes Barmherzigkeit zugewendet hat, weßhalb „es bei mir unabänderliche Entschließung bleibt, was der sel. Gellert in „den Worten ausdrückt:

„„Seh ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sey es mir, trotz alles ihres Spottes,
Die Weisheit Gottes.""

Das hielt er auch treulich. Mit jugendlicher Begeisterung und machtvoller Rede vertheidigte er die ewigen Hoheits- und Königsrechte des Sohnes Gottes, mit freier Stirne zeugte er gegen jedes öffentliche Aergerniß, von wannen es auch kommen mochte, und schonte nicht und legte die Axt den Bäumen an die Wurzel. Da konnte man sein Auge funkeln, seine Stirne sich runzeln sehen und ihn mit Entrüstung, wie einen zweiten Johannes, die Sünde, erschien sie nun im Verführers- oder im Gleißnersgewande, strafen und schelten hören, dabei er auch der Schande und Schmach Christi, die er sich deßhalb oft zuzog, nicht achtete. Bei diesem Eifer hatte er aber auch im Gefühl dessen, was er Paulo von Grund des Herzens nachsprach — 1 Tim. 1, 13. 16. — die evangelische Milde und Zartheit, welche mit Erbarmung die Sünder anzufassen und mit den Müden zu reden weiß zu rechter Zeit. Er war so ein rechter Botschafter an Christi Statt. Seine Predigergabe war außerordentlich, nicht nur durch fortgesetztes Bibelstudium, wobei Bengel, Heß und Menken

seine liebsten Führer waren, sondern besonders auch durch den Geist des Gebets und tiefer Selbsterkenntniß durchgebildet und geheiliget. Nicht leicht hat ein Prediger die innern und äußern Verhältnisse des Christen vielseitiger beleuchtet, als er. Sein Vortrag hatte jene gewinnende Vielseitigkeit, die das theure Gnadenwort immer wieder von neuen Seiten beleuchtet und jedesmal wieder mit frischer Salbung würzt und schmackhaft macht. Auch hatte er eine edle Predigergestalt. So wirkte er als Prediger im größten Segen und unter ungemeinem Zulauf. Gegen seine Beichtkinder war er ein eben so herzlicher, als offener und strenger Seelsorger; er hielt besonders ernstlich darauf, daß keines vor dem h. Abendmahl die Beichte versäumte. So trafs sich denn einmal, daß ein ihm nahe befreundeter Schneidermeister zu Stuttgart, welcher sich zum Abendmahl angemeldet, die Beichte aber versäumt hatte, da er in einem benachbarten Ort schnell einen Rock anmessen sollte, auf seinem Heimweg dem gerade von der Beichthandlung im Kirchenrock heimkehrenden Beichtvater begegnete. Der sah ihn mit strengem Blicke an und sprach: „So, Sie sind nicht in der Beichte gewesen? Wo kommen Sie her?" Der betroffene Meister gestand ihm Alles offen, worauf Dann erwiederte: „Wohlan, so kommen Sie nun mit mir auf mein Zimmer, damit wir dort Ihre Beichte nachholen." Daselbst angekommen, kniete er nach vorgängiger Besprechung mit dem Beichtsohn nieder und hielt ein solches Gebet über ihm, daß jener Mann nachher versicherte, der Schweiß sey ihm dabei ausgegangen und sein Herz zerflossen. — Schlimmer gieng es einst einem andern Schneidermeister, der sich bei ihm über das für einen gebildeten Mann schier ehrenrührige Wort bei der Beichte: „Ich armer Sünder" ausließ und sagte: „Das ist doch gegen alle gebührende Selbstachtung und allen bessern Zeitgeschmack." Dann besann sich nicht lange und gab ihm zur Antwort: „Ja, ja, dann müssen Sie eben statt dessen zu Gott sagen: „„Ich hochmüthiger Schneider.""" Um unter einer so großen Gemeinde aber wenigstens auf Einige mit bestimmterer Thätigkeit wirken zu können, wendete er sich mit dem Evangelium zunächst an Kinder und jüngere Mitchristen. Die Kinder hatten an ihm einen traulichen, zur blödesten Einfalt sich herablassenden Vater, die Jungfrauen, denen er besondere Erbauungsstunden hielt und wodurch er ein edles Geschlecht christlicher Mütter in Stuttgart heranzog, einen unvergeßlichen, mit allen Gefahren des jugendlichen Herzens vertrauten Führer. Er hat dadurch eine köstliche Saat in viele hundert junge Herzen aus-

gestreut; namentlich wirkte er auf die Jugend auch durch eine Menge Flugschriften und kleinere Confirmationsschriften, die er schrieb, und, ohne dafür sich bezahlen zu lassen, drucken ließ. Daneben war er der treueste Besorger der Kranken, denen er sogar den größten Theil seiner Studiertage widmete, so daß er seine Predigten vielfach an den Kranken- und Sterbelagern studierte. Zu seiner Erfrischung führte er eine lebhafte und vertraute Correspondenz mit Lavater, Heß, J. G. Müller, Schöner und andern trefflichen Männern.

So wirkte er fast zwanzig Jahre in Stuttgart, als er im J. 1812 durch ein ungeschminktes, entschiedenes Zeugniß wider die Welt und ihre Lust, welches er am Grabe des Hofschauspielers und Komikers Weberling ablegte, die Ungnade des Königs Friedrich sich zuzog und plötzlich auf die Pfarrei Oeschingen bei Tübingen, am Fuß der Alp, versetzt wurde, so sehr er es sich auch gewünscht hatte, einst unter seiner Heerde zu Stuttgart ausruhen zu dürfen. „Aber der Herr" — so sagte er bei seiner Investitur in Oeschingen ganz sanft und gelassen — „dachte anders; er gab meinem Weg eine andere, aber gewiß die beste Richtung." Er war nur ganz kurze Zeit hier und noch nicht investirt, als er in eine schwere Krankheit verfiel, in der er sich aber an das hielt, was ihm einer seiner Freunde schrieb: „Auch durch Leiden segnet Gott uns ein." Im J. 1817 am 21. Juni wurde ihm seine theure Gattin, an der ihm der Herr eine gleich- und treugesinnte Gehülfin und eine fromme Trösterin in den Stunden der Leiden geschenkt hatte, durch den Tod in Folge der Halsschwindsucht entrissen;* es blieb ihm nur ein einziges siebenjähriges Kind, dessen Anstellung als Pfarrer in Schöckingen er später noch erlebte. Von Oeschingen aus führte er stets mit seinen Stuttgarter Schülerinnen eine wöchentliche Correspondenz, wobei er ihnen viele biblische Bücher erklärte und aufs innere und äußere Leben anwandte, und worauf sie ihm wieder das Wichtigste aus ihrem Glaubensgange berichteten. Es war dieß ein schöner Bibellesebund. Im J. 1819 kam er dann auf die benachbarte Pfarrei Mössingen, einem volkreichen Marktflecken im schönen Steinlachthal. Hier, wie in Oeschingen, führte er ein stilles, gesegnetes Hirtenleben, und auch diese Gemeinde suchte er mit treustem Eifer dem Herrn zuzuführen. Namentlich bewirkte er auch in derselben einen überaus sanften, gefühlvollen, reinen und schönen Gemeindegesang; er achtete mit aller Sorgfalt darauf

* Weiteres s. II. Nr. 619.

und wenn er einen schreienden Ton hörte, trat er aus seiner Sakristei heraus und verwehrte es; es war wirklich herzerhebend, den Kirchengesang in Mössingen zu hören. Ueberdieß stand er zu ganz besonderem Segen in diesen Jahren in seinem Pfarramt zu Oeschingen und Mössingen für die damals zu Tübingen studierenden jungen Theologen da. Schaarenweise zogen dieselben an den Sonntagen in seine stille Dorfkirche hinaus und empfiengen von den Lippen dieses furchtlosen, stets aufs innerste Leben eindringenden Predigers Keime des ewigen Lebens; sie hatten bei ihm ein rechtes Predigerinstitut. So hatte auch einst 60 Jahre zuvor Steinhofer als Pfarrer zu Ehningen und Oetinger als Pfarrer zu Walddorf (Bd. II. S. 241, 251) einen Kreis heilsbegieriger, studierender Jünglinge um sich gesammelt. Viele solche Schüler Danns, die in ihm ihren geistlichen Vater verehren, stehen jetzt im Dienste der Würt. Kirche und predigen nach seinem edlen Vorbild das Wort Gottes im Segen.

Im September 1823 wurde Dann zum Pfarrer in Plochingen bei Eßlingen ernannt. Seine durch die heiligsten Bande mit ihm zusammenhängende Stuttgarter Gemeinde, zu welcher er sich selbst fort und fort mit großer, stets gleicher Sehnsucht hingezogen fühlte, ruhte aber nicht, bis sie sich von dem unterdessen zur Regierung gelangten König Wilhelm ihren alten, geliebten Lehrer wieder nach Stuttgart erbeten hatte. Noch vor seinem Aufzug in Plochingen wurde er im J. 1824 zum Archidiakonus an der Stiftskirche in Stuttgart ernannt zur dankbarsten Freude der Stadt. Seine Freunde aber, die ihm diese Nachricht brachten, hatten an ihm viel zu trösten, da er große Zweifel hatte, ob er als ein alternder Mann diesem Berufe noch genügen könne.* Am Palmtag 1824 hielt er seine Antrittspredigt und die Gemeinde empfieng ihn mit offenen Armen; nach einem Jahr wurde er der Nachfolger des im Glauben entschlafenen Amtsdekans M. Hofacker auf der Stadtpfarrei zu St. Leonhard, die bis dahin der zu frühe heimgegangene Sohn des Obigen, der nachmalige Pfarrer zu Rielingshausen, M. Ludwig Hofacker, als Vikar versehen hatte. Dreizehn Jahre durfte er nun noch in Stuttgart wirken. Jetzt hörten die dortigen Bewohner seinen Ausruf wieder: „Zur Quelle! zur Quelle!" womit er stets in großer Innigkeit auf das göttliche Wort, als auf die einzige, unversiegbare und unvergleichliche Lebensquelle hinwies. Man konnte es oft von den begierigsten

---

* Weiteres s. II. Nr. 466.

seiner Zuhörer vernehmen, daß er mit jedem Jahre gleich der im Herbste zeitigenden Traube an Kraft, Geist und Süßigkeit des Zeugnisses gewinne. Seine Kirche füllte sich immer mehr, nicht nur, weil Viele seinen baldigen Abschied ahneten, sondern weil sie immer reichlichere, erquickendere Weide bei ihm fanden. An den Predigten war es ihm aber nicht genug; er setzte auch seine Töchterstunden wieder fort. Deßgleichen hielt er in der Kirche Singstunden mit Gebet zur Uebung der Gottseligkeit und gab hiefür zwei Liedersammlungen heraus unter dem Titel: „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften, einstimmigen Kirchengesangs von C. A. D. Stuttg. 1829 und 1832." mit dem Gesammttitel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs." Er war nämlich ein unerschütterlicher Vertreter der alten Kirchenlieder, die er für die Volkskleinodien erklärte, da er ihren Werth aus einer halbhundertjährigen geistlichen Erfahrung zu würdigen wußte.

Ob er gleich nun vielfach leidend war, verjüngte er sich doch von Jahr zu Jahr im Glauben und in der Liebe gleich dem Adler und führte in seinem Greisenalter noch in der Kirche, in der Seelsorge, im Privatunterricht, dem er sich mit besonderer Sorgfalt widmete, und im täglichen Umgang Tausende zu Gott in Christo. Selbst wenn er vom Bett matt und schwach aufstand, um die Kanzel zu besteigen, so wurde er ein Anderer auf der Kanzel und das verjüngende Lebensfeuer des Glaubens floß durch seine altgewordenen Adern, also daß er sich oft plötzlich von seinem Schwachheits halber benützten Kanzelsitz erheben konnte, um in seiner erhabenen Gestalt mit ausgerecktem Arm voll Kraft und Nachdruck für den Herrn zu zeugen. Ein sehr schweres, viele Jahre hindurch aber mit größter Geduld von ihm getragenes Leiden bestand in einem fast unausstehlichen Nervenschmerz seines kleinen Fingers, der ihn oftmals wie Feuer brannte. Was Manche durch den Gesichtsschmerz leiden, das erlitt er 40—50 Jahre lang durch jenen flammenden Schmerz, der ihn oft plötzlich, namentlich auch auf der Kanzel, befiel. Da pflegte er dann ohne Klage seine stählerne Uhrkette fest um den leidenden Finger zu wickeln, oder ihn in ein Glas kalten Wassers zu halten, und bewies dabei die männlichste Fassung und eine seltene Selbstverleugnung. Nicht selten sah man ihn seine gesegnete Rede plötzlich mit streng gefurchtem Angesicht, aber ganz in herzlichem Tone fortsetzen, und wenn man nach der Ursache sah, warum solche milde Ergießungen aus einem so leidensvollen Antlitz

kämen, dann erblickte man die stählerne Kette fest um den eingedrückten Finger geschlungen und den Geist herrschend über das Fleisch. Schon der selige Schöner (s. u.), Danns inniger Freund, wußte davon und schickte ihm darüber einige Trostverse, die im Auszug also lauten:

„Er, der die Himmel schuf und eine Welt versöhnte,
Er, dessen Bruderblick bei fremden Leiden thränte —
Der Hülfe aller Art auch seinem Dann verspricht:
Ach! warum heilt er ihm den kleinen Finger nicht?!
Meinst du, er lieb ihn nicht — ließ sich von ihm nicht finden?
Der Finger nicht — das Herz soll Jesum noch empfinden.
Ach, wer versteht wie Er, was wahre Hülfe heißt,
Er wägt uns Lasten zu, und bildet so den Geist. —
Bleib stille, Bruder Dann, sieh, durch die längern Schmerzen
Zieht, der die Liebe ist, dein Herz zu seinem Herzen!
Es ist sein Weg! — So geh auf deinen Dornen fort!
Auf Dunkelheiten hier folgt Licht und Freude dort!"

Diesen Rathschluß des Herrn verehrend, gab Dann auch nie eine Operation des Fingers, an dem ein auf den Nerv drückendes Blutgefäß gesprungen war, zu, und hielt dieß als eigenmächtige Selbsthülfe für Unrecht. In den letzten dreizehn Jahren seines Stuttgarter Aufenthalts beschäftigte er sich auch viel mit stillen Privatarbeiten, um die innern Wirkungen Gottes sich und den Seinigen festzuhalten. Seine verbreitetsten und gediegensten Schriften, die er meist in frühern Jahren schrieb, sind sein „Beicht- und Communionbuch" und die „evangelisch-christlichen Blätter, auf Hoffnung ausgestreut von C. A. D. 1821.", in welchen seine ältesten Gedenkblätter enthalten sind. Namentlich schrieb er auch zwei vortreffliche Schriften zur Beherzigung der unsäglichen Leiden der Thiere und suchte einen Verein gegen die Thierquälerei zu stiften. Die Leiden dieser unschuldigen Thiere waren seinem mitleidigen Gemüth eine lebenslängliche Pein.

Während er so Andern predigte, wollte er am wenigsten an ihm selbst verwerflich scheinen. Er war sehr strenge gegen sich selbst, und richtete sich selbst am schärfsten. Den herben Stachel der Selbstanklage und Selbstverdammung empfand er oft und tief. Darum haderte er fort und fort mit der Sünde und sprach: „Hinaus mit dir! nur Christo gehört mein Herz." Ja, er kreuzigte sogar mit eiserner Strenge sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden und beschränkte sich stets auf die einfachste Kost, selbst als Greis meist bloß auf Wasser und Milch.

„Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleisch in Ewigkeit!
Wie du's nöthig find'st, so thue
Mit uns vor der Abschiedszeit!"

Dieß ist der Sinn, der aus allen seinen Bekenntnissen und Klagen spricht. Am dritten Adventssonntag 1836 hielt er seine letzte Predigt in St. Leonhard „über den edlen Sonderling Johannes den Täufer" — merkwürdig genug, da er einerseits auch solch eine strenge, dem Täufer ähnliche Natur war, scharf und unerschrocken in der Bußpredigt und der Vollbringer des Worts Jesaj. 58, 1.: „rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme, wie eine Posaune, verkündige meinem Volk ihr Uebertreten und dem Hause Jakobs ihre Sünde"; andererseits aber freilich auch Johannes dem Evangelisten ähnlich, dessen Geist voll Liebe Christi und Seiner Erlösten ist. Ein Katarrhfieber fesselte ihn gleich des andern Tages wochenlang aufs Lager. Späterhin gesellten sich aber höchst schmerzliche und langwierige Harnbeschwerden hinzu, unter denen seine Leibeshütte mehr und mehr zusammenbrach. Er setzte seine täglichen Bibellektionen und Gebete mit der gewohnten strengen Genauigkeit und unerschütterlichen Treue fort, so viel es ihn auch anstrengte; mitten unter den heftigsten Schmerzen drückte er seine vielgeliebte Bibel noch an die Brust, um einige Sprüche zum Trost zu suchen. Ja, auf die alten steifen Kniee warf er sich noch auf seinem Lager in den letzten Tagen, um mit dem Herrn zu ringen im Gebet, denn dieser hatte beschlossen, ihn zu vollenden durch eine Leidenstaufe, unter welcher seiner Seele bange wurde.* Schwere Nächte und schmerzensvolle Tage wurden ihm nun in reichem Maaß zugemessen und er, der so viele Trostworte an Kranken- und Sterbebetten gespendet, wurde nun selbst des Trostes höchst bedürftig. Aber Jesus blieb dennoch auch in der dunkelsten Leidensnacht sein heller Morgenstern. Zu seinem Freund und Schüler Wilhelm Hofacker, dem gesalbten Prediger und Diakonus an St. Leonhard, sagte er einst mit großem Ernst: „Mein Wahlspruch im Blick auf das mir anvertraut gewesene Predigtamt ist:

„„Was ich gelebt, Herr, decke zu,
Was ich noch leben werd', regiere du!""

In diesem Sinne verbot er es nun auch, ihn bei der Beerdigung zu loben, weil allein die Gnade des Herrn zu preisen sey. Nachdem er die letzten zwei Tage an einem Halsübel sprachlos unter den Seufzern der Seinigen zugebracht, entfloh der vollendete Geist still und sanft aus seiner irdischen Behausung zu jenen ewigen Hütten, die er beim Anblick des Morgensterns sich so oft von dem, welcher ist Christus, der helle Morgen-

* Weiteres s. II Nr. 142.

stern, erflehet hatte; dieß geschah am Palmtag den 19. Merz 1837. Die Leichenpredigt* hielt ihm sein Hofacker, der statt des Leichentextes ein Denkblatt des Verewigten vorlas, auf dem geschrieben stand: „Es soll meiner nicht lobend gedacht werden; denn ich fühle am Besten, wie außer Christo nichts Lobenswürdiges an mir ist. Aber desto kräftiger, glaubiger, dankbarer werde dessen gedacht, was 1 Tim. 1, 13. Phil. 1, 21. 2 Tim. 1, 10. und Joh. 11, 25. 26. geschrieben steht. Davon, nur davon soll geredet werden." Und so redete auch der Leichenredner davon, wie die zwei ersten jener Stellen Danns treue Begleiter gewesen seyen durchs Leben und Wirken, die zwei andern aber seine mächtigen Tröster im Leiden und Sterben. „Dann war" — sagt A. Knapp — „zwar kein eigentlicher Dichter, doch gewiß ein dichterischer Geist, mit einer einfach großartigen Phantasie ausgerüstet."

Seine Lieder stehen zerstreut in seinen einzelnen Schriften. Besondere Erwähnung verdient:

„Gekreuzigter! zu deinen Füßen" — W. G. Nr. 480.

(Quellen: Denkmal der Liebe für den vollendeten M. C. A. Dann, Stadtpfarrer bei St. Leonhard. Stuttgart, bei Steinkopf. 1837. — A. Knapps Biographie Danns in der Christoterpe. Jahrg. 1847.)

Nun ist noch der geistliche Gesang unter den zwei einander in wesentlicher Verschiedenheit gegenüber stehenden religiösen „Gemeinschaften" in Würtemberg, den sogenannten Michelianern und Pregizerianern, zu schildern.

Der Stifter und Hauptsänger der Michelianer ist:

Hahn, Michael, gewöhnlich nur „Michele" genannt. Er wurde geboren den 2. Febr. 1758 zu Altdorf bei Böblingen am nördlichen Saum des Schönbuchs, wo seine Eltern, Johann Georg Hahn und Regina, geb. Hahn, wohlhabende Bauersleute waren. Schon als Kind zeigte er ein nachdenksames Gemüth; so oft in der Schule etwas aus der Kinderlehre oder Bibel gelesen wurde, machte es einen solchen Eindruck auf ihn, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den h. Geist bat. Nach seiner Confirmation mußte er, so wenig es mit seinem Inwendigen übereinstimmte, das Metzgerhandwerk lernen; nach der Lehrzeit arbeitete er aber wieder auf dem Bauerngut seines Vaters. Weil er ein schöner, blühender, freundlicher und liebreicher Jüngling war, auch eine außerordentliche Unterhaltungsgabe besaß und sehr schön singen und pfeifen

---

* Weiteres s. II. Nr. 605.

konnte, so suchten ihn die ledigen Leute an sich zu ziehen; er hatte aber schon in diesen jungen Jahren ein solches reges und zartes Gewissen, daß ihn dasselbe über jede Theilnahme an leichtsinnigem Zeitvertreib ernstlich strafte. So faßte er damals schon Vorsätze zum Bekehren und fieng an, während seine andern Kameraden spielten und Possen trieben, troz ihres Spottes in der Bibel zu lesen. Er glaubte nach 1 Joh. 3, 15. schon ein Todtschläger zu seyn, wenn sich nur der geringste Unwille wider Jemand in seinem Herzen offenbarte. Daher kam es auch, daß er von den Leuten in seinem Orte für den Untadelhaftesten erklärt wurde. Zu einer gründlichen Erweckung kam er nun aber in seinem siebenzehnten Lebensjahr, als er in der Kirche mit der Gemeinde das Lied: „Der am Kreuz ist meine Liebe und sonst nichts in dieser Welt" sang. Von da an fieng ein heftiger Bußkampf, der Streit zwischen Geist und Fleisch, bei ihm an. Nach Licht und Frieden dürstend, kämpfte er vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr mit schweren, innerlichen Anfechtungen und Zweifeln. Als aber diese dunkle Nacht der Trübsal durchgemacht war, folgten zweimal nach einander lichtvolle, außerordentliche Seelenzustände bei ihm, das erstemal drei Stunden lang, als er eines Tages gerade auf einem Acker ganz allein Gerste häufelte, das anderemal, im J. 1780, sieben Wochen lang. Diese „Erleuchtung" — wie er selbst diese Zustände nannte — schrieb er auf und verweilte über dem Aufschreiben oft bis zwei und drei Uhr in der Mitternacht an seinem Schreibtisch. „In „dieser Zeit" — so schreibt er selbst — „hätte nicht viel gefehlt, meine „Seele wäre aus dem Leibe gefahren, denn ich habe geglaubt, die ganze „Welt sey lauter Paradies und voll heiligen Geistes; ich sahe in die „innerste Geburt und allen Dingen in das Herz, und mir war, als wäre „auf einmal die Erde zum Himmel worden und als ob ich die Allent„halbenheit Gottes schauete. Mein Herz war gleich der ausgedehnten „Ewigkeit, darinnen sich Gott offenbart. Ich ward auch über die wichtig„sten Schriftstellen am allergründlichsten erleuchtet und belehrt.

„Jesus war wirksam, mein Geist hielt sich leidend,
„Jesus mittheilte, mein Glaube war weidend,
„Nichts konnte hindern den heiligen Lauf.
„Meine Tinktur wurde gänzlich durchdrungen
„Und in das Urbild der Menschheit verschlungen."

Schon seit der ersten Erleuchtung fieng er Privaterbauungsstunden zu besuchen und sich von der Welt zurückzuziehen an. Darüber war aber sein Vater so erbost, daß er ihm einmal siebenzig Streiche gab, und ihn,

aufgehetzt durch die Stiefmutter, mißhandelte. Daher verließ er das väterliche Haus und diente als Bauernknecht in Döffingen und auf dem Illinger Hof, bis sein Vater anderer Gesinnung wurde und versprach, ihm seine Freiheit zu lassen, daß er ungehindert nach Ueberzeugung Gott dienen könnte. Nun lebte er in der größten Verleugnung aller Sinnlichkeit; seine Kleidung war schlecht, weil er nichts anzog, als was seine Brüder abgelegt hatten, über dem Gebet vergaß er oft das Essen, in zwanzig Jahren trank er weder Wein, noch Most, noch Thee, noch Kaffee, sondern bloß Wasser und Milch.

Nun redete Hahn in den Privatversammlungen, und die außerordentliche Geisteskraft, welche seine Rede begleitete, zog viele Seelen herbei und machte großes Aufsehen in der ganzen Umgegend von Altdorf, weil ein unstudierter Jüngling so innig und so fließend von den tiefsten Gottesgeheimnissen reden könne. Er bildete sich nach Oetingers mystischen Schriften (Bd. II., 246), hauptsächlich aber nach Jakob Böhme, dem Görlitzer Schuhmacher, dessen Theosophie und Schreibart er ganz angenommen hat. Manche vermutheten einen Propheten in ihm, der berufen wäre, noch Höheres und Tieferes zu offenbaren, als die h. Schrift enthält. Der große Zulauf, den er auf diese Art von allen Seiten her hatte, und seine von den symbolischen Büchern unserer evangelischen Kirche mannigfach abweichende Lehre waren die Ursache, daß er einmal über das andere von geistlichen und weltlichen Behörden zur Verantwortung gezogen wurde. Ueber dem sang er sich zum Trost das Lied: „Gottseligkeit kanns nicht vermeiden, sie mag noch so behutsam seyn, sie soll, sie muß Verfolgung leiden" und entwich dann auf den Rath des Pfarrers Hahn zu Echterdingen (Bd. II. S. 137) eine Zeit lang in die Schweiz, wo er Lavatern besuchte. Allein nach seiner Zurückkunft mehrte das Verbot seiner Erbauungsstunden nur um so mehr die Zahl seiner Verehrer; denn nun betrachteten sie ihn als einen Märtyrer der Wahrheit. Vor das Consistorium geladen, fand er an Consistorialrath und Stiftsprediger Carl Heinrich Rieger, dem Sohne Georg Conrads (Bd. II. S. 137), einen einsichtsvollen Richter; sonst hätte leicht aus dieser Bewegung völliger Separatismus entstehen können. Den Vorschlag Riegers, Theologie zu studieren, nahm er nicht an, um nicht an eine Gemeinde gebunden zu seyn, einen andern Rath desselben aber, sich künftig mehr an die h. Schrift zu halten und sich mehr mit Schriftworten und im Schriftsinn auszudrücken, versprach er zu beherzigen. Bis in sein dreißigstes

Jahr, also bis 1788, hielt er sich nun so meist in seinem väterlichen Hause auf und trieb dort das Wanduhrenmachen, welches er besonders erlernt hatte, um auch eine leibliche Beschäftigung zu haben. Dann hielt er, obwohl unter fortwährendem Widerstand der Kirche und ihrer Diener, Erbauungsstunden an verschiedenen Orten des Gäu's, besonders in Ober- und Unterjettingen. Er schrieb auch viele Lieder, so wie Briefe an seine Freunde über Glaubensgegenstände und Gewissensfragen, oftmals in Erläuterungen ganzer biblischer Bücher bestehend. Er ließ sie sich jedesmal von christlichen Brüdern besonders abschreiben, um Alles zu sammeln, was er geschrieben hatte.

In den Jahren 1792—1794 zog er sich nach Nebringen bei Herrenberg zurück, um dem allzugroßen Zulauf auszuweichen, von wo er dann in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr 1794 auf das Schloßgut der Herzogin Franziska zu Sindlingen bei Herrenberg als Drittelmeyer kam. Hier wurde er nun von keiner Behörde mehr gestört und konnte sich seiner umfassenden geistlichen Wirksamkeit unter dem Beistand mehrerer geistesverwandten Gehülfen ganz widmen. Er hielt dort an allen Sonn-, Fest- und Feiertagen nach geendetem Gottesdienst bei immer zahlreicheren Versammlungen seine Erbauungsstunden, oft unter freiem Himmel im Schloßgarten, da seine Wohnung nicht geräumig genug war. Daneben schrieb er nun auch, außer einem großen Briefwechsel selbst ins Ausland, mehrere Schriften über biblische Bücher, besonders seine „dreizehn Briefe über den Inbegriff seiner Erkenntniß von den Offenbarungen Gottes durch alle Zeiten hindurch. 1814.“ Diese Schrift ist eigentlich das Herzblatt seiner sämmtlichen, sehr breit gerathenen Schriften. Er weicht zwar in manchen Punkten von der Lehre der symbolischen Bücher ab, z. B. in der Annahme eines innern Lichts, eines zwiefachen Sündenfalls, wobei der erste Sündenfall darein gesetzt wurde, daß Adam ein Gelüste nach einem Weib bekam, in der Geringschätzung des ehelichen Standes als einer geringern Stufe des Christenthums, im Glauben an Einzelauferstehungen der Glaubigen bald nach dem Tode, an die Wiederbringung aller Dinge und damit in Verbindung stehende Reinigungsfeuer in verschiedenen Aeonen der Ewigkeit rc.; bildete aber ein heilsames Gegengewicht gegen die seitherigen sogenannten „alten Pietisten“, welche nicht nur ziemlich lau geworden waren, sondern namentlich den Glauben als ein bloßes leidendes Annehmen der Gerechtigkeit ansahen, wobei der Mensch gar nichts thun könne, als zuwarten, bis Gott von selbst die

Sünde austreibe, über die sie daher beständig klagten und seufzten, ohne sich das Blut Christi zu einer rechten Heiligungskraft dienen zu lassen. Hahn dagegen lehrte zwar auch die Glaubensgerechtigkeit, daß nur dem die Gerechtigkeit Christi vollkommen zugerechnet werde, der im Glauben das Wort von der Versöhnung annehme, aber er hob vor Allem hervor, daß aus dieser Glaubensgerechtigkeit auch eine Lebensgerechtigkeit werden müsse, wie die Frucht aus dem Baume hervorwachse, und daß der Mensch im Glauben eine Kraft bekomme, wider die ihm immer noch anklebende Sünde zu kämpfen, unter täglicher Buße der Heiligung nachzujagen und von Neuem geboren zu werden. „Niemand hat Vergebung der Sünden" — das war einer seiner Hauptsätze — „als der wirklich im Werden, in der Geburt Gottes ist. Die Kinder Gottes wollen nicht von außen, sondern von innen gerecht seyn, gerecht geboren von innen." Dabei war er in diesem unglaubigen Zeitalter für Viele eine Weckstimme zum ernstlichen Bemühen um Wahrheit und Gottseligkeit. Namentlich wirkte er aber auch den damals auf eine drohende Weise um sich greifenden Separatisten entgegen, von welchen er vielen Hunderten ihren Haß gegen die Kirche benahm. Oftmals sprach er sich mit Entschiedenheit dahin aus: „Wahre Kinder Gottes sind sehr demüthige, einfältige und redliche See„len; sie verachten nicht die Anordnungen und Gebräuche ihrer Kirche, „die heiligen Sakramente, noch auch die verordneten Lehrer, sondern „alles dieses respektiren sie und sind froh, wenn man sie unter solchen „Verfassungen leben und passiren läßt; sie sehen sich nicht an und wollen „nicht angesehen seyn als berufene, ordentliche Lehrer, sondern bloß als „Handlanger derer, die am geistlichen Tempel Gottes arbeiten. Diese „sind die werkzeuglichen Baumeister, wir ihre Handlanger."

In den letzten dreizehn Jahren seines Lebens hatte er mit der Wassersucht zu kämpfen, was ihm oft das Sprechen in den Versammlungen sehr beschwerlich machte. Er betrachtete aber diese körperlichen Leiden als eine heilsame „Begleitung" durch die Welt, als eine beschützende Gesellschaft und als eine immerwährende Mahnstimme zur Demuth und ernstlichen Herzensprüfung. Heftige Anstrengungen um Weihnachten des Jahrs 1818 durch Reden in Erbauungsstunden und heftiges Beten bei einer Krankheit seiner Hausgenossen beschleunigten seinen Tod. Er sagte denselben als in vierzehn Tagen eintretend voraus und ordnete nun seine Sachen. Seine Augen waren in der Todesstunde stets aufwärts gerichtet und sein Mund gieng stille, wie eines Betenden. Auf die

Frage, ob er denn gar keine Bangigkeit des Todes habe, daß er so freundlich sey, antwortete er noch: „Nein! der Heiland hat sie alle genommen und mich außerordentlich erquickt, daß ich ganz getrost bin.“ So starb er denn sanft und freudig am 20. Jan. 1819 in einem Alter von 61 Jahren. Zu seiner Beerdigung kamen die Leute von 12—15 Stunden weit her. Während er ins Grab gesenkt wurde, stand ein Regenbogen als himmlisches Gnadenzeichen am Himmel und wölbte sich über dem offenen Grab. Die Seinen aber meinten, er sey nach wenigen Tagen schon auferstanden. Er hatte sich selbst folgende Grabschrift gedichtet:

Hier liegt sie, meine Wanderhütte,
Nun habe ich ein himmlisch Haus.
Nun bin ich fort aus Eurer Mitte,
Denn meine Pilgerfahrt ist aus.
Im Grabe kann ich nicht verderben,
Das Leben fand ich ja im Sterben.
Im Geistleib werd ich aufersteh'n,
Ich werde meinem Jesus gleichen,
Von dem ich hier nicht wollte weichen;
Das sollet ihr dereinstens seh'n.
(Knapps Liederschatz 1. Ausg. Nr. 3366.)

Nach seinem Tode gaben seine Anhänger zehn Bände seiner Schriften heraus, die so gesucht sind, daß bis jetzt alle 5—6 Jahre eine neue Auflage von 2000 Exemplaren veranstaltet werden mußte. Es findet sich darunter ein ganzer dicker Band von 550 Liedern unter dem Titel: „Sammlung von auserlesenen geistlichen Gesängen zur Erbauung und Glaubensstärkung in manchen Erfahrungen, Proben und Anfechtungen des Christen und wahren heilsbegierigen Seelen zum gesegneten Gebrauch verfaßt von J. M. Hahn in Sindlingen. Mit Fleiß zusammengetragen von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde. 2. Aufl. Tübingen 1838.“ Die meisten Lieder sind sehr lang, oft aus 20—40 Versen bestehend. Sie haben fast alle seine theosophische Sprache und sind zwar von einem entschiedenen christlichen Geist und Heiligungseifer erfüllt, aber allzubreit gerathen und ohne wirkliche Poesie, meist nur gereimte Prosa, bei deren Durchlesung es einem oft ist, als müsse man durch tiefe Wasser waten. Der Kern der Hahn'schen Lieder ist mit sorgfältiger Auswahl gegeben in der Schrift: „Das geistliche Liederkästlein oder kurzer Auszug aus den sämmtlichen Liedern von J. M. Hahn. Tübingen, bei Fues. 1831.“ Das W. Landesgesangbuch von 1842 hat drei derselben aufgenommen; es sind nebst einigen andern seiner besten Lieder folgende:

„Ach (Herr) laß mich deine Heiligung“ — W. G. Nr. 391.
„Besinne dich und stehe stille.“
„Eins nur wollen, Eins nur wissen“ — W. G. Nr. 437.
„Fahre fort, vollende doch, was du hast angefangen.“
{ „Jesu, Bräutigam der Deinen“ oder:
{ „Seelenfreund der Deinen“ — W. G. Nr. 273.

„Mein Heiland, du bist von der Erde gangen."
„O Herrlichkeit, o Lichtweltsonne."

(Quellen: Joh. Michael Hahns Schriften. 1. Band: Sein Lebenslauf. Tübingen, bei Fues. 1819.)

Das ebenerwähnte Hahn'sche Liederkästlein ist in Verbindung mit dem Hiller'schen (Bd. II. S. 233) das gewöhnliche Gesangbuch der Michelianer bei ihren Privatversammlungen. So heißen sie nämlich nach Hahns Taufnamen: „Michele". In ungefähr 50—60 Gemeinschaften sind sie über einen großen Theil Altwürtembergs verbreitet und sind unter der Leitung eines Aeltestenraths unter sich als besonderes „Kirchlein" förmlich organisirt, zeichnen sich übrigens meist durch ihre strenge Sittlichkeit vortheilhaft aus. Von ihren Gegnern wurden sie bald „Gesetzler", bald „Seufzende" genannt, weil sie sich um des Glaubens willen die Gerechtigkeit des Lebens zur strengen Aufgabe machen und ihnen der Ernst in Vollziehung dieser Aufgabe nicht selten einen Anstrich düsterer Schwermuth giebt, neben dem, daß Manche in der Enthaltung vom ehelichen Stande eine höhere Stufe der christlichen Vollkommenheit und den Weg sehen, Gott ungehinderter, ja ganz eigen und ergeben dienen zu können. In einem ihrer Lieder singen sie:

Wer das Gesetz nicht ernstlich treibt,
Dadurch die Seelen zu erwecken,
Daß also Jeder schläfrig bleibt
Und Keiner recht wird aufgeschrecket:
Der hat, wie man behaupten kann,
Nach langer Zeit nicht viel gethan.
Sein laues Evangelisch lehren
Wird Niemand recht zu Gott bekehren,
Zum wenigsten kommt nichts heraus,
Als ein auf Sand gebautes Haus.

Wer ohne Evangelium
Will durchs Gesetz die Menschen ändern,
Der fordert nicht das Christenthum,
Ja er kann manchmal gar noch hindern,
Weil das Gesetz kein Leben giebt:
Und wer sich noch so eifrig übt,
Wird durchs Gesetz nicht neu geboren
Und ist für Gottes Reich verloren.
Nur Evangelium giebt Kraft,
Die wahre Gotteskinder schafft.

Doch selbst das Evangelium
Heißt eine Seele gründlich graben
Und Grund und Boden kehren um,
Wenn man den satten Grund will haben.

Weicht also dem Gesetz nicht aus,
Laßt Euch Gott in die Hölle führen,
Auch die gehört zu Gottes Haus.
Laßt Euch den Arzt recht auspurgiren &c.

Im Gegensatz gegen die Hahn'sche Richtung machte sich nun nach einiger Zeit eine andere Richtung geltend, die ihren Stützpunkt hauptsächlich gefunden hat in —

Pregizer, M., Christian Gottlob, geb. 18. Merz 1751 zu Stuttgart. Als er während seiner Studienzeit im theologischen Stift zu Tübingen, wo er sich von 1768—1773 aufhielt, nahe am Magistriren war und einsmals die Beichte besucht hatte, da durchzuckte den zwanzigjährigen Jüngling, der bis dahin unbekümmert um sein Seligwerden in Sicherheit dahingegangen war, beim Blick auf zwei neben ihm stehende fromme Theologen plötzlich der Gedanke: „diese kann die Absolution wohl angehen, aber dich nicht!" Damit wich die Ruhe aus seiner Seele und er ward in einen harten Bußkampf eingeführt, so daß er zwei Jahre lang nur zur äußersten Nothdurft Nahrungsmittel genoß und sich des Fleisches und Weins gänzlich enthielt. Darüber schwanden seine Körperkräfte so sehr dahin, daß er oft kaum mehr gehen konnte. Als er dann aber seine Studien vollendet hatte und als Vikar hinausgehen mußte, das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkünden, kehrte wieder Heiterkeit in seine Seele zurück und er lernte sich allmählich der Gnade Gottes getrösten, die auch die Gottlosen gerecht macht, so daß er mit Kraft und Segen als Vikar in Besigheim und dann in Bichberg bei Gaildorf wirkte. Im J. 1778 wurde er Schloßprediger zu Tübingen und trat dort mit so großem Bekehrungseifer auf, daß während seiner fünfjährigen Wirksamkeit auf dieser Stelle ein außerordentlicher Zudrang zu seiner Kirche stattfand. Von da kam er im J. 1783 als Pfarrer nach Grafenberg bei Nürtingen und verheirathete sich mit Eleonore, geb. Hörner, die ihm zwölf Kinder gebar. Nach zwölfjähriger schwerer Arbeit an dieser damals ziemlich verhärteten Gemeinde wurde er im September 1795 als Stadtpfarrer in das kleine Schwarzwaldstädtchen Haiterbach bei Nagold befördert. Hier ward ihm nun erst recht eine Thüre aufgethan. Aus der weiten Umgegend zogen große Schaaren Sonntag für Sonntag zu seiner Kirche, um den im volksthümlichsten Tone, in den treffendsten, meist aus dem gewöhnlichen Leben gegriffenen Bildern redenden Prediger zu hören, der eine mächtige Erweckungskraft auf viele Seelen ausübte. Als dann bald die Kriegsnöthen

hereinbrachen, hielt er Tag für Tag eine Morgenbetstunde, wobei gleichfalls Einheimische und Fremde die Kirche füllten. Er ließ dabei meist das Lied singen: „Ach! bleib mit deiner Gnade", wozu er dann auch noch für solchen Gebrauch, dessen letzten Vers an die Spitze stellend, ein besonderes Lied von 42 Versen als Fortsetzung dichtete. Darinn lautet es unter Anderem bittweise:

Ach bleib mit Engelschaaren
Um uns und unser Haus
In jetz'gen Kriegsgefahren
Und hilf uns mächtig aus.

Ach bleib als Feuermauer
Zum Schutz um uns herum!
Den Feind durchdringe Schauer,
Bewahr dein Eigenthum.

Ach bleib in Jammerstunden
Der Deinen Zuversicht,
So haben wir gefunden
Den Anker, der nicht bricht!

Nun aber trat in seinem innern Leben ein entscheidender Wendepunkt ein. Zu Anfang des Jahrs 1801 hatte er einmal ein Wort des Selbstruhms in Absicht auf seine Predigergabe fallen lassen. Darüber beugte er sich dann so sehr vor Gott, daß von da an alle seine Freudigkeit dahin war und er über ein Jahr lang gar nicht mehr predigen konnte, sondern einen Vikar halten mußte. Seine Seelenangst stieg manchmal fast bis zur Verzweiflung, und er fieng an, zu zittern und zu beben, wenn nur ein Mensch seinem Haus nahte. Da machte er nach langem Ringen eines Tages einen Nachbarschaftsbesuch bei seinem Alters- und Studiengenossen, Pfarrer Eberhard Christoph Sartorius in Grünthal, der ihn wieder aufrichtete, so daß er ganz heiter zurückkam und mit den Worten ins Zimmer trat: „Frau! mein Trauergeist ist fort!" Von da an steifte er sich nun, gedrungen, gegen den vorigen Geist des Unglaubens in ihm zu kämpfen, fest auf sein Taufrecht und die ihm dadurch gewordene Begnadigung und Beseligung, die alle Sünden hinweggenommen habe. Er las jetzt fleißig in der seither in seinem Kasten bestaubt gelegenen „geistlichen Schatzkammer" des Prätorius und bekannte sich „mente manuque", d. i. mit Herz und Hand, zu der sogenannten „Gnaden- und Freudenbeicht", welche von dem 1777 gestorbenen Dekan Philipp David Burk in Kirchheim (Bd. II. S. 217) verfaßt und ziemlich verbreitet war: „Ich in Jesu Christo reich gemachtes und gerechtfertigtes Kind Gottes bekenne mich Gott, meinem himmlischen Vater, daß ich gottlob reichlich und höchlich begnadiget und beseliget worden, nicht allein mit äußerlichen leiblichen Wohlthaten, sondern auch und noch vielmehr mit innerlichen geistlichen Wohlthaten, Erleuchtung des

h. Geistes, Glauben, Friede, Freude und vielen andern Heilsgütern, wie das mein Herr und Gott an mir erkennt und ich leider so vollkommentlich nicht erkennen kann, also freuen sie mich und sind mir lieb und begehre von Herzen, immer mehr und mehr begnadiget und beseliget zu werden durch seinen lieben Sohn Jesum Christum." Mit um so feurigerer Begeisterung und Freudigkeit trat er nun als Prediger der Gerechtigkeit auf, und was er so auf die freimüthigste Weise zeugte, war noch eindringlicher durch die ungemeine Popularität, in der er Alles vorzutragen wußte, wie er denn auch sein Thema meist in Reimen faßte, die er auch sonst gern einstreute und die „Bisquittörtchen für seine Zuhörer" zu nennen pflegte. Einmal sah er an einem auf die Heuernte folgenden Sonntag, wie viele seiner Zuhörer unter der Predigt eingeschlafen waren. Da rief er mit einemmal im Bauernton: „Thuet die Heuschochen weg! thuet doch die Heuschochen weg!" Mit diesem die innern Gedanken der Zuhörer strafenden Rufe hat er sie wieder zum Wachen gebracht. Neben solcher Wirksamkeit auf der Kanzel nahm er sich auch des Jugendunterrichts und der Schulen aufs Eifrigste an, leitete fünf Privatversammlungen, die sich in seiner Gemeinde gebildet hatten, und zog auch oft und viel in auswärtige Orte, um dort heilsbegierige Seelen um sich zu versammeln. Im J. 1807 am 19. Sept. brach in seinem Städtlein Nachts um 11 Uhr eine schreckliche Feuersbrunst aus, die 65 Gebäude verzehrte und auch ihn in Gefahr brachte. Der Herr aber bewahrte auf sein inbrünstiges Gebet ihn und die Stadt vor weiterem Unglück, worauf er dann eine gewaltige Bußpredigt hielt über Amos 4, 11—13.

Mehr und mehr gerieth er aber nun in ein allzueinseitiges Treiben, ja Uebertreiben der biblischen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch Christum hinein und drang dabei, wie sich das Gutachten des Prälaten v. Süskind, der ihn deßhalb im J. 1808 im Namen des Consistoriums zur Rechenschaft zu ziehen hatte, ausspricht, „viel zu wenig mit bestimmtem Nachdruck und überlegter Klarheit auf Anerkennung und Verbesserung der moralischen Unvollkommenheiten, die jeder Mensch an sich hat, und vermengte in seinen Vorträgen allzusehr das Ideal eines wahren Christen, das die Bibel zur Nacheiferung vorhält, mit der in der Wirklichkeit vorhandenen, stets unvollkommen bleibenden Beschaffenheit auch der besten Christen und vernachläßigte dann über der beständigen einseitigen Darstellung jenes Ideals völlig die Rücksicht auf ungebesserte Menschen." Dabei lehnte er den Namen „Pietist" ab, dieweil er zum Christianismus

führe, und trat auch den Lehren Michael Hahns, die ihm zur Werkheiligkeit zu führen schienen und bei manchen Anhängern wirklich auch schwere trübsinnige Bußkämpfe und ein Abmühen in selbstbüßender Strenge hervorriefen, entschieden entgegen.

Zugleich dichtete er, zwar von geringerem poetischem Werth, aber in volksthümlichem Tone und großem Bilderreichthum, viele geistliche Lieder, zum Theil auf die trippeltaktartigen Halleschen Melodien, namentlich auf die Melodie: „O selige Stunden, die Jesus", zum Theil auf lustige Volksweisen, z. B.: „Freuet euch des Lebens", wie er denn auch damit geradezu ein Lied beginnt: „Freuet euch des Lebens, die ihr erwählet seyd" oder: „Ich hab mein Sach auf nichts gestellt" ꝛc. Die Gegenstände, die er darinn fast ausschließlich besang, waren die seligen Wirkungen des Glaubens und der Genuß der Gnade Gottes in Christo Jesu, die Freiheiten, Privilegien und Regalien der auserwählten Kinder Gottes.

So bildeten sich nun durch seine derartige Wirksamkeit unter seinen zahlreichen, weithin und namentlich auf dem Schwarzwald verbreiteten Anhängern besondere Gemeinschaften fröhlicher Christen, die, wie dieß schon ums J. 1796 in manchen separatistischen und andern Conventikeln sich gezeigt hatte, unter Begleitung von Instrumentalmusik seine Lieder in lebhaft bewegten, sogar lustigen Weisen absangen. So zogen auf den Fildern oberhalb Stuttgart im J. 1806 ihrer 140, die sich „Gerechte" und „Selige" nannten, durch die Ortschaften Bonlanden, Plattenhardt, Vaihingen, Kaltenthal mit fröhlichem Gesang und behaupteten dabei, sie bedürfen nicht mehr des öffentlichen Bußbekenntnisses, das alle Sonntage in der Kirche verlesen werde. Am Fuß der Alp zwischen Tübingen und Reutlingen spielten sie z. B. in Bezingen mit der Flöte, in Dußlingen mit der Clarinette zu ihren Versammlungen auf und sangen Lieder im Versmaaß von: „Herzlich thut mich verlangen" nach der Melodie: „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebte mich." Dabei fiengen sie an, auf die gewöhnlichen alten Pietisten und auf die Michelianer, die sie nur „Gesetzler" nannten, hoch herab zu sehen als auf solche, die sich noch mühsam abquälen mit dem, worüber sie längst hinaus seyen. So sangen sie z. B.:

Freut hoch euch, ihr sel'ge Christen,
Ueber eure Herrlichkeit!
Ihr sucht mit den Pietisten
Eure Seligkeit nicht weit:
Denn ihr habt sie schon in euch,
Als versetzt in Jesu Reich.

Darum laßt uns jubeliren
Und von Herzen fröhlich seyn,
Wie es Heil'gen will gebühren,
Mit der ganzen Reichsgemein,
Die sich nicht nur selig weißt,
Sondern es auch froh anpreist.

Was kann Höhers gesagt werden,
Als Christus in Christo seyn?
Was giebts Fröhlichers auf Erden,
Als wie Christus seyn, so rein?
Daß der Engeln Reinigkeit
Von der unsern absteht weit.

Im Vaterunser ließen sie die fünfte Bitte aus, weil sie sich nur auf solche beziehe, die noch nicht vom h. Geist erfüllt seyen, und beriefen sich auf Stellen, wie Röm. 8. und 1 Cor. 6, 11., wo Paulus klar und deutlich sage, daß wer den Glauben habe, nicht mehr sündigen könne, also über Buße und Beichte erhaben sey; die Wohlthat der Sündenvergebung bekomme man schon in der h. Taufe, seit welcher der Christ ganz sündenlos, ganz heilig, ja der göttlichen Natur theilhaftig, vergöttert, höher als die Engel und Christo gleich, also hier schon ganz selig sey. Darum sangen sie auch keine Bußlieder, als ob durch Alles, was von Buße gesagt wird, eine Art von Werkheiligkeit in die Lehre von der Rechtfertigung käme, und stimmten höhnende Lieder auf die Michelianer an, wie z. B.:

Immer wollen sie verdienen,
Wollen sich durch Werk versühnen,
Wollen arme Sünder seyn,
Schämen sich, gerecht zu heißen,
Bis sie sich vorher befleißen,
Fromm zu leben und zu seyn.

Ja! sie sprachen das Wort „Sünder" nicht einmal aus, sondern setzten dafür, wo es ihnen in Liedern ꝛc. begegnete, stets „Kinder".

Rein gemacht bin ich,
Wer beschuldigt mich,
Daß ich noch ein Sünder seye,
Ungeachtet meiner Treue.
Ich bin rein und gut
Durch des Lammes Blut.

So lautets in dem Pregizerianischen Liede: „Auserwählt bin ich." Zwar schrieben sie sich die Vollkommenheit nur rücksichtlich der Glaubensgerechtigkeit zu, rücksichtlich der Lebensgerechtigkeit erkannten sie sich allerdings noch nicht für ganz vollkommen und geistlich, indem der Kampf mit der Sünde erst mit dem Tod aufhöre, aber Gott wolle es so haben, daß die Glaubigen der Erlösung froh nur seine Gnade rühmen und behaupten, sie seyen sündenrein; wenn sie in Ermanglung der Lebensgerechtigkeit auch noch Fehler begehen, so werden ihnen diese vermöge des Glaubens, darinn sie stehen, zur Gerechtigkeit gerechnet, ohne daß sie nöthig haben, auch nur darum in Bußgebeten zu bitten.

Als nun aber unter diesen Pregizerianischen Gemeinschaften allgemach Leute aufkamen, die behaupteten, der wiedergeborene Christ sey so ohne alle Sünde und Unvollkommenheit, daß, wenn in ihm, als Fleisch betrachtet, auch die Sünde noch wohne, diese noch nicht zu seinem eigentlichen Selbst gehöre und also auch selbst grobe Ausschweifungen nichts zu

bedeuten haben; als sofort in manchen dieser Gemeinschaften bei leichtfertigem Mißbrauch der Rechtfertigungslehre Pregizers entstandene Unsittlichkeiten und Fleischessünden einzelner Mitglieder gleichgültig angesehen und keinerlei brüderliche Zuchtmittel dagegen angewandt wurden, so daß dadurch großes Aergerniß entstand: so fieng Pregizer an, auf den Mittelweg einzulenken, und legte im J. 1816 in fünfzehn Artikeln ein „Glaubens- und Hoffnungsbekenntniß" ab, worinn er es namentlich aussprach: „ich glaube und bekenne, daß mein alter Mensch mit Christo gekreuzigt und zum Tod verurtheilt worden; ich übergebe ihn also freiwillig in den Tod und will mich von Allem, was ich von Adam ererbt, in der Kraft der neuen Geburt aus Gott geschieden halten." Eben so und noch entschiedener erklärte er sich anderwärts gegen jenen Mißbrauch seiner Rechtfertigungslehre: „ich weiß es gar wohl, daß diese Lehre der Grund des wahren Christenthums ist, aber ich weiß auch, daß die, welche einseitig dabei stehen bleiben, beim Grundlegen stehen bleiben. Wir haben die Buße täglich nöthig bis an unser Ende, und wer sie nicht immer für nöthig hält, betrügt sich sehr und kann wieder vom Christenthum nach und nach abkommen." Dafür trug er denn auch bei seiner eigenen Partei als Märtyrerzeichen den Namen des „weißen Teufels" davon. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er von einem Schlaganfall betroffen und bereitete sich von da an in stillem Umgange mit wenigen Freunden auf sein allmählich herannahendes Ende vor, das denn auch am Tage der bekannten großen Ueberschwemmung, am 30. Okt. 1816, eintrat.

Die Zahl seiner Anhänger aber wuchs nach seinem Tode nur noch mehr, obgleich sich kein anderer Geistlicher dieser einseitigen Richtung hingab. Namentlich im Schwarzwald, im Ammerthal bei Tübingen und im Remsthal verbreiteten sich die Pregizerianer und fiengen sogar an, in groben Ausartungen sich zum Separatismus hinzuneigen, wie sie denn die Kirche sehr selten besuchten und, wenn sie es thaten, bei allen Stellen der Predigt, die mit ihren Parteimeinungen nicht übereinstimmten, mit dem Kopfe schüttelten oder lachten, weßhalb das Volk ihnen den Namen „Schüttler" auftrieb. Sie lockten Viele in ihre Gemeinschaften durch die Versicherung, in einer halben Stunde werde Alles richtig im Herzen des Menschen und der selige Gnadenstand bewirkt; auch pflegten sie „Juchhe!" zu schreien im Gefühl ihrer Beseligung durch den Glauben und bedienten sich fortwährend der Geigen und Schalmeien zu ihren geistlichen Gesängen, die sie sogar nach den Weisen der gemeinsten, wüstesten Gassen-

hauer, z. B. des „Ei! du lieber Augustin, 's Geld ist hin, 's Weib ist hin", absangen. Seit längerer Zeit aber sind sie milder und gemäßigter geworden und in die Schranken der Ordnung zurückgekehrt, wie denn auch manche ihrer Gemeinschaften bei aller guten Geisteszucht nur „die stille selige Dankesfreude für die ohne alles eigene Verdienst empfangene freie Gottesgnade in Christo" unter sich nähren und pflegen.

Das Liederbuch, dessen sich die Pregizerianer bei ihren Erbauungsstunden bedienen, hat den Titel: „Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch für glaubige Kinder Gottes. Ludwigsburg 1821." Eine zweite Auflage davon erschien im J. 1835 unter demselben Titel zu Ludwigsburg und eine dritte im J. 1849 zu Backnang, besorgt von den zwei Stundenhaltern Michael Raisch in Engelsbrand bei Neuenbürg und Joh. Georg Schmückle in Burgstall bei Marbach, unter dem Titel: „Liedersammlung für glaubige Kinder Gottes, zusammengetragen und zum Druck befördert von Solchen, die durch Jesum Christum als ihren einzigen Erlöser das ganze Heil und ihre Seligkeit suchen, ihm glauben, froh und selig darinn leben." Diese neueste Auflage enthält in 285 Nummern, neben manchen ältern theilweise im Pregizerianischen Sinne veränderten Liedern, meist Pregizers Lieder und Reime über die Fest-, Sonn- und Feiertagsevangelien, so wie Lieder seiner Freunde, z. B. des Schulprovisors Künstle, des Schulmeisters Aichelin, der Frau König im Gäu und auch des Pfarrers Hosch in Aidlingen (S. 174), der wenn auch kein Anhänger, so doch ein inniger Freund Pregizers gewesen.

(Quellen; Der christliche Bote aus Schwaben. 1831. Nr. 7. — Dr. Grüneisens Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg in Illgens Zeitschrift für die hist. Theologie. 1841. I. — Diakonus Haugs [jetzt Dekan in Leonberg] Abhandlung über die Sekte der Michelianer nach ihrer Lehre und ihrem Verhältniß zu andern pietistischen Parteien in Würtemberg in Dr. Stirms Studien der Würtemb. Geistlichkeit. 1839. 1. Heft.)

Außer Würtemberg zeigt sich die altglaubige Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, wiewohl höchst vereinzelt, auch noch in

andern deutschen Ländern.

Zunächst begegnet uns hier der letzte Sprößling der zweiten schlesischen Schule, an Schmolke und Casp. Neumann sich anschließend (Bd. I. S. 355) —

Liebich, Ehrenfried, geb. am 13. Juni 1713 zu Probsthayn im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater Müller war. Bis

ins sechzehnte Jahr mußte er demselben in der Mühle helfen, kam aber dann, weil er ausgezeichnete Gaben zeigte, auf die Schule nach Schweidnitz, später nach Breslau und studierte sofort vom J. 1738 in Leipzig die Theologie. Bald nach Vollendung seiner Studien, im J. 1742, wurde er Pfarrer in Lomnitz und Erdmannsdorf bei Hirschberg in Schlesien. Hier starb er auch nach sechsunddreißigjähriger treuer und gesegneter Amtsführung am 23. Dez. 1780, nachdem er noch „eines sterbenden Christen letztes Lob Gottes auf Erden" — das schöne Lied: „Hallelujah! Lob und Ehre" — gedichtet hatte. Da hat er noch gerühmt:

Hallelujah! nach treuer Väter Art
Hast du von Kindheit an
Mich treu ernährt, für mancher Noth bewahrt,
Mir täglich Guts gethan.
Bei vielen frohen Segensstunden
Sind Kraft und Leben bald verschwunden.
Hallelujah! Hallelujah!

Hallelujah! nun endet sich mein Lauf,
Im Glauben schlaf ich ein.
Komm, komm, o Tod! schleuß mir den Himmel auf!
Bei Jesu will ich seyn,
Ich will ihm dort mein Loblied bringen
Und ewig himmlisch-fröhlich singen:
Hallelujah! Hallelujah!

Zur geistlichen Liederdichtung hat ihn seine Frau ermuntert. Nach langem Bitten dichtete er ihr das schöne Passionslied: „Du Gotteslamm, das alle Sünden träget." Als er dieses nun im Hamburger Correspondenten ohne Nennung seines Namens veröffentlicht hatte und mit vieler Anerkennung aufgenommen sah, ließ er sich von seiner Frau, mit der er in der innigsten Glaubens- und Herzensgemeinschaft stand, bestimmen, in den Jahren 1749 und 1750 eine ziemliche Anzahl geistlicher Lieder zu dichten. Die Ausarbeitung der sogenannten Hirschberger Bibel mit Anmerkungen, die er bald darauf mit Dr. Berg übernahm, ließ ihn aber fünfzehn Jahre lang an kein Liederdichten mehr kommen. Er mußte vorher dieses reich gesegnete und segenstiftende Werk vollenden. Als aber dann ums J. 1763 ein Hirschberger Gesangbuch, welches zwölf seiner um jene Zeit gedichteten Lieder enthielt, in die Hände des gerade im Carlsbad sich aufhaltenden Gellerts gerathen war und dieser ihn durch einen vertrauten Freund hatte ermuntern lassen, doch noch mehr dergleichen Lieder zu dichten, so nahm er die lang ausgesetzte Liederarbeit wieder mit freudiger Begeisterung auf.

So hat er im Ganzen 236 durch ihre Correktheit und fromme Anmuth ausgezeichnete liebliche Lieder gedichtet, die er gesammelt herausgab unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oden." 1. Thl. Hirschb. und Leipz. 1768 — mit 142 Liedern. 2. Thl. Liegnitz 1774 — mit 94 Liedern. Er sagt selbst über die Entstehung seiner Lieder: „Ehe ich sechs Zeilen habe stehen lassen, habe ich wohl zuweilen zwanzig Zeilen ausgestrichen. Ein Wort zu finden, um einen guten Gedanken stärker und den Vers fließender zu machen, hat mich zuweilen einige Stunden gekostet. Mein einiger Zweck ist aber gewesen, Lieder zur Erbauung der Christen zu machen. Wer so einen bösen Geschmack hat, daß ihm der Name Jesus und das Verdienst Jesu zum Eckel wird, dem werden auch meine Lieder zum Eckel werden." Mit vollem Recht giebt der Vorredner zum ersten Theil, Christian Sam. Ulber, Pastor zu St. Jakob in Hamburg, über seine Lieder das Urtheil ab: „sie sind unter die besten und vorzüglichsten unserer Zeit zu setzen. Die das lieben, was ernstlich, erbaulich und ein Wort für das Herz ist, werden in diesen Liedern einen vollen Brunnen finden, eine solche Gabe der Dichtkunst, die nicht unter die gemeine Gattung gehört. Was von Herzen kommt, das geht auch wieder zu Herzen, und so habe ich die Hoffnung, daß diese Blätter nicht bald verwelken, sondern lange im Segen grünen werden."

Liebich, der in den dem ersten Theil angehänzten und insbesondere gegen Joh. Adolph Schlegel (S. 30) gerichteten „Gedanken über die evang. luth. Kirchenlieder und deren von den Neuern damit vorgenommenen Veränderungen" sich aufs Entschiedenste gegen die damals aufkommenden Liederverbesserungen erklärt hatte, verbat sich durchaus jegliche Veränderung seiner eigenen Lieder — „und wenn man sie damit zwanzigmal schöner machte, so würde er es doch für eine große Beleidigung ansehen." Gleichwohl blieb auch er nicht von der Verbesserungsmanie verschont.

Seine namhaftesten Lieder sind:

„Dich, Jesum, laß ich ewig nicht." — (Bairischer Entwurf.)
„Dir, dir, du Geber aller Gaben" — daraus V. 11—16. zu einem besondern Lied gebildet:
„Wir kommen, deine Huld zu feiern" — W. G. Nr. 543.
„Dir, Gott, dir will ich fröhlich singen."
„Du Gotteslamm, das alle Sünden träget."
„Erheb, o Christ, dein Herz und Sinn" oder:
„Erheb, o Seele, deinen Sinn" — W. G. Nr. 420.
„Gott ist getreu! sein Herz" — W. G. Nr. 45.
„Hier ist mein Herz! mein Gott" — W. G. Nr. 308.

„Höchster Tröster, komm hernieder.“ — (Bairischer Entwurf.)
„Kommt und laßt uns beten.“
„Nun bringen wir den Leib zur Ruh.“ — (Bairischer Entwurf.)
„Verlaß mich nicht, mein Gott.“
„Wo eilt ihr hin, ihr Lebensstunden.“

Claudius, Matthias, der bekannte fromme Wandsbecker Bote, wurde am 15. August 1743 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinischen, unweit Lübeck, geboren. Er lebte anfangs in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, als Privatmann und wurde dann im J. 1776 Oberlandkommissär in Darmstadt, legte aber diese Stelle bald wieder nieder und begab sich im J. 1777 wieder in sein liebes Wandsbeck, wo er unter ganz bescheidenen Umständen, aber ruhig und in seinem Gott zufrieden und in patriarchalischer Einfachheit lebte. Im J. 1788 wurde er Revisor bei der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona. Diese Stelle erlaubte ihm nach wie vor in seinem ihm unendlich theuer gewordenen Wandsbeck zu wohnen. Die Gemahlin des Besitzers von Wandsbeck, die Gräfin Schimmelmann, bezeugte ihm stets die größte Verehrung und war oft in seinem Haus. Es war aber auch ein lieblicher Aufenthalt in seinem Familienkreis, wo beim heitersten Sinne doch mit einer ganz besondern Ehrfurcht über Alles gesprochen wurde, was mit der Religion in Verbindung stand. Klopstocks Messias war das Lieblingsbuch der Familie. Unter solchen Verhältnissen hatte Claudius auch die rechte Stille und Ruhe zur Abfassung jener Schriften, durch die er der Sache der Wahrheit, des Vaterlands und vor Allem des christlichen Glaubens so wesentliche Dienste geleistet hat. Viele Jahre lang gab er daselbst vom J. 1775 eine Zeitschrift unter dem Namen „der Wandsbecker Bote“ heraus, worinn er mit ächter Frömmigkeit und edlem Freimuth in einer launigen und naiven, gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten kommenden Sprache die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Religiosität zu empfehlen und durch Spott und Verachtung die menschlichen Thorheiten und Laster, vor Allem aber die Zeitphilosophie zu geißeln suchte. Die Leute würden besser thun, meinte er, wenn sie suchten, die Vernunft gläubig, statt, wie sie meinen, den Glauben vernünftig zu machen, es würde ihnen mehr Segen bringen und wahrlich auch mehr Ehre. Je länger je mehr fand er sich berufen, einer Alles umstürzenden Aufklärung gegenüber mit Hand anzulegen an die Gründung fester Stützen für das erschütterte Gebäude des Glaubens. Er beschäftigte sich daher auch noch in den spätesten Jahren mit dem

Studium der christlichen Glaubenslehre und suchte, obgleich ihn die Milde und Billigkeit gegen Andersdenkende nie verließ, wie sein Freund Johann Georg Hamann, der seltene Packhofverwalter und christliche Philosoph in Königsberg († 20. Juni 1788), das Lutherthum und somit vor Allem die lutherische Abendmahlslehre gegenüber der reformirten aufrecht zu erhalten. Er hat in glaubensloser Zeit ein freudiges Zeugniß von Christo abgelegt: „Wer an ihn glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn „rathen kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der „uns hebe und halte, weil wir leben, und die Hand unter den Kopf lege, „wenn wir sterben sollen. Und das kann er überschwänglich nach dem, „was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wirs „lieber hätten. Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und „Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Men„schen Herz gekommen. Es ist eine heilige Gestalt, die dem Pilger wie „ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfniß, sein ge„heimstes Ahnden und Wünschen erfüllt." Gleichwohl war ihm aber bei seiner entschieden christlichen Gesinnung alle unduldsame Ketzermacherei zuwider, er ließ sich auch mit Freigeistern und Zweiflern nicht viel in Beweisführungen und Streitereien ein. Er wies sie einfach an die Rede des Herrn: „wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sey" (Joh. 7, 17.). Hagenbach sagt treffend von ihm: „Er setzte den Spöttern des Christenthums nicht eine finstere Stirn, den pedantischen Aufklärern nicht eine pedantische Orthodoxie, er setzte vielmehr dem kränkelnden Philosophenwitze seinen gesunden, kernigen Mutterwitz, der steifen Kathedergelehrsamkeit einen einfachen Natursinn, dem frechen Satyr der Gottlosigkeit die heitere Ironie der Kindesunschuld entgegen. Er verstand, wie weiland Dr. Luther, die hohe Kunst, göttliche Dinge im harmlosen Scherze zu behandeln, weil er, man möchte sagen, mit dem lieben Gott auf vertraulichem Fuße stand. Er war im edelsten Sinne des Wortes naiv. Dadurch gerade, daß er, ein „„homme des lettres"", wie er sich in seiner Selbstironie nannte, als Vertheidiger des Christenthums auftrat, wurde dem Christenthum bei manchen Leuten ein gutes Vorurtheil erweckt; und wie es früherhin für Viele ein ermunterndes Zeichen war, daß der heitere Fabeldichter und Comödienschreiber Gellert auch die schönen geistlichen Lieder dichtete, so mochte auch jetzt mancher lebensfrohe Weltmann dem Dichter des Rheinweinlieds lieber Gehör schenken, als dem eifrigsten Pfarrer, von dem er am Ende doch

vermuthete, er vertheidige das Christenthum nur um des Amtes und des lieben Brodes willen."

In den zwei letzten Jahren seines Lebens lag die Hand des Herrn schwer auf ihm. Im J. 1813 mußte er nämlich in Folge der Kriegsereignisse das Haus und den Ort, womit er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen war, verlassen und in Holstein bald hier, bald dort ein Unterkommen suchen, gar oft von der drückendsten Noth bedrängt. Alle seine Kinder waren zerstreut. Diese persönlichen Leiden zu tragen hatte er wohl noch die Kraft, obwohl er ein Greis von 73 Jahren war; allein über den Anblick seines tief in den Staub getretenen deutschen Vaterlandes, das sich nun zunächst nur durch den Kampf gegen den von ihm hochverehrten König von Dänemark erheben konnte, brach ihm sein treues und dankbares Herz. Im Mai 1814 durfte er wieder in sein liebes stilles Wandsbeck zurückkehren und dort noch einige Ruhezeit verbringen. Dann zog er zu Anfang Dezembers zu seiner an den edlen deutschen Patrioten, Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg, seit 1797 verheiratheten ältesten Tochter Caroline, um bei ihr zu sterben. (Eine jüngere Tochter war an den Dr. Jacobi in München, Sohn des Präsidenten der dortigen Akademie der Wissenschaften verheirathet.) Sieben Wochen lang wartete er auf seinen Tod. „Mein ganzes Leben hindurch," sagte er zu seinem Tochtermann, „habe ich an diesen Stunden studiert; nun sind sie da!" In seinen letzten Tagen betete er unabläßig, sah es auch gern, wenn die Umstehenden beteten; aber lautes Beten und Zusprechen mochte er nicht. Die Hoffnung, noch diesseits eines hellen Blicks in das Jenseits von Gott gewürdigt zu werden, war besonders rege in seiner Seele. An seinem Todestag Nachmittags zwei Uhr betete er: „führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von allem Uebel." Im Todesaugenblick schlug er dann noch einmal hell und groß das Auge auf, liebevoll seine Frau und seine Kinder suchend, die den letzten Blick empfangen sollten. Dann ist er sorgenlos, ja wahrhaft reich gestorben am 21. Jan. 1815. Seine Tochter, die ihm die Augen zugedrückt, bezeugt über ihn: „Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen, ernsten Augenblick des Todes."

Wie einst Paul Gerhard seinem einzigen Sohne (Bd. I. S. 266),

so hat auch er für seinen Sohn Johannes schon im J. 1799 ein Vermächtniß heilsamer Lebensregeln aufgesetzt, worinn er unter Anderem Folgendes schreibt:

Lieber Johannes!

Gold und Silber habe ich nicht,
was ich aber habe, gebe ich Dir.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Ich habe die Welt länger gesehen, als Du. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, lieber Sohn, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rath geben und Dir sagen, was ich funden habe und was die Zeit mich gelehrt hat:

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge Dein Herz an kein vergängliches Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe dem Glauben der Väter getreu und hasse, die darüber nur leer Geschwätz treiben.

Scheue Niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und an ihrer Weisheit.

Denke oft an heilige Dinge und sey gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für Dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebet, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Claudius, bei dem, wie nur bei Wenigen, das Wort gilt: „wie das Lied, so der Mann,“ hat viele Lieder, meist Fabeln und Sinngedichte, darunter auch einige Lieder geistlichen und moralischen Inhalts, gedichtet. Sie erschienen ursprünglich im „Wandsbecker Boten“ und in andern Zeitschriften, namentlich im „Göttinger Musenalmanach“ von 1772—1788 und giengen dann in die Sammlung über, die er von allen seinen Arbeiten unter dem Titel herausgab: „**Asmus omnia sua secum portans** oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.“ Drei

seiner geistlichen Lieder wurden in kirchliche Gesangbücher aufgenommen; darunter namentlich:

„Das Grab ist leer! das Grab ist leer!"
„Der Mond ist aufgegangen" — vom J. 1779 — W. G. Nr. 570.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812. — Der Freimüthige. Jahrg. 1816. Nr. 14. S. 53—55. — Fr. Perthes Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von Clemens Theodor Perthes, Prof. jur. in Bonn. Hamb. 1852. 2. Thl. S. 58—62.)

Schöner, Johann Gottfried, geb. 15. April 1749 zu Rügheim bei Schweinfurt im fränkischen Baiern, wo sein Vater Pfarrer war. Im achten Jahr nahm ihn sein Großvater, Pfarrer Giegler zu Wezhausen, ein frommer und sehr gelehrter Mann, zu sich und gab ihm guten Unterricht in den Wissenschaften und in Gottes Wort. Jeden Tag mußte er seine Lektion mit dem Denkspruch anfangen: „sine tuo lumine nihil est in homine!" was der Großvater so übersetzte: „Ohne deines Geistes Schein kann nichts Guts im Menschen seyn!" Im neunten Jahr kam er auf die lateinische Schule nach Königsberg in Franken und im J. 1760 nach Schweinfurt aufs Gymnasium. Hier war er zu viel sich selbst überlassen und lebte, wiewohl er mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit lernte, nach eigenem Dünkel, leichtsinnig, flüchtig, unbeständig, eitel, wenig bekümmert um Gott und sein Wort, noch weniger um Menschen, denen er sich bloß äußerlich durch ein einnehmendes Betragen gefällig zu machen suchte. Er fühlte den Irrweg, den er gieng, zuweilen mit geschlagenem Herzen und sang dann unter Thränen öfters die Lieder: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder" — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — „Aus tiefer Noth." Als er zwischen sechzehn und siebenzehn Jahre alt war, hielt er die erste Predigt, und nun ließ ihn die Stimme des Gewissens nicht mehr ruhen; die Gnade erlangte einen schönen Sieg über ihn, daß er sich von den gewöhnlichen Jugendsünden und allen bösen Gesellschaften losmachte und eingezogen, still und fleißig lebte. Mit einem solchen Ernst, sich ein gutes Gewissen zu bewahren, bezog er dann im J. 1767 die Universität Leipzig, wo er namentlich an Gellert und Crusius Lehrer hatte, die auf sein Herz segensreichen Einfluß übten. Er errichtete mit einigen frommen Studenten einen Bund redlicher Liebe und konnte noch in seinem Alter über seine Universitätszeit ausrufen: „Welche Freuden gönnte mir da mein Herr und Heiland mitten in meinen übrigens kümmerlichen Umständen!" Im J. 1769 kam er als Hauslehrer nach Erlangen und 1770 nach

Baiersdorf. An diesen beiden Orten beobachtete er, da er an der Hypochondrie litt, die Rathschläge der Aerzte mehr, als die Gebote des Evangeliums; er wurde schläfrig in den Uebungen der Gottseligkeit und verließ beide Orte, obgleich von Menschen ganz bedeckt mit dem Ruhm eines stillen, frommen Jünglings, bereits mit einem vom Guten wieder abgekommenen Herzen; er hatte eben noch keinen lebendigen Glauben an Christum und keine wahre Liebe. Nun suchte ihn der Herr in seiner Güte und Langmuth zur Buße zu leiten, indem er ihn mit vielem Guten überströmte. Er kam nämlich im J. 1772 als Hofmeister in das fromme v. Winkler'sche Haus nach Nürnberg und wurde hier bald unter die Nürnberger Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, was für einen Ausländer sehr schwer hielt, und im Sommer 1773 zum Prediger an der Margarethenkirche auf der Veste ernannt. Endlich ward er auch, daß zu seinem Glücke nichts mehr fehle, in das Nürnberger geistliche Ministerium aufgenommen und am 22. Juli 1776 zum Diakonus an der Marienkirche ernannt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Spezereihändlers Joh. Georg Essen, die ihm fünf Stiefkinder in die Ehe brachte. Die rasch auf einander folgenden Glücksumstände, in die er kam, der Beifall und die Ehrenbezeugungen, die man namentlich seinen Predigten bewies, verderbten an seinem Herzen wieder die seitherige Gnadenarbeit des h. Geistes. Er wurde eitel und hätte, wie er sagt, gerne „schöner" noch als schön erscheinen mögen, da er, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn, zunächst nur sich, den Schöner, predigte und mehr auf den Effekt bei seinen Zuhörern schaute, als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann. Er wurde so der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und seine Kirche war voll von Solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Daher scheute er sich auch vor dem freien und einfältigen Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz.

Da gefiel es Gott, ihn aus dem Dienst der eitlen Creatur loszumachen und zu einer treuen, einfältigen Verkündigung des Evangeliums zu berufen; er erfuhr die Mark und Bein durchdringende Kraft des Wortes Gottes, das er so lange im Munde geführt, auf eine entscheidende Weise. Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahrs 1776 predigte er nämlich einmal über den Glauben an Christum. Er schloß mit einer rednerischen Beschreibung des Glaubens und sagte ungefähr so: „Wer diesen leben=

digen Glauben an Christum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott und der durch Jesum erworbenen Gnade; ihm bleibet in diesem Zustande der Himmel auf immer verschlossen und die Wetterwolken des Zornes Gottes ruhen auf ihm die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch.“ Da er das so sagte, war es ihm, als träfe ihn selbst ein Strahl aus diesen dunkeln Wolken, und eine durchdringend laute Stimme sprach in seinem Herzen: „Du selber hast diesen Glauben nicht, auch auf dir ruht der Zorn Gottes, den du eben selber beschwurst.“ Da wird er auf einmal leichenblaß, wankt und schwankt auf der Kanzel zum Schrecken der Zuhörer, also daß den kranken Mann einige Männer von der Kanzel herunterführen müssen. Zu Hause angekommen, weinte er vor Gottes Angesicht Thränen der aufrichtigen Selbsterkenntniß und Gotteserkenntniß. In diesem Zeitpunkt suchte ihn der fromme Kaufmann Johann Tobias Kießling auf, der sich seither vergebens um ihn bemüht hatte, und half ihm vollends ganz zu Christo. Damit war aber die Leidenstaufe, die ihm der Herr zugedacht, noch nicht vollendet. Als er vierzehn Tage später, am Erscheinungsfeste, wiederum predigen wollte, gieng es ihm, wie dem sel. Tauler: Thränen hemmen seine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Scham und Schrecken, die Kanzel abermals verlassen. Darauf folgte drei Vierteljahre lang eine solche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehreremale aus der Kirche wieder nach Haus geführt werden mußte, ohne fähig zu seyn, ein einziges Wort an die versammelten Zuhörer zu reden. Er wußte davon keine andere Auslegung zu machen, als daß der Zorn Gottes einen Unwürdigen vom Predigtamte, ja vielleicht gar von seinem Angesichte verstoßen habe; daher verfolgte ihn überall Angst und Schrecken, und selbst nachdem er sich wieder erholt hatte, trat nun der Kampf bei ihm ein zwischen dem Ruhm Christi und dem Ruhm der Welt, zwischen seinem Gewissen, das ihn trieb, offen sich zu Christo zu bekennen, und der Eitelkeit, die auch den Beifall der Welt noch gern behalten hätte. So ward seine Natur dermaßen verzagt und verdrossen, daß er jedesmal zur Kanzel mit einer Angst gieng, wie sie ein Missethäter haben muß, der zum Tode geführt wird. Seine ehemaligen Zuhörer verloren sich jetzt meist aus seiner Kirche; man streute öffentlich das Gerücht aus, er sey im Haupt verwirrt geworden. Doch der Herr, zu dem ihn seine Noth immer mehr und immer näher hindrängte, hielt ihn, tröstete und stärkte ihn überschwänglich, also daß er nun, durchaus am Herzen verändert, frei und unumwunden, mit größter Entschiedenheit das

Wort vom Heil und Leben der Sünder in Christo, dem alleinigen Sünderheiland, predigte. Es dauerte nun auch nicht lange, so sammelten sich ganz andere Zuhörer, meist aus den mittlern und niedrigern Ständen, um ihn, — ein Häuflein nach dem Lebenswort dürstender Seelen, und unter diesen auch Kießling, der nun sein Herzensfreund wurde.

Am 2. Mai 1783 wurde Schöner Pfarrer an der Hauptkirche St. Lorenz. Diese Veränderung war zwar für seine äußere Lage sehr günstig und verschaffte ihm ein besseres Einkommen, aber eine schwierige und umfassende Seelsorge nahm jetzt seine Kräfte sehr in Anspruch und fast mit jedem Jahre bekam er ein neues, schwereres Kreuz zu tragen, unter dessen Zentnerlast er oft unterliegen zu müssen glaubte. Zuletzt aber dankte er dem Herrn dafür und sprach zu ihm: „Ich sehe „jetzt wohl ein, daß du mir die mannigfache, äußere und innere Noth, „das vielfältige Kreuz, das ich getragen, seitdem ich mich treuer zu dei„nem Dienst bekannte, nur deßhalb zugesendet hast, damit ich den Men„schen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz erzählen könnte. „Denn in diesem deinem Kreuze ist ja allein, nach kurzem Leide, ewiger „Trost und ewige Ruhe." In seinem Amte hatte er oft so viele peinliche Kränkungen zu ertragen, daß manchmal die Feindesliebe fast erlöschen wollte; auch in seinen häuslichen Verhältnissen gab es manche herbe Uebungen, denn eines seiner Stiefkinder wurde ein Selbstmörder und eine seiner leiblichen Töchtern, eine Jungfrau von achtzehn Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte, litt Jahre lang an der Fallsucht, daß die Jammertöne, die sie bewußtlos dabei ausstieß, ihm oft fast das Herz zerrissen; dabei war auch seine Frau immer leidend. Im J. 1799 wurde er selbst auch, nachdem er einen heftigen Schrecken durchzumachen hatte, von einem äußerst beschwerlichen Nervenzittern befallen, wodurch sein Körper immer schwächlicher wurde. Er lobte aber auch dafür Gott unter Thränen, wie einer, der für einen Vorschmack der Seligkeit dankt. „Denn," sagte er, „ehe ich gezüchtiget wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: „„Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen."" So lernte er aber auch im eigenen Leiden die Leidenden himmelan weisen, wie er dieß am schönsten gethan in seinem Liede: „Himmelan, nur himmelan."

Mitten unter diesen Leiden blieb aber sein Geist gleichwohl in reger Thätigkeit. Gerade in diesen Jahren, namentlich von 1799 bis 1809,

gab er die meisten seiner Schriften heraus, die im In- und Ausland viel Segen stifteten, z. B. Feiertagsepistelpredigten, Evangelienpredigten, das historische Lesebuch, die Sprüchwörter, einen Katechismus und eine Sammlung eigener Lieder, nebst vielen andern kleinern Schriften. Wie Dann in Stuttgart, so wirkte Schöner in Nürnberg. Er schämte sich nun des Evangeliums von Christo nicht mehr, sondern verkündete unermüdet das Wort vom Kreuz als eine Gotteskraft und Gottesweisheit, und ermahnte unabläßig zur Buße und zum Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Wie er predigte, drückt er selbst in den Worten aus: „Ich knüpfe nicht an meine Predigten den Grundstein des Christenglaubens nur gelegentlich an, sondern auf ihm sind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man sagt von manchen Menschen, die immer Recht haben wollen: sie müssen immer das letzte Wort haben. Ich aber will wenigstens thun, was in meinen Kräften steht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menschen Lügner sind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des sterbenden Sünders behalte." Namentlich besaß er auch eine eigene Gabe des Kinderunterrichts und hielt gesegnete öffentliche und Haus-Kinderlehren, durch die er in Verbindung mit seinen Jugendschriften edle Samenkörner in die jungen Herzen ausstreute. Obgleich mit seinem Prediger- und Seelsorgeramt reichlich beschäftigt, führte er neben seinen schriftstellerischen Arbeiten auch noch einen reichen Briefwechsel und nahm an der Bibelsache so warmen Antheil, daß er der Erste war, der im J. 1805 in Deutschland eine Bibelgesellschaft gründete, die in Verbindung stand mit der brittischen Bibelgesellschaft zu London. Durch seinen unermüdeten Eifer und ausgedehnte Bekanntschaften brachte er eine Summe zusammen, so weit sie nöthig war, das N. Testament mit stehenden Lettern zu drucken, wodurch mehr als 30,000 Exemplare theils unentgeldlich, theils zu ganz niedrigen Preisen vertheilt wurden. Ueberall war seine Hauptabsicht, für Jesum Seelen zu gewinnen und selig zu machen.

Je treuer er sich so seinem heiligen Berufe weihte, desto beschwerlicher mußten ihm die größeren Anstrengungen seyn, die dieser von ihm forderte. Sein Nervenzittern wurde immer stärker, so daß er nur mit Hülfe einer Maschine, wodurch das Papier festgehalten wurde, die zitternde Hand noch einigermaßen zum Schreiben gebrauchen konnte. Als er daher im J. 1809 zum Stadtpfarrer an seiner Kirche ernannt wurde, mußte

er die Verwesung der stadtpfarramtlichen Geschäfte seinem Collegen überlassen. Aber die Seelsorge und das Predigtamt versah er noch bis acht Monate vor seinem Heimgang mit treuem, priesterlichem Herzen. Da war an seinen Vorträgen und ihrem Geistesfeuer recht sichtbar das Wort des Herrn: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Endlich mußte er sich aber doch entschließen, im Oktober 1817 seine Amtsführung niederzulegen. Das Zittern an beiden Händen nahm immer mehr zu und auch die Füße versagten jetzt ihre Dienste. Nun war Unthätigkeit sein Loos, was ihn tief beugte, daß er darüber Thränen vergoß. In dieser Zeit dichtete er das Lied: „Gottlob! mein Erdenleben ist eine Gnadenzeit", worinn er unter Anderem singt (V. 6. 7.):

Ich fühl die morsche Hütte,
Das Schwinden meiner Kraft,
Und such mit heißer Bitte
Dich, der mir Trost verschafft.
Laß nichts die Hoffnung dämpfen:
„Ich bin dein Kind, dein Erb";
Dann harr ich in den Kämpfen,
Weiß, daß ich nicht verderb.

Und würden meine Sinnen
Für dieses Leben stumpf,
Erhalt mir nur von Innen
Den Glauben im Triumph,
Die Liebe recht geschäftig,
Die Hoffnung unversehrt,
Den Trost der Gnade kräftig
Und die Geduld bewährt!

Es gereichte Allen zur größten Beschämung, wie er so gar gering von sich dachte und Andere weit über sich erhob. Oft bekannte er, wie er sich so arm, so schwach, so ohnmächtig zu allem Guten fühle und wie der Kampf mit der Sünde täglich so sauer und schwer sey. Wie froh war er da, wenn man ihm ein Trostwort oder eine Bibelstelle zur Ermunterung vorsprach. Da sagte er einmal: „Je ohnmächtiger, je kraftloser der alte Schöner wird, desto gewaltiger und mächtiger wird in ihm Jesus Christus. Je ärmer ich bin, desto reicher ist mein Herr, je saurer und schwerer der Kampf, desto süßer sein Trost, desto mächtiger sein Beistand." Er blieb auch jetzt noch nicht ganz unthätig, denn er diktirte mehrere kleine Schriften, z. B.: „Gedichte zur Verherrlichung Jesu" und „lehrreiche Aufsätze, unter dem Bibellesen entstanden". Immer heftiger aber wurde sein Nervenzittern, das nun schon achtzehn Jahre währte und ihn zu einem immerwährenden, vielgeprüften und bewährten Dulder machte. Er mußte zuletzt wie ein Kind gepflegt werden und konnte beim Sitzen nicht einmal mehr einen Fuß über den andern schlagen. Allein man hörte kein ungeduldiges Wort von ihm. Er sang sich selber dabei zu:

Sey stille, müdgequältes Herz,
Das nur am Kummer klebt,
Richt die Gedanken himmelwärts,
Hin, wo dein Vater lebt.

O harre fort, du hast sein Wort,
Er wird, so ists verheißen,
Dich noch aus Allem reißen.

Er blieb stets in tiefer Verehrung seines Gottes, dessen Wege er für eitel Güte und Wahrheit hielt. Sein Trost war, wie er es selbst einmal gesungen hat: „Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir." Mit ihm gieng er stets um im Gebet, also daß der edle Schubert von ihm bezeugt: „Ich habe kaum einen andern Menschen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet giebt, so durch und durch anmerken können, als ihm." Nicht lange vor seinem Tod schrieb er noch einer Freundin mit zitternder Hand ins Stammbuch: „Betet ohne Unterlaß — wer beten kann, ist selig dran" und hat damit das Bild seines eigenen, innern Wesens verzeichnet.

Endlich kam für ihn, nachdem eine Geschwulst ihm zuvor schon die Augen verschlossen hatte, nach schwerem Leidenskampf die Stunde, da er „mit dem Sterbekleid sein Elend alles auszog". Er verschied sanft am 28. Juni 1818 in einem Alter von 69 Jahren. Er hatte sich selbst eine Leichenrede und zwei Traueroden noch im Leben verfaßt, in deren einer er am Anfang und Schluß dem Freunde Tod entgegensang:

Wohl mir, ich geh zur Ruhe hin!
Mein Glaube hat gewonnen!
Durch dich, erhöhter Heiland, bin
Ich allem Zorn entronnen! —

Drum schließ ich sanft die Augen zu,
Befehl dir meine Seele,
Die nimmst — und die bewahrest du,
Ach! diese theure Seele!

Der Inhalt der Leichenrede war: „Die Vergebung der Sünden, die erste und unentbehrlichste Trostquelle", und der Leichentext: Psalm 25, 6. 7.

Manche seiner glaubensinnigen Lieder, die etwas vom Gellert'schen Ton haben, kamen ursprünglich auf einzelnen Blättern, besonders auch in den zu Basel erscheinenden „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit" heraus; er war nämlich vieljähriges Mitglied der diese Sammlungen herausgebenden „Deutschen Gesellschaft". Zuerst erschienen von ihm: „Einige vermischte geistliche Gedichte. Nürnb. 1775." — „Einige Lieder zur Erbauung. Nürnb. 1776." Anonym: „Kurze Gebete, Lieder und Verse für Kinder. Nürnb. 1786." Erst die spätern Sammlungen enthalten seine unter der Trübsalshitze gereiften Geistesfrüchte; es sind folgende: „Vermischte geistliche Lieder und Gedichte. Nürnb. 1790.", namentlich aber: „Sammlung einiger Trostlieder, insbesondere an Geburtstägen. Nürnb. 1803" — 21 an der Zahl. — „Gesänge zur trost-

vollen Feier heimgegangener Christen. 1805" — 8 an der Zahl. — Alle seither genannten sind zusammengefaßt in der aus 116 Liedern bestehenden „vollständigen Sammlung der geistlichen Lieder und Gedichte von J. G. Schöner. Nürnb. 1810." (der zweiten Aufl. der „vermischten geistlichen Lieder" vom J. 1790.) Seine letzten dichterischen Geistesfrüchte waren dann noch: „Gedichte zur Verherrlichung Jesu. 1818."

Zu seinen schönsten Liedern, von welchen das Hamburger Gesangbuch fünf mittheilt, gehören:

„Alles lebt und schwebt im Preise."
„Es (Dir) dankt mein Herz, es (dir) jauchzt mein Lied" — W. G. Nr. 31.
„Es tagt in meiner Seele."
„Friedefürst, zu dem wir flehen."
„Himmelan, nur himmelan" — W. G. Nr. 421.
„Ich blick in jene Höhe."
„Nimmst du mich noch an."
„O ich fühle Dank und Preis."
„Seele, ruh in jeder Nacht."
„Sey stille, müdgequältes Herz" — 1803. (Bairischer Entwurf.)
„Trost im Leben, Trost im Grabe" — 1805.

(Quellen: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel. Jahrg. 1819. S. 73—96 — Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde von Dr. Schubert (welcher Schöner seinen geistlichen Vater nennt). II. Bd. Leipz. 1824. S. 246—256. S. 308—313. — III. Bd. 2. Aufl. Erlangen 1838. S. 166—172. S. 183—187. S. 192—198. S. 229—231. S. 242—245. S. 254 f.)

Auch aus der —

reformirten Kirche

sind hier noch vier würdige Vertreter zu nennen:

Annoni, auch d'Annone, M., Hieronymus, geb. 12. Sept. 1697 in Basel, wo sein Vater, Nikolaus Annoni, Rathsherr war. Der Wunsch, den dieser fromme Mann bei der Taufe seines Sohnes niederschrieb, „daß nämlich dieses Kind, wie es äußerlich mit dem Taufwasser besprengt worden, also auch innerlich die Kraft und Wirkung des h. Geistes empfinden, auch an des lieben Kindes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Antheil haben möge", ist reichlich an ihm erfüllt worden. Er wurde in Wort und Lied und Schrift ein mit einem ganz besonders reichen Maaß des h. Geistes gesalbter Zeuge des Herrn. Schon im fünften Jahr seines Lebens verlor er den treulich sorgenden Vater, aber nach dem Flehen seiner Mutter, Marie Salome, geb. Burkhardt, trat „der Herr Jesus selbst an Vatersstelle und half dieser Wittwe durch seine Gnadenzüge ihren einigen Sohn

erziehen". Schon als Schüler des Gymnasiums spürte er „die göttliche Gnadenzucht, welche" — wie er hernach bekannte — „ihn über Jugendsünden strafte und zum Gebet trieb"; auch während er die Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt studierte, hatte er den „heimlichen Vorsatz, mit der Zeit ein rechtschaffener Theologus zu werden", und der vertraute Umgang mit dem würdigen Gottesgelehrten **Dr.** Werenfels, der ihm nähere Anleitung zum Predigtamt und zum wahren Christenthum gab, war ihm sehr förderlich. Gleichwohl aber mangelte es ihm an der rechten Furcht des Herrn als der Quelle der Weisheit, und er gieng in mannigfaltigen Uebertretungen und Jugendsünden unter stetem Aufschub der Bekehrung dahin, selbst noch als er bereits am 24. April 1719 zum Predigtamt befähigt erklärt war. Da sollte Schaffhausen seine geistliche Geburtsstätte werden. Der Herr nämlich, der seine Seele suchte und ihn in seiner Kirche brauchen wollte, leitete es zu seinem Heile also, daß er nun als Informator zweier Kinder in ein vornehmes und christliches Haus daselbst kam. Die Einsamkeit, allerlei schwere Krankheiten und die Furcht des nahescheinenden Todes unter denselben, das Alles führte ihn zur Erkenntniß seines gefahrvollen Seelenzustandes, daß er mit zerstoßenem und zerschlagenem Herzen Bußlieder dichtete, in denen er im schmerzlichen Gefühl des Zornes Gottes tief gebeugt nach Gnade seufzte; so besonders in dem über Psalm 25, 7. gedichteten Bußlied: „Herr! ich stecke tief in Schulden", oder in dem über Matth. 8, 8. gedichteten: „O du Heil der kranken Seelen", worinn er seufzt:

Ach! wie kann man sich verlaufen
Von der frommen Schäfleinschaar!
Ich bin mit dem bösen Haufen
Manche Stunden, Tag und Jahr
Irre gangen auf und nieder,
Doch jetzt komm und kehr ich wieder.
Nur ein Wort, Immanuel!
So erholt sich Leib und Seel.

Nach vielem Ringen und Weinen, nach vielen durchgebeteten Nächten gelangte er endlich zu der herzerfreulichen Versicherung der Vergebung seiner Sünden und nun gieng sein Dichten und Trachten, sein Lesen und Studieren, seine Gesellschaft und Umgang darauf, nicht nur sich selbst in solcher erkannten Gnade zu befestigen, sondern auch Andern, zumal verirrten Seelen, die Herrlichkeit der göttlichen Gnade anzupreisen. Auf einer Reise, die er mit seinen Zöglingen in die französische Schweiz und nach Deutschland machte, war es sein Hauptabsehen, zugleich aller Orten rechtschaffene Kinder Gottes kennen zu lernen und sie, ob sie schon bald überall einen verhaßten Namen tragen, mit herzlicher Begierde aufzusuchen. Als er nun von dieser längern Reise, auf welcher er die väterliche

Vorsorge und Regierung seines Gottes auf tausendfache Weise erfahren, nach Haus zurückgekehrt war, führte er als Privatmann in seiner Vaterstadt ein stilles, erbauliches und für das Reich Gottes nützlich arbeitsames Leben und hielt in seinem Hause Erbauungsstunden und religiöse Privatversammlungen, wie er sie in den frommen Kreisen der Halleschen Pietisten in Deutschland kennen gelernt hatte. Im Dezember 1734 verehelichte er sich mit Esther, einer Tochter des berühmten Doktors und Professors Theodor Zwinger, deren Mutter gleichfalls aus dem Burkhardt'schen Geschlechte stammte und die ihm stets eine christliche und getreue Gehülfin war. Es gieng ihm da, wie er selbst einmal in einem seiner Hochzeitlieder singt:

Wer nur den lieben Gott läßt freien,
Wenn er zur Ehe schreiten will:
Den wird das Freien nicht gereuen,
Er trifft gewiß ein gutes Ziel.
Gott ist der rechte Freiersmann,
Der gute Ehen stiften kann.

Noch weitere Erfahrungen sammelte er sich auf einer Reise, die er im J. 1735 mit zwei jungen Männern durch die Schweiz, Deutschland und Holland unternahm. Von derselben zurückgekehrt, gedachte er, „gleich einem Johannes in die Wüste zu gehen und sein übriges Leben in der Einfalt und Stille des Landes zuzubringen"; da wurde er im J. 1739 auf die Pfarrei Wallenburg berufen, wovor er sich anfangs so entsetzte, daß es ihn manchen Kummer und Kampf kostete, bis er endlich am 3. April 1740 seinen Posten antrat. Mit allem Eifer, Treue und Wachsamkeit führte er dort sein Hirtenamt und wußte Viele seiner Gemeindeglieder aus der fleischlichen Sicherheit zu wecken. Am 10. August 1747 kam er sodann durch die Wahl der Gemeinde als Pfarrer nach Muttenz, einem bloß eine kleine Stunde von Basel entfernten Dorfe. Bei seiner Einsegnung sprach er seinen Sinn vor dem Herrn in dem Gebete aus:

Ich will säen, wäss're du!
Und sprich dein Gedeihen zu!
Ich will werben, sag's der Heerde,
Heiland, daß sie folgsam werde.

Die ersten zwölf Jahre seines Amtes an dieser Gemeinde war er so munter und eifrig im Werk des Herrn, daß er mehr arbeitete, als manche weit Jüngere, indem er nicht nur seiner Heerde treulich wartete, sondern auch vieler bei ihm Rath und Trost suchender Seelen aus der Stadt und andern Gemeinden sich so herzlich als möglich annahm, wobei er nach dem Vorbild seines Erzhirten Niemand, der zu ihm kam, hinausstoßen konnte.

Es entstanden durch ihn viele Erweckungen in der Basler Gegend und es war ein stets anhaltender großer Zulauf von Menschen aus der nahen Stadt und der ganzen Umgegend, um seine salbungsreichen Predigten zu hören, daß die Basler Stadtgeistlichkeit am Ende sich berufen glaubte, „diesem Geläufe und Besuch als etwas Unanständigem und dem wahren Christenthum Zuwiderlaufendem ein Ende zu machen." Seine Predigten, über die noch manche Anekdoten im Mund des Volkes sind, hielt er nicht in dem gekünstelten, frostigen Ton, der damals mehr und mehr aufkam, sondern ganz einfältig, herzlich und kindlich. Er wollte vor Allem verstanden seyn, weßhalb er auch mehrmals zu sagen pflegte: „Ich muß predigen, daß mich meine lieben Bauern verstehen, ich will nicht den Stühlen und Bänken predigen." Einige seiner herzlichen, bibelkräftigen Predigten, die er im J. 1754 über das Evangelium Johannis hielt und die ein Verehrer der Wahrheit ihm nachgeschrieben hat, sind in den Jahrgängen 1795—1797 der Basler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" aufbehalten. Daselbst ist auch von ihm bezeugt: „Er besaß gründliche Gelehrsamkeit, auf Reisen durch Be„obachtungen gesammelte Welt- und Menschenkenntniß, aber vorzüglich „viel Geistes- und Gnadengaben, und war von der Liebe zu seinem Herrn „so gedrungen, daß er sich alle Mühe gab, ihm, dem Erzhirten, Schafe „zuzuführen." Er stand daher auch mit vielen Seelen, die sich an seine seelsorgerliche Berathung von nah und fern wandten, in brieflichem Verkehr. So schreibt er einmal an eine christliche Freundin, der er den Weg zum Leben weisen sollte: „Der Anfang ist noch nicht das Ende und das Anklopfen des Bräutigams noch nicht die Hochzeit. Sie müssen niemals vergessen, daß das Christenthum die Reise aus Aegypten nach Canaan ist; die Wüste liegt aber dazwischen, durch welche man wandern muß; da muß man erfahren, daß das Herz auch eine Wüste sey, und muß lernen zum Hohenpriester gehen, daß man rein werde nach und nach. Da siehts bald heiter, bald dunkel — da giebts bald eine gute, bald eine schlechte Herberge — bald donnerts auf Sinai, bald schneits Manna, bald ists Wasser bitter, bald quellet der Fels. Hier ist Geduld noth, fleißiges Beten und Singen und Hoffen, bis endlich zur Erlösung durch den Jordan ins himmlische Jerusalem. Unsere neumodischen Christen möchten oft gerne in Einem Sprunge hinüber, aber sie erfahren doch Alle, daß es eine Reise ist von Wochen, Monaten und Jahren. Gott helfe uns fort und hinüber!" Er war ein tief gewurzelter und ganz auf Jesum

gegründeter Christ. So sagte er einmal: „Es ist ein rechtes und gül-
„tiges Sprüchwort:

„„Wer Christum Jesum recht erkennt,
Der hat sein' Zeit wohl angewend't.""

„Dieß ist das Fundament des Christenthums und ewigen Lebens." Solch
ein kernhafter Glaubenssinn spricht auch aus den Liedern, die er dich-
tete, vor Allem aus dem Lied: „Der Heiland ist's allein", das mit der
Ueberschrift: „Christus Alles in Allem" in den Basler Sammlungen.
Jahrg. 1804. 6. Stück. S. 190 sich findet, und worinn er entschieden
auf ein wahres, lauteres Kernchristenthum dringt, wenn er z. B. in
einigen Versen ausruft:

„Christ! denke, red' und wandle,
Wie's dir im Herzen ist;
Nur denke, sprich und handle
Nichts ohne Jesum Christ."

„Wohlan, dieß große Eine
Bleib stets dein Element,
Der Heiland sey alleine
Der Anfang, Mittel, End'."

Ein anderes seiner Lieder vom wahren Christenthum fängt er mit den
Worten an:

„Der Name machet keinen Christen
Und Schwätzen keinen Pietisten.
Mensch! ist dein Herz kein Gotteshaus,
So steht's mit dir noch übel aus."

In den letzten zehn Jahren seines Lebens, die er als ein Greis
allein zu durchwandern hatte, denn seine Frau war ihm im J. 1760 zur
Ewigkeit vorangezogen, nahmen seine durch allzustrenge Arbeit erschöpften
Kräfte so sehr ab, daß er nur selten mehr die Kanzel betreten konnte.
Gleichwohl aber blieb sein Auge wachsam über den geistlichen Zustand
seiner Gemeinde und sein Herz und Haus standen, vor wie nach allen
heilsbegierigen Seelen offen, die fort und fort noch aus seiner Gemeinde
und aus der Stadt seinen Rath zu ihrer Seligkeit begehrten. Endlich
drohte dem dreiundsiebenzigjährigen Greisen eine beschwerliche Wasser-
sucht, die ihn vierzehn Tage aufs Krankenlager bannte. Da lag er wie
ein Kind in dem Schooß seiner Mutter, seinen Willen ganz in den Willen
seines Herrn ergeben, der ihm, so bitter er auch seyn sollte, doch das
Liebste war. Den Tag vor seinem Ende, das nun unaufhaltsam nahte,
erklärte er noch einem Freunde: „daß es mir in meinem Christenthume
und Amte Ernst gewesen, weiß der Herr; vor ihm ist alle meine Be-
gierde und mein Seufzen ist ihm nicht verborgen. Ich habe nun gar
nichts, womit ich mich rühmen könnte; mein ganzer Trost ist nur dieser,
daß wir einen so guten Heiland haben, den wir zwar nicht sehen und

doch lieb haben und an ihn glauben; bei dem hoffe ich Barmherzigkeit zu erlangen." Sein sehnlicher Wunsch, aufgelöst und bei Christo zu seyn, wurde ihm denn auch bälder, als man dachte, erfüllt. Am 10. Okt. 1770 Nachmittags zwischen drei und vier Uhr schlief er unter dem Gebete einiger vertrauten Freunde — Kinder hat er nie gehabt — sanft und selig ein. Der Herr hatte ihm nach wohl vollbrachtem Tagewerk die Bitte erfüllt, die er in den letzten Versen seines Sterbelieds: „Mein Gott! ich fühl es leider, daß ich ein Sünder bin" ausgesprochen hatte:

Soll ich nunmehr verscheiden,
Ach! scheide nicht von mir!
Vollende meine Leiden;
Auf, auf, du Himmelsthür!
Herr Jesu, hör mein Klopfen
Und theil bei jedem Schritt
Von deinen Lebenstropfen
Mir Kraft und Labung mit.

Ich bettle noch zur Letze,
Herr! um Besprengungsblut.
Ach, Goël! komm, ergötze!
Ach! End gut, Alles gut.
Laß mich im Frieden fahren,
Erleuchte meine Nacht!
Herbei, ihr Engelschaaren!
Es ist, es ist vollbracht.

Sein Leichenredner hat vor seiner Gemeinde von ihm bezeuget: „Er war ein Hirt nach Gottes Herzen, der Euch weidete mit Lehre und Weisheit. Mit welcher Beweisung des Geistes und der Kraft hat er Euch nicht bezeuget die Buße zu Gott und den Glauben an den Herrn Jesum Christum; wie ließ er sichs so angelegen seyn und studierte recht darauf, sich zu den Begriffen der Allereinfältigsten herabzulassen; er verleugnete seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit; er redete Eure Sprache; er wurde Allen allerlei, damit er Etliche gewinnen möchte. Wie kräftig und durchdringend waren seine Ermahnungen, wie liebreich lockte er die gebeugten, gnadehungrigen Seelen zu dem Herrn Jesu und zu seiner Fülle des Heils." Er ruht nun an der Seite seiner Ehefrau vor der Hauptpforte der Muttenzer Kirche, wo jetzt noch auf seinem Grabstein eine Grabschrift zu lesen ist, welche die Ueberschrift hat: „Post crucem corona!" („auf das Kreuz die Krone!") und die ihn preist als einen treuen Arbeiter, der das Werk des Herrn eifrig und im Segen betrieben und nun eine fröhliche Auferstehung in Jesu Christo erwarte. Der Segen und das Sigel seines Amtes währet noch fort und heute noch weiß das Volk der Basler Gegend sich viel zu erzählen von dem kraftgesalbten Seelsorger, der ein sonderlicher war vor andern und allezeit Salz bei sich hatte in kräftigen, körnigen Schlagworten.

Annoni leistete in seiner Gemeinde auch viel für den Kirchengesang und gab ein Kirchengesangbuch unter dem Titel: „Erbaulicher Christen-Schatz" heraus, welches das erste Gesangbuch

wurde, das in den reformirten Gemeinden seiner Heimath auch neben den Lobwasser'schen und Spreng'schen Psalmen gebraucht wurde. In der siebenten, nach seinem Tod erschienenen und gegen die frühern von Annoni noch besorgten Ausgaben um 93 Lieder vermehrten Auflage dieses Kirchengesangbuchs mit dem Titel: „Erbaulicher Christen-Schatz oder vierhundert geistliche Lieder, aus verschiedenen schönen Gesangbüchern gesammelt. Basel 1777." finden sich 80 besonders bezeichnete Lieder Annoni's, von welchen der größte Theil erst aus seinem schriftlichen Liedernachlaß, der ziemlich bedeutend war, hier eingereiht wurde. Sie klingen an die Lieder der jüngern Halleschen Dichterschule an, sind aber dabei meist im Volkston, mit derben Ausdrücken und Bildern aus dem gewöhnlichen Volksleben verwoben, abgefaßt und zeugen von ganz besonderer Entschiedenheit des Glaubens. Daneben verfaßte er auch geistlich-weltliche Gedichte, meist für die Bedürfnisse des Landvolks berechnet und in einem naiven Ton gehalten, z. B. das Posamenterlied, worinn alle Verrichtungen des Bandwebers auf das Geistliche bezogen und der Heiland der „Bändelherr" genannt wird. Sie sind gesammelt in einem besondern Büchlein, das den Titel hat: „Die große Lieder-Buschel, enthaltend diejenigen Lieder, welche Herr Pfarrer Annoni über verschiedene Stänb und Anläß gefertiget."

Die schöne Sammlung seiner mystischen und ascetischen Schriften, so wie seine nachgelassenen Papiere besitzt sein Anverwandter, der würdige Antistes Burkhardt in Basel.

Von seinen Liedern sind nennenswerth:

„Du guter Hirt, auf Zions Auen."
„Es saß ein frommes Häuflein dort" — W. G. Nr. 193.
„Ich glaub, o Herr, hilf meinem Glauben" — W. G. Nr. 322.
„Jesu, Jesu, Brunn des Lebens" oder:
„Jesu, Brunn des ew'gen Lebens" — W. G. Nr. 276.
„Immanuel, schau auf uns Pilger alle."
„Wer kann mich zu Jesu bringen."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten, besonders der mir durch die Güte der Burkhardt'schen Familie in Basel mitgetheilte handschriftliche, bei der Beerdigung verlesene Lebenslauf. — Basler Sammlungen. Jahrgang 1795. S. 64. — Dr. Hagenbachs Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Basel 1848. 1. Thl. S. 182 f.)

Krummacher, Dr., Friedrich Adolph, wurde geb. am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen. Er stammt aus einem gottseligen Haus und Geschlecht, von dem es, so weit die Blicke auf dasselbe reichen, heißen kann: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern."

Sein Großvater, dessen Haus der Sammelplatz vieler Glaubigen aus dem Städtchen Tecklenburg und der Umgegend war, Adolph Heinrich, war Schloßwachtmeister auf der Bergfeste Tecklenburg und sein Vater, Friedrich Jakob, war ein streng gewissenhafter Rechtsgelehrter, Hoffiskal, Justizkommissär und Bürgermeister in Tecklenburg. Derselbe lag so oft und ernstlich im Gebet vor Gott, daß heute noch die Sage geht, eine Vertiefung, die sich in dem Fußboden seiner Kammer vorfand, habe er mit seinen Knieen und Thränen ausgehöhlt. Nach seinem Tod fand man unter seinen Papieren ein mit Jahreszahl und Datum bezeichnetes Zettelchen, auf das er mit seinem Blut die Worte geschrieben hatte: „Heute vergab mir der Gott der Gnade meine Sünden.“ Er hatte an Maria Dorothea, geb. Ströcker, eine treue Gehülfin, die ihm in ihrem frommen Sinn seine Kinder unter einer sanften und ernsten Leitung zur Gottseligkeit heranziehen half. Rektor Hasenkamp in Duisburg sagte einst zu unserem Krummacher: „Wenn ich je meine Kniee beugen könnte vor einem Menschen, dann vor Ihrer Mutter.“ So ward derselbe frühe schon durch frommer Eltern Zucht für den Herrn und seinen Dienst gewonnen. Er studierte in Halle, wo der ehrwürdige Knapp sein Lehrer war, seit 1785 Theologie und fand hierauf im J. 1790 eine Anstellung als Conrektor am Gymnasium in Hamm im Regierungsbezirk Arensberg in Westphalen. Hier verheirathete er sich mit Eleonore Möller, Tochter des dortigen Bürgermeisters, die dann 50 Jahre lang die treue Genossin seiner frohen und trüben Tage war. Nach vier Jahren wurde er Rektor des Gymnasiums zu Meurs, das unter ihm aufblühte, während sein Haus sich mit Pensionären füllte. An beiden Orten hatte er seinen jüngeren Bruder bei sich, da der ehrwürdige Vater im J. 1791 heimgegangen war, nachdem er durch sein Sterben noch den tiefsten Eindruck auf die Söhne gemacht hatte. Dieser jüngere Bruder ist der durch seine salbungsreichen Predigten über Jakobs Kampf und Sieg und durch seine Hauspostille wohlbekannte einundzwanzigjährige Prediger an der reformirten Gemeinde zu Elberfeld, Gottfried Daniel Krummacher († 30. Jan. 1837).

Im J. 1801 wurde unser Friedrich Adolph an der Stelle J. P. Bergs Professor der Theologie an der Universität in Duisburg, wo damals auch sein Schwager, Anton W. Peter Möller, seit 1788 Professor der Theologie war. Hier schrieb er 1805 eine mit großem Beifall aufgenommene Schrift „über den Geist der Evangelien.“

Er neigte sich in kindlich frommem Sinne vornämlich der Kinderwelt zu, um sie in kindlicher Sprache Tugend und Frömmigkeit zu lehren. Das Treiben der Welt hatte ihm Unmuth und Eckel erweckt, daher wandte er sich in die Unschuldswelt der Kinder, eingedenk des Worts Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ So erschien von ihm im J. 1806 zu Duisburg die liebliche Dichtung: „Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen“ (neue Aufl. 1813). Er war einer von den Schülern Herders, die, durch dessen geistreiche Behandlung der ebräischen Poesie und alttestamentlichen Werke angeregt, mit Begierde die Sprache und Sitte des Morgenlands zu erforschen und so tiefer in das Verständniß der h. Schrift einzudringen bemüht waren. Eine köstliche Frucht seiner Herder'schen Schule sind seine noch vor obiger Schrift in Duisburg erschienenen „Parabeln“, deren erstes Bändchen im J. 1805 erschien und die in vollständiger Ausgabe in zwei Theilen von 1819—20 gedruckt wurden (8. Aufl. 1848). Nach Art der ebräischen Parabeln suchte er in denselben in einfach-kindlicher, dem biblischen Ausdruck nachgebildeter Sprache in allerlei sinnlichen Gegenständen übersinnliche Lehren und Wahrheiten zur Anschauung zu bringen und erwarb sich durch die Sinnigkeit und Wärme der Darstellung mit diesen Parabeln bei Alt und Jung den größten Beifall. Allmählich aber erschwerten ihm die politischen Verhältnisse seine Lage in Duisburg, von wo auch sein Schwager 1805 nach Münster übergesiedelt war, und als ihm vollends sein Gehalt nicht mehr ausbezahlt wurde, so mußte er sich nothgedrungen nach einer andern Stelle umsehen. Diese fand er denn zu seiner großen Befriedigung, da ihn seine Herzensneigung immer mächtiger zur Verkündigung des göttlichen Wortes hinzog, im J. 1807 in der Stadt Crefeld, wo er als reformirter Prediger angestellt wurde, und im selbigen Jahr noch durch die Anstellung als Landprediger in Kettwich, wo es ihm unter den schlichten, stämmigen Bauern recht wohl war. Am 24. Mai 1812 hielt er daselbst unter den rührendsten Kundgebungen der Anhänglichkeit an seine Person und vor einer ungeheuren Menschenmenge seine Abschiedspredigt. Der Herzog von Anhalt-Bernburg hatte ihn nämlich als Oberprediger und Superintendent nach Bernburg berufen, wo er dann bald auch zum Consistorialrath ernannt wurde und im Segen wirkte. Zuvor schon hatte er 1810 zur Verbreitung der Bibelkenntniß unter der Jugend seinen wohlbekannten „Bibelkatechismus“ ausgearbeitet, der 1843 die zwölfte Auflage erlebt hat und in dessen Vorrede er klar und schön

seinen ganzen Sinn ausspricht, wenn er sagt: „Die Bibel ist das Haupt-, Hand-, Haus- und Lebensbuch der Christen. Je mehr Kenntniß desselben, desto mehr religiöses Interesse und Liebe zum Christenthum, wie zu einem freien Vaterlande, dessen Freiheitsbrief die Bibel ist. Nur durch Gottes Wort, nicht durch äußere Kraft und Reizmittel kann das verfallene Zion wieder erbauet und erhalten werden." Er schrieb hier im J. 1823 seinen „Katechismus der christlichen Lehre", der 1846 die achte Auflage erlebte. Als sich die Neigung des Herzogs kund gab, nach dem Vorgang Preußens auch in seinem Lande die Union zwischen Lutheranern und Reformirten einzuführen, widersetzte er sich diesem Beginnen mit aller Entschiedenheit und Festigkeit und drang auf das Festhalten am Augsburger Bekenntniß. „Nur ein gläubiger Bekenner," sagte er, „kann sich dem Katholicismus und Rationalismus entgegenstellen. Die Confessio Augustana muß abermals erwachen und sich in den Riß stellen." Im J. 1823 berief ihn die St. Ansgariusgemeinde der freien Stadt Bremen zu ihrem Prediger. Nicht ohne Schmerzen, doch mit dem Troste: „es ist Gottes Wille, und der wird ja Alles zum Besten lenken," riß er sich von den gewohnten, ihm lieb gewordenen Kreisen Bernburgs los. Er schrieb damals an seinen Sohn Emil: „ich habe, nachdem ich weiß, daß ich nach Bremen muß, schwere Kämpfe gehabt, aber sie noch keineswegs überwunden. Es ist mir pures Gesetz, daß ich hinziehen soll, und kein Evangelium. Daß der Teufel sein Spiel mit mir treibt, daran hast Du Recht; er will den Glauben und die demüthige Hingabe nicht in mir aufkommen lassen, oft auch das Gebet nicht. Daß dieses letzte Stadium meines Lebens reich an Prüfungen und Züchtigungen vor allen andern seyn wird, sehe ich voraus, und wenn sie da sind, dünken sie uns nicht Freude zu seyn. Darum, liebe Kinder! betet nur mit mir und für mich, daß der Herr mir Gnade und Freudigkeit geben möge. Ich bedarf ihrer mehr, als je, hoffe auch, daß ich sie erlangen werde. Zu den innern Trübsalen kommen noch äußere. Die Mutter ist sehr krank gewesen und hat viele Schmerzen ausgestanden. Es war eine schwere Leidenszeit für mich. Ich habe oft den mit Dornen Gekrönten angesehen, der über unserem Sopha hängt, mit dem Gedanken, daß unsere Passionszeit beginne. Er hat den Einen Dorn hinweggenommen; er wird auch Kraft geben, den andern zu tragen. Der 116. Psalm wurde mir gegeben in diesen Nöthen und soll mein Psalm bleiben." Sein Wirken in Bremen war lang und gesegnet. Seine Kirchen waren oft gedrängt voll, so daß man manchesmal Ohnmächtige

hinausführen mußte. „Es gieng aber auch im Schweiß meines Angesichtes" — sagte er hierüber — „das Predigen wollte mir hier anfangs schwerer fallen, als je. Oft wollte mich der Teufel von Neuem sichten, das Gebet versagte mir, wenn ich am meisten Kraft von oben bedurfte, eine schändliche Zaghaftigkeit wollte sich meiner bemächtigen. Der Herr hat mir wieder auf die Beine geholfen, und ich hoffe, er wird mich auch hinfüro nicht sinken lassen. Ohne ihn ists nichts weder im Amt noch Leben." So wirkte er auf diesem bedeutenden Posten, auf den ihn der Herr am 30. Mai 1824 gestellt, unter mannigfachen Glaubensprüfungen als ein im Dienst des Wortes ergrauender Diener und treuer Zeuge wider den Unglauben 20 Jahre lang fort in der Kraft des Herrn bis zum Juni 1843, dem Jubeljahr seiner fünfzigjährigen amtlichen Thätigkeit, wo ihn zunehmende Schwäche nöthigte, aus seiner Amtswirksamkeit auszuscheiden. Die Confirmation um Ostern des genannten Jahrs war die letzte Handlung noch, die er unter großer Anstrengung vollzog. Von da an führte er ein in Gott zufriedenes, obwohl von mancherlei Siechthum und Schwachheit begleitetes Stillleben und sehnte sich, je müder der alte Leib wurde, desto mehr nach der himmlischen Ruhe, zumal nachdem am 17. Merz 1844 seine treue fünfzigjährige Lebensgefährtin ihm vorangegangen war. „Die Welt ist voll Unruhe und thörichten Treibens und ich bin ihrer herzlich satt. Ich tauge nichts mehr unter und für die Menschen. Wo ihrer Viele sind, bin ich stumm, nur mit Einem bin ich gern allein" — so schrieb er 1845 an seine Söhne, Friedrich, Prediger in Elberfeld (s. u.), und Emil, Pastor in Duisburg. Mit einem dritten Sohne, Eduard, praktischen Arzte zu Bremen, lebte er unter Einem Dach. Am glücklichsten fühlte er sich stets, wenn er unter seinen Kindern und Enkeln seyn durfte. Seine Leiden, die ihm wenig Nachtruhe ließen und hauptsächlich in Krämpfen im Unterleib bestanden, daß er oft seufzte: „Mach Ende, Herr, mach Ende!" hatten endlich die Lebenskraft des siebenundsiebenzigjährigen Greisen verzehrt. Einige Tage vor seinem Ende hatte eine treue Freundin, die ihn oft umgab, die letzten Worte eines seiner Gebete belauscht: „Ja selig — aus Gnaden, in der allertiefsten Demuth des Herzens." Als er am Sterben lag — es war der 4. April 1845 — betete ihm noch sein Freund, der Pastor Toel, den schönen Vers aus Gerhards Passionslied vor: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir 2c.", und eine Stunde nach Mitternacht entschlief er dann in dieses Freundes Armen.

Sein Hirte hat ihn auf „die grünen Auen" geführt, wo nun der Herr selbst als Morgenstern ihm leuchtet. Sein Begräbnißtag war ein lieblicher, stiller Frühlingstag. Pastor Mallet sprach an seinem Grabe das Wort über ihn aus: „Er hat getragen Christi Joch, er ist gestorben und lebet noch." An der Seite seiner Gattin reift sein Leib dem Tag der Garben entgegen.* Die Strophen, womit er einst seinen „Hymnus an die Liebe", die Erstlingsfrucht seiner Dichtergabe vom J. 1801, schloß, verdienen auf seinen Grabstein geschrieben zu werden:

O Liebe! laß mit dir des Lebens Bahn mich wandeln,
Dein Tempel sey mein Aug und Herz!
Sey du mir Leiterin im Denken und im Handeln,
Umschwebe mich in Freud und Schmerz.
Und wenn ich ausgewandelt habe,
Dann führe mich zur sanften Ruh,
Und lächle mir am Grabe
Noch deinen Beifall zu,
Dann flügle mich empor! — Dort, Liebe, rauschen Psalmen
Aus Engelsharfen um dich her.
Dort lohnst und herrschest du! Dort netzet deine Palmen
Kein Blut und keine Thräne mehr.
Dort reichst du lächelnd dem die Krone,
Der dich hienieden sucht' und fand,
Du Perl an Gottes Throne,
Dort ist dein Vaterland!

Seine geistlichen Lieder tragen, wie alle seine Arbeiten, den Charakter der kindlichen Frömmigkeit, obwohl die Sprache zu modern und in Herderscher Art zu blühend ist. Sie sind meist enthalten in seinem „Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk. 3 Bändchen: Der Sonntag. Essen 1805. (5. Aufl. 1828.) Das Christfest. Essen 1810. (3. Aufl. 1821.) Das Neujahrsfest. Essen 1819. (2. Aufl. 1833.)" Einzelne Lieder aus diesem „Festbüchlein" sind schon im J. 1808 und 1809 mit Melodien von A. Harder besonders herausgegeben worden. Er bewegte sich am liebsten auf dem allegorisch-didaktischen Gebiet. Bei dem sinnigsten Verständniß des Natur- und Menschenlebens und der zartesten Darstellungsgabe fehlte es — wie Kletke richtig urtheilt — dem kindlich gemüthlichen Dichter an Kraft, um seine Bilder tiefer und vielseitiger zu beleben.

Von seinen Liedern giengen vier in kirchliche Gesangbücher, z. B. das Hamburger und Würtemberger Gesangbuch, über. Es sind, nebst drei andern seiner besten, folgende:

---

* Weiteres s. II. Nr. 628.

„Eine Heerde und Ein Hirt“ — W. G. Nr. 224.
„Empor zu Gott, mein Lobgesang“ — vom J. 1810. (Bairischer Entwurf.)
„Heil uns, des Vaters Ebenbild“ — vom J. 1810 — W. G. Nr. 508.
„Ja fürwahr, uns führt mit treuer Hand“ — vom J. 1805 — W. G. Nr. 72.
„Ich bin ein Christ, mein Name steht“ — vom J. 1819.
„Lobt den Herrn! er ist die Liebe“ — vom J. 1805.
„Mag auch die Liebe weinen“ — vom J. 1805 — W. G. Nr. 628.

(Quellen: Fr. A. Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Möller. Bremen 1849. 2 Bde.)

Jung, Dr., Johann Heinrich, genannt **Stilling**, wurde am 12. Sept. 1740 zu Grund in Nassau-Siegen geboren. Sein Vater war Schulmeister und Schneider und seine Mutter die Tochter eines armen vertriebenen Pfarrers. Der frühe Tod derselben, da er erst zwei Jahre alt gewesen, war für ihn heilsam. Denn wäre sie am Leben geblieben, so wäre er mit seinem Vater verbauert. So aber wurde durch diesen frühen Tod der Mutter der religiöse Charakter des Vaters aufs Höchste gespannt. Er zog sich mit seinem Sohn ganz in die Einsamkeit zurück und erzog ihn in der dürftigsten Lage und mit größter Strenge ganz für die Ewigkeit. Der Sohn bekam nichts Anderes zu sehen und zu hören, als Religion und Christenthum und Menschen, die dadurch heilig und fromm geworden waren und für den Herrn und sein Reich gewirkt und gelebt hatten. Denn neben Bibel und Katechismus wurden ihm immer Lebensläufe frommer Menschen zum Lesen gereicht, wie er denn an Gottfr. Arnolds Leben der Altväter und Reizens Historie der Wiedergeborenen sein größtes Vergnügen hatte, während er bis in sein siebentes Jahr noch keine Nachbarskinder kannte. So prägte sich frühe schon seinem ganzen Wesen der durch sein ganzes Leben sich immer stärker geltend machende Grundtrieb ein — „weit ausgebreitete, ins Große und Ganze gehende Wirksamkeit für Jesum Christum, seine Religion und sein Reich.“ Doch bevor er diesen Grundtrieb befriediget sehen durfte, gieng es durch allerlei verschlungene Wege. Der Vater ließ ihn Schulmeister, und weil er damit allein sich nicht nähren konnte, nebenher auch Schneider werden, ob er gleich keinen höhern Wunsch hatte, als Prediger zu werden. Dazu reichte aber das Vermögen des Vaters weit nicht hin. So begnügte er sich bei seinem Schulmeister- und Schneidergeschäfte mit unersättlichem Lesen und Forschen in allen Fächern von Wissenschaften. Er wurde zuerst in seinem siebenzehnten Jahre Schulmeister im Geburtsort. Weil er aber daneben bei seinem Vater das Schneiderhandwerk treiben mußte, das ihm ganz

zuwider war, so nahm er nach einander an verschiedenen Orten zwei Schulmeistersstellen an. Allein diese mußte er bald wieder verlassen, und als er nun im Haus des Vaters, wo er wieder Schneidergeselle geworden war, von seiner Stiefmutter, die er unterdessen bekommen hatte, zu den schwersten Bauernarbeiten, Hacken, Mähen und Dreschen, wozu seine Glieder gar nicht gewöhnt waren, angehalten wurde, so stieg sein Jammer aufs Höchste. Weil man ihn nun nicht mehr zu Schulämtern berief, mußte er wieder auf dem Lande umher bei Schneidermeistern als Geselle arbeiten, kam aber bei dem Allem in Kleidern und Wäsche so zurück, daß er von Jedermann als ein Taugenichts und verlorener Mensch betrachtet wurde. Da entschloß er sich denn nun in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr, im Frühjahr 1762, sein Vaterland zu verlassen und zunächst nach Holland zu gehen, um hier bei Kaufleuten Dienste zu suchen. In Solingen im Herzogthum Berg rieth man ihm jedoch davon ab und er arbeitete nun dort wieder auf seinem Schneiderhandwerk. Als ihm aber dann eine Hauslehrerstelle bei einem Kaufmann angetragen wurde, nahm er diese ohne nähere Prüfung an, fand sich aber bitter getäuscht, so daß er nach einiger Zeit davon lief. Als er eine gute Weile in der Wildniß umhergeirrt war, kam er in Rade vorm Walde zu einem gediegenen Christen, Johann Jakob Becker, als Schneider in Arbeit, der ein herrliches Meisterstück christlicher Menschenliebe an ihm machte. Endlich schien ihm ein Stern bei einem Kaufmann Spanier aufzugehen, der in der Nähe von Rade wohnte und ihn als Hauslehrer zu sich berief. Dort verweilte er sieben Jahre lang, und hier, als er in seinem achtundzwanzigsten Jahre stund, gieng die große Wendung seines Lebens vor sich, durch die er aus der Dunkelheit gerissen wurde, um als einer der ersten Sterne am Horizonte der Wissenschaft und des Reichs Gottes zu glänzen.

Es war einsmals an einem Frühlingsmorgen des Jahrs 1768, als ihm Reizens Historie der Wiedergeborenen in die Hand fiel und er darinn auf eine Geschichte stieß, wie ein in Griechenland gereister Mann auf seinem Todtenbett noch seine Lust an der griechischen Sprache bezeugte und besonders bei dem Wort *Ειλιχϱινεια* so ein vortreffliches Gefühl hatte. Da war es Jung, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte, das Wort *Ειλιχϱινεια* stand vor ihm, als wenn es in einem Glanz gelegen hätte, und er fühlte nun einen unwiderstehlichen Trieb, die griechische Sprache zu lernen, und einen verborgenen starken Zug zu Etwas, das er noch gar nicht kannte, auch nicht zu sagen wußte, was es war. Alle

Einwendungen der Vernunft gegen das Erlernen dieser Sprache waren fruchtlos, sein Trieb war so groß und die Lust so heftig, daß er nicht genug eilen konnte, um zum Anfang zu kommen. Wirklich erlernte er sie noch im achtundzwanzigsten Jahr seines Lebens aus Büchern, die er sich geben ließ, und zwar mit erstaunlicher Fertigkeit. Als ihm bald darauf sein Prinzipal rieth, Medicin zu studieren, da rief er ganz bewegt aus: „Was soll ich sagen? Ja ich fühle in meiner Seele, das ist das große Ding, das ich so lange gesucht und nicht habe finden können." Die größte Frage war nun die, woher das Geld nehmen zu diesem kostspieligen Studium? Er aber beantwortete dieselbe immer mit seinem Symbolum: „**jehovah jireh** — der Herr wirds versehen!" Und der hat es auch versehen. Bald darnach widerfuhr ihm die merkwürdige Geschichte mit dem Pastor Molitor zu Attendorn, der ihm alle seine Geheimmittel gegen Augenkrankheiten und ein Manuscript der besten Heilmethode mittheilte und dann sich niederlegte und starb, nachdem er ihm beim Abschied zugerufen hatte: „der Herr, der Heilige! der Ueberallgegenwärtige! bewirke Sie durch seinen h. Geist zum besten Menschen, zum besten Christen und zum besten Arzt!" Nun nahm Jung allerlei Augenkuren mit glücklichem Erfolg vor und verdiente sich damit einiges Geld. Dadurch kam er denn auch im Herbst 1769 in das Haus des Kaufmanns Peter Heyders zu Ronsdorf, wo er die Tochter des Hauses, Christine, liebgewann und sich mit ihr verlobte, ob er gleich wußte, daß ihr Vater ihn nicht im Geringsten unterstützen könne. Drauf gieng er mit einem halben Laubthaler auf die Universität nach Straßburg, um Medicin zu studieren, aber ohne die geringste Aussicht, wie er die Kosten werde bestreiten können. Er vertraute jedoch seinem Gott, wie er sagte, seinem reichen Vater im Himmel. Und wirklich, so oft er auch in dringende Geldverlegenheiten kam, jedesmal erschien ihm in der Stunde der höchsten Noth auf sein Gebet hin eine Freundeshand, die ihn unterstützte. Von da an hat ihn die große Idee beseelt und alle seine Schriften erfüllt, daß Gott den kindlich auf ihn Vertrauenden auf eine unmittelbare und außerordentliche Weise durch eine alle menschliche Berechnung übertreffende und von dem gewöhnlichen Gang der Dinge ganz abweichende Schickung aus jeder Noth des Lebens helfe, namentlich, daß ein in der Noth zu Gott geschicktes Gebet, wofern es mit den Rathschlüssen Gottes übereinstimmt, eine äußere göttliche Hülfeleistung durch wunderbare Errettung aus Krankheit, Armuth und sonstiger Noth zur Folge habe. Als er einmal in der schwersten

Glaubensprobe einen Wechsel von 300 Reichsthalern erhalten hatte, da sah er mit freudigem Blick gen Himmel und rief: „das war dir nur möglich, du allmächtiger Vater!

> Mein ganzes Leben sey Gesang!
> Mein Wandel wandelnd Lied der Harfe!"

Diese Erfahrungen der wunderbaren Hülfe Gottes machten ihn auch ganz unüberwindlich in dem Kreis, in dem er zu leben hatte und in dem Versuchung genug für ihn war, ein Religionszweifler zu werden. Er schloß also: „Ich habe von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und angebetet. Er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbar geholfen. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort und seine Religion die wahre." In Straßburg trat er auch mit Göthe, der ihm in Ansehung der schönen Wissenschaft einen höhern Schwung gab, und andern jungen Leuten, Leose, Lenz ꝛc., in nähere Verbindung und bildete mit ihnen eine „Gesellschaft der schönen Wissenschaften". Denn seine Begeisterung für Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten, als er, wenn sie nur keine Spötter waren. Während seines Aufenthalts zu Straßburg, wo er mit dem unermüdlichsten Fleiß studierte, ward er 1771 an das Krankenbett seiner dem Tode nahen Braut gerufen. Als es aber wieder besser mit ihr worden war, ward er am 17. Juni am Bette mit ihr zum Ehestand eingesegnet und zog dann mit ihr, nachdem er wieder nach Straßburg zurückgekehrt war, um dort Doktor zu werden und Chemie zu lesen, am 1. Mai 1772 nach Elberfeld, um daselbst seinen Beruf als praktischer Arzt anzufangen.

Allein sein Aufenthalt in Elberfeld war für ihn eine schwere Kreuzschule. Er fand als Arzt keinen rechten Anklang, seine frühern Freunde, die Pietisten, weil er nicht in allen Formen zu ihnen hielt, verließen und verleumdeten ihn. Man sprengte sogar über ihn aus, er sey verrückt geworden, und warnte die Patienten vor ihm. Dazu fieng auch seine Frau zu kränkeln an und kam oft dem Tode nahe. So wollte sein Einkommen weit nicht reichen zur Bestreitung der Ausgaben für seine Familie, und er selbst, weil er als Arzt den Grundsatz hatte, ohne zu vernünfteln, bloß im Vertauen auf Gott wohlthätig zu seyn, ließ öfters geheimen Hausarmen die Arzneimittel in der Apotheke auf seine Rechnung machen und steckte sich so in Schulden, die ihm vielen Kummer machten. Er versank nun in tiefe Schwermuth, als er vor Augen sah, daß auch

die Arzneikunde sein Fach nicht sey. Seine Schulden wuchsen immer höher, und sein Verdienst nahm immer mehr ab. „Da mußte ich mich" — erzählt er selbst — „der Vorsehung auf Gnade und Ungnade ergeben, und das that ich auch auf immer und ewig und von Herzen, und diese Uebergabe ist nicht allein nicht aufgehoben, sondern sie ist bis dahin immer stärker und immer unbedingter geworden." Er fieng nun an, religiöse Bücher zu schreiben, z. B. gegen die Satyre auf die Pietisten: „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothankers" die Schrift: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister." Aber auch mit solchen Schriften fand er keinen Anklang, bis es sich fügte, daß Göthe, mit dem er einen ewigen Freundschaftsbund eingegangen hatte, bei einem Besuch in seinem Haus den Aufsatz von „Stillings Jugend", unter welchem erdichteten Namen Jung seine eigene Jugendgeschichte beschrieben hatte, in die Hände bekam und 1776 hatte drucken lassen. Das machte unglaubliche Sensation, Göthe sandte ihm ein ansehnliches Honorar und er schrieb nun auch: „Stillings Jünglingsjahre und Wanderschaft." Damit hat er in Ansehung des wahren Christenthums einen großen Segen gestiftet und den ersten Grund gelegt zu seiner wahren Bestimmung und Befolgung seines religiösen Grundtriebs. Als endlich die Noth in Elberfeld am größten war und er weder ein noch aus wußte, wurde er auf eine Art gerettet, die er sich nie hatte träumen lassen. Aus Veranlassung einer Abhandlung über die forstwirthschaftliche Benützung der Gemeinwaldung im Fürstenthum Nassau-Siegen, seinem Vaterland, womit er einem Freund einen Gefallen zu erzeigen glaubte, wurde er nämlich 1778 an die neuerrichtete Cameralschule zu Kaiserslautern in der Pfalz zum ordentlichen öffentlichen Professor der Landwirthschaft, Technologie, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde berufen, und bei seinem Abzug wurden die dringendsten Schulden, wegen welcher die Gläubiger ihn arretiren lassen wollten, nämlich 800 fl., auf eine ganz unerwartete Art getilgt. Bei seinen Abschiedsbesuchen drang man ihm nämlich in den reichen Kaufhäusern allerlei Erkenntlichkeiten auf, und als er zu Haus Alles nachzählte, was er so empfangen hatte, so waren es genau 800 fl., nichts mehr und nichts weniger.

Jung war seither von seinem himmlischen Schmelzer ausgeglüht und zu einem brauchbaren Werkzeug aus dem Groben gearbeitet worden: nun sollte er in Kaiserslautern auch noch die Feile und Politur erhalten. Noch Schwereres, als Alles, was er bisher ausgestanden hatte,

wartete dort seiner. Die regierenden Personen daselbst waren alle katholisch, und namentlich der Oberbeamte und die Franziskaner waren sehr feindselig gegen die Protestanten, worunter er manche Anfechtung zu erfahren hatte. Dabei entstanden wieder Schulden, so daß er die Elberfelder nicht abrichten konnte und seinem Schwiegervater, der sich für ihn verbürgt hatte, deßhalb der Gant drohte. Dazu kam denn nun noch der Tod seiner treuen Lebensgefährtin, die am 17. Okt. 1781 mit Hinterlassung zweier Kinder heimgieng, nachdem sie noch Allendorfs schönes Lied: „Unter Lilien jener Freuden" hergesagt, dann öfters die Worte: „du kannst durch die Todesthüren träumend führen" wiederholt und mit ihrem gewöhnlichen Liebesruf: „mein Engel und mein Alles" von ihm Abschied genommen hatte. Darüber konnte er aber doch zuletzt nach durchkämpftem schwerem Kampf in lauten Dank gegen Gott ausbrechen, daß er Alles so wohl gemacht habe. Und nach einiger Zeit durfte er die Alles wohl machende Güte Gottes aufs Neue erfahren. Durch die Vermittlung der Geheimen Staatsräthin Sophie von la Roche, einer vortrefflichen Frau, gieng er am 16. August 1782 einen neuen Ehebund ein mit Selma, der Tochter des Kammerdirektors von St. Florintin, die sehr gebildet und im Stande war, allmählich sein Schuldenwesen zu bereinigen, so daß er sich sehr erleichtert fühlte. „Warte Du Deines Berufs," sagte sie zu ihm, „bekümmere Dich um nichts und überlaß mir die Sorge." So war diese Gattin neun Jahre lang ein unschätzbares Werkzeug der Beglückung für ihn gewesen. Mit ihr war er 1784 nach Heidelberg gezogen, wohin die Cameralschule nun verlegt wurde, und dann um Ostern 1787 nach Marburg als ordentlicher Professor der Finanz- und Cameralwissenschaften. Nun sah er alle seine Wünsche erfüllt und konnte auch für seine Kinder etwas vor sich bringen. „Wen Gott lieb hat, dem gebe er ein solches Weib," sagte er von seiner Selma. Allein gerade an diesem Punkt seines höchsten Glücks griff ihn der Herr nun an mit seinen Gerichten. Am 23. Mai 1790 starb seine Selma in einem Wochenbett, wie sie es längere Zeit vorausgesagt und ihm auch schon als Braut erklärt hatte: „Sie werden mich nicht lange haben, denn ich werde nicht 30 Jahre alt." Das beugte ihn nun zwar tief in den Staub, eine solche Führung beförderte aber auch das wahre Christenthum und den Glauben an den Weltversöhner mächtig in ihm, und es ward ihm klar, die Vorsehung ziele mit ihm auf einen großen Zweck, der noch in der Zukunft verborgen liege. Im November desselben Jahrs noch vermählte er sich

mit Elise Coing, wie es Selma vor ihrem Sterben noch ausdrücklich begehrt hatte. Ihr Ehebund war eine Vereinigung für die Ewigkeit und er wußte die Gattin unter ihren zwanzigjährigen Körperleiden so zu veredeln, daß sie als eine der edelsten Frauen anerkannt wurde. In den Jahren 1792—1794 wurde nun die Herausgabe zweier Werke das Werkzeug der Entscheidung seiner eigentlichen Bestimmung. Zuerst schrieb er im Gegensatz gegen die Scenen aus dem Reich erdichteter Gottheiten, die Lucian und Wieland zur Belustigung geschrieben hatten, Scenen aus dem wahren christlichen Geisterreich zur Bekehrung und Erbauung der Leser. Darüber von einem Buchhändler aufgefordert, zur Ausarbeitung eines weitern Werks zu schreiten, fieng er an, sein merkwürdiges aus vier Bänden bestehendes Buch unter dem Titel: „Das Heimweh" vom August 1793 bis Dezember 1794 zu schreiben. Ueber dieser Arbeit war sein Geist wie in ätherische Kreise emporgehoben und er genoß eine unbeschreibliche Wonne. Er hatte dabei eine erhöhte Empfindung der Nähe des Herrn, der der Geist ist. Dieses Licht strahlte in seine Seelenkräfte und erleuchtete ihm Einbildungskraft und Vernunft, daß sich seinem innern Sinne oft ganz überirdisch schöne, gleichsam paradiesische Landschaftsaussichten vorstellten. Diese Schrift wirkte wie ein Ferment in allen vier Welttheilen. Von allen Seiten, namentlich von der Herrnhuter Brüdergemeinde, mit der er nun in sehr genaue Verbindung trat, kamen Aufforderungen an ihn, sich ganz der religiösen Schriftstellerei zu widmen, indem er dazu von Gott bestimmt sey. Das stellte sich nun mit überwältigender Klarheit als seine Bestimmung vor seine Seele, zumal als er erkennen mußte, daß er in seinem akademischen Lehramt nicht mehr viel wirken könne. Denn um diese Zeit waren ein akademischer Orden und der Revolutionsgeist, verbunden mit religiöser Zweifelssucht, in Marburg unter den Studierenden so herrschend, daß sie an Jungs Lehren nicht mehr Geschmack fanden und zuletzt nur noch drei Zuhörer seine Collegien besuchten, während ohnedem die allgemeine Richtung der deutschen Cameralpolitik ihm keinen Schimmer von Hoffnung übrig ließ, daß er fernerhin durch seine staatswirthschaftlichen Grundsätze Nutzen stiften würde. Dazu kam noch, daß die Studierenden einmal, als er Prorektor der Universität war, sein Haus demoliren wollten. Da hätte er denn nun gerne sich ganz der religiösen Schriftstellerei gewidmet und nebenher seine Augenkuren, wegen deren er immer viel in Anspruch genommen war, betrieben.

Allein mächtige Hindernisse thürmten sich auf. Seine Schulden, in die er wieder hineingekommen war, waren noch nicht bezahlt, und wo war der Fürst, der ihn zu einem solchen ungewöhnlichen Zweck, bloß religiöse Schriftstellerei zu treiben, besoldete? Diese Hindernisse räumte denn nun der Herr auf eine herrliche und göttliche Weise aus dem Wege, eben als er im größten Zwiespalt mit sich war, ob er nicht Amt und Besoldung, wie es einem Christen gezieme, sobald er es nicht mehr pflichtmäßig verwalten könne, in die Hände seines Fürsten niederlegen solle. Und doch war er wie angenagelt, ohne diese Besoldung konnte er nicht leben. Zwei Reisen in die Schweiz, wo er nächst Würtemberg seine meisten Verehrer hatte und besonders mit Lavater, dessen Martertod er voraussah, im innigsten Geistesverkehr gestanden war, brachten die göttliche Hülfe. Auf der ersten im J. 1801 bezahlte ihm unter den 72 Staarblinden, die er in der Schweiz operirte, eine Person, die kein Wort von seinen Schulden wußte, am wenigsten, wie viel ihrer wären, aus innerem Antriebe, ihm eine bequemere Lage zu verschaffen, für die Staaroperation und Kur ganz genau 1650 fl., so viel, als er gerade Schulden hatte. Eine andere Person zahlte ihm die Reisekosten, daß er es hat rühmen können: „Der Herr giebts den Seinen schlafend.“ Auf der zweiten Schweizerreise im J. 1802 kam er am 17. Sept. nach Carlsruhe. Am andern Morgen las er im Losungsbüchlein der Brüdergemeine die Losung 2 Sam. 7, 25.: „Bekräftige nun, Herr Gott, das Wort in Ewigkeit, das du über deinem Knecht und über sein Haus geredet hast, und thue, wie du geredet hast“ sammt dem Liedervers:

O laßt uns seine Treue ehren,
Seyd ganz in seiner Absicht da!
Er führt sie aus, Hallelujah!

Der Lehrtext aber bestand in den Worten: „Sey getreu bis in den Tod ꝛc.“, Offenb. 3, 10. Dieser merkwürdige Umstand gab ihm die frohahnende Zuversicht, es werde heute zu einer Art von Entwicklung kommen. Und so geschah es auch. Der Churfürst Carl Friedrich von Baden, der von seiner Ankunft gehört hatte, ließ ihn ins Schloß rufen und versicherte ihm nach längerer Besprechung über seine Lage, er werde ihm in etwa einem halben Jahr oder in einem Jahr Gelegenheit verschaffen, daß er aus seiner drückenden Lage herauskomme und bloß seiner religiösen Schriftstellerei und seiner Augenkuren warten könne. Eben jene Schrift, „das Heimweh“, hatte den großen, guten und frommen

Churfürsten so günstig für Jung gestimmt. Als nun im J. 1803 der Befehl für Marburg ergieng, daß kein Schriftsteller seine Schriften ohne vorherige Prüfung und Erlaubniß drucken lassen dürfe, wozu „der graue Mann", den Jung geschrieben, Veranlassung gegeben hatte, da war er auf einmal mit Marburg und Hessen fertig und nahm den Ruf des badischen Churfürsten, gegen eine Besoldung von 1200 fl. und mit dem Titel eines Geheimen Hofraths in seine Dienste zu treten, um durch seinen Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und praktisches Christenthum an seiner Stelle zu befördern, als einen Gottesruf an, wodurch er nun endlich der von seiner Jugend an ihm immer dunkel vorschwebenden Bestimmung, im Großen für die Sache des Christenthums zu wirken, geschenkt ward. So zog er denn in seinem dreiundsechzigsten Jahre am 17. Sept. 1803 in Heidelberg ein, gerade als 2 Mos. 15, 17. die Losung war. Er hatte sich dazu das Lied nach Jer. 1, 7.: „Herr, zeig mir stets die rechte Spur" gedichtet, worinn er singt:

„Verkünd'gen will ich nun dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht brüsten,
Dein Kreuz zu tragen stets mich rüsten,
Dir redlich folgen fort und fort."

Im Sommer 1805 mußte er mit dem Churfürsten nach Baden ziehen und 1806 verlegte er seinen Wohnsitz nach Carlsruhe. Er litt schon lange an Magenkrämpfen und mit dem Frühling 1816 fiengen seine Kräfte sehr zu sinken an. Doch erholte er sich wieder in etwas, aber im Frühling des folgenden Jahrs erkrankten beide Ehegatten. Am 22. Merz 1817 gieng die treue Hausfrau heim, nachdem er ihr noch Verse aus: „Befiehl du deine Wege" vorgesprochen hatte. Eilf Tage nachher kam die Reihe an ihn, also daß das wahr wurde, was er vor vielen Jahren, 17. Nov. 1790, in dem auf seine dritte Hochzeit gedichteten Liede: „Auf zum Thron des Weltregenten" als frommer Sänger gebetet hatte:

„Vater, und am Ziel der Reise Auf, zum höhern Wirkungskreise,
Führ uns Beide Hand in Hand Heim, ins Vaterland!

Am Charmittwoch den 2. April 1817 hauchte er, 77 Jahre alt, sechs Jahre nach seinem Churfürsten, seinen edlen Geist aus mit dem Ruf: „Vater, nimm meinen Geist auf." Zuvor hatte er mit seinen Kindern das h. Abendmahl gefeiert, indem er es selber ihnen und sich reichte, und sie ermahnte: „Liebe Kinder! befleißiget Euch der wahren Gottesfurcht! Da meint man als, es sey gethan, wenn man nur in die Kirche und zum h. Nachtmahl bloß gehe; aber die gänzliche Ergebung in den Willen

Gottes, beständiger Umgang mit ihm und Gebet, das ist es!" Dann betete er den Vers aus dem Halleschen Gesangbuch:

> Ich rühme mich einzig der blutenden Wunden,
> Die Jesus an Händen und Füßen empfunden.
> Drein will ich mich wickeln, recht christlich zu leben,
> Daß einst ich himmelan fröhlich kann streben.

Das war die Signatur seines ganzen Lebens. Christus hatte in ihm eine Gestalt gewonnen. Wahrheit und Lauterkeit war sein Wesen. Sein zuversichtliches Beten, sein unermüdetes Arbeiten, sein unerschöpfliches Wohlthun, sein geselliges Unterhalten, sein freundliches Entgegenkommen, Alles war der Erguß seines gottgeweihten Herzens. Seine Frömmigkeit war aus seinem Innersten erwachsen und in sein Wesen eingeflossen; er war mit ihr ganz Eins. Der Gekreuzigte war es, auf den seine Seele immer hinschaute, weßhalb er eben mit der Brüdergemeine besonders befreundet war. Aus den entlegensten Gegenden der Erde liefen bei ihm Nachrichten vom Reiche Gottes ein. Er war ein Prediger des Glaubens in der Wüste einer unglaubigen, unchristlichen Zeit. Nicht nur gegen die damals herrschende Kant'sche Philosophie hat er gezeugt, bei der allgemeinen Leugnung des Jenseits begründete er auch zuerst den Somnambulismus in wissenschaftlicher Form, ohne dessen abergläubischer Bewunderer zu seyn, und schrieb deßhalb seine „Theorie der Geisterkunde", deren Endzweck er mit den Worten angiebt: „Da die heutzutage herrschende Denkart, die aus „der falschen Aufklärung entstanden ist, die Bibellehre von Engeln, von „der Fortdauer der menschlichen Seele nicht annimmt, so frage ich Jeden „auf sein Gewissen, ob es nicht Pflicht sey, die Erfahrungszeugnisse ver„storbener Menschen öffentlich bekannt zu machen und dadurch die Bibel„lehre zu bewahrheiten." Was Bengel im vorigen Jahrhundert gewesen war, war Jung in diesem. Er gab auch dessen Erklärung der Offenbarung wieder heraus und weckte durch seine „Siegesgeschichte der christlichen Religion in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis. 1798." in einem großen Theile der Christenheit jene apokalyptischen Hoffnungen wieder. Von der Lage des Reichs Gottes zu seiner Zeit hatte er die Vorstellung, daß nun der Beginn des großen Abfalls eingetreten sey, den Christus und seine Apostel so bestimmt vorausgesagt haben. Schon von Weitem ahnete er die allmähliche vorbereitende Gründung des Reichs des Menschen der Sünde. Diese Vorstellungen, und daß Deutschland für seine Buhlereien mit Frankreich eben durch diese Macht werde gezüchtigt werden, dieweil, womit man sündigt, damit man

auch gestraft werde, lebten und webten in seiner Seele, ehe Jemand an die französische Revolution und ihre Folgen dachte. Solche Vorstellungen sprach er einmal in öffentlicher Rede zu Mannheim schon 1786 aus. Er sehnte sich deßhalb in mächtigem Heimweh aus dieser unchristlichen Zeit, wo er beinahe allein stand mit seinem Glauben, hinweg zu seyn. Aber er ließ auch den „grauen Mann" als den letzten ernstlich warnenden Gesandten Gottes an die Christenheit auftreten, mitten in einer dunkeln, in der Finsterniß wandelnden Menschheit, und Grauen erregend für Alle, welche dem Unglauben und Luxus sich ergeben. Ja, er sah in dem allgemeinen Abfall von Christo ein Zeichen der Nähe des Antichrists und somit auch der Nähe des Herrn, um in sichtbarer Gestalt zu richten und sein Reich zu vollenden. Der Glaube daran war in ihm so stark, daß er sogar Verhaltungsregeln für die Zeit des wirklichen Einbruchs des tausendjährigen Reichs vorschrieb und über Zeit und Ort der Ankunft Untersuchungen anstellte. Dieser Glaube war überhaupt so lebendig in ihm, daß er im Hinblick auf das nahe Reich Christi zur Poesie, seinem Chrysäon, sich begeistert fühlte.

Die neueste vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke vom J. 1841 und 1842 theilt im zwölften Bande seine „gesammelten Gedichte" in zwei Abtheilungen mit. Die zweite, vermischte Gedichte in sich fassende Abtheilung enthält unter Anderem auch Romanzen und 73 Räthsel. Die erste Abtheilung aber, nebst Gebeten in metrischer Form, 33 „geistliche Lieder" in gebildeter Form, worunter nicht wenige nach Kirchenmelodien gedichtet sind. Die besten und brauchbarsten derselben sind:

„Jesus Christus! sieh ich Armer." (Sonntagsfeier.)
„Vater! König aller Welten!" (Ein Gebetlied in schweren Zeiten.)
„Seraphinen steigen nieder." (Weihnachtslied.)
„Mein Heiland, mein Erlöser."

(Quellen: J. H. Jungs, genannt Stilling, sämmtliche Werke. Neue vollständige Ausgabe. 1. Band, enthält: Stillings Lebensgeschichte [nämlich — H. Stillings Jugend — Jünglingsjahre — Wanderschaft — häusliches Leben — Lehrjahre — Alter, nebst einem Nachwort seines Schwiegersohnes, des Kirchenraths und Professors der Theologie, Dr. Schwarz in Heidelberg]. Mit einer Vorrede von Dr. J. N. Grollmann. Stuttg. 1841.)

Menken, Dr., Gottfried, wurde geb. 29. Mai 1768 zu Bremen, gottseliger Eltern Kind; mütterlicher Seits stammt er von dem großen Schriftforscher Lampe (Bd. II., 432) ab. Im J. 1788 bezog er als ein frommer Jüngling von strengen Sitten die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Noch wenig bekannt mit dem hohen Grad, den der Unglaube

bereits erstiegen hatte, und mit dem ganzen Geiste des damals auftauchenden Rationalismus, trat er in die Hörsäle der neuen Lehrer ein; er war voll Begierde nach Aufschluß der Bibel; aber er traute seinen Sinnen nicht und erschrack heftig, als die Professoren in ihren Bibelerklärungen ihm zumutheten, etwas ganz Anderes im Texte zu sehen, als er in seinem vorliegenden Testament wirklich sah. Einige Wochen hielt er es aus; dann übermannte ihn Traurigkeit und Unmuth; sein kindlicher Glaube, tief befremdet über solchen Abfall von der Wahrheit, hatte einen heftigen Kampf zu bestehen. Er sah ein, daß er entweder allen Glauben und dessen Seligkeiten aufgeben, oder mit einem festern Standpunkt Alles gewinnen müsse; deßhalb warf er sich unter heißen Thränen auf die Kniee und betete: „Bist du, o Gott, und ist die Bibel dein Werk, so segne „mein Forschen, daß ich deiner und deines Worts gewiß werde. Wirst „du mich erhören, so soll mein ganzes Leben dem Dienste deiner Wahr„heit geheiligt seyn.“ Er blieb nun von diesen Collegien weg und las und studierte mit allen möglichen Hülfsmitteln Tag und Nacht für sich allein die Bibel. Heller und heller gieng ihm dadurch das Gnadenlicht auf und von da an brauchte er die h. Schrift fort und fort so fleißig, daß er fast häufiger einer neuen Bibel, als neuer Kleider bedurfte. Das Ringen seiner Seele nach Wahrheit war ein Ringen mit Gott, der diesem jugendlichen Kämpfer und Forscher hier die stille Weihe zum Zeugen und Helden der Wahrheit gab. Sein Leben war eigentlich eine fortwährende Lösung jenes Gelübdes, das er Gott damals auf den Knieen that. Er konnte deßhalb auch singen:

In der Andacht sel'gen Augenblicken,
Die dem Glauben neue Schwingen giebt,
Schaut mein Geist in heiligem Entzücken
Dich, der ewig meine Seele liebt.

Eh' ich dich, mit dir das Leben kannte,
Kam kein Friede in mein thöricht Herz,
Das von tausendfacher Lust entbrannte,
Blutete von tausendfachem Schmerz.

Mit der Jugend ungestümem Feuer
Folgt' es lauter Lüge, nicht'ger Lust,
Schein und Schatten hielt es hoch und theuer
Und die Wahrheit blieb ihm unbewußt.

Hirtenlos auf unfruchtbarer Haide
Irrt' ich unstet, — ein verlornes Schaf,
Das für seinen Hunger nirgends Weide,
Lechzend — nirgends eine Quelle traf.

Welch ein Leben hab ich durchgerungen,
Nicht durchlebt, nein! — bange durchgejagt,
Bis ich endlich zu dir durchgedrungen,
Meiner Seele Kummer dir geklagt.

Lange zog nur Schwermuth mir zur Seiten,
Du erheiterteſt mir Herz und Sinn.
Lauter Freude, lauter Seligkeiten
Sind mein Loos, ſeit ich der Deine bin.

O! ſeit jenen ewig heil'gen Tagen
Kann ich ſiegen über die Begier,
Ueber Schwermuth, über finſtres Klagen;
Reiner Himmel iſt durch dich in mir.

Von Jena gieng er im J. 1790 nach Duisburg, um noch einige Vorleſungen zu hören und nach erſtandenem Examen von dort aus ſich um eine Predigerſtelle zu bemühen. Beſonders einflußreich war hier für ihn die Berührung mit dem regen chriſtlichen Leben, das ſchon damals, genährt durch das Wirken zweier edler, tiefer Geiſter, Terſteegens (ſ. Bd. II. S. 26) und Collenbuſchs, das Herzogthum Berg auszeichnete; beſonders der Umgang mit Collenbuſch gab ihm die entſchiedenſte Glaubensrichtung.

Noch in Duisburg begann er als Candidat ſeine ſchriftſtelleriſche Zeugenthätigkeit, indem er ſich in kühner Freiheit und mit dem Salz der Wahrheit gegen die unglaubige, rationaliſtiſche Lehre von den Dämonen oder Teufeln ausſprach in der Schrift: „Beitrag zur Dämonologie." Dieſe Schrift erregte lebhaftes Aufſehen. Die Feinde der Wahrheit empfanden ſie wie einen Scorpionenhieb und geriethen über ihren unbekannten Verfaſſer in völlige Wuth. Die Schrift wurde als Schmähſchrift behandelt und in Duisburg, wo der Hauptrationaliſt, Grimm, lehrte, am Schandpranger im Halseiſen aufgehängt, mit Füßen getreten, zerriſſen und die Blätter umhergeſtreut. Die Schmach aber, die er hiefür litt, brach ſeinen heiligen Muth für die Wahrheit nicht. Er wurde nun im Auguſt 1793 Hülfsprediger für einen an den Augen leidenden Pfarrer in der kleinen Gemeinde Ueden im Herzogthum Cleve. Nach zehn Monaten ſchon wurde er von der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. zum Gehülfsprediger berufen. Inhalt und Art ſeiner Predigten ſetzten Fromme und Gottloſe in Erſtaunen und lockten eine Menge Zuhörer herbei; er hielt glaubige, inhaltreiche, gewaltige Predigten. Einen beſonders freundſchaftlichen Umgang hatte er hier mit dem frommen Prediger Krafft, der ihm am 22. Jan. 1795 unter dem Tiſchgebet, nachdem ſie gerade zuvor viel und herzlich von der unſichtbaren

Welt und ihrer Herrlichkeit mit einander gesprochen hatten, plötzlich todt in die Arme sank. Nach zweijährigem Aufenthalt in Frankfurt kam er als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Wetzlar und dann im J. 1802, nachdem er sich durch seine Schriften bereits hinlänglich bekannt gemacht hatte, nach Bremen, in die alte Vaterstadt. Hier erschien anfangs die starke Speise, die er in seinen Predigten reichte, die Tiefe der Erkenntniß, mit der er in das Geheimniß der Versöhnungslehre und des Hohepriesterthums Christi eindrang, die Entschiedenheit und Schärfe, mit der er seine Ueberzeugung und die Wahrheit aussprach, Vielen gar zu neu und abstoßend. Anfangs hatte er bloß einen kleinern Kreis von Zuhörern; derselbe erweiterte sich aber bald so, daß seine Kirche nachgerade die besuchteste wurde. Später wurde er **Pastor primarius** an der St. Martinikirche und Direktor des geistlichen Ministeriums.

Er war stets anspruchslos und herzlich, doch rücksichtslos in seinem Widerspruch gegen Alles, was sich dem göttlichen Charakter des Christenthums entgegensetzte. Seine Lieblingsschriftsteller waren Bär und Johann Albrecht Bengel; des letztern lautere, tiefe, heilige Schriftweisheit und gediegene, salbungsvolle Sprache zog ihn besonders an. Er bearbeitete am eifrigsten als Schriftsteller das Feld der Homilie und brachte dieselbe, nächst Herder, am meisten wieder zu Ehren. So hatte er schon vor seiner Berufung nach Bremen zwei Sammlungen christlicher Homilien im J. 1798 und 1802 herausgegeben. Diesen folgten dann im J. 1804 Homilien über Stellen aus der Geschichte des Propheten Elias, im J. 1821 eine Erklärung des eilften Kapitels des Briefs an die Ebräer, im J. 1826 Betrachtungen über das Evangelum Matthäi und Blicke in das Leben des Apostels Paulus. Besonders segensreich hat er auch für eine vertrautere Bekanntschaft mit dem A. Testament gewirkt, auf das er stets hinwies und dessen einzelne Stücke er mit großer Einsicht und Treue bearbeitete. Bekannt ist auch seine dogmatische Schrift: „Ueber die eherne Schlange und das symbolische Verhältniß derselben zu der Person und Geschichte Jesu. 1812." Seine Schriften wurden ins Schwedische und Holländische übersetzt und besonders in den russisch-deutschen Provinzen sehr geschätzt, so daß ihn die Universität Dorpat zum Doktor der Theologie machte. Wie auf der Kanzel, so bewährte er sich auch in seinen Schriften als einen Mann von apostolischem Zeugengeist. Er war ein aus den Schätzen der ewigen Wahrheit Neues und Altes hervorbringender Schriftgelehrter zum Himmelreich, ein Gottesgelehrter aus der dreifachen,

von Luther bezeichneten Schule der Theologen, der des Gebets, der Betrachtung und der Anfechtung.

In der Schule der letztern wurde er namentlich gar heiß und tief geübt. Außer den Kämpfen, welche er, wie alle Lehrer der Wahrheit, stets zu durchkämpfen hatte, ward er von sehr angreifenden körperlichen und häuslichen Leiden anhaltend durchläutert. Entsetzliche, langwierige Zahnschmerzen brachten ihn mehrmals bis an den Rand des Grabes; ein schrecklicher Druck auf dem Haupte und Grauen in zerrütteten Nerven machten ihn oft eine Reihe von Wochen und einmal siebenzehn Monate lang unfähig, eine Predigt zu halten, oder eine Feder anzusetzen. Siegreich strahlte aber sein Glaube aus solchen Nächten und Gluthen immer wieder hervor, und der erschütternde Wahrheitsernst seiner Lehre verklärte sich so immer mehr in den Geist der Liebe und des Trostes, der himmlisch erquickend zu den Angefochtenen unter seinen Zuhörern sprach. Als nun aber die immer wiederkehrenden Leiden ihn fast arbeitsunfähig machten, kaufte ihm ein Kreis seiner Verehrer einen freundlichen Ruhesitz, wo er die Tage seines Lebens ruhig beschließen konnte. Dieser stille Feierabend that dem erschöpften Kämpfer des Herrn gar wohl. Ein Freund, der in seiner letzten, schweren, viermonatlichen Krankheit um ihn war, bezeugt: „Jeder Tag an seinem Sterbebette ist zu einem Festtag worden, indem aus seinem Benehmen und seinen Reden die inwendige Herrlichkeit hervorstrahlte, welche die Wunder des Königs und Hohenpriesters Jesu Christi in ihm geschaffen hatten." Im größten Schmerz und Elendsgefühl, da er mehrere Monate, besonders des Nachts, nicht schlafen, nicht liegen und nicht sitzen, nicht essen, ja vierzehn Tage lang seinen Durst nicht stillen konnte, kam ihm, wie er bekannte, nie auch nur einen Augenblick ein Zweifel an der Liebe Gottes.* Sein ganzes Verhalten war das ächte Conterfei alles dessen, was er lange zuvor und oft und viel vom Leiden, vom tröstlichen Segen beim Wohlverhalten im Leiden, von der Glaubensfreudigkeit, die er in seinem Lied: „Die ihr den Heiland kennt und liebt" so herrlich den Leidenden anpreist, geredet und geschrieben hatte. Er bezeugte oft: „Ich habe mich ganz in die Hand meines Herrn „Jesu Christi begeben und lasse ihn machen. Ich bin wie ein aus„gedroschenes Stroh und meine Selbstthätigkeit hört auf. Er wird mir „über den Tod helfen; da kann es vorher noch dieß und das setzen, aber

* Weiteres s. II. Nr. 471.

„ich bin in seiner Hand wohl verwahrt." Gutmüthigen Tröstern, die ihm sagten, er könne bei solchem Wirken und Wandeln froh dem Tod entgegengehen, sagte er zu verschiedenenmalen: „Nein, darauf hin könnte ich nicht ruhig aus dieser Welt gehen. Ich habe mich oft nicht wohl verhalten, sondern vielfältig gesündigt. Ich suche meine Gerechtigkeit nicht aus des Gesetzes Werken; ich habe mich je und je auf die Versöhnung in Christo gestützt und Frieden mit Gott gesucht und gefunden. Ich habe gelebt im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich für mich gegeben hat (Gal. 2, 20.); in diesem Glauben sterbe ich auch getrost."

Am 29. Mai 1831 erlebte er seinen letzten Geburtstag. Am Morgen dieses Tages pries er, ohne noch zu wissen, daß sein Geburtstag sey, den Herrn mit dem Psalmvers: „Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu"; da erscholl ergänzend eine Stimme aus dem Nebenzimmer: „Und seine Treue ist groß", und als ihm nun sein vieljähriger Arzt Glück wünschte und mit den Worten schloß: „Der Herr hat Alles wohl gemacht", sprach er gerührt: „Das will ich droben bald singen, „„wo die lieben Engelein — Alle Musikanten seyn""". In der Nacht des 1. Juni lag er im Sterben. Ein Freund betete über sein erblassend Angesicht sich beugend also: „Herr Jesu, erwecke das ganze Zutrauen zu deinem Namen in deinem Knecht, welches in ihm ist; Seligmacher, erlöse ihn nun; hilf ihm, seinen Geist freudig in deine Hand zu befehlen, wie du am Kreuz deinen Geist in die Hände deines Vaters befahlst, nimm seinen Geist auf und laß auch sein letztes Ende Gott preisen." Mitten in diesem Gebet vernahm man von ihm noch ein schwaches Getöne, und ehe es zu Ende war, war er sanft entschwunden. Seine Freunde aber riefen: „Hallelujah!"

Seine Lieder erschienen gedruckt in dem Werk: „Auserlesene christliche Lieder, gesammelt von einer Freundin (Frau Pfarrer Menken in Bremen) und herausgegeben von J. A. Kanne. Erlangen 1818. 2 Bde." Daraus hat das W. G. (Nr. 476) das Lied aufgenommen:

„Die ihr den Heiland kennt und liebt."

(Quellen: Gebet und Rede beim Begräbniß G. Menkens am 6. Juni 1831 von C. H. G. Hasenkamp, evangelischem Prediger zu Vegesack. [Menken hatte denselben wenige Jahre vor seinem Tod als seinen Herzensfreund in sein Amt eingeführt.] — „Zum Andenken Dr. G. Menkens. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Theologie von M J. C. Osiander, Professor in Maulbronn [jetzt Dekan in Göppingen]." Aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1832. 2. Heft. Besonders abgedruckt. Bremen, bei W. Kaiser. 1832.)

Bevor wir aber nun aus dieser Periode der geistlichen Liederdichtung scheiden und in die Neuzeit übertreten, tritt unserem Blicke noch eine eigenthümliche Dichtererscheinung entgegen, die einzig in ihrer Art über ihrer Zeit steht und von ihr noch nicht begriffen worden war, eine „Prophezeihung der neuern Zeit", wie sie schon bezeichnend genannt worden ist. Es ist der uns in die nächste Periode als ihr Vorläufer hinüberleitende

v. **Hardenberg**, Friedrich, genannt **Novalis**. Er wurde geb. 2. Mai 1772 auf dem Familiengut Widenstett in der Grafschaft Mansfeld als der älteste Sohn unter eilf Geschwistern. Um sich nicht „v. Hardenberg" unterzeichnen zu müssen, nahm er in spätern Jahren den Namen „Novalis" an, von einem Gute, nach welchem die ältere Linie der von Hardenberg sich unterscheidet. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen und hielt sich mit seiner Gattin zur Herrnhuter Brüdergemeinde. Die fromme Gesinnung seiner Eltern, die ihn auf die Herrnhuter Colonie Neudietendorf brachten, vor Allem die sanfte Ruhe und schöne Religiosität der Mutter, welche sich dem ganzen Haus- und Familienkreis mittheilte, machte auf sein junges, zartes Gemüth die tiefsten Eindrücke, die ihn auch durch sein ganzes Leben begleiteten. Er war ein überaus fleißiger Schüler, und seiner lebhaften Einbildungskraft sagten in den Knabenjahren am meisten die Mährchen zu. Im J. 1790 bezog er die Universität Jena, um Philosophie zu studieren, und gieng von da nach zwei Jahren nach Leipzig und später nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren. Fr. Schlegel und Fichte, die er damals kennen lernte, überhaupt die Romantiker, die damals in Jena und Weimar ihren Hauptsitz hatten, übten einen großen Einfluß auf ihn. Philosophie, schöne Wissenschaften, Künste und Politik waren seine Lieblingsfächer. Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, gieng er im J. 1795 nach Tennstädt in Thüringen, um unter dem Kreishauptmann Just sich in die praktischen Geschäfte einleiten zu lassen. Dort lernte er auf dem Landgut Grüningen Sophie v. Kühn kennen, die zwar erst das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, aber bereits zu einer Jungfrau herangeblüht war von wunderbar lieblicher Gestalt, „voll himmlischer Anmuth, Rührung und Majestät." Der erste Anblick derselben entschied für sein ganzes Leben, dessen Blüthezeit das J. 1795 war. Er verehrte in ihr nichts Anderes, denn eine Madonna. Kaum hatte er sich aber mit ihr im Herbst des genannten Jahrs verlobt, als sie tödtlich erkrankte. Sie genas zwar wieder, allein es blieb ihr ein Todeskeim, ein Schmerz an

16 *

der Seite, zurück. Bald nach ihrer Genesung kam er nach Weissenfels als Auditor bei seines Vaters Departement. Während er nun da ruhig im elterlichen Hause lebte, erhielt er die Nachricht, seine Braut, die an einem Lungengeschwür litt, habe sich in Jena operiren lassen. Allein auch nach dieser Operation kränkelte sie fort und fort, und welkte dem Tod entgegen, der sie auch in ihrem fünfzehnten Jahr am 19. Merz 1797 dahinraffte. In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze, der unaussprechlich groß war. Er erzeigte der Verstorbenen sogar eine Art göttlicher Verehrung; in sein Tagebuch schrieb er: „Sophie und Christus." Es war ihm jetzt ganz natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten. Zugleich ward ihm das Leben ein verklärtes und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen, bewußtvollen Traum eines höheren Daseyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklärt sich sein ganzes Wesen. Von dem Tod seiner Braut an ist die Philosophie nun nicht mehr sein Evangelium, und das heitere, lustige Weltkind, das noch im J. 1797 in sein Tagebuch geschrieben hatte: „überlaß dich nicht zu sehr deinem Hang, zu vexiren und zu belustigen", wurde nun von einem tiefgehenden religiösen Ernst erfaßt. Die damalige tiefe Trauer mag wohl auch den Keim des Todes in den schönen, blühenden Jüngling gelegt haben; er war wirklich schön zu nennen, groß, schlank, und trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken. Der Umriß und Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem des Evangelisten Johannes nahe, wie er auf der großen Tafel von Albrecht Dürer in München und Nürnberg zu sehen ist.

Nach einigen Monaten kam er ganz getröstet und verklärt von dem Grabe seiner Braut zu den Geschäften zurück und gieng im Dezember desselben Jahrs nach F r e y b e r g, um unter Werner den Bergbau zu erlernen. Er liebte es nun zwar, meist von den Gebieten unsichtbarer Welten mit Begeisterung zu sprechen und am liebsten die Tiefen des Gefühls im Gespräch zu enthüllen; dabei war er aber doch auch fröhlich, wie ein Kind. Dort in Freyberg verlobte er sich denn auch im J. 1798 mit Julie v. Charpentier; dem unerachtet blieb aber doch Sophie stets der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, ja er verehrte sie als eine Abgeschiedene fast noch mehr, als da sie ihm noch sichtbar nahe war. Im J. 1799 kehrte er zu seinem Vater nach W e i s s e n f e l s zurück und wurde unter ihm Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises. Um diese Zeit dichtete er einige seiner g e i s t l i c h e n L i e d e r; sie sollten einen Theil

eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums begleiten wollte. Im August 1800, gerade als er zu seiner Hochzeit nach Freyberg reisen wollte, fieng er an, Blut auszuwerfen, so daß seine Verheirathung aufgeschoben werden mußte. Er wurde aber immer schwächer, und als er vollends erfuhr, daß sein jüngerer Bruder durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, wurde er von einem so plötzlichen Schrecken ergriffen, daß er einen Blutsturz bekam, worauf die Aerzte sein Uebel für unheilbar erklärten. Doch arbeitete er noch viel, dichtete noch einige geistliche Lieder und las fleißig in der Bibel, auch viel in Zinzendorfs und Lavaters, wie auch in Jakob Böhme's Schriften. „Mit dem J. 1800" — so zeugt ein Neuerer von ihm — „zeigen sich überhaupt Bekenntnisse von ihm, die nicht mehr bloß religiöse Phantasiespiele sind, sondern auf die Anfänge eines wahren christlichen Lebens schließen lassen, obgleich er es zu einem tieferen Verständniß des Evangeliums und zu gründlichern Erfahrungen auf dem Gebiete des christlichen Lebens nicht mehr brachte. Nur die ersten schönen Anregungen, die ersten schönen Gefühle, die Jeden ergreifen, der aus rein weltlicher Bildung heraus zum erstenmal christliche Schriften mit wahrer Theilnahme liest, hat er treu und ergreifend ausgesprochen, wie er nun überhaupt der erste unter den Romantikern wurde, der seine Arme nach einem Heilande ausstreckte und wesentlich dazu beitrug, daß die Romantiker ihre falschen Wege verließen und nun mitten aus dem Kreise derer, die sich für viel zu aufgeklärt und zu gelehrt, zu gebildet und geistreich achteten, als daß sie bei der Selbstgenugsamkeit ihres vergötterten menschlichen Ichs noch eines Gottes und eines Heilandes bedürften, und sich selbst zu Göttern machend durch eigene Kraft und Weisheit sich helfen und heilen wollten, dem humanistischen wie philosophischen Unglauben der Zeit gegenüber das Bekenntniß abgelegt wurde, daß weder in der Bildung, noch in der Philosophie, noch in der Kunst volle Ruhe und Versöhnung zu erlangen, sondern nur in Christo das Heil zu finden sey." Je mehr sein Ende sich nahte, desto gewisser hoffte er, so geduldig er sich auch in Gottes Willen ergab, auf seine Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Er sagte da einsmals: „Jetzt sind ganz andere Lieder in mir aufgegangen, als ich bisher geschrieben habe." Vom Todestage seiner Sophie an (19. Merz) wurde er jedoch auffallend schwächer und schlief am 25. Merz 1801 unter den melodischen Tönen

des Claviers in den Armen Fr. Schlegels sanft ein, ohne die mindeste Bewegung. Er hatte im Tode noch seine gewöhnliche freundliche Miene, als wenn er noch lebte. So starb er, der die „lieblichste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes" war, bevor er noch das neunundzwanzigste Jahr erreicht hatte.

Alle seine Gedichte sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion aufs Innigste durchdrungen und seine ganze Religion war eine Religion des Jenseits. „Es war ihm," wie Tieck ihn schildert, „zur natür„lichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, „und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; „so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mähr„chen, und jene Region, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, „Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe „Heimath. So erfand er einen neuen Weg der Darstellung, und in der „Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und in dem Glauben „an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darinn, daß „ein einziger, großer Lebensmoment und Ein tiefer Schmerz und Verlust „das Wesen seiner Poesie wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem „erhabenen Dante." Und Schleiermacher sagt in seiner Art von ihm in den Reden über Religion: „Nur schweigend will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen Seltenen, die eben so tiefsinnig sind, als klar und lebendig. An ihm schaut die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüths und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös seyn und Gott suchen, wie Spinoza, und die Künstler fromm seyn und Christum lieb haben, wie Novalis, dann wird die große Auferstehung auf beiden Welten gefeiert werden." Novalis Beispiel wirkte damals, zumal da sonst kein Dichter von vorzüglichem Dichtertalent seine Dichtergabe den Gegenständen des christlichen Glaubens zuwandte, auf die Zeitgenossen in religiöser und ästhetischer Hinsicht wohlthätig ein.

Er dichtete im Ganzen fünfzehn geistliche Lieder, die im zweiten Theil seiner im J. 1802 zu Berlin von L. Tieck und Fr. Schlegel herausgegebenen Schriften (5. Aufl. 1837) stehen. Sechs derselben waren auch in dem für das J. 1802 von A. W. Schlegel und L. Tieck herausgegebenen „Musenalmanach. Tübingen, bei Cotta." erschienen. Unter

ihnen sind auch zwei an die Madonna, nämlich: „Wer einmal, Mutter, dich erblickt, wird vom Verderben nicht bestrickt", und: „Ich habe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt." Seine Lieder sind aber zu subjektiv und auf eine dem sittlichen Ernst des Christenthums widerstrebende Weise allzusentimental, als daß sie Kirchenlieder genannt werden könnten. Dr. Lange giebt folgendes Urtheil über sie ab: „Tiefsinn und Frömmigkeit, ein inniger Friede und eine reiche, aufdämmernde Ahnung beseelen seine Lieder. Er war in seinem Gemüthe über die Noth des Kampfes mit dem Unglauben hinaus; darum sind sie ächt lyrisch. Aber er hatte das unaussprechliche Gefühl, in welchem ihm die Natur und Gnade, der Glaube und das Denken versöhnt erschienen, noch nicht zur Klarheit des Geistes gebracht; daher das Unklare, pantheistisch Vage in manchen seiner Lieder." Novalis ist auch wirklich nicht über die Anfänge der christlichen Erkenntniß hinausgekommen; was er sagt, ist groß und gefühlvoll, in sinnige, schöne Formen gehüllt, aber von einer tiefern Durchdringung des Christenthums und von einer gründlichen, erfahrungsmäßigen Erkenntniß ist noch nichts wahrzunehmen. Ein Ungenannter sagt sogar von seinen Liedern in der evangelischen Kirchenzeitung. 1830. Nr. 17: „Sie sind, streng genommen, mit Ausnahme einzelner Strophen, nur im Vorhofe der Heiden gedichtet und klingen profan im Heiligthum und matt neben den Gesängen eines P. Gerhard und Angelus."

Theodor Frölich und Bernhard Klein haben sie mit Melodien geschmückt. In das Hamburger und Würtemberger Kirchengesangbuch wurden folgende vier aufgenommen:

„Ich sag es Jedem, daß er lebt" — W. G. Nr. 165.
„Was wär ich ohne dich gewesen" — W. G. Nr. 87.
„Wenn alle untreu werden" — W. G. Nr. 352.
„Wenn ich ihn nur habe" — W. G. Nr. 363.

(Quellen: Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 1. Thl. Vorrede zur dritten Auflage. — Evangelische Kirchenzeitung von Dr. Hengstenberg. 1850. Nr. 9. S. 83—85. — Die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Hagenbach. Thl. II. 2. Aufl. 1849. S. 289—295.)

Blicken wir nun noch auf die Entwicklung **des Kirchengesangs** * während der Aufklärungsperiode, so begegnet uns ein

* Quellen: Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. Thl. III. 1847. — Geschichte des christlichen, besonders des evangelischen Kirchengesangs und der Kirchenmusik. Ein historisch-ästhetischer

wahres Wort eines der neueren Wortführer für die Reform des Choralwesens (Haubers), welcher sich dahin ausspricht: „In Lieb und Leid „bleibt der evangelische Choral seiner Kirche getreu. Er jubelt und klagt „mit ihr, ist mit ihr dogmatisch und moralisch, er theilt mit ihr ihren „Reichthum und Armuth, ihr Polychrom und Ipserweiß; man hört in „ihm den großartigen Heerdengesang einer starken, objektiv festen Kirche „und die süßen Klagelaute der zersprengten Schafe; so oft eine neue „Epoche, sey's zum Guten oder Schlimmen, in der Kirche eintritt, hallen „die innern Vorgänge wieder im Gesang, wenn auch nicht sogleich. So „ist er treulich der Kirche gefolgt bis dahin, wo sie selbst, verzagend an „ihrem Begriff und ihrer Würde, sich zur bloßen Großkinderschule her„untergegeben hat und also auch der Choral ihr nach auf der „untersten Stufe seiner Existenz angekommen ist — als „pädagogischer Choral." Auf diese unterste Stufe gelangte er in der Aufklärungsperiode; so wenig in ihr das Kirchenlied gedeihen konnte, eben so wenig der Choral.

Der Verfall des Kirchengesangs, den wir also nun zu schildern haben, zeigt sich in folgenden vier Hauptpunkten:

1) In der Alleinherrschaft des weltlichen Styls. Die Bahn dazu war schon in der vorigen Periode gebrochen (s. Bd. II. S. 474 f., 481 f.) In einer so unkirchlichen Zeit nun aber, in der man sich der Bibelsprache beim geistlichen Lied fast schämte und die modernen Redeformen der Weltweisheit in die neuen Liederdichtungen einführte, in einer so verständig seyn wollenden Zeit, da man den Kraftton der alten Glaubenslieder für ungenießbar und unanständig hielt, kam vollends der Sinn für die Einfalt und den Ernst des Kirchenstyls ganz abhanden; er galt nun für steif und langweilig. Man gieng mehr und mehr ab von dem einfachen diatonischen System und wandte fast ausschließlich die weltliche Tonleiter und Dissonanz an. Die leichten, in diatonischem Fortschritte einer Oktave sich bewegenden Choralformen, wobei

---

Versuch von Joh. Ernst Häuser. 1834. — Reform des Choralwesens. Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. Ein Aufsatz des Diakonus Hauber in Tübingen (jetzt Prälat in Ulm), in der Vierteljahrsschrift. Stuttgart, bei Cotta. 1841. 4. Heft. Nr. 16. — Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universallexikon der Tonkunst von Dr. Gustav Schilling. Stuttg. 1837 ff. 6 Bde. — Die Tonkunst im evangelischen Cultus nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik von F. C. Anthes, zweitem Pfarrer in Haiger. Wiesbaden 1846.

die auf- und absteigenden Töne mehr singend an einander gereiht erscheinen, verschwinden jetzt und moderne Formen, wie sie eben die neueren Tonarten begünstigen, treten überall hervor. Gar beliebt sind nun Fortschreitungen nach der chromatischen Tonleiter in lauter Terzen-, Quarten-, Quinten- und Sextensprüngen, wie sich dieß selbst bei dem damals verhältnißmäßig kirchlichsten Componisten, bei Knecht, zeigt, z. B. in den Chorälen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Vollendet ist dein Werk" — „Mit dem Haufen deiner Frommen" — „Heilig, heilig ist dein Wille."

Es giebt nun überhaupt keinen Kirchenstyl und somit auch keinen eigentlichen Kirchengesang mehr. Wie sich damals bald nach Klopstock die Dichterheroen vom Gebiet der geistlichen Dichtkunst vornehm und kalt abwandten, so wandten sich auch die Heroen der musikalischen Welt von dem alten, ernsten, kirchlichen Styl immer mehr ab, oder bedienten sich, wie z. B. Mozart (1756—1792) und Beethoven, der Vollender der Instrumentalmusik (1770—1827),* bei kirchlichen Musikstücken geradezu des Opernstyls. Es gieng nun der Oratorienstyl vollends ganz in den Opernstyl über, und die weltliche Musik trat in ihre Glanzperiode ein. Theater und Concert erhielten nun die Hauptrollen auf dem Gebiet der Tonkunst; von ihnen aus ward die Kirchenmusik, die nun in ein ganz untergeordnetes Verhältniß tritt, versorgt. Mit dem kirchlichen Glauben verfiel auch die Kirchenmusik. Den Ton zu dieser völligen und absichtlichen Verweltlichung des kirchlichen Kunstgesangs gaben Joh. Fr. Doles und Joh. Adam Hiller an (s. u.), welche, besonders angezogen durch die glänzende Vorstellung Hallescher Singspiele oder Opern, die auf dem Jagdschloß Hubertusburg stattfanden und bei denen Doles selbst als Tenorist mitgewirkt haben soll, der Opernmusik Eingang in der Kirche zu verschaffen suchten, um damit der kirchlichen Tonkunst aufzuhelfen. Doles namentlich hob die letzte Schranke zwischen den beiden Gebieten der Kirchenmusik und der Bühnenmusik vollends ganz auf, indem er beiden als zwei Gehülfinnen, die mit einander auf gleichem

* Beethoven schrieb übrigens neben seinem schönen Passionsoratorium: „Christus am Oelberg" für die Kirche Messen voll des tiefsten Gefühls. Auch lieferte er arienhafte Compositionen für häusliche Andacht zu sechs Gellert'schen Liedern: „Gott, deine Güte reicht so weit" — „So Jemand spricht" — „Meine Lebenszeit" — „Die Himmel rühmen" — „Gott ist mein Lied" — „An dir allein, an dir." Auch Jos. Haydn hat zwei köstliche Motette über die zwei Gellert'schen Lieder: „Du bists, dem Ruhm" und „Herr! der du mir das Leben" geschaffen.

Wege fortgehen, einen und denselben Zweck zuweist — die Rührung und damit die Besserung des Herzens, als ob das Herz, das böse ist von Jugend auf, anders als durch völlige Neuschaffung durch den h. Geist, als ob es durch Gefühlsschwelgerei könnte gebessert werden. So sagt er einmal in der Vorrede zu seiner Cantate über Gellerts Lied: „Ich komme vor dein Angesicht" im J. 1790 geradezu: „ich will nicht sagen, daß ganze Opernarien in der Kirche aufgeführt werden sollen, sondern nur die leichte Faßlichkeit und Folge der Rhythmen, die simple und kräftige Harmonie und die herzschwelgende Melodie, die man oft und besonders in neuern Opern antrifft, sollte die Kirchenmusik haben." Besonders ansteckend war auch für die protestantische Kirchenmusik, die meist in sogenannten „Cantaten" bestand, deren z. B. der Hofkapellmeister Joh. Rud. Zumsteeg in Stuttgart (geb. 1760, seit 1792 Kapellmeister, † 1802) viele geliefert hat, der katholische Meßgesang, welcher zuerst durch den Einfluß der Opernmusik ganz in den galanten Styl verwandelt worden war, den einst die Väter des Tridentinischen Concils durch Palestrina so eifrig abzuwehren bemüht waren (s. Bd. I. S. 210). Darnach wurden aber auch die Cantaten für evangelische Kirchen geformt, so daß dieselben nach Dr. Grüneisens schlagender Bemerkung „oft eher an „Motive aus der Zauberflöte oder aus dem Donauweibchen erinnerten, „als an die Nachtmahlshymne eines Decius."

So brach am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Verweichlichung und eitle Verweltlichung ein, die gleichen Schritts mit der alle tiefere Religiosität untergrabenden Aufklärerei allmählich allen Ernst und alle Würde aus der Kirchenmusik verbannte. Gerecht sind J. E. Häusers Klagen: „Immer höher stieg der Prunk der Instrumentirung; die Kraft, „die Würde, das Andachterhebende verscheuchten Reminiscenzen weltlicher „Melodien. Unreines, Gemeines kam in die Kirche als Vorspiel, als „Nachspiel. Mit einer Ouvertüre kamen die Leute zur Kirche, mit einem „Marsch marschierten oder mit einem Walzer tanzten sie zum Tempel „hinaus."

Das deutlichste Zeichen, daß die Kirchenmusik alle ihre selbstständige Bedeutung verloren hatte, war die Abnahme ächter, gründlicher Orgelspieler, während auf den andern Instrumenten immer größere Meister sich bemerklich machten und nun auch mehr geachtet und geschätzt wurden, als selbst die Orgelspieler, die doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so hoch standen, daß kein Musiker etwas galt, der nicht Meister

auf der Orgel war. Georg Joseph Vogler, der größte Orgelspieler dieser Zeit,* mußte die Orgel „zu einer Art Panorama für das Ohr" machen; er mußte mit ihr malen und allerlei Tongemälde, z. B. vom jüngsten Gericht, von einer Seeschlacht sammt den dabei vorkommenden Donnerschlägen, Trommelwirbeln, Kanonenschüssen, den Einsturz der Mauern von Jericho ꝛc. auf ihr aufführen, sonst hätte er solchen Beifall sich nicht mehr erringen können. Solches Malen riß auch bei gewöhnlichen Organisten ein. So spielte einer nach D. G. Türns Erzählung in der Schrift: „Die wichtigsten Pflichten eines Organisten" bei den Worten: „Am Kreuz gestorben" mit kreuzweis über einander geschlagenen Händen, ein anderer spielte bei der Stelle: „Meines Glaubens Licht laß verlöschen nicht" anfangs vollstimmig, allmählich immer schwächer, dann nur mit einem Finger und zuletzt — gar nicht mehr; ein dritter machte bei den Worten: „Furcht und Schrecken" mit der Orgel ein entsetzliches Geheul, indem er beide Arme auf das gekoppelte Hauptwerk legte und beide Füße auf das Pedal setzte. Bei Leichen wurde gewöhnlich der Tremulant gebraucht oder zum Schluß des Gottesdienstes, selbst bei der Feier des h. Abendmahls, Märsche, Walzer ꝛc. gespielt. Ein Organist nahm sogar, als der Prediger über die Mäßigkeit gepredigt hatte, als Nachspiel das bekannte: „Wer niemals einen Rausch gehabt." Bei solcher Verweltlichung der Kirchenmusik, und in Folge davon selbst auch des Orgelspiels, konnte es nicht fehlen, daß in dieser Glanzzeit der weltlichen Musik auch der Choral das Weltkleid anzog.

2) In der Herrschaft des geraden oder viertheiligen Takts. Es verschwinden jetzt vollends auch die punktirten Noten und der Trippeltakt, wodurch seither noch einiges Leben im Choralgesang geblieben war; an die Stelle der Mannigfaltigkeit tritt nun ein gleichförmiger, wechselloser Fortschritt in lauter geraden Takten mit stetigen halben Noten von gleichem Werth. Der Rhythmus wird zur Monotonie. Zugleich glaubte man selbst auch die die Hauptnoten mit einander verbindenden Zwischennoten entfernen zu müssen. Dadurch verlor der Choralgesang alle Frische und Lebendigkeit und erhielt nun den Eindruck ungemeiner Langweiligkeit, Schwerfälligkeit und Einförmigkeit, so daß fast ein Choral dem andern zu gleichen scheint.

---

* Geb. 1749 zu Würzburg, † 1814 zu Darmstadt, wo er zuletzt vom J. 1807 als Hofkapellmeister mit dem Titel „geheimer geistlicher Rath" oder „Abt" angestellt war.

In dieser glaubensleeren, trockenen, nüchternen Zeit verstand man die alte, ausdrucksvolle Rhythmik nicht mehr und hielt sie gar wohl für Tändelei. Die Kraft und der Schwung des neuerwachten evangelischen Geistes, wodurch einst jene melodischen Schwingungen in den Rhythmus gekommen waren, war nun erstorben und gelähmt, denn Zweifel und Unglauben herrschten. Wie die meisten Dichter, weil sie mit dem Volke den alten Volksglauben nicht mehr aus voller Seele theilten, unfähig waren, volksmäßige Glaubenslieder zu dichten, so wich auch die belebte Rhythmik, die allein ächt volksgemäß ist, aus den neuern Choralcompositionen und der Choral wurde wieder das, was er vor der Reformation war, ein dem volksthümlichen Geiste der Gemeinde fremdes Singen im langsamen, gemessenen Schritt des strengen gregorianischen Gesangs.* Wie einst der ambrosianische Kirchengesang, nachdem er zweihundert Jahre lang (von 386—590) voll melodischen Schwungs und frischer, rhythmischer Belebtheit in der Kirche geherrscht hatte, dem römischen oder gregorianischen Kirchengesang in der gemessenen, feierlich langsamen Tonfolge von lauter gleichen Tönen weichen mußte, so traf ihn nun wiederholt dasselbe Schicksal, nachdem er aufs Neue wieder zweihundert Jahre lang von Luther bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Eingang gefunden hatte. Gar altklug stellte man den Grundsatz auf: „Je gemessener und langsamer ein Choral gesungen wird, desto feierlicher ist er." Daher fängt die Vorrede zum Württ. Gesangbuch vom J. 1791 gleich mit den (Klopstock'schen) Worten an: „Gleich wie der Kirchengesang, dieses laute und l a n g s a m e Gebet der ganzen Gemeinde, zur öffentlichen Anbetung Gottes gehört rc." Und Knecht, der Herausgeber des Choralbuchs zu diesem Gesangbuch vom J. 1798, beginnt deßhalb seine Vorrede zu demselben alsogleich mit den Worten: „Der Choral ist „der einfachste und l a n g s a m s t e G e s a n g, d e r n u r g e d a c h t w e r- „d e n k a n n. Diese Einfachheit und Langsamkeit aber giebt ihm nicht „nur die höchste Feierlichkeit und Würde, sondern auch die anerkannteste

---

* Wenn neuerdings die Gegner der Wiedereinführung des rhythmischen Choralgesangs behaupten wollen, die Choräle seyen ehedem höchstens vom Sängerchor, aber nicht von der Gemeinde rhythmisch vorgetragen worden, so widerlegen diesen Einwurf ganz klar und deutlich die aus jener Zeit noch vorhandenen ein- und mehrstimmigen Choralbücher, indem doch die einstimmigen für die Gemeinde bestimmt seyn mußten, während sich gar kein Grund denken läßt für die Aufzeichnung von Singweisen in einer Gestalt, in der sie doch nicht hätten von der Gemeinde gesungen werden können.

„Tauglichkeit, von einer sehr zahlreichen Menge Volks, wenn es gleich „im eigentlichen Verstand nicht musikalisch ist, abgesungen zu werden."

In den letztern Worten liegt nun noch ein weiterer Erklärungsgrund jener Umgestaltung in der Rhythmik des Chorals. Bei dem ersterbenden Sinn für das Kirchlich-Religiöse hatte nämlich auch die Fertigkeit im Gesang beim Volke bedeutend abgenommen, namentlich seit dem siebenjährigen Krieg. Mit der Geringschätzung des Christenthums und überhandnehmenden Volksaufklärerei hatte auch die häusliche Andacht und Erbauung, bei der man früher in Winterabenden oder bei den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, Sonntags auch nach dem Mittagessen, mit den Hausgenossen Lieder aus dem Gesangbuch sang, fast ganz aufgehört und die Gemeinde, wenn sie nun als große Versammlung in der Kirche zusammenkam, konnte jetzt bei dem Mangel der Sangfertigkeit nicht anders mehr singen, als wenn der langsame, gemessene Schritt des strengern gregorianischen Choralgesangs eingehalten wurde. Die fachmäßigen Tonkünstler mußten daher, wenn sie für den Gemeindegesang arbeiteten, die beschränkten Kräfte der Kirchengemeinde wohl überlegend, sich in Acht nehmen und waren bei ihren Schöpfungen mehr im Falle des Vermeidens, als des freien Schaffens. So fordert deßhalb C. Ph. Emm. Bach (s. u.) von einer Kirchenweise geradezu Abwesenheit alles rhythmischen Schmucks, ernsten gleichmäßigen Fortschritt und einfache Tonverhältnisse in leichtem Flusse des Gesangs an einander gereiht. Und Joh. Joach. Quanz spricht es einmal geradezu aus: „ich wollte Kirchenmelodien setzen, die von ganzen Gemeinden beim öffentlichen Gottesdienst ohne Schwierigkeit können gesungen werden; darum mußte ich mich aufs Sorgfältigste bemühen, den Gesang dieser Lieder so leicht und einfach einzurichten, als es möglich war. Aus dieser Ursache habe ich mich aller Verzierung und Manieren, welche ohnedem nur in die Figuralmusik, keineswegs aber in den Choralgesang gehören, w o h l b e d ä c h t i g enthalten."

So hat zwar damals der selbstverschuldete Mangel der Sangfertigkeit der Gemeinden diesen langsamen Gesang in lauter gleichen Noten ohne alle Leitetöne bedingt. Volksmäßig ist er aber deßhalb nicht zu nennen, sondern gleichwohl wider die ganze Natur des Volksgesangs. Dafür galten die nun bei solchem Kirchengesang aufkommenden S c h n ö r k e l. Hauber macht in dieser Beziehung die treffende Bemerkung: „Es rächte sich nun die Natur und schob in die unmusikalischen, leeren Zwischenräume Ergänzungssurrogate ein. Dieß sind die verzweifelten Schnörkel

des Volksgesangs. Durch sie wird die der Natur des Gesangs angethane Beleidigung reichlich zurückgegeben; sie sind die rächenden Schatten der todtgeschlagenen Anmuth. Die singende Gemeinde ist hier im Stand der Nothwehr und hilft sich selbst gegen die Eingriffe eines willkührlichen, fremden Gesetzes in ihre Gerechtsame."

3) In der Entstehung einer Menge neuer unvolksmäßiger und schwerfaßlicher Melodien im trockenen Schulton. Zu jener Zeit, da das Kirchenlied zum trockenen Morallied wurde, erhielt auch der Choral ein trockenes, lehrhaftes Gepräge. Wir stehen nun in der Periode des didaktischen Chorals.

Die übertriebene Subjektivität auf dem reinen Standpunkt des Denkglaubens oder Verstandes hatte eine solche Oberflächlichkeit und Zerstreutheit zur Folge, daß nun Melodien geschaffen wurden, die nichts sagen und daher auch nicht behalten werden können. Wahr und ergreifend ist die Klage des edlen Freiherrn v. Tucher:* „Der Geist der ganzen „Zeit ist es, dem der Verfall des Kirchengesangs zur Schuld anzurechnen „ist, der Geist, der nunmehr im Glauben an den einzigen gemeinsamen „Mittelpunkt, an Christum, nicht mehr sein Heil erkennt, der es nicht ver„steht, daß die Gemeinde der Leib Christi ist, der darum in der Gemeinde „nicht mehr seine Einheit sucht und findet, damit aber auch alles Volks„gemäße mißachtet, wohl auch gar verachtet, und sich nun in der Zer„splitterung subjektiver Partikularität, die man heutiges Tages Glaubens„freiheit nennt, und deren abstrakt geistigen oder materiellen Interessen „verliert, darum aber auch von dem Geist der Gemeinde sich lostrennt, „sich demselben gegenübersetzt und sich damit unfähig macht, mit Auf„geben der bewußt reflektirenden Subjektivität den Geist der Gemeinde „zu erfassen und auszusprechen. Unsere Dichter und Componisten singen „nicht mehr, wie früher, im Namen des Volks und aus diesem heraus, „sondern nur im eigenen Namen und für das Volk, das sie wohl auch „auf tieferer Stufe, als sich selbst, glauben. Lied und Choral, Predigt „und Gebet zeigen nun das gleiche Schicksal, den gleichen Fortgang zum „Verfalle von der schlichten, unbefangenen Unmittelbarkeit, demüthigen „Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begeisterung, Geistestiefe und

---

* In dem Vorwort zu seinem: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft ꝛc. von G. Freiherrn v. Tucher. Stuttgart, bei Metzler. 1840."

„Popularität zur Leerheit abstrakt reflektirender Subjektivität, zum Hoch-
„muth eigenen Wissens, Meinens und Empfindens, zur Flachheit gemüth-
„losen Raisonnements und Moralisirens und damit zur Entfremdung vom
„wahren geistlichen Leben und christlichen Volksthum.“

Während die alten Choräle der Glaube geschaffen hat, so war hinfort nicht mehr das innere Gemüth bei Erfindung einer neuen Melodie tonangebend, sondern rein bloß das Gehör oder der ästhetische Geschmack. Fast handwerksmäßig wurden die neuen Melodien den Liedern angemessen und angepaßt. Hat doch z. B. selbst Knecht, und, wie er, noch mancher Herausgeber neuer Choralbücher, auf Bestellung allein für das würtembergische Gesangbuch 97 neue Melodien und für das bairische in einem Jahr 25 gefertigt. Bei dem seichten Inhalt der meisten Lieder, zu denen solche Melodien gefertigt wurden, ist es auch gar nicht zu verwundern, daß sie größtentheils gering ausfallen mußten; denn einem vom Geiste des Liedes ergriffenen Gemüthe konnte eine solche Melodie nicht entströmt seyn. Daher haben solche Melodien auch fast nirgends ein Bürgerrecht in dem kirchlichen Gemeindegesang erlangt und sind mit wenig Ausnahmen entweder bereits vergessen oder, statt ein Gemeingut der deutschen evangelischen Kirche zu seyn, höchstens in denjenigen Gegenden in einigen Gebrauch gekommen, in welchen die Componisten zu Hause sind. Die Gemeinde selbst hat so über sie gerichtet ein „stummes Gericht“.

Auch das war ein Uebelstand, daß nun nicht mehr, wie ehedem, entweder durch den Dichter eines Liedes auch dessen Weise geschaffen wurde, wobei mit dem Klang der Worte auch der Klang der Töne in innigster Durchdringung und Wechselwirkung als aus einem Guß hervortrat, wie dieß z. B. bei: „Ein' feste Burg“ oder: „Wer nur den lieben Gott“ der Fall war, oder Dichter und Sänger oder Tonmeister sich unter einander besprachen, wie Luther und Walther thaten, oder dasselbe anregende äußere Erlebniß, das den Dichter zu seinem Lied erregte, auch im Sänger die Weise hervorrief, wie dieß z. B. bei: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ — „Valet will ich dir geben“ rc. der Fall war. So fehlt nun diesen neuen Weisen, so zu sagen, der Charakter, während die ältern stets einen Hauptton hatten, der mit dem Inhalt des Liedes, zu dem sie gemacht waren, im seelenvollsten Einklang steht. Die Stelle solches seelenvollen Charakters muß nun meist eine zärtliche Empfindelei, matte Süßlichkeit oder ein eitles Prangen mit überraschenden Effekten vertreten, und das Gemachte sieht man solchen Melodien meist nur allzu-

deutlich an. Im Gegensatze gegen Seb. Bach, der allzusehr eine nur für die Kundigen sich eignende, der mindergebildeten Mehrheit der Kirchengemeinde fremd und unverständlich bleibende Kunst in den Kirchengesang eingeführt hatte, wollten nun die Tonmeister — und darunter Bachs eigene Schüler und Amtsnachfolger — den allgemeinen Gemeindegesang besonders pflegen, indem sie ihm aufzuhelfen suchten theils durch nüchternes Vereinfachen, theils durch Hinwirken auf Rührung mittelst musikalischer Mittel. Sie wollten durch solchen Gesang auf die Gemeinde wirken, während der Choral zuvor doch, wie es auch naturgemäß seyn soll, die eigenste und eben dadurch wirksamste Lebensäußerung des Gemeindegesangs gewesen war.

4) In der Umbildung der alten kirchlichen Weisen in die modernen Formen. Dieselbe Verwässerung, welche damals unter Klopstocks und Diterichs Vorgang die alten Kernlieder der evangelischen Kirche durch Verstümmelung und Umschmelzung in moderne Sprachform bis zur Unkenntlichkeit und Verzerrung zu erfahren hatten, traf nun auch die alten Kernmelodien. Den Gesangbuchsverbesserungen folgten die modernen Choralbuchsverbesserungen auf dem Fuße nach. Viele alte herrliche Weisen wurden als ungenießbar nun ganz auf die Seite geschoben; bei denen, die noch Gnade fanden, wurden nach dem weltförmigen Zeitgeschmack die alten Tonarten, in denen sie gesetzt waren, auf die neueren reducirt. Im Satz der Choräle nicht bloß, sondern besonders auch bei der Choralbegleitung wurden jetzt die modernsten, der hohen Einfalt und Würde des Chorals schnurstracks zuwiderlaufenden Harmonien, Abweichungen, Veränderungen, Verzierungen der Melodie rc. angebracht und ihnen so ein modisches Kleid angezogen. Allermeist aber wurde bei den alten Chorälen die lebensvolle Rhythmik vollends gänzlich auf die Seite geschafft; alle wurden nach der Meßschnur des geraden viertheiligen Takts zugerichtet und geebnet. Die alten Weisen, die sonst glaubensmuthig einherschritten, müssen sich nun in den steifen „Paradeschritt", der jetzt als Merkmal der Kirchlichkeit galt, zwängen lassen. Nur wenige alte Weisen von der Art des dreitheiligen Takts blieben noch übrig und entgiengen bei ihren großartig prägnanten oder ausdrucksvollen Tonfolgen der Alles ebnenden und gleichmachenden Macht des viertheiligen Takts. Aber selbst diesen wurde die Frische und geistige Kraft, die sie bei ihrem rhythmischen Gepräge noch an sich trugen, vollends durch den langsamen, schleppenden Vortrag, mit dem sie in der Kirche gesungen wurden,

genommen; man hörte bei dem langsamen Singen der einzelnen Noten ihren Rhythmus nicht mehr. Der Choral zerfiel in manchen Kirchen in ein Aggregat von einzelnen Tönen und keine Zeile desselben konnte mehr einen musikalischen Gesammteindruck machen, geschweige denn die ganze Weise, weil das Ganze zu lang dauerte, um zusammen gehört zu werden.

Derartiges Umbilden der ältern Kirchenweisen begann schon, wiewohl noch verborgen und am wenigsten offen ausgesprochen, in dem von Joh. Balthasar König, Musikdirektor in Frankfurt a. M., im J. 1738 unter dem Titel: „Harmonischer Liederschatz oder allgemeines evangelisches Choralbuch" herausgegebenen bedeutendsten Sammelwerk des vorigen Jahrhunderts, das aus 66 Gesangbüchern und 10 Melodienbüchern ungefähr 1900 Melodien in sich faßt — eine wahre Fundgrube für die in der ersten Hälfte des achtzehnten und im siebenzehnten Jahrhundert entstandenen Singweisen. Es tritt hier überall das Bestreben hervor, den Melodien einen gewissen gemeinsamen Zuschnitt zu geben, sie namentlich alles dessen zu entkleiden, was nur als zufälliger Schmuck gelten könne, daß nur ihr eigentlicher Kern, „etwas ehrbar, gemessen, bescheiden und ernst Daherschreitendes", übrig bleibe. Dieses umschaffende und reinigende Bestreben zeigt sich in allen nun folgenden Choralbüchern dieses Jahrhunderts, am deutlichsten aber hat diese Richtung Johann Adam Hiller kundgegeben und durchgeführt in seinem Choralbuch, das den Titel führt: „Allgemeines Choralmelodienbuch für Kirchen und Schulen, auch zum Privatgebrauch, in vier Stimmen gesetzt. Leipzig 1793." In der Vorrede erklärt er den Choral für den „natürlichsten, einfachsten, von allen melodischen Verzierungen, so wie von allen harmonischen Ausschweifungen gleich weit entfernten Gang"; man dürfe — behauptet er — keine Note durch einen Punkt verlängern; er habe nur wenige Melodien im Dreizweiteltakt aufgenommen und bei ihrem Gesang dürfe man ja nicht die dreitheilige Bewegung zu viel hervortreten lassen; auch habe er meist die alten Kirchentöne verwischt, da es ein grillenhafter Eigensinn der Alten gewesen, ihre Kunstübung willkührlichen Einschränkungen zu unterwerfen.

Lernen wir nun die bedeutendern Componisten dieser neuen Richtung im evangelischen Choralwesen noch näher kennen. Die meisten und bedeutendsten derselben schaarten sich um Gellert in Leipzig (S. 22), wie sich einst ein edler Sängerkreis um P. Gerhard und um Rist geschaart hatte (Bd. I. S. 271, 232 ff. Bd. II. S. 452 f., 456).

Mit Seb. Bach, dem großen Leipziger Tonmeister, stand er in keiner nähern Berührung und erst sieben Jahre nach dessen Tod gab er seine „geistlichen Oden und Lieder" heraus — im J. 1757. Aber zwei Schüler Seb. Bachs und zwei Amtsnachfolger desselben im Leipziger Organistenamt sind unter dem Gellert'schen Sängerkreis, nämlich:

Johann Friedrich **Doles**, Schüler und Amtsnachfolger Seb. Bachs. Er wurde geboren 1715 zu Steinbach in Franken und während er zu Leipzig studierte von Bach in die Musik eingeweiht, so daß er 1744 Cantor in Freiburg und 1756 nach Harrers Tod, welcher der unmittelbare Nachfolger Bachs in diesem Amt gewesen war, Stadtcantor in Leipzig wurde. Diesem Amte stand er bis zum J. 1789 in allen Ehren vor. Dann zog er sich in den Ruhestand zurück und nahm mit einer Cantate über Gellerts Lied: „Ich komme vor dein Angesicht", die er dann 1790 mit einer Vorrede herausgab, feierlich von seinem Amte Abschied. Seine musikalische Thätigkeit setzte er übrigens noch bis zu seinem Tod, 8. Febr. 1797, fort. Zwischen ihm und Gellert hatte stets eine recht warme Freundschaft bestanden, so daß ihn Gellert einmal in einem Brief vom J. 1761 einer Anverwandtin mit den Worten zum Manne empfahl: „er ist ein rechtschaffener Mann, christlich, verständig, wirthschaftlich."

Ein Jahr nach der Herausgabe der Gellert'schen Oden und Lieder schmückte er 21 derselben mit Melodien und gab sie mit einer Vorrede vom 16. April heraus unter dem Titel: „Melodien zu des Herrn Professor Gellerts Oden und Liedern, die noch nicht mit Kirchenmelodien versehen sind, vierstimmig mit untergelegtem Text und fürs Clavier mit beziffertem Baß zur Privat- und öffentlichen Andacht gesetzt. Leipz. 1758." Gellert selbst hatte großes Wohlgefallen daran. Am 9. Juli 1758 schrieb er einmal seiner Schwester, er habe seinen Geburtstag dadurch gefeiert, daß er Vormittags eilf Uhr sich habe vier Thomasschüler einige dieser Lieder vorsingen lassen. In den Gemeindegesang ist übrigens keine einzige dieser Melodien übergegangen, — es fehlte ihnen bei einer steifen Zierlichkeit an dem, was beim Volke leicht Anklang findet, an einfachem, großartigem Fortschritt und bezeichnenden Schlußfällen. Im Gegensatz gegen Seb. Bach, der allerdings die Selbstständigkeit des Einzelnen auf eine Weise erstrebte, daß darüber das Ganze zu einem geheimnißvollen, durch die verschleierte Harmonie nicht genügend gelösten Räthsel wurde, drang er besonders in der Harmonie und dem Rhythmus, die er dem Gesang schlechthin untergeordnet sehen wollte, auf möglichste Kunstlosigkeit

und Nüchternheit, damit von der Gemeinde Alles möglichst empfunden und gefaßt werde. Er selbst aber scheint dabei ein Gefühl der Nüchternheit und Ungenügenheit empfunden zu haben; denn er hat durch allerhand Zierlichkeiten und Effekthaschereien, wobei er es auf Weckung weichlicher Empfindungen des Herzens, wie sie besonders dem duldenden Gellert so wohl thaten, anlegte, einen Ersatz für das Mangelnde gesucht. Ueber sein Choralbuch vgl. S. 272.

Carl Philipp Emmanuel **Bach**, ein Sohn Sebastian Bachs, geb. 14. Merz 1714 zu Weimar. Während er zu Frankfurt a. d. O. die Rechte studierte, gründete er, von seinem Vater schon in die edle Tonkunst eingeführt, einen musikalischen Verein, als dessen Leiter er Tonstücke zu setzen hatte. Dadurch wurde er in eine ausgedehnte tonkünstlerische Thätigkeit hineingezogen und erwarb sich gegen den Willen seines Vaters einen Ruf als Musiklehrer und Dirigent. So kam es, daß ihn im J. 1738 Friedrich der Große als Kronprinz an seine Kapelle nach Rheinsberg berief, wo er sein Flötenspiel mit dem Clavier begleiten sollte. Als er dann 1740 den Thron bestieg, so stellte er ihn mit einem beträchtlichen Gehalt als ersten Cembalisten und Kammermusikus an. Der große Eindruck, den die Gellert'schen Lieder gleich bei ihrem Erscheinen fast überall machten, veranlaßten ihn, für die häusliche Erbauung alle geistlichen Lieder Gellerts mit Melodien zu versehen. Die erste Ausgabe, der dann 1784 eine fünfte folgte, erschien im J. 1759 mit einer Vorrede vom 1. Febr. 1758. Gellert, so erfreut er über das ganze Unternehmen war, konnte sich doch in diese mehr arienhaften, als liedmäßig allen Strophen des einzelnen Liedes nachgehenden Gesänge nicht recht finden. „Sie sind schön" — so schrieb er einmal darüber an seine Schwester — „aber zu schön für einen Sänger, der nicht musikalisch ist."

Als nach der Beendigung des siebenjährigen Kriegs der König durch die ernste Sorge für sein Land von der Musik fast ganz abgezogen wurde, nahm Bach im J. 1767 einen Ruf an das Johanneum in Hamburg als Musikdirektor an Telemanns Stelle an. Hier trat er nun für den kirchlichen Kunst- und Gemeindegesang auf. In ersterer Beziehung sind rühmend zu erwähnen seine für Concerte bestimmten Passionscantaten vom J. 1769, so wie ganz besonders sein für die Kirche geschaffenes zweichöriges großes „Heilig" vom J. 1779, worinn er mit vollendeter Kunst etwas einem Jeden Verständliches geschaffen hat, und eine Composition von Ramlers Auferstehung und Himmelfahrt Jesu vom J. 1787. Diese

Tonwerke alle sind voll großartiger Auffassung, zarter Empfindung und gleicher Vollendung. Winterfeld sagt von Bach: „während sein Vater die Harmonie oft nur gleich einer verschleierten Gestalt aus den reich verwobenen Gesängen hervortreten ließ, so lüftete nun der Sohn jenen Schleier und löste die Verhüllung. Die klare Entfaltung der ganzen vollen Kraft der Harmonie, die Offenbarung der Macht harmonieschwangerer Einklänge, gegenüber der Fülle des Zusammenklangs, der Zauber einer Kette von Mißklängen in ihrer Auflösung, stets neue Glieder einer solchen Kette erzeugend, ward ihm zur Aufgabe; er weiß dadurch hinzureißen und zu entzücken." In der andern Beziehung, in der zum Gemeindegesang, gab er Kirchengesänge heraus unter dem Titel: „Neue Melodien zu einigen Liedern des Hamburgischen Gesangbuchs. Hamb. 1787" — ein Heft von vierzehn Melodien, unter welchen zehn zu Gellert'schen Liedern geschaffen sind. Zwei derselben fanden Aufnahme im W. Choralbuch von 1798:

„Du klagst und fühlest die Beschwerden."
„Gott ist mein Hort."

Zuvor schon hatte er auch Melodien zu Cramers Psalmen im J. 1774 und zu Sturms geistlichen Gesängen (2 Thle. 1780 und 1781.) geschaffen. Wenn er gleich als Grundregel für eine Kirchenweise ernsten gleichmäßigen Fortschritt in geradem Takt verlangte, so sind diese Melodien doch als schwunghaft, gesangreich und würdig zu rühmen und fanden auch 30 Jahre lang Anklang, bis sie mit den Liedern aus den Gesangbüchern zu verschwinden anfiengen.

Bach starb 14. Dez. 1788 an einem Brustübel.

Johann Joachim **Quanz**, der berühmte Flötenspieler und Musiklehrer Friedrichs des Großen, geb. 30. Jan. 1697 zu Oberscheden in Hannover, wo sein Vater Huffschmied war. Er mußte als achtjähriger Knabe schon seinen ältern Bruder, der zu Bauerntänzen mit der Geige aufspielte, mit der deutschen Baßgeige begleiten. Von daher hatte er denn auch, obgleich ihn sein Vater als zehnjährigen Knaben auf dem Sterbebette ermahnt hatte, bei dem ehrlichen Handwerk seiner Vorfahren zu bleiben, einen solchen Zug, ein Musikus zu werden, daß er seinen Oheim, den Hof- und Stadtmusikus in Merseburg, bat, ihn zu sich in die Lehre zu nehmen, wo er dann zugleich bei dem Organisten Kiesewetter den ersten Grund in der Harmonielehre erhielt. 1714 kam er, nachdem er ausgelernt und eine besondere Meisterschaft auf der Violine erlangt hatte, als Geselle zu dem Stadtmusikanten in Radeberg. Von hier trieb

ihn aber eine fürchterliche Feuersbrunst bald wieder fort. Das ganze Städtchen wurde nämlich bei einem erschrecklichen Donnerwetter am ersten Bußtag nach Johannis an drei verschiedenen Orten vom Bliz angezündet und fast ganz in Asche gelegt, wobei der denkwürdige Umstand war, daß der Oberpfarrer des Orts, Richter, des Morgens, da dieß geschah, eine scharfe Bußpredigt, in welcher er die Stadt mit Sodom und Gomorrha verglich, gehalten und mit den Worten geschlossen hatte: „ihr werdet es erfahren: Gott wird mit Donner drein schlagen. Amen!" Das Haus des Bußpredigers blieb mitten unter den brennenden Häusern unversehrt. Das Alles machte auf den jungen Musikanten einen unauslöschlichen Eindruck. Er kam nun als erster Violinist nach Bärenburg und von da 1716 als Stadtmusikantengeselle nach Dresden, wo er dann, nachdem er sich auch auf der Oboe trefflich ausgebildet hatte, 1718 als Hoboist bei der polnischen Hofkapelle angestellt wurde und dem König auf seinen Reisen nach Polen folgen mußte. Nun fieng er an, sich auch auf der Querflöte zu üben und erhielt hier den ersten Platz. 1724 nahm ihn der als polnischer Gesandter nach Rom reisende Graf v. Lagnasco nach Italien mit, wo er von Gasparini Unterricht im Contrapunkt erhielt und nun selbst auch zu componiren anfieng. Er kehrte dann über London und Paris wieder nach Dresden zurück, wo er 23. Juli 1727 anlangte. Als er nun 1728 im Gefolge des Königs nach Berlin reisen mußte, erbat es sich die Königin von Preußen, die ihn Flöte spielen gehört hatte, daß er alle Jahre zweimal nach Berlin oder Ruppin kommen dürfe, um ihren Sohn, den nachmaligen König Friedrich den Großen, die Flöte spielen zu lehren, wobei er sich oft vor dem Stock des königlichen Vaters, der seinen Sohn keinen Querpfeifer werden lassen wollte, flüchten mußte. Im Dezember 1741 nahm ihn dieser dann, nachdem er König geworden war, als Kammermusikus und Hofcomponist ganz in seine Dienste, wo er dann über 300 Concerte für seinen König, der selbst dabei die Flöte blies, componirt hat. Bei Ausführung derselben hatte er meist nichts zu thun, als bei Anfang eines jeden Satzes, wenn der König blies, mit einer kleinen Bewegung der Hand das Zeichen zu geben. Dabei nahm er sich denn aber auch als Lehrer des Monarchen öfters die Freiheit, am Ende der Solosätze und Cadenzen Bravo zu rufen. Er lebte in dieser Stellung allgemein geachtet und rücksichtsvoll behandelt von seinem Herrn bis an seinen Tod, 12. Juli 1773. Der König ließ ihm ein Denkmal auf seinem Grabe in Potsdam errichten.

Ein Unbekannter (S. F. S.) hatte ihn gebeten, zu einem Buch mit dem Titel: „Neue Kirchenmelodien zu den geistlichen Liedern des Herrn Professor Gellerts, welche nicht nach gewöhnlichen Kirchenmelodien können gesungen werden. Berlin 1760." neue und leichte Melodien zu fertigen, weil die schon vorhandenen (von Doles und Bach) für den großen Haufen zu schwer, auch wohl nicht einmal für ihn gesetzt seyen. Dadurch veranlaßt, also weniger aus unmittelbarem eigenem Herzensdrang, fertigte er denn nun Melodien zu den Liedern Gellerts, den er dann auch 1762 persönlich kennen lernte, als Friedrich der Große sein Winterquartier in Leipzig hielt. Diese Melodien fanden einigen, jedoch nicht sehr bedeutenden Anklang. Nur zwei sind jetzt noch einigermaßen bekannt:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre."
„Wer Gottes Wege geht."

(Quellen: Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter und Tonkünstler neuerer Zeit von Joh. Adam Hiller. 1. Thl. Leipzig 1784.)

Johann Adam **Hiller** (eigentlich: Hüller), Seb. Bachs dritter Amtsnachfolger in Leipzig, geb. 25. Dez. 1728 zu Windischoßig bei Görlitz in Schlesien, wo sein Vater Schulmeister und Gerichtsschreiber war. Schon in seinem sechsten Jahr verlor er den Vater und ward dadurch in die dürftigsten Umstände versetzt. Das Singen war in seinen Knabenjahren schon sein gewöhnlichster Zeitvertreib; da er aber sonst nichts hatte, sang er Lieder aus dem Gesangbuch, meist Passions- und Sterblieder, und unter diesen die längsten am liebsten. 1740 kam er auf das Gymnasium nach Görlitz, und als dort der Rektor seinen Schülern ein Collegium musicum errichtete, so opferte er achtzehn Groschen von seiner geringen Baarschaft für den Ankauf einer alten Baßgeige, um damit seinen Eintritt in den Verein der jungen Musiker sich zu erkaufen, für den er dann auch, ungelehrt wie er war, bald einige Tonsätze fertigte, die sie gerne aufführten. Im J. 1747 gelang es ihm bei seiner guten Diskantstimme, in die Kreuzschule zu Dresden aufgenommen zu werden, wo er bei Gottfried August Homilius, einem der größten Organisten seiner Zeit (geb. 1714, Organist an der Frauenkirche zu Dresden von 1742—1785), Unterricht im Clavier- und Generalbaßspielen hatte. 1751 bezog er die Universität Leipzig als Studierender der Rechtswissenschaft, worauf ihm 1754 Gellert, dessen „Orakel" er in Musik gesetzt hatte, dazu verhalf, daß er Hofmeister des jüngern Grafen v. Brühl, Heinrich Adolph, eines Sohnes des allvermögenden sächsischen Ministers in Dresden, wurde. Als er mit diesem im J. 1758 wieder die Leipziger

Hochschule bezog, beugten den von Natur schon zum Trübsinn geneigten jungen Mann die Bedrängnisse seines Vaterlandes im siebenjährigen Krieg so sehr darnieder, daß er, auch von körperlichen Leiden geplagt, immer tiefer in eine Schwermuth verfiel, die ihn mit Ausnahme weniger heiterer Augenblicke vollends durchs ganze Leben begleitete, so daß er sich stets als einen dem Tod Geweihten betrachtete.

Um diese Zeit fertigte er aus Verehrung und Gefälligkeit gegen Gellert, dessen Lehrstunden er schon als Student am liebsten besucht hatte und dem er eine Freude machen wollte, 21 Melodien zu seinen geistlichen Liedern, worüber er selbst berichtet: „Gellert fand sie immer sehr angemessen, sehr faßlich und, wie er sich ausdrückte, so, wie er sie selber machen würde, wenn er componiren könnte." Hiller, ein Hypochondrist und somit ein gleichartiger Kranker wie Gellert, zwar grämlich, heftig polternd und unförmlich, aber voll reinen Willens und aufrichtiger Frömmigkeit, traf auch wirklich in diesen Melodien, in welchen die Molltonart, besonders **G-Moll** vorherrscht, den von Gellert gewünschten Ton, den trüben Ton, am meisten. Sie erschienen im J. 1761 zu Leipzig, drei Jahre nach denen von Doles und Bach und ein Jahr nach den Quanz'schen. Im J. 1792 gab er sie, um vier vermehrt, abermals in vierstimmiger Partitur heraus unter dem Titel: „Fünfundzwanzig neue Choralmelodien zu Liedern von Gellert." Viele derselben nahm er dann auch in sein „allgemeines sächsisches Choralmelodienbuch" vom J. 1793 auf (vgl. S. 272). Sie fanden denn auch, da sie faßlich und sangbar sind, unter den neugeschaffenen Melodien zu Gellerts Liedern den meisten Anklang, wenigstens in Sachsen und auch in Baiern und Preußen. Doch sind jetzt in Leipzig nach Beckers Choralbuch nur noch die dritte und siebente unter den nun als die beliebtesten aufzuzählenden im Gebrauch:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre."
„Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret."
„Du klagst und fühlest die Beschwerden."
„Gott ist mein Lied" — a a h $\overline{\text{cis}}$.
„Ich dank dir heute für mein Leben."
„Wer bin ich von Natur."
„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte."

In seinem sächsischen Choralmelodienbuch erschien zum erstenmal die gleichfalls noch gebräuchliche Melodie auf das Deßler'sche Lied:

* „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" * — b g as b $\overline{\text{es}}$ c b as g.

---

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen im neuesten W. Choralbuch.

Seine Kränklichkeit bewog ihn, im J. 1760 seine Hofmeisterstelle aufzugeben, und nun lebte er als Privatmann in Leipzig und widmete sich ganz der musikalischen Thätigkeit. Er errichtete 1763 das große wöchentliche Concert in den drei Schwanen, welches bald als Muster aller übrigen in ganz Deutschland galt. Bald darnach wurde er auch der Schöpfer des deutschen Singspiels, indem er auf die Bitte des Vorstehers am Leipziger Stadttheater, ihm bei den geringen Singkräften leichte liedmäßige Gesänge zu fertigen, im Verein mit Felix Weiße eine Reihe von Operetten bis zu Ende der siebenziger Jahre über die Bühne führte. In denselben hat er, der grämlichste und trübsinnigste Mann, durch gesellige, heitere, bald in den Mund des Volks übergehende Weisen seine Zeitgenossen erheitert und erfrischt und so dem Liede eine Bedeutung errungen. Dafür ehrte ihn, nachdem er unterdessen Musikdirektor an der neuen Kirche in Leipzig geworden war und 1776—1780 eine Motettensammlung herausgegeben hatte, der Herzog von Curland, daß er ihn im J. 1782 als Kapellmeister nach Mitau mit einem beträchtlichen Gehalt berief. Als er aber dann später in Folge der Besitznahme Curlands durch die Russen sein Brod verloren hatte, zog er in den Hauptstädten Norddeutschlands umher und veranstaltete geistliche Aufführungen kirchlicher Meisterwerke, besonders der Werke Händels (Bd. II. S. 495), den er so eigentlich erst in sein Vaterland eingeführt hat. Indem er aber daran allerlei dem Zeitgeschmack anbequemend modelte, gab er zuerst die Losung zu der bald mehr und mehr sich geltend machenden Sucht, an der Vorzeit zu bessern, wie er ja dann auch in seinem „allgemeinen sächsischen Choralmelodienbuch. Leipz. 1793." die Ueberarbeitung der ältern Choralmelodien nach dem Zeitgeschmack zuerst auf die entschiedenste Weise durchgeführt hat (vgl. S. 272).

Erst im J. 1789, als Doles abgetreten war, wurde er Stadtcantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen von Leipzig. Sein Trübsinn nahm aber allmählich so überhand, daß er im J. 1799 diese Stellen niederlegte. Fünf Jahre darnach starb er hochbetagt am 16. Juni 1804. Bei der Beerdigung wurde seine Motette gesungen: „Alles Fleisch ist wie Gras" und der Choral dazu, mit dem diese auf den Tod der Churfürstin Maria Antonia gefertigte Motette schließt: „Ich sinke zu verwesen ein und werde wieder Erde."

(Quellen: Die Selbstbiographie in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter ꝛc. 1. Thl. Leipz. 1784.)

Erst nach Gellerts Tod schmückten noch folgende Sänger seine Lieder mit Weisen:

Johann Christoph **Kühnau**, geb. 10. Febr. 1735 zu Volksstädt bei Eisleben. Er war vom J. 1755 Organist und vom J. 1788 Cantor und Musikdirektor an der Dreifaltigkeitskirche, wie auch Lehrer an der königlichen Realschule in Berlin, wo er 12. Okt. 1805 starb. Von ihm sind die Melodien zu den Gellert'schen Liedern:

„An dir allein hab ich gesündigt" — vom J. 1786.
„Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen."
„Dir dank ich heute für mein Leben."
„Jauchzt, ihr Erlösten" — vom J. 1787.

Die erste ist noch im Gebrauch und steht im Preußischen Choralbuch vom J. 1817. Ueber sein Choralbuch, das er 1786 herausgab, vgl. S. 272.

Johann Philipp **Kirnberger**, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld, ein Schüler Seb. Bachs und Hofmusikus der Prinzessin Amalia von Preußen, der Schwester Friedrichs des Großen. Namentlich als Theoretiker war er berühmt. Er starb zu Berlin 26. Juli 1783. Im Preußischen Choralbuch vom J. 1817 steht von ihm die Melodie auf Gellerts Lied:

„Gott ist mein Lied" — vom J. 1786.

Johann Gottfried **Schicht**, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau als der Sohn eines Leinewebers. Er studierte seit 1776 in Leipzig die Rechte. Im J. 1785 wurde er Direktor des von Joh. A. Hiller gestifteten großen wöchentlichen Concerts und 1810 Seb. Bachs Amtsnachfolger in dem Stadtcantorat an der Thomasschule, nachdem A. E. Müller, der diese Stelle zuletzt bekleidet hatte, gestorben war. Er starb 23. Febr. 1823, nachdem er für alle Gellert'schen Lieder, mit Ausnahme des Lieds: „Ich komme, Herr, und suche dich", Melodien geschaffen hatte. Folgende Zwei sind jetzt noch zu Leipzig im Gebrauch:

„Gott ist mein Lied."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage."

Ueber sein allgemeines Choralbuch vom J. 1819 vgl. S. 273.

Justin Heinrich **Knecht**, Musikdirektor in Biberach und später in Stuttgart, schmückte mehrere Lieder Gellerts mit Melodien. Das Weitere über ihn vgl. S. 267.

Neben Gellert fanden auch andere geistliche Liederdichter dieser Periode ihre Sänger. Namentlich fand Dr. Balthasar Münter

neben Joh. A. Hiller, Benda, Joh. Chr. Fr. und Ph. Emmanuel Bach einen namhaften Sänger an:

Johann Heinrich **Rolle**, geb. 25. Dez. 1718 zu Quedlinburg, wo sein Vater Musikdirektor war. In seinem vierzehnten Jahr war er bereits Organist an der St. Peterskirche zu Magdeburg, wohin der Vater übergesiedelt war, 1746 kam er dann, nachdem er dazwischen hinein in Leipzig die Rechte studiert hatte und in Berlin bei der Hofkapelle angestellt gewesen war, als Organist an die dortige Hauptkirche und wurde 1752 nach dem Tod seines Vaters als dessen Nachfolger Musikdirektor daselbst, wo er 29. Dez. 1785 starb. Er ist vornämlich der Sänger der Münter'schen Lieder. Die hiezu von ihm componirten Melodien finden sich in der Sammlung: „B. Münters geistliche Lieder mit Melodien. Leipz. 1773." und in der „Sammlung geistlicher Lieder für Liebhaber eines ungekünstelten Gesangs und leichter Claviervbegleitung. Leipz. 1775. 1788."

Weiter verdienen noch als Componisten neuer Melodien zu Liedern, die in dieser Periode gedichtet wurden, genannt zu werden:

Franz Vollrath **Buttstett**, geb. 1735 in Erfurt, wo sein Vater Organist war. Er war von 1760—1780 Organist in Weikersheim im Hohenloheschen und dann bis an seinen Tod im J. 1814 Organist in Rothenburg an der Tauber. Seine Choralmelodien haben sich hauptsächlich im Fränkischen und Hohenloheschen verbreitet. Am bekanntesten ist die zu Patzke's (S. 43) Lied:

* „Der du das Loos von meinen Tagen" — vom J. 1781.

Johann **Schmidlin**, vieljähriger Pfarrer zu Wezikon und Seegraben in dem Schweizerkanton Zürich, wo er noch ums J. 1790 im Amte stand. Er beförderte mit ganz besonderem Eifer den mehrstimmigen Gesang in seiner Gemeinde, die heute noch dadurch ausgezeichnet ist. Schon im J. 1752 und 1758 gab er ein musikalisches Gesangbuch in zwei Bänden heraus unter dem Titel: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht." Die fünfte Auflage desselben vom J. 1792 enthält 488 Lieder und Weisen, wovon 221 noch in der Halleschen Manier für eine Diskantstimme mit beziffertem Baß, 8 aber zweistimmig und 259 drei- und vierstimmig gesetzt sind. Im J. 1770 schmückte er auch Lavaters Schweizerlieder mit Melodien. Bekannt ist sein majestätischer Choral zu Cramers Lied:

* „Schwingt heilige Gedanken" — vom J. 1775.

Von besonderer Bedeutung für **Würtemberg** sind die Herausgeber des im J. 1798 zum Würtembergischen Gesangbuch von 1791 erschienenen Choralbuchs, Knecht und Christmann. Dieses Choralbuch, das den Titel hat: „Vollständige Sammlung der besten neuen und alten vierstimmigen Choralmelodien zu dem neuen Wirtembergischen Gesangbuche", enthält 135 ganz neue und 131 alte Choralmelodien, im Ganzen also 266 Melodien für eine Sammlung von 629 Liedern. Unter diesen haben allein die beiden genannten Herausgeber 123 ganz neue Melodien über die vorzüglichsten Lieder „mit wahrer Begeisterung", wie sie meinen, componirt; 97 kommen auf Knecht, 26 auf Christmann. Dieses Choralbuch* hat mehr die Orgel, als die singende Gemeinde im Auge, sonst wären die vielen chromatischen Uebergänge und Intervallenspielereien vermieden worden. Die Tonsätze dabei nennt Knecht selbst in der Vorrede „wesentlich vierstimmige, da jede Mittelstimme, auch sogar meistens der Baß, durch eigenen Gesang sich auszeichnen." Durch ausgesuchte, ganz neue harmonische Gänge und Wendungen, durch Abwechslung des Tempo's und der Stärke des Tons wollten beide Männer ganz vom Standpunkt eines fachmäßigen Tonkünstlers aus, dem selbst der Gemeindegesang zu einer Musikaufführung wird, den wahren Ausdruck erzielen, während dieser nicht in den vom Tonsetzer angewandten musikalischen Ausdrucksmitteln, deren die Melodie alsbald außerhalb der Kirche entkleidet ist, sondern in der schlichten Melodie selbst liegt. Nach dem Geist der damaligen Zeit sind auch hier die alten Kernweisen umgeändert, jedoch, was sehr anzuerkennen ist, mit schonenderer Hand. Lernen wir die genannten Männer nun näher kennen:

Justin Heinrich **Knecht**, geb. 30. Sept. 1752 in der damaligen Reichsstadt Biberach in Oberschwaben, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater als Collaborator und nachmaliger evangelischer Cantor lebte. Er war meist sein eigener Lehrer in der Musik, zu der er von frühe auf großen Hang und Geschick zeigte. Sein Lehrbuch, dessen er als Knabe schon sich bediente, war Bachs „wahre Art, Clavier zu spielen." Endlich, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, erhielt er vom katholischen Organisten der paritätischen Stadt Biberach, Namens Krämer, Unterricht im Generalbaß, brachte es aber in einem halben Jahr so weit, daß er keines Lehrers mehr bedurfte. Um diese Zeit componirte er, erst

* Eine Beurtheilung desselben ist in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. I. S. 862 rc. zu finden.

zwölf Jahre alt, sein erstes Musikstück, ein dramatisches Singspiel unter dem Titel: „Josua", und in demselben Jahre noch ein zweites: „Kain und Abel", welches schulgerechter war, da er, bevor er dieses componirte, den Generalbaßunterricht bei Krämer durchgemacht hatte. Durch letzteres Stück erregte er die Aufmerksamkeit des Hofraths und Kanzleiverwalters Wieland in Biberach, der sich seiner aufmunternd annahm. Von seinem ersparten Gelde schaffte er sich jetzt musikalische Werke an und kam im J. 1768 gleich in die oberste Klasse des Collegiatstiftes in Eßlingen. Hier widmete er außer den gewöhnlichen Schulwissenschaften seine Nebenstunden unter Anleitung des Musikdirektors und Präzeptors Schmidt dem Orgelspiel und dem Studium der Bach'schen, Marpurg'schen und Graun'schen Schriften. Schon nach drei Jahren wurde er, erst neunzehn Jahre alt, im J. 1771 einstimmig vom Magistrat seiner Vaterstadt zum Nachfolger des Musikdirektors und Präzeptors Doll daselbst erwählt. Im J. 1792 wurde ihm aber sein Schulamt abgenommen, damit er sich ganz und ausschließlich der Musik widmen konnte. Nun erhielt er, besonders auch durch das Studium der Vogler'schen Schriften, einen neuen Schwung und arbeitete jetzt für Biberach ein neues Choralbuch aus, zu dem er 52 neue Melodien lieferte. Im J. 1798 bearbeitete er auf Befehl des Consistoriums zu Stuttgart ein neues Choralbuch für Würtemberg, zu welchem er 97 neue Melodien schuf. Im J. 1807 berief ihn deßhalb König Friedrich von Würtemberg nach Stuttgart, wo er anfangs die Theatermusik, nachher aber die Musik in der Hofkirche zu dirigiren hatte. Weil er aber in Stuttgart mit mehreren Gegnern zu kämpfen hatte, kehrte er im J. 1809 wieder auf seine alte Stelle nach Biberach zurück. Hier besorgte er im J. 1815 auch noch das neue Bairische Choralbuch, das er mit 75 neuen Melodien bereicherte, von welchen er 25 auf einmal im J. 1815 zu diesem Zweck fertigte. Diese sind deßhalb auch seine am wenigsten gelungenen Melodien, während die für das Würt. Choralbuch gefertigten seine gelungensten sind. Zwei Jahre darauf, am 11. Dez. 1817, starb er an einem Schlagfluß. Auf dem Biberacher Kirchhof steht über seinem Grabe die Inschrift:

„Engelstöne, die er ahnend hier uns sang,
Singt er jauchzend dort im höhern Chor."

C. L. Gerber fällt in seinem Lexikon über ihn das Urtheil: „Er „war ein ausgezeichneter Theoretiker und vorzüglich stark im Orgelspiel. „Sein Genius neigte sich besonders zum Großen, Erhabenen, Ernst-

„haften, Pathetischen und Rührenden. Was er für die Orgel schrieb, ist „klassisch, sein Tonsatz rein, sein Styl eigenthümlich groß und edel." Daß unter einer solchen Masse von mehr als anderthalbhundert Choralmelodien viele geringe und matte sind, ist nicht zu verwundern; manche derselben sind aber gediegen und fallen lieblich und faßlich ins Ohr. Die beliebtesten und am meisten eingebürgerten unter denselben sind folgende:

* „Du, Gott, bist über Alles Herr" — vom J. 1792.
„Auf will ich von Sünden stehen" — vom J. 1792.
„Schmal ist der Pfad" — vom J. 1792.
* „Stärk uns, Mittler, dein sind wir" — vom J. 1793.
* „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" (Gellert) — vom J. 1793.
* „Ach, sieh ihn dulden, bluten, sterben" — vom J. 1793.
„Du kanntest schon und liebtest mich" — vom J. 1793.
* „Du, deß sich alle Himmel freu'n" — vom J. 1793.
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" (Gellert) — vom J. 1793.
* „Herr, dir ist Niemand zu vergleichen" — vom J. 1793.
* „Mir schauert nicht vor dir, o Gruft" — vom J. 1794.
* „Wie selig bin ich, wenn mein Geist" — vom J. 1795.
* „Mein Heiland nimmt die Sünder an" — vom J. 1795. — h e d e c h a g.
* „Aus Gnaden soll ich selig werden" — vom J. 1796 — (ursprünglich: „Dein Heil, o Christ! nicht" — Gellert).
„Mit dem Haufen deiner Frommen" — vom J. 1796.
* „Mein Glaub ist meines Lebens Ruh" — vom J. 1797.
* „Gott der Wahrheit und der Liebe" — vom J. 1797.
„Weit um mich her ist nichts als Freude" — vom J. 1797 — (eine vollkommen weltliche Arie.)
* „Womit soll ich dich wohl loben" — vom J. 1797.
„Was ists, daß ich mich quäle" (Gellert) — vom J. 1797.
* „Ohne Rast und unverweilt" — vom J. 1797.
„Der letzte meiner Tage" — vom J. 1798.

Diese Melodien sind am meisten in Würtemberg und Baiern, besonders aber auch in Hamburg einheimisch. Im übrigen Deutschland kennt man sie nicht viel.

(Quellen: Musikalische Realzeitung. Speier 1790. Nr. 6 und 7.)

M. Johann Friedrich Christmann, geb. 9. Sept. 1752 zu Ludwigsburg. Hier hatte er Gelegenheit, die damalige trefflich besetzte Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg zu hören und die ersten Künstler derselben in seines Vaters Haus kennen zu lernen. Er besuchte das Gymnasium in Stuttgart und hatte es um diese Zeit im Flötenspiel schon so weit gebracht, daß er sich als Gymnasist vor dem Herzog mit einem Flötensolo hören lassen durfte. Vom Stuttgarter Gymnasium kam er 1770 in das theologische Seminar nach Tübingen, übernahm sofort nach vollendeten Studien zwei Jahre lang ein Vikariat und begab sich

dann im J. 1777 als Hofmeister nach Winterthur in der Schweiz. Hier verfertigte er in seinen Nebenstunden sein äußerst beliebt gewordenes: „Elementarbuch der Tonkunst. 1782.“ Bei einigen physikalischen Versuchen, die er mit entzündbarer Luft aus Veranlassung der neuen ärostatischen Maschinen machte, hatte er das Unglück, sein rechtes Auge zu verlieren, weßhalb er im J. 1779 in sein väterliches Haus zurückkehrte. Nachdem er geheilt war, gieng er abermals als Hofmeister nach Carlsruhe, wo er vielen Umgang mit Vogler und Schmidtbaur hatte und sich in der Musik noch weiter ausbildete. Im J. 1784 wurde er Pfarrer in Heutingsheim bei Ludwigsburg, wo er fortfuhr, mit seinem musikalischen Talent zu wuchern. Er war ein großer Theoretiker in der Musik und Herausgeber mehrerer zu Speier erscheinenden musikalischen Zeitungen, z. B. der „musikalischen Realzeitung“. Merkwürdig ist auch eine von ihm gehaltene Predigt vor Einführung des neuen Würt. Gesangbuchs, die er, wie er sich ausdrückt, „zur Belehrung schwacher Christen“ in Druck gab unter dem Titel: „Ueber kirchliche Neuerungen. Tübingen 1791.“ Nachdem er 23 Jahre lang in Heutingsheim gewirkt, starb er daselbst am 21. Mai 1817.

Von den 26 Melodien, die er als Mitherausgeber des Würt. Choralbuchs zu dem eben erwähnten Gesangbuch fertigte, haben sich in Würtemberg folgende drei im J. 1792 von ihm componirte Melodien am meisten eingebürgert:

* „Lobsinge Gott, erheb ihn, meine Seele.“
„Kommt, kommt, den Herrn zu preisen.“
* „Preis dem Todesüberwinder.“

Im übrigen Deutschland fanden nach Schichts Choralbuch vom J. 1819 außer der letztgenannten noch folgende drei Anklang:

„Von dem Staub, den ich bewohne.“
„Wer ist dir gleich, du Ewiger.“
„Schwingt heilige Gedanken.“

(Quellen: Musikalische Realzeitung. Speier 1789. Nr. 4—6.)

Im **Hohenloheschen** Gebiet findet sich um diese Zeit kein amtlich herausgegebenes neues Choralbuch; jeder Schulmeister oder Organist hatte sich vielmehr nach beliebigem Geschmack sein eigenes Notenbuch angelegt. In diesen einzelnen Notenbüchern zerstreut finden sich nun manche recht wohlklingende und gefällige Weisen. So z. B.: von Präzeptor, Schulmeister **Sallmann** in Oehringen die Weise:

* „Ach sey mit deiner Gnade“ — b es b b e g as b —

von Präzeptor, Schulmeister **Beuerlein** in Kirchberg an der Jaxt, welcher am 29. Juli 1846 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Lehrer der deutschen Schule gefeiert hat, wobei ihm die Lehrer sein Lieblingslied: „Der du das Loos von meinen Tagen" sangen, die Weise:

* „Liebster Jesu, wir sind hier" — b f g es c b a b — unbekannten Ursprungs:

* „Gott ist mein Hort" — g h a g.

* „Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen" — d c h a h.

* „Wenn ich einst von jenem Schlummer."

Werfen wir aber noch einen Blick in das heilige Gesangwesen der **Herrnhuter Brüdergemeinde**, in welche sich in dieser dürren Zeit des Denkglaubens der kindliche Bibelglaube als in ein Pella gerettet hatte, so sehen wir, wie sich hier mit dem alten innigen Christenglauben auch ein innigeres, bewegteres Leben im Choral fort und fort erhält, obgleich freilich ihre Weisen die Kraft und Fülle der alten Kirchenweisen gleichfalls verloren und eine ungemeine Süßlichkeit angenommen haben.

Christian **Gregor**, der seelenvolle Organist der Brüdergemeinde (s. S. 156), von welchem die Einrichtung bei den jetzigen Orgeln herrührt, daß der Organist nicht mehr der Orgel, sondern der Gemeinde zugekehrt die Orgel spielt, besorgte mit einer Vorrede vom 10. April 1784 die Herausgabe des neuen „Choralbuchs, enthaltend alle zu dem Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinde vom J. 1778 gehörigen Melodien." Unter den 467 Chorälen, die dasselbe enthält, findet sich mancher treffliche Choral, den Gregor componirt hat, namentlich die ächt dorische und erhebende Melodie:

„Erwünschte Zeit, wann wirst du erscheinen."

Conrad Schilling gab im J. 1795 „die gewöhnlichsten Choralmelodien der Brüdergemeinde, als Manuscript vierstimmig ausgeschrieben für meine lieben Brüder", 116 an der Zahl, mit Gregors Harmonien heraus.

Die der Brüdergemeinde eigenthümlichen, den altchristlichen Gesängen nachgebildeten liturgischen Gesänge, wobei bald der Liturg, bald die ganze Gemeinde und mit ihr abwechselnd der Chor, oder bald die Brüder, bald die Schwestern singen und wobei sie vielfach von einem Lied aufs andere übergehen, was sie eine „Liederpredigt" nennen, sind sehr fließend, und die einfachsten Choralmelodien sind hier zu wahrhaft erhebenden musikalischen Aufführungen benützt. Hauber spricht sich über

den Gesang der Brüdergemeinde im Vergleich mit dem der allgemeinen evangelischen Kirche dahin aus: „Man möchte sagen, der Eine stattliche Leib des evangelischen Kirchengesangs habe sich im vorigen Jahrhundert dergestalt getrennt, daß das Fleisch der Brüdergemeinde, das Knochengerüst aber der Kirche zugefallen sey."

Schließlich mögen hier noch die wichtigsten Choralsammlungen dieser Periode* kurz erwähnt werden. Es sind folgende:

„Vierstimmiges Choralbuch oder harmonische Melodiensammlung für Kirchen, Schulen und Liebhaber geistlicher Gesänge, vorzüglich nach dem Leipziger und Dresdener Gesangbuch von Joh. Fr. Doles (S. 258). 1785." Hier ist schon kein rhythmischer Wechsel mehr und selbst der dreitheilige Takt ist vermieden; 213 Melodien sind vierstimmig ausgesetzt.

„Vierstimmige alte und neue Choralgesänge von Joh. Christoph Kühnau (s. S. 265). Berlin 1786." mit 172 Choralsätzen. 2. Thl. 1790. mit 236 Choralsätzen. Dieses Choralbuch, das Vielen später zum Vorbild diente, gab zum erstenmal auch wieder den Namen des Componisten und das Entstehungsjahr einer Melodie an und hat Emmanuel Bachs Melodien zu Gellerts Liedern weitere Verbreitung gegeben. Es schloß sich nicht an das sechs Jahre zuvor erschienene neue Berliner Gesangbuch, sondern an das ältere, vor diesem gebräuchlich gewesene Porst'sche Gesangbuch an. Von Kühnau selbst finden sich hier auch noch außer den oben genannten, zu Gellert'schen Liedern componirten Melodien, folgende:

„Auferstehn, ja auferstehn."
„Meine Liebe hängt am Kreuz."
„Ich bin vergnügt."
„Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend."

Sein Sohn, Friedrich Wilhelm Kühnau, seit 1814 an des Vaters Stelle Organist an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, hat bis jetzt vier vielfach verbesserte Auflagen dieses beliebten Choralbuchs im J. 1817, 1818, 1823 und 1825 herausgegeben.

„Choralbuch auf vier Stimmen zum Gebrauch bei dem öffentlichen und Privatgottesdienst von Johann Gottfried Vierling,** Organist zu Schmalkalden. Cassel 1789." Es enthält 154 Choralsätze, darunter 26—29 von Vierling selbst. Er dringt laut der Vorrede auf Abschattungen des Vortrags im Gemeindegesang.

„Choralbuch für das neue Hamburger Gesangbuch von Dietrich Christian Ammon, Organistadjunkt der Dreifaltigkeitskirche und St. Georg zu Hamburg. 1787." Hier ist bei der reinigenden Choralreform dem Choral doch noch wenigstens das „Absehen auf eine gewisse Tonart" gelassen. Aber auch dessen wird er entkleidet in —

Joh. Adam Hillers Choralbuch, das den Titel führt: „Allgemeines Choralmelodienbuch für Kirchen und Schulen, auch zum Privatgebrauch, in vier Stimmen gesetzt. Leipzig 1793." Dieses war vollends tonangebend in der umschaffenden Choralreform (S. 262 ff.).

---

* Siehe die Choralsammlungen der verschiedenen christlichen Kirchen chronologisch (vom J. 1507—1844) geordnet von C. F. Becker. Leipzig. 1845.

** Geb. zu Metzel bei Meiningen 25. Jan. 1750, ein Schüler Kirnbergers und C. Ph. E. Bachs, seit 1775 in Schmalkalden; † 22. Nov. 1813.

„Vollständiges, rein und unverfälschtes Choralmelodienbuch zum Gebrauch der vorzüglichsten protestantischen Gesangbücher in Deutschland, mit J. C. Kittels harmonischer Begleitung herausgegeben von Georg Peter Weimar. Gotha 1804. 4. Aufl. 1811." (Weimar, geb. zu Stotternheim bei Erfurt 16. Dez. 1734, war Cantor an der Kaufmannskirche und Musikmeister der Gymnasien zu Erfurt, wo er an einem Beinbruch, da er eben dieses Choralbuch vollendet hatte, 19. Dez. 1800 starb. Joh. Christian Kittel, der die Harmonie dazu gegeben, war der letzte Schüler Seb. Bachs, geb. 1752 zu Erfurt, Organist zu Langensalza. In Altona gab er auf einer Kunstreise das Schleswig-Holsteinische Choralbuch vom J. 1803 heraus. Er starb 18. Mai 1809.) Aus diesem Weimar'schen Choralbuch, von welchem sich eine Beurtheilung in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. 14. S. 371 findet, ist ins neueste W. Choralbuch die Melodie aufgenommen:

* „Einen guten Kampf hab ich" — g d e fis g a h a g.

„Allgemeines Choralbuch für die protestantische Kirche, vierstimmig angesetzt von Carl Gottl. Umbreit, herausgegeben von Rud. Zach. Becker. Gotha 1811." Es enthält 332 Melodien zu 12 Gesangbüchern Ober- und Niedersachsens. (Umbreit, ein Schüler Kittels und Vater des Heidelberger Theologen Dr. Fr. W. Carl Umbreit, ist geb. 9. Jan. 1763 zu Rehstadt bei Gotha und war seit 1785 Organist in Sonneborn bei Gotha, wo er 27. April 1829 starb.)

„Allgemeines Choralbuch für Kirchen, Schulen rc., vierstimmig ausgesetzt von Joh. Gottfried Schicht. 3 Thle. 1819." Unter den 1285 Melodien desselben befinden sich 306 von Schicht selbst gesetzte neue (s. S. 265). Eine Beurtheilung steht in der Eutonia. Bd. 10. S. 82 f. Daraus ist ins neue W. Choralbuch die Melodie übergegangen:

* „Morgenglanz der Ewigkeit" — g f es b c as as g.

„Neues Choralbuch für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt von Joh. Christian Rinck, Hoforganisten zu Darmstadt. 1815." Er gab auch im J. 1824 eine Sammlung der bekanntesten Kirchenmelodien für vier Singstimmen heraus. (Rinck wurde geb. 18. Febr. 1770 zu Elgersburg bei Gotha und starb zu Darmstadt 7. August 1846.)

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1853.

Das evangelische Kirchenlied als der Ausdruck des religiösen Gemüths und kirchlicher Stimmung.

Von Moritz Arndt bis auf die jüngsten Dichter.

Wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Kirchenlied, statt im Kriegsgetümmel und unter der jämmerlichen Zerrüttung aller äußern

Ordnung zu verstummen, nur um so herrlicher erklang und wieder jung wurde, wie ein Adler (Psalm 103, 5.), so kam auch durch die Drangsale des Napoleon'schen Kriegs und die dadurch über Deutschland gekommene tiefe Schmach und Erniedrigung eine bessere Zeit für das deutsche Kirchenlied. Die prophetischen Worte eines Jesajas Kap. 28, 19.: „Die Anfechtung lehret auf das Wort merken" (vgl. Kap. 26, 16.) bewährten sich auch an Deutschland. Der politische Kampf wider den gewaltigen Dränger Deutschlands in den Jahren 1813—1815 ward für Viele auch ein religiös geweihter Kampf des alten deutschen Glaubens und der alten deutschen Sitte und Zucht gegen welsche Frivolität und Zügellosigkeit. Und als nun sichtlich durch Gottes Hülfe der Sieg errungen, der Erbfeind Deutschlands vertrieben und sein eisernes Joch abgeschüttelt war, so erfaßte die Herzen, die es so fest gehofft hatten:

Nur Gott allein kann Helfer seyn:
Von Gott kommt Glück und Sieg!

und nun ihre heißen Gebete von Gott erhört sahen, eine edle Begeisterung, und der fromme Christenglaube zog wieder ein in die deutschen Gaue. Wie die Fürsten auf dem Schlachtfeld, als die entscheidende Schlacht geschlagen war, auf ihre Knice niedersanken vor dem König aller Könige, so durchdrang auch die Völker mächtig das Gefühl: „Gebt unserem Gott die Ehre!" Die Schaaren von Jünglingen und Lehrern, welche die Befreiungskämpfe mitgekämpft, kehrten wieder auf die Universitäten zurück, und wie im Kampf ihr Losungswort „Gott und Vaterland" gewesen, so nun auch jetzt, also daß sich ein frommer deutscher Sinn unter der studierenden Jugend auf den deutschen Universitäten verbreitete, welcher später gar Viele antrieb, mit ihrer Begeisterung sich dem himmlischen Vaterlande zuzuwenden, als sie nun im Lauf der Jahre ihre schönen Hoffnungen für das irdische Vaterland mehr und mehr vereitelt sahen. Das mit dem Schluß der Befreiungskriege nahe zusammentreffende dreihundertjährige Jubelfest der Reformation im J. 1817 wies mit eindringlicher Gewalt auf die alte Glaubenszeit der Väter der evangelischen Kirche zurück und erweckte ein sehnsüchtiges Verlangen nach einer Neubelebung des erloschenen Glaubens und des erstorbenen kirchlichen Lebens, so daß das Jahr 1817 als Wendepunkt einer entschiedenern Theilnahme am kirchlichen Leben, als Anfangspunkt der kirchlichen Restauration im edlen Sinn des Worts anzusehen ist. Wesentlich trug hiezu der Keyser'sche Reformationsalmanach bei, in welchem Sachse, der nachmalige Hofprediger

von Altenburg (s. u.), die ersten Liederklänge der neuerwachten kirchlichen Begeisterung vernehmen ließ.

Kaum war der kirchliche Sinn wieder etwas belebt, so stellte sich alsbald auch der Zustand der kirchlichen Gesangbücher als unbefriedigend und traurig dar, und man richtete sogleich sein Augenmerk auf eine Reform derselben. Die gerade im J. 1817 zu Berlin versammelte Provinzialsynode beschloß nämlich die Herausgabe eines bessern Gesangbuchs, das sodann im J. 1829 zu Stande kam. Bald trat auch Ernst Moritz Arndt, Professor zu Bonn (s. S. 281), welcher vom J. 1813 an durch seine volksthümlichen Schriften so viel zur Weckung eines bessern deutschen Nationalgeistes gewirkt und selbst Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung gewesen war, als geistiger Vorkämpfer auf für die Befreiung des deutschen Kirchenlieds von den unnatürlichen Fesseln und Formen, in die es in der nüchternen, glaubensarmen Zeit des vorigen Jahrhunderts geschlagen worden war. Er that dieß durch die treffliche Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenliede. Bonn 1819."

Noch mitten in den Stürmen der Befreiungskriege hatte der patriotische, durch seine trefflichen „Kriegslieder" bekannte Sänger Max v. Schenkendorf (s. S. 285), während er in das Feld gezogen war, seine geistlichen Lieder im Vertrauen auf die Hülfe Gottes gesungen. Als weltlicher Dichter gehörte er, wie Arndt, der romantischen Dichterschule an, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel aus Hannover und Ludwig Tieck aus Berlin gebildet hatte und nach ihrer Umkehr von den anfangs eingeschlagenen Irrwegen überhaupt wieder ein frommes, wenn auch noch nicht ein völlig christlich-frommes Element, das Element der kindlichen Frömmigkeit des Mittelalters, in die deutsche Poesie brachte. Es war aber überhaupt auch seit ihrer Umkehr zu der Kirche Grundsatz der Romantiker geworden, Kunst, Wissenschaft und Leben d. i. die Welt mit dem mittelalterlichen Christenthum zu durchdringen. Und so waren es auch hauptsächlich die Dichter dieser Schule, welche nun bei der allgemeinen religiösen Erregung in Deutschland die in mittelalterlicher Mystik, mit dem innigsten Gefühl und in ächt poetischer Sprache verfaßten Lieder des mit Tieck und Fr. Schlegel geistesverwandten Friedrich v. Hardenberg, genannt Novalis (s. S. 243), aufsuchten. Seine Zeit, der er auf dem Gebiet der geistlichen Liederdichtung vorangeeilt, hatte ihn noch nicht begriffen, und auch längere Zeit nach seinem im J. 1801 zu

früh erfolgten Tode blieben seine Lieder in jener glaubenskalten Zeit fast ganz unbeachtet. Nun aber wurden außer Arndt und Schenkendorf noch manche Andere und unter diesen insbesondere Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué (s. S. 286) durch die in seinen geistlichen Liedern glühende Andachtsflamme entzündet.

Diesen Dichtern der romantischen Schule hat das geistliche Lied zunächst die Wiederbelebung des religiösen Gefühls überhaupt zu danken, obgleich sie bei einseitigem Vorwalten des Gefühls den Halt am Positiven verloren und in allerlei tändelnde Empfindeleien, selbst in mystische Schwärmerei und Phantasterei geriethen. Treffend ist folgendes Urtheil H. Kletke's über sie: „Das verflachte religiöse Gefühl, fast erloschen in einer breiten Tugendrednerei, die weder glaubig noch poetisch war, mußte in tiefer Innerlichkeit begabter Gemüther von den Schlacken der Zeit gereinigt werden, es mußte wie ein neu erstandenes, anderes aus ihnen hervorgehen, es mußte sich um so inniger, abgezogener in das wundersame Geheimniß der Welterlösung versenken, als tausend Stimmen rings umher es in den Staub der Alltäglichkeit herabzuschreien bemüht waren. Diese innerlichste Wiedergeburt des Gefühls konnte aber deßhalb eben nur subjektiv seyn und nicht aliogleich der volle Ausdruck einer christlichen Gemeinschaft werden, weil sie im Einzelnen und nicht in der Gemeine vorgieng. So haben die Romantiker auf das Kirchenlied zwar nur eine mittelbare Wirkung, aber doch eine große Wirkung geäußert, denn sie haben zunächst den Quell aller geistlichen Poesie, die liebevolle, demüthige Hingabe im Glauben, mit der Macht begeisterter Töne aus versteinerten Herzen geschlagen. Ihre subjektive Poesie war der nothwendige Durchgangspunkt zur objektiv kirchlichen." *

Was aber das Gedeihen des Kirchenlieds am meisten förderte, war die Ueberwindung des seither einseitig vorherrschenden rationellen Elements auf dem Gebiet der Theologie durch Friedrich Schleiermacher, den großen Berliner Theologen. Als ein Studiengenosse des nachmaligen Brüderbischofs Albertini (s. u.) in den Lehr-

---

* Vgl. auch den Aufsatz in der evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg. 1850. Nr. 7—9, 91—95: „Die Romantiker in ihrem Verhalten zum Christenthum." — Ferner: Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland von Freiherrn v. Eichendorff. Leipz. 1847. — Die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Hagenbach. Thl. II. 2. Aufl. 1849. S. 282—289.

anstalten zu Niesky und Barby im Schooß der Herrnhuter Brüdergemeinde, von der Zinzendorf es ahnete, daß sie einst der Christenheit zur Zeit des großen Abfalls zu Nutzen kommen könnte, erzogen und wirklich auch von dem in ihr liegenden Salze durchdrungen,* griff er zuerst als Prediger an der Charité in Berlin in seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin 1799. Dritte vermehrte Auflage. 1821." die Aufklärung mit überlegenen Waffen an, zeigte als ein rechter „Advokat Gottes" das Nichtige eines Lebens ohne Gott, gewann die Gebildeten, indem er sie lehrte, auf eine geistreiche Weise fromm zu seyn, und legte auf eine ungemein erregende Weise das Wesen der christlichen Gemeinschaft dar. Damals stand er noch mit den Gebrüdern Schlegel und den übrigen Genossen der romantischen Schule in näherer Verbindung. In seiner „christlichen Glaubenslehre", der eigentlichen Glaubenslehre des religiösen Gemüths, die er als Professor der Theologie und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin im J. 1821 herausgab, sprach er dem frommen Gefühl, als dem Inbegriff und Mittelpunkt aller menschlichen Seelenvermögen, sein eigenthümliches Recht zu, gründete auf dasselbe, als ihre Quelle, die ganze Religion und vermittelte so die zwei seither einander schroff entgegenstehenden Systeme des schalen Vernunftglaubens oder Rationalismus und des trockenen Offenbarungsglaubens oder Supranaturalismus. Wiederum wurde nun so Berlin der Sitz einer neuen mächtigen Bewegung auf dem Gebiet der Religion und Theologie. Wie im J. 1765 durch Nicolai's Bibliothek der Sitz der unglaubigen Richtung (s. S. 3), so wurde es nun seit 1821 durch Schleiermacher der Sitz der neuglaubigen Richtung. Es ist so auch in gewissem Sinne wahr geworden, was Dr. Struensee nach Durchlesung von Spangenbergs idea fidei fratrum (s. Bd. II. S. 380) geweissagt hatte: „Gewiß! unsere Nachkommen werden die christliche Theologie wieder von den mährischen Brüdern holen müssen." Weiter als Schleiermacher war bei der Reformationsjubelfeier Claus Harms, der altkirchlichfromme, in Zungen redende Prediger in Kiel, durch die Aufstellung seiner 95 Thesen gegangen, die er denen Luthers an die Seite setzte und in denen er vom Standpunkt der strengen Orthodoxie den Rationalismus mit derben und gewaltigen Worten angriff und die Rück-

* Er bekannte selbst: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde."

kehr zum alten lutherischen Glauben forderte. Der dadurch angeregte und längere Zeit fortwährende Thesenstreit bewirkte überhaupt wieder eine regere Theilnahme am kirchlichen Leben und Viele fiengen nun, weit über Schleiermacher hinausgehend, an, sich aufs Entschiedenste der kirchlichen Rechtgläubigkeit wieder zuzuwenden und nun der Vernunfttheologie nicht allein das streng Positive, das biblisch Christliche, sondern da und dort auch das strenge Lutherthum mit Nachdruck entgegenzustellen.

War doch auch bereits schon seit einiger Zeit, nachdem Johann Gottfried Herder, der berühmte Superintendent zu Bückeburg und später Generalsuperintendent zu Weimar, den Theologen durch seine geistreichen Ideen in den fünf „Sammlungen seiner christlichen Schriften. Leipz. 1794 ꝛc." an den Werken der Ebräer und den Denkmalen des christlichen Alterthums wiederum Geschmack beigebracht hatte, aufs Neue ein gründliches und glaubiges Bibelstudium in der theologischen Welt erwacht, wovon ein wohlthätiger Einfluß auf die Verbreitung christlichen Bibelglaubens durch Kanzelvorträge und religiöse Schriften nicht ausblieb. Professor Tholuk in Halle und Hengstenberg in Berlin wurden die Vorkämpfer für eine glaubige Bibelerklärung, und **Dr.** August Neander in Berlin stellte im J. 1825 die Aufgabe der Kirchengeschichte, die zu den Zeiten der Aufklärung nur als eine „Geschichte der menschlichen Thorheit, als eine Anekdotensammlung von Sonderbarkeiten zur Belustigung aufgeklärter Köpfe" war betrachtet worden, nun dahin: „die Geschichte der Kirche Christi darzustellen als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen." Zu gleicher Zeit fieng auch das religiöse Leben, welches in den frommen Kreisen still und verborgen immer noch fortgewirkt hatte und durch einzelne erleuchtete Männer Gottes gepflegt worden war, mehr und mehr als Sauerteig in der vom vulgären Rationalismus erfüllten Masse zu wirken an und der für überwunden geachtete Pietismus trat nun als eigentliche Macht mit verjüngter Kraft wieder hervor und macht sich jetzt hauptsächlich auf dem Gebiet der innern Mission geltend.

Unter solchen Einflüssen bildete sich denn neuerdings auf dem eigentlichen Gebiet des Kirchenlieds eine edle Schaar eben so glaubensinniger, als ernst-kirchlicher Dichter, die nun, nachdem das religiöse Gefühl „inner-

lich im Romantischen gesättigt war", sich entschiedener dem christlichen Schriftglauben und der Schriftsprache zuwandten und mehr das objektiv Kirchliche anzustreben suchten. Hiezu wirkte namentlich auch die Brüdergemeinde durch ihre zwei h. Sänger, v. Albertini und Garve, mit. Freilich ist aber diese neubelebte kirchlich-religiöse, schriftglaubige Richtung weit noch nicht zum Abschluß und zur Vollendung gelangt, sondern erst im Werden und in der ersten Entwicklung begriffen. Daher ist bei diesen neuesten Dichtern auch noch mehr oder weniger vom unpoetischen didaktischen oder vom unkirchlichen pathetischen Element der Aufklärungsperiode etwas mit untergemischt, so sehr sich sonst im Allgemeinen die christlichen Gefühle in ihren Liedern in tiefer Geistesfülle und warmer Innigkeit, so wie in ästhetisch-reinen Formen aussprechen. Daher ist auch die Sprache der h. Schrift in ihrer einfachen Großartigkeit und kraftvollen Körnigkeit bei ihnen noch nicht zur vollen Geltung gekommen und der Ausdruck ihrer christlichen Gefühle geschieht fast unbewußt, oft mehr in der Sprache oder den Formen eines Göthe und Schiller, an denen sie sich gebildet, als in denen eines David und Assaph.

Den meisten ihrer Lieder fehlt auch noch die ächte Objektivität, die dorische Kraft des alten Kirchenlieds, und wo dieß auch angestrebt ist, da erscheint es doch oft zu sehr als etwas Gemachtes, als ein bloßes Nachklingen des alten Kernlieds. Bewegt sich doch das religiöse Leben überhaupt noch zu wenig auf kirchlicher Grundlage und ringt ja die Kirche selbst erst noch in immer heftiger werdenden Geburtswehen nach ihrer Neugestaltung. Es ist vor der Hand mehr bloß eine kirchliche Stimmung vorhanden, als ein alle Verhältnisse durchdringendes kirchliches Leben, und die Kirche ist noch zu sehr in eine Menge Subjektivitäten zersplittert, statt bereits schon wieder in eine kompakte Einheit oder kirchliche Lebensgemeinschaft sich zusammengeschlossen zu haben. Daher sind diese neueren Lieder meist noch zu subjektiv gehalten und noch nicht der volle Ausdruck, die eintönige Stimme der kirchlichen Gesammtheit und ihres Gemeingeistes, sondern bloß einer kirchlichen subjektiven Stimmung. Daher eignen sie sich meist auch nicht für die Gesammtgemeinde, sondern mehr bloß für die „Gebildeten" in der Gemeinde, und der rechte Volkston und seine körnigte Naivität und schlichte Einfalt geht ihnen vielfach ab. Es ist eben jene reine Volksdichtung nicht mehr, wie bei den alten Kirchenliederdichtern, sondern mehr das Dichten der Kunst; die Gelehrten und die Gebildeten, die jetzt geistliche Lieder dichten, theilen nicht mehr ganz

und gar das Volksbewußtseyn in inniger Lebensgemeinschaft mit dem Volke, weil eine wahre kirchliche Lebensgemeinschaft derzeit noch allzusehr fehlt; sie singen daher auch immer noch nicht, wie die Alten, mitten aus dem Volke heraus, denn sie haben nicht eine und dieselbe Empfindung, Anschauung, Erfahrung und Sprache mit dem Volk, sondern sie dichten im besten Falle bloß für das Volk, und das Machenwollen, wenn nun auch im besten Sinne, steht immer noch an der Stelle der frühern kindlichen Unbewußtheit und gesunden Ursprünglichkeit. „Die größte Masse der neuern geistlichen Lyrik bietet uns nur subjektive Speziallieder, die nicht Stimmen aus, sondern über Zion sind, dessen Trümmer elegisch beklagt oder rhetorisch-didaktisch wieder aufgebaut werden sollen" — sagt mit Grund ein Hymnologe der Neuzeit, und Gervinus hat nicht Unrecht, wenn er in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen." Thl. 3. S. 8 bemerkt: „Daß in solchen Dichtungen neuerer Zeit — mögen sie auch eleganter und korrekter und gleichfalls in glaubiger und frommer Begeisterung gemacht seyn — der alte Glaube, aus dem die ersten Lieder entstanden, noch verbunden sey auch mit der jungen und gesunden Kraft, die jene alten Lieder als Wehr und Waffen gegen Noth und Trübsal sang, das wird mich Niemand glauben machen. Unsere christlichen Verstandesüberzeugungen mögen im Einzelnen jetzt gründlicher geworden seyn, unser Geschmack gebildeter, unsere Verskunst und Musik kunstgerechter und ausgebildeter, aber das Imposante jener alten Glaubenskraft, das Große in jener schlichten Einfalt, die weit tiefer wirkt, als der eleganteste Geschmack der neuen Lieder, ist für uns vor der Hand in Religion, Poesie und Musik verloren." Hoffen wir denn von der Wiedergeburt der evangelischen Kirche auch die endliche Wiedergeburt des Kirchenlieds! Erst müssen wir wieder eine Kirche haben, ehe wir Kirchenlieder verlangen dürfen.

Die hervorragendsten Repräsentanten der neuen geistlichen Liederdichtung sind Albert Knapp und Viktor Strauß. Nicht wenige ihrer Lieder tragen den Stempel eines ächten Kirchenlieds und reihen sich den alten Kernliedern würdig an. In ihnen ist es zu schauen, wie der Geist des alten Kirchenliedes mit den seitherigen modernen Dichtungsformen noch ringt, um als Phönix in verjüngter Kraft wieder aufzustehen. Neben ihnen treten als die bedeutendsten neuern geistlichen Liederdichter hervor: J. P. Lange, Spitta, Puchta, Albertini, Garve, Döring ꝛc.

Schildern wir nun zuerst die bedeutendern Dichter aus der romantischen Schule.*

Arndt, Ernst Moritz, wurde geboren am 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wo sein Vater, früher leibeigener Bauer des Grafen Putbus, Inspektor der diesem Grafen gehörigen Schoritzer Güter war. Später wurde derselbe auf eigene Rechnung Pächter des großen Guts Dumseritz, wo der junge Arndt bis zum eilften Jahr unter den biedern und schlichten Landleuten aufwuchs. Als hierauf im J. 1780 seine Eltern das Gut Grabitz, nicht weit von Stralsund, gepachtet hatten, kam er von 1787—1789 auf das Gymnasium nach Stralsund, sodann mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren, im Frühjahr 1791 auf die

---

* Zu derselben gehören auch noch folgende Dichter:

Otto Heinrich Graf von Löben, geb. 18. August 1786 zu Dresden, wo sein Vater Cabinetsminister war. Er machte 1813 als sächsischer Freiwilliger den Feldzug nach Paris mit und lebte dann in stiller Abgezogenheit poetischen Beschäftigungen zu Dresden, bis er nach langen schmerzlichen Leiden 3. April 1825 starb. Er strebte dem Novalis mit Eigenthümlichkeit nach; seine Gedichte stehen in den Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers, die er zu Mannheim 1808 unter dem Namen „Isidorus orientalis" herausgab.

Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. 10. Merz 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz in Oberschlesien. Er trat 1813 als freiwilliger Jäger im Lützow'schen Corps in die preußische Armee, wo er die Feldzüge bis 1815 mitmachte, und lebt nun, nachdem er bei der Regierung zu Breslau im J. 1816 als Referendarius angestellt und dann 1821 Regierungsrath in Danzig und 1824 Präsidialrath in Königsberg geworden war, seit 1831 als Geheimer Regierungsrath in Berlin, wo er seit 1841 die geistlichen Angelegenheiten für das katholische Kirchen- und Schulwesen zu besorgen hat. Er trat schon 1808 mit Liederproben auf; im J. 1837 erschien zu Berlin die erste vollständige Sammlung seiner kindlichen und doch tief-ernsten Gedichte. Die zweite Auflage erschien 1843.

Ludwig Achim von Arnim, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin. Nachdem er in Göttingen Medicin studiert und Doktor geworden war, lebte er längere Zeit mit seinem gleichfalls zur romantischen Dichterschule gehörenden Schwager Clemens Brentano in Heidelberg und dann meist zu Berlin oder auf seinem Gut Wiegersdorf. Er starb schnell an einem Nervenschlag 20. Jan. 1831. Die Herausgabe seiner Werke besorgte W. Grimm in zwölf Bänden vom J. 1839—1842.

Ernst Otto Freiherr von der Malsburg, geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, der Sohn eines hessischen Offiziers. Nachdem er seit 1806 mehrere Aemter in den Hessen-Kasselschen Regierungscollegien bekleidet hatte, wurde er im J. 1817 kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, wo er glückliche Jahre im Umgang mit Tieck, Löben u. s. w. verlebte. Er starb 23. Sept. 1824. Seine Gedichte erschienen zu Leipzig im J. 1818. Nach seinem Tod gab die Stiftsdame Phil. v. Calenberg seinen poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben zu Kassel im J. 1825 heraus. Eine reine, fromme Gesinnung spricht aus seinen Liedern.

Universität Greifswalde, und zwei Jahre darauf, im Frühjahr 1793, auf die damals gerade in schönster Blüthezeit stehende Universität Jena, wo ein frisches, freudiges Streben voller Begeisterung für die Wissenschaft in der Jugend lebte. Nach vollendeten Studien hielt er sich nun als Candidat der Theologie bei seinen Eltern, welche unterdessen die große Pachtung zu Löbnitz auf dem Pommerischen Festlande bezogen hatten, zwei Jahre lang auf und predigte da und dort, namentlich bei seinem Jugendfreund, dem Dichter Kosegarten, welcher Pfarrer in Altenkirchen war. Er faßte jedoch nach einiger Zeit den Entschluß, dem geistlichen Stande gänzlich zu entsagen. Die ganze Welt brauste und bebte in dem von Frankreich heraufgerufenen Sturm; in diese bewegte Welt hinaus drängte es ihn aus seinem friedlichen Stillleben. Er unternahm im J. 1798 eine große Reise, die er ganz zu Fuß zurücklegte; zuerst gieng er nach Süddeutschland, dann nach Wien, Ungarn, Oberitalien, ins südliche Frankreich, nach Paris, über Brüssel an den Rhein und dann über Frankfurt, Leipzig und Berlin wieder nach Pommern. Er wollte Länder und Menschen sehen.

Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Geliebten seiner Jugend zu Greifswalde, wurde daselbst Privatdocent und im J. 1805 außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät. Hier trug er durch eine Schrift, die er herausgab, dazu bei, daß der schwedische König Gustav **IV.**, unter dem damals dieser Theil Pommerns stand, die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen aufhob. Als nun aber die Schmach über Deutschland hereingebrochen war, als Oestreich am 13. Nov. 1805 bezwungen, Preußen nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 verloren war und das alte, heilige deutsche Reich, nachdem es über ein Jahrtausend bestanden, zu Grab gegangen war, da entbrannte Arndt, je tiefer das Unglück des armen Vaterlands wurde, in desto höherer Liebe für dasselbe. Er sagt es selbst: „Als Oestreich und Preußen nach vergeblichen „Kämpfen gefallen waren, da fieng erst mein Herz an, Deutschland mit „rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem, treuem Zorn zu „hassen. Als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.“ Daher suchte er das Herz des Volkes anzufassen, mit grellen Flammen seinen tiefen Jammer zu beleuchten, aber auch den zusammengesunkenen Muth neu zu entzünden. Er that dieß in seiner Schrift: „Geist der Zeit“, von der er den ersten Band im J. 1806 wie einen Feuerbrand in die deutsche Welt schleuderte.

Drei andere Bände folgten nach. Diese Schrift wurde die Hauptschrift der damaligen unterdrückten Welt, und je heimlicher sie gelesen werden mußte, desto mehr schloß man ihre glühenden Worte ins Herz. Arndt brachte dadurch in Deutschland eine große Aufregung hervor und weckte mächtig den deutschen Nationalgeist. Weil er nun aber jetzt nicht mehr sicher war vor der Rache der Franzosen, so begab er sich nach Schweden, wo ihm zunächst keine Gefahr drohte, und blieb dort bis zum J. 1809. Nach einigem Umherirren kam er im J. 1812 in die Dienste des geflüchteten edlen preußischen Ministers vom und zum Stein zu Petersburg, wo viele deutsche Männer und Helden eine Zufluchtsstätte vor den Franzosen gesucht und sich zu einer russisch-deutschen Legion vereinigt hatten, welche zuerst unter den Deutschen wieder ihre Fähnlein gegen Napoleon erheben sollte.

Nachdem nun Napoleon den jämmerlichen Rückzug aus Rußland hatte antreten müssen, reiste ihm Arndt mit Stein fast auf dem Fuße nach und Beide suchten jetzt in Preußen, Jeder in seinem Theile, das Volk zu den Waffen gegen den Erbfeind zu rufen. Des Preußenkönigs Aufruf: „An mein Volk" erschien, der Landsturm wurde aufgeboten und selbst Knaben griffen zu den Waffen. Arndt trug sein Redliches dazu bei, die Herzen zu entflammen und die Landwehr allgemein in Aufnahme zu bringen. Durch eine Menge kleinerer Schriften begeisterte er die Herzen des deutschen Volks, am meisten aber bewirkte er durch seine „Vaterlandslieder", von denen mit Recht gesagt wird: „Arndt hat durch sie mehr genützt, als eine gewonnene Schlacht." Er verstand das Volk und redete des Volkes Sprache, wie Keiner; seine Volks- und Kriegslieder klangen im ganzen Volke wieder und brausten durch die Glieder der Soldaten als Sieges- und Rachegesänge im Kampf um Freiheit und Vaterland. Unvergeßlich werden seine Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland" — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — „O du Deutschland, ich muß marschieren" in den Herzen des deutschen Volkes seyn.

Nach Deutschlands Befreiung im J. 1815 hielt sich Arndt meist am Rhein auf. Der zweite Pariser Friede und die darauf folgende Zeit, wodurch so manche Hoffnungen für Deutschlands Wohl und Ehre unerfüllt blieben, ließen auch in seinem Herzen, wie in denen so vieler andern edlen Vaterlandsfreunde, eine wehevolle Enttäuschung, einen tiefen Schmerz zurück. Er schrieb nun seine „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" und vermählte sich zum zweitenmal mit Nanna Maria Schleier-

macher, einer Schwester des berühmten Berliner Theologen, worauf er im J. 1818 als Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität Bonn angestellt wurde, nachdem er sich zuvor schon dort angesiedelt hatte. Als jedoch, durch Sands That an Kotzebue angeregt, die große Untersuchung gegen die deutsche Burschenschaft auf den deutschen Universitäten losbrach, weil ihre Mitglieder, wie sie im Universitätsleben ein Bild deutscher Einheit ohne alle Absonderungen bilden wollten, dieselbe auch in dem ganzen Vaterland herzustellen wünschten und vom alten deutschen Reich und seiner Verjüngung schöne Ideale träumten, wurde auf manche Universitätslehrer als „Verführer der Jugend" Verdacht geworfen. So namentlich auch auf Arndt, der deßhalb im Herbst 1820 seiner Lehrthätigkeit enthoben und, obwohl vom Gericht freigesprochen, zwanzig Jahre derselben nicht mehr zurückgegeben wurde. Er hatte zur Zeit der Noth dem Vaterland sich geopfert, er wollte ein treuer Lehrer der Jugend seyn und sie in Liebe zu Land und Volk großziehen, und ihn stieß man nun als einen gefährlichen Menschen zurück. Aber er bewahrte dem Vaterland seine Liebe in Leid und Trübsal, wie er sie ihm einst in Sturm und Noth bewahrt hatte, und wollte als ein edler Dulder, wie er selbst sagt, „nun auch noch seinen Marterweg von Leiden für das „liebe Vaterland durchlaufen und es als ein Verhängniß des ausgleichen„den und gerechten Gottes hinnehmen, der ihn für manches trotzige und „kühne Wort habe bezahlen lassen wollen." So lebte er nun als Privatmann zwanzig Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit zu Bonn in einem ihm eigen gehörigen Hause dicht am Rhein. Im Sommer 1834 traf ihn das schwere Geschick, daß sein jüngster Sohn im Rhein ertrank; den Schmerz darüber hat er in rührenden Tönen geklagt. Endlich als im J. 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Königsthron bestieg, machte ihn dieser wieder zum Professor an der Universität Bonn, an der er denn gleich im J. 1840—41 Rektor wurde. So steht er nun wieder seinem Berufe zurückgegeben und gegen alle Anklagen und Verdächtigungen gerechtfertigt da, geehrt von ganz Deutschland als edler Vaterlandsfreund und ächter deutscher Mann. Er ist der Repräsentant der frommen altdeutschen Ritterlichkeit.

Mit gleicher Liebe war aber sein Sinn auch stets dem himmlischen Vaterlande zugethan, also daß an ihm, dem ehrwürdigen Greis, die Volksmänner der neuesten Zeit, die im Unglauben und Verachtung der Religion und des Kirchenthums sich gefallen, schamroth werden müssen; mit

Begeisterung und froher Ahnung blickt er nach oben. Diesen frommen, wahrhaft glaubigen Sinn hat er ausgedrückt in 33 zum Theil vorzüglichen Kirchenliedern, welche sich als Anhang in seiner gediegenen, dem alten Kirchenliede undVäterglauben das Wort redenden Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenlied. Bonn 1819." befinden; 13 derselben waren schon in seinen „Gedichten. Neue Ausgabe. Frankfurt 1818. 1. Thl." abgedruckt. Noch weitere befinden sich in der dritten Ausgabe (Leipzig 1840) und seine neuesten hat er A. Knapps Christoterpe beigefügt, wo sich im Jahrgang 1841 vier derselben finden. Besonders nennenswerth sind:

„Der heil'ge Christ ist kommen" — W. G. Nr. 114.
„Geht nun hin und grabt mein Grab" — W. G. Nr. 616.
„Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß" — W. G. Nr. 324.
„Kommt her, ihr seyd geladen."
„Nun muß ich heimwärts gehen."
„Was rufest du, mein Herz, voll Sorgen."
„Wenn aus dem Dunkeln ich mich sehne." (Bairischer Entwurf.)

(Quellen: Erinnerungen aus dem äußern Leben von Moritz Arndt. 1. Aufl. Leipz. 1840. 3. Aufl. 1842. — Nothgedrungener Bericht rc. Leipzig 1847. 2 Thle.)

v. **Schenkendorf**, Ferdinand Gottfried Max, geb. 11. Dez. 1784 zu Tilsit als der Sohn eines preußischen Offiziers. Er wurde in der durch christliche Frömmigkeit und hohe Geistesbildung ausgezeichneten gräflichen Familie von Dohna, so wie im Hause des nachmaligen Oberhofpredigers Wedecke in Königsberg erzogen, wodurch in ihm der Grund seiner christlichen Gemüthsrichtung gelegt wurde. Nachdem er in Königsberg Cameralwissenschaft studiert hatte, brachte er das J. 1805 in Woldau zu, um sich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, worauf er seinen Referendärdienst in Königsberg antrat. Hier übte die edle Dichterin und hochbegabte Christin Henriette Gottschalk, geb. Hay, Verfasserin „der Sternblumen", kurzer, kindlich frommer Gebete für einfältige Christen, den bedeutendsten Einfluß auf ihn. Zu Anfang des J. 1813 vermählte er sich in Carlsruhe, wo er bei längerem Aufenthalt einen innigen Freundschaftsbund mit Jung-Stilling (s. S. 235) geschlossen hatte. Im selbigen Jahr rief ihn, obgleich er sich kaum erst des ehelichen Glücks zu erfreuen hatte, die Noth des Vaterlandes zu den Waffen. Zwar verhinderte ihn eine Lähmung des rechten Armes, die Waffen zu tragen, aber er zog doch ins Feld, überall thätig und anregend. In dieser großen Zeit der frommen Begeisterung für das Vaterland sang er seine herrlichen Kriegslieder.

Nach dem Friedensschluß wurde er im J. 1816 Regierungsrath in Coblenz, wo er aber bald — an seinem Geburtstag 11. Dez. 1817 — sein jugendliches Leben endete. Er hatte stets mit aller Entschiedenheit auf die innere Läuterung deutschen Sinnes und Gemüthes durch die Macht des christlichen Glaubens gedrungen.

Seine geistlichen Lieder, die zuerst unter dem Titel: „Christliche Gedichte für deutsche Jungfrauen“ 1814 erschienen, sind mit Recht „der ätherklare Aushauch einer gottgeweihten Seele“ genannt worden. Sie zeichnen sich auch, neben ihrer durch edle Einfachheit und kräftigen Wohllaut schönen Form, durch seelenvolle Innerlichkeit aus. Nach seinem Tod erschien 1832 ein trefflicher poetischer Nachlaß und sodann: „Max Schenkendorfs sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe (mit seiner Biographie). Berlin 1837.“ Die erste Abtheilung besingt „Leben und Liebe“, die zweite „das Vaterland“, die dritte „den Glauben“. Von den eigentlich geistlichen Liedern der letzten Abtheilung sind besonders schön folgende:

„Brich an, du schönes Morgenlicht“ — 1814.
„Ein Gärtner geht im Garten“ — 1814 (nach einem alten Bilde).
„In die Ferne möcht ich ziehen.“

de la Motte Fouqué, Friedrich Heinrich, aus einer altadelichen französischen Hugenottenfamilie, die in den Glaubensverfolgungen eine Zuflucht in Preußen gesucht und gefunden hatte. Seinen Vornamen „Friedrich“ hatte er von Friedrich dem Großen, der Pathenstelle bei seiner Taufe vertrat. Er wurde geboren 12. Febr. 1777 zu Brandenburg an der Havel, wo sein Vater als quiescirter Dragoneroffizier im Privatstand lebte. Er ward nach den Grundsätzen der Aufklärung erzogen und darnach auch von dem reformirten Geistlichen der französischen Colonie in Potsdam zur Confirmation vorbereitet, so daß er hintennach einen gründlichen Widerwillen gegen alle einseitige Verstandesbildung faßte. Zu Anfang des Jahrs 1794 trat er, siebenzehn Jahre alt, als Kornet bei dem Cürassierregiment Herzog von Weimar ein und machte den Feldzug am Rhein mit, nach dessen Beendigung er in die Garnison des Regiments nach Aschersleben zurückkehrte. Er fieng nun an, sich nach und nach in allerhand Dichtungen zu versuchen, weßhalb er auch im J. 1802 eine Urlaubsreise benützte, um nach Weimar zu gehen und dort die Bekanntschaft von Göthe, Schiller und Herder zu machen. Nachdem er sich dann mit Caroline v. Briest, verwittweter Frau v. Rochow, die bald auch als Dichterin hervortrat, vermählt hatte, nahm er seinen Abschied aus dem

preußischen Kriegsdienst und zog sich mit seiner Gattin auf deren Familiengut Nennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg zurück, wo er in ländlicher Stille glücklich und zufrieden lebte. Mit dem J. 1804 aber trat er nun, aufgemuntert durch die beiden Schlegel in Berlin, erst recht in die Reihe der vaterländischen Dichter ein durch ein Bändchen romantischer Poesien, das er unter dem angenommenen Namen „Pellegrin" herausgab. Allmählich trat die Versuchung an ihn heran, in die katholische Kirche überzutreten, da er durch die Dichtungen der romantischen Schule, der er „mit Leib und Seele" angehörte, die Herrlichkeiten des katholischen Kirchendienstes im strahlendsten Glanze dargestellt sah. Ein alter katholischer Priester, ein Zweig des katholisch gebliebenen Stammes der Familie la Motte Fouqué, lud ihn mit der Aufforderung, nach Frankreich zurückzukehren, schriftlich zu diesem Schritte ein. Er lehnte jedoch den Antrag ab, obwohl damals, wie er selbst bekennt, sein Gemüth eher zum Für, als zum Wider in Betreff des Katholicismus gestimmt war. „Aber es gieng mir," sagt er, „wie den zum Christenthum bekehrten Völkern der alten Zeit, erst Katholicismus und dann gereinigtes evangelisches Christenthum." Er wandte sich nämlich jetzt mehr und mehr der protestantischen Mystik zu und vertiefte sich namentlich in die Schriften Jakob Böhms, die bei den Romantikern und Naturphilosophen als die Quelle der tiefsten Weisheit hoch geachtet waren. „Vor der Hand" — so berichtet er selbst über sein Studium dieser Schriften — „suchte ich nur nach den leuchtenden Räthselbildern in den Gängen des mysteriösen Baues, aber die Bibelsprüche, dort eingegraben, und der fromme, oft wiederholte Wunsch des Autors: „„ach möchte doch alle Welt zum heiligen Grundquell der Wahrheit, zur Bibel, geleitet werden und alsdann aller meiner Bücher vergessen!"" — drangen mehr und mehr in meine phantastische Seele ein und strömten mit erweckenden Schauern in mein Herz." Vor der Hand lehrte ihn nun die Noth des Vaterlandes, die immer höher stieg, beten für sich und des Volkes Heil. Betend weihte er sich dem Herrn, zu dem hinauf er im J. 1809 gesungen hat:

„Wohin du mich willst haben,
Mein Herr! ich steh bereit
Zu frommen Liebesgaben,
Wie auch zu wacker'm Streit;
Dein Bot' in Schlacht und Reise,
Dein Bot' im stillen Haus,
Ruh ich auf alle Weise
Doch einst im Himmel aus."

Chamisso schildert ihn im J. 1806 als einen ehrenfesten, edlen Degen und Kernmenschen. „Er ist," sagt er von ihm, „ein ätherisch entsendetes Feuer, über das Meer hinwallend — fallen Kugeln, stellt er sich gewißlich

ein." Und das hat sich bewähret. Kaum war im J. 1813 der Aufruf des Preußenkönigs: „An mein Volk" ergangen, so stellte sich der sechsunddreißigjährige Gatte und Vater, der gerade auf der Höhe seines Dichterrufes stehende Sänger, bei dem Landrath seines Kreises und meldete sich zum gemeinen Jäger, worauf ihn der König zum Cavallerielieutenant ernannte. Als solcher focht er die bedeutendsten Schlachten und auch die bei Lützen mit. Hier aber, nachdem ihm bereits beim Einbrechen in ein feindliches Carée ein Pferd unter dem Leib erstochen worden war, stürzte er mit einem zweiten sich überschlagenden Pferde in ein tiefes Wasser, in Folge dessen heftige Brustkrämpfe eintraten und er zum Kriegsdienst untüchtig wurde. Auf dem Feld der Ehren erhielt er dann noch den Johanniterorden und mit seinem Abschied den Rang und Titel eines Majors der Cavallerie. Nun zog er sich wieder auf das Rittergut Nennhausen zurück. Von einem ehemaligen Waffengenossen ergieng eine eindringliche Mahnung an ihn, sich dem Einen, was noth ist, jetzt zuzuwenden, und von manchen Seiten ward er aufgefordert, allem weltlichen Dichterruhm zu entsagen und sich rein der geistlichen Dichtung zu weihen. Das that er zwar nicht, doch fieng er an, auch zu weltlichen Dichtungen sich den Segen Gottes zu erflehen, und als man ihn fragte, wessen man sich denn zu ihm in Betreff des religiösen Glaubens zu versehen habe, so antwortete er: „Ihr habt Euch alles dessen von mir zu versehen, wessen Ihr Euch von einem einfach bibelgläubigen Christen versehen könnt; nicht mehr, nicht weniger, so Gott mir Kraft verleiht." Je mehr allmählich die romantische Poesie, deren Hauptträger er gewesen war, beim deutschen Volk aus der Mode kam und je mehr so der Schimmer seines Dichterruhms, der ihn glänzend umflossen hatte, erblaßte, zunächst seit er nach Sands blutiger That im J. 1819 der deutschen Jugend in ernsten Jamben einen Warnungsspiegel hingehalten hatte: desto entschiedener wandte er sich von der Gefühlsschwelgerei der Romantik des alten Ritterthums zu der Einfalt des christlichen Glaubens zurück. Den altväterlichen Glauben auch in die äußern Lebensverhältnisse überzuleiten, war nun sein eifriges Bemühen. Nach dem Tod seiner Gattin am 31. Juli 1831 zog er von Nennhausen in die Universitätsstadt Halle und hielt dort Vorlesungen über die Geschichte der Poesie. Zuletzt begab er sich noch, nach abermaliger Verheirathung, nach Berlin, wo er auch am 23. Jan. 1843 ganz unerwartet starb. Am 21. Jan. traf ihn beim Nachhausegehen von mehreren Besuchen, die er in der Stadt gemacht hatte, auf der Treppe seines

Hauses ein Schlagfluß, der ihm sogleich alle Besinnung raubte. Die letzten Worte, die er hienieden schrieb, fanden sich in seinem Tagbuch unmittelbar vor jenem letzten Ausgang eingezeichnet und lauten so:

„Heil, ich fühl es, der Herr ist mir nah, doch nah auch der Tod mir:
Doch weit näher der Herr, Heil mir der seligen Näh'.

Von ihm erschienen: „Gedichte. Tüb. 1816—1827. 5 Thle." Zu Leipzig gab er 1823 ein Bändchen: „Geistliche (Missions-) Lieder" heraus, während einzelne Zeugnisse der glaubigen und christlichen Gefühle des Verfassers der Undine und des Zauberrings in den verschiedenen religiösen Taschenbüchern, z. B. der „Theodulia", erschienen. Nach seinem Tod gab seine Wittwe, Albertine Baronin de la Motte Fouqué, im J. 1846 seine „geistlichen Gedichte" heraus. Unter denselben sind besonders namhaft zu machen:

„Gegrüßt sey, lieber Jesus Christ, der heut uns All'n geboren ist."
„Was du vor tausend Jahren, mein Heiland, hast gethan."

(Quellen: Seine „Lebensgeschichte, aufgezeichnet von ihm selbst. Halle 1840." — Die Kritik der „ausgewählten Werke von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Halle 1841." in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1842. Nr. 323, 324. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1843. 1. Thl. Weimar 1845. S. 73—79.)

Hensel, Luise, eine Dichterin, auf deren poetische Bildung Novalis und Schenkendorf einen unverkennbaren Einfluß übten. Sie ist geb. 30. Merz 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg, eine Schwester des im Gebiet der christlichen Kunst ausgezeichneten Historienmalers Wilhelm Hensel. Ihre Jugend verlebte sie von 1810—1819 in Berlin. Dann kam sie als Erzieherin in verschiedene Familien und war hierauf von 1827—1832 Lehrerin in Aachen. Gegenwärtig lebt sie zu Cöln. Ihre drei ersten geistlichen Gedichte stehen mit der Unterschrift: „Ludwiga" in „Fr. Försters Sängerfahrt. Berlin 1818." Weitere finden sich anonym in „Melchior v. Diepenbrocks geistlichem Blumenstrauß, aus spanischen und deutschen Dichtern den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829." Der größte Theil der daselbst im Anhang enthaltenen Lieder deutscher Dichter gehören, mit Ausnahme einiger wenigen von E. v. Schenk und Clemens Brentano gedichteten, ihr an. Man hat öfters irrig Diepenbrock, bei einigen auch Schenkendorf als Verfasser bezeichnet. In der zweiten Auflage vom J. 1852 sind sie nun bis auf 44 Nummern vermehrt und theilweise nach ihrer Angabe verbessert, so wie mit ihrem Namen aufgeführt. Kletke hat zum erstenmal in seiner geistlichen Blumenlese vom J. 1841 ihre Lieder unter dem wahren

Namen aufgeführt. „In ihren Liedern," sagt er, „die zu den schönsten der neuern geistlichen Dichtkunst gehören, offenbart sich ein tiefer christlicher Sinn kindlicher Demuth und hingebender Liebe. Der Ausdruck durch die Poesie erscheint bei ihr als das wahrhafte ungesuchte Bedürfniß eines reichen Gemüths, dessen Empfinden auch die klare, gediegene Form nicht fehlt, die es künstlerisch zusammenhält." Zu ihren bessern Liedern gehören:

„Bedenk ich deine große Treu."
„Du kannst mich nicht verlassen."
„Immer muß ich wieder lesen" — W. G. Nr. 127.
„Müde bin ich, geh zur Ruh."
„O Sorge, die mich niederdrückt."
„Was verlangst du, warum bangst du."
„Wem sollt ich sonst vertrauen."
„Zu dir, zu dir, hinweg von mir."

Rückert, Friedrich, auf dem weltlichen Dichtergebiete der größte Lyriker und fruchtbarste Dichter unserer Zeit, in welchem sich die romantische Schule in ihrer höchsten Spitze zeigt. Er wurde am 16. Mai 1789 als der Sohn eines bairischen Rentamtmanns in der ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt a. M. geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte. Von 1807 studierte er zu Jena die alten Sprachen und Aesthetik und trat daselbst im J. 1811 auf einige Zeit als Privatdocent auf. Aber schon 1815 begab er sich nach Stuttgart, wo er im J. 1816 an dem von Cotta verlegten „Morgenblatt" als Redakteur arbeitete. Er hatte sich nämlich einen Namen erworben durch seine im J. 1814 erschienenen „deutschen Gedichte von Freimund Raimar", wovon besonders die in patriotischer Begeisterung gedichteten, dem deutschen Freiheitskampfe geltenden „geharnischten Sonette" ausgezeichnet sind. Im J. 1818 durchreiste er Italien und hielt sich, dem italienischen Volksgesang nachspürend, vornämlich in Rom und Aricia auf. Im folgenden Jahr ließ er sich als Privatmann in Coburg nieder, wo er, wie er sagt, „im heiligen Ehestande die ächte Poesie des Lebens gefunden hat." Hier beschäftigte er sich besonders mit orientalischen Studien, wovon im J. 1822 als köstliche Früchte die „östlichen Rosen" erschienen. Im J. 1826 kam er als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen, und 1841 berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Den Sommer verbrachte er gewöhnlich in Neuseß bei Coburg, wo er seine Gattin gefunden und seinen Liebesfrühling lebte und auch seinen „Liebesfrühling" sang. Jetzt lebt er ganz dort.

In eigentlicher Schöpfungskraft kann sich nicht leicht ein Dichter mit ihm messen; seine Sprache oder vielmehr „Sprachüberwältigung" und sein Versbau sind bewunderungswürdig. Er ist der erste unter den weltlichen Dichterheroen, der sich auch wieder der geistlichen Dichtkunst zugewendet hat, während die in der Aufklärungsperiode sie kalt und vornehm ignorirten (s. S. 10). Sechs geistliche Gedichte von ihm erschienen zuerst im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824. Leipzig, bei Gleditsch." Unter diesen befindet sich sein bekanntes Adventslied und ein mehr erzählendes, ausgezeichnet schönes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha". Vom J. 1836—1839 ließ er in sechs Bänden erscheinen: „Die Weisheit des Brahmanen. Ein indisches Lehrgedicht in Bruchstücken", worinn er, den höchsten Interessen der Menschheit sich zuwendend, über Gott und Welt, Geist und Natur praktische Weisheit und goldene Lebensregeln ausspricht. Dann schrieb er in Alexandrinern eine Lebensgeschichte Jesu unter dem Titel: „Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttg. 1839.", ein dankenswerther Gedanke des Dichters in einer Zeit, in der die David Strauß'sche Schrift: „Das Leben Jesu" die Gestalt des Herrn so gröblich betastet und in den Staub gezogen hatte. Er hat fast nichts von dem Seinen dazu aufgewendet, sondern, ohne daß er nach Klopstocks oder Ramlers Manier pathetische Ausrufe und breite Reflexionen dazwischen eintreten ließ, den Herrn ganz nach der geschichtlichen Erzählung in seiner Glorie erscheinen lassen. Freilich ist aber sein Lied kein Lied im höhern Chor. Auch zwei Dramen aus der biblischen Geschichte schrieb er: „Saul und David. Erl. 1843." und „Herodes der Große. 2 Bde. Stuttg. 1844." Seine gesammelten lyrischen Gedichte, mit Ausnahme der Lehrgedichte ꝛc., erschienen in sechs Bänden zu Erlangen im J. 1834—1839. 5. Aufl. 1840. Eine Auswahl aus seinen Gedichten kam in Einem Bande 1841 zu Frankfurt a. M. heraus. Die neueste Auflage erschien daselbst 1847. Kirchliche Aufnahme hat sein schönes Adventslied gefunden:

„**Dein König kommt in niedern Hüllen**" (1824) — W. G. Nr. 100.

(Quellen: Fr. Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. Siegen und Wiesb. 1844.)

Auf diese Dichter der romantischen Schule lassen wir einen Dichter folgen, welcher einerseits noch verwandt ist mit den Romantikern, sofern er, wie nicht wenige derselben, an die Naturphilosophie eines Böhme und Schelling sich anschließt und zugleich auch mit ihnen noch die blühende

und moderne Sprache theilt, andererseits aber in die Wesentlichkeiten des Christenglaubens und in die Tiefen des Christenlebens auf entschiedene Weise eindringt. Es ist dieß der edle, vielseitig gebildete **Mystiker** unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit:

v. Meyer, Dr., Johann Friedrich, geb. 12. Sept. 1772 in Frankfurt a. M. als der Sohn eines von Kaiser Joseph **II.** geadelten Kaufmanns, Johann Anton v. Meyer, der von Hildesheim dorthin gezogen war und sich mit einer Tochter aus einem angesehenen Kaufhaus verheirathet hatte. Schon in seiner frühen Jugend, als er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter der Leitung des Rektors Purman bei einer zarten, tiefen Empfänglichkeit für das Schöne den Kunstsinn mit Zeichnen und Harfenspielen ausbildete und den Studien der alten Classiker oblag, zeigten sich bei ihm Schwingungen einer tiefern Sehnsucht nach etwas Ewigem. In seinem Gedichte: „Selbstbeschauung" singt er von dieser Zeit:

> Oft, wenn beim Frühschein jauchzend ich erwachte,
> Gab mir der Abend unverstand'ne Noth;
> Mich zog wohin ein unbekanntes Sehnen,
> Der Augen Glanz zerschmolz in Herzensthränen.

Vom J. 1789—1793 studierte er auf der Universität zu Göttingen die Rechtswissenschaft, worauf er nach Leipzig gieng und sich ganz allein den schönen Wissenschaften, der Poesie und Kunst, widmete. In dieser Zeit verloren sich jene Spuren höherer Sehnsucht und er fieng an, den Cultus des Genius mitzumachen. Nachdem er sodann 1794 beim Reichskammergericht zu Wetzlar in die Rechtspraxis eingetreten war, wurde er 1795 salm-kyrburgischer Kammerdirektor, worauf er sich mit einer Tochter des bairischen Geheimeraths v. Zwackh, die er in Wetzlar kennen gelernt hatte, vermählte. Als aber nun die Franzosen vom linken Rheinufer, wo die salm-kyrburgischen Ländereien lagen, Besitz genommen hatten, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Nicht lange darnach wurde er pfalzbairischer Apellationsrath in Mannheim; allein bald brachten ihn die damaligen Gebietsveränderungen auch von dieser Stelle. „Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Antheil zu nehmen," sagt er deßhalb selbst, „wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, wiewohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben giengen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter. Der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden vernichtet. Ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit."

Im J. 1802 kaufte er sich ein Haus in Frankfurt und fieng als Sachwalter zu wirken an. Nun kamen für ihn die Jahre des Suchens und Ringens nach dem Höchsten und des glücklichen Findens. Zwar ließ er sich im Herbst 1803 bestimmen, die Leitung der Frankfurter Bühne zu übernehmen, wobei er mit Schiller die Hoffnung theilte, das Theater als moralische Anstalt und als ein nicht unkräftiges religiöses Bekehrungsmittel heben zu können. Allein als er im Lauf von drei Jahren über diesen Bestrebungen den Conflikt zwischen Christenthum und Welt sattsam zu fühlen bekam, trat er zurück. Er war unter den vereitelten Welthoffnungen allmählich fähig geworden, die Geburtswehen eines höhern Lebens zu erfahren und unter den mannigfachen Kreuzen, die er zu tragen bekam, sein Herz der Erkenntniß aufzuschließen, daß „Alles unter Einen Fluch gebannt ist in dieser niedern Welt starrer, wankender Leiber und im Traume wandelnder Seelen.“ Er berichtet darüber selbst folgendermaßen: „Die Gnade des Herrn durchsuchte den Acker meines Herzens „eine lange Zeit und hatte dann von ihrem Samen hineinzustreuen. Bei „freier Muße und mancher äußern Annehmlichkeit unter bloß künstlerischen „Bestrebungen that sich der Herr meiner Seele näher kund und flößte mir „den Gedanken ein, zu sprechen: „„Vater! mache mich zu einem deiner „Tagelöhner!““ Die Bibel hatte ich zuvor wieder hervorgesucht. Eine „Frucht von meiner noch ganz ästhetischen Liebe zu ihr war mein Ge„dicht: „„Tobias““ (vom J. 1800. 2. Aufl. 1831.). Es wurde noch „im Unglauben, aber im Ahnen des Heiligen geschrieben. Der Herr „that aber nun ungleich mehr an mir. Er machte mir offenbar, daß der „gelehrte Unglaube, zu dem ich, obwohl nicht ohne Kampf, in meiner „akademischen Laufbahn übergegangen war und wobei die Philologie zum „vermeinten Lichte dienen mußte, nichts als eine traurige Verwechslung „des Heiligen mit dem Gemeinen sey und daß Er, der alte Wundergott, „noch lebe. Ich bekam nach und nach beim Lesen und Forschen im Worte „Gottes und in solchen Schriften, die ich zuvor verachtet hatte, über„raschende Aufschlüsse, und die Folge meines Fühlens und Sinnens wurde „die freudige Ueberzeugung: Christus ist der wahrhaftige Gott und das „ewige Leben. Ich schätzte nun die geoffenbarte Wahrheit über Alles, „ohne jedoch meine menschlichen Kenntnisse wegzuwerfen, weil ich bald „inne ward, daß sie mir von Frühem an gegeben worden, um sie dem „Heiligthum zum Dienste zu weihen. Ich wußte nun gewiß, daß die „Lehre von der Erlösung durch den Gottmenschen das auszeichnende und

„unumstößliche Symbol des Christenthums sey und daß das Kreuz den „Gläubigen zum Sterne werde, der in ungemessene Tiefen der Wahrheit „und Herrlichkeit leuchtet." Vom J. 1807 an durchlief er, mit einer Rathsstelle im Stadtgericht, auf welche ihn als tüchtigen Juristen der Fürstprimas berufen hatte, beginnend, eine Reihe von Staatsämtern in seiner Vaterstadt. Im J. 1816 wählten ihn seine Mitbürger, nach deren Urtheil er seine Aemter mit Würde, Ansehen und Gewissenhaftigkeit verwaltete, wie Wenige, zum Senator und Deputirten im evangelischen Consistorium. Im J. 1821 wurde ihm eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndikat als **Syndicus primarius** übertragen, wie er denn auch dreimal älterer Bürgermeister war. Zuletzt wurde er 1824 zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt und als Diplomat benützt, in welcher Eigenschaft er seit 1837 die freien Städte, und zunächst Frankfurt, als Gesandter beim Bundestag vertrat. In seiner wichtigen Stellung, die er während der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens in solchen hervorragenden Aemtern einnahm, wirkte er nicht bloß für seine Vaterstadt, sondern auch für die ganze Kirche in reichem Segen.

Zunächst sprach er als gelehrter schriftstellernder Jurist die Nothwendigkeit der Rückkehr von der heutigen papiernen Natur der Gesetzgebung zu der ehernen und felsernen, nämlich zu den unvergänglichen Grundsätzen des göttlichen Rechtes aus und erkannte als Grundfehler aller Rechtsgelehrsamkeit die Beseitigung der einzigen Rechtsquelle, der Offenbarung. Aus dieser pflegte er denn selbst auch mitten in seiner geschäftsvollen Amtsthätigkeit fort und fort zu schöpfen. Wie gewissenhaft und fleißig er auch seinem Berufe im weltlichen Regimente lebte, so wollte er sich dennoch eine höhere Wirksamkeit „mehr in der Nähe Gottes" dadurch nicht verwehren lassen. Schon im J. 1800 hatte er, um aus der Offenbarungsquelle recht schöpfen zu können, angefangen, auf mühsame Weise die ebräische Sprache zu erlernen, und die hierinn mehr und mehr gesammelten Kenntnisse benützte er nun für die Ausarbeitung seines großen Bibelwerkes, das er, nachdem er zuerst als Probe den Brief an die Epheser hatte drucken lassen, unter dem Titel herausgab: „Die Bibel in berichtigter Uebersetzung. Hamb. 1819." Er hatte dabei das einfältig kühne Vertrauen, „er werde den guten Luther verjüngen", und schrieb darum vorn in seine altlutherische Bibel: „siehe! ich mache Alles neu!" Dasselbe hat sich denn auch als so brauchbar ausgewiesen, daß es nicht nur die Frankfurter Bibelgesellschaft, deren Präsident er seit 1816 war,

adoptirte und die englische auf Verwendung Dr. Steinkopfs in vielen Exemplaren ankaufte, sondern auch die theologische Fakultät zu Erlangen ihn dafür zum Doktor der Theologie erwählte, während es in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, in Deutschland übrigens bei alle dem keinen rechten Eingang fand. Besonders verdient um religiöses Leben machte er sich aber auch durch die Herausgabe der „Blätter für höhere Wahrheit aus älteren und neueren Handschriften und seltenen Büchern mit besonderer Rücksicht auf den Magnetismus. 11 Sammlungen. Frankfurt und Berlin 1818—1832." Im J. 1832 schrieb er einen „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des israelitischen Volkes." Höhere Wahrheit ist ihm die Erkenntniß der Geheimnisse Gottes in Christo, die nicht von der gewöhnlichen Schultheologie, sofern sie die logische Beweisführung in Vermengung mit der Philosophie als Hülfsmittel gebraucht, erlangt werden kann, sondern die sich nur denen erschließt, welche Kopf, Herz, Willen und Gewissen den tiefen, stillen Einwirkungen des h. Geistes in liebender Glaubensinnigkeit öffnen und statt die breite Straße der rein menschlichen Logik, Spekulation und Moral zu wandeln, den schmalen Pfad der Gottseligkeit betreten, den nur Wenige finden. Meyer ist seiner Glaubensrichtung nach ein mystisch-theosophischer Theologe, indem er Schrift und Natur innig auf einander bezieht als die zwei Bücher, die Gott dem Menschen aufgethan hat und in denen die unsichtbare Welt Gottes ihm versinnlicht vorgelegt ist, Sinnliches und Uebersinnliches, Leibliches und Geistiges, Zeitliches und Ewiges, Irdisches und Himmlisches, Welt und Gott lebendig zusammen schaut, unter dem gemeinsamen Begriff Natur zusammenfaßt und dem innern Weben, Schaffen und sich Entwickeln dieses überirdisch-irdischen geistleiblichen Naturlebens auf dem Wege des innern Schauens und Ahnens nachgeht. „Während Oetinger ein Mystiker des Gedankens, Tersteegen ein Mystiker der Liebe, G. Arnold ein Mystiker des Willens, Novalis ein Mystiker des bis zur Empfindsamkeit gesteigerten Gefühls ist, verschlingen sich in Meyer Ahnung, Phantasie und Gedanke, während er in zarter Gefühligkeit zuweilen an Novalis, in liebevoller Kindlichkeit an Tersteegen und in dem energischen Ernst des Willens und der edlen Entschlossenheit, das eigene Leben in den Tod zu geben und sich, sey es auch mit tausend Schmerzen, an das Kreuz Christi zu schlagen, an Arnold erinnert. Sein Christenthum hatte wenigstens theilweise anfangs einen ästhetischen Anstrich gehabt. Aber es ward ihm klar: „„das ästhetische

Christenthum suche die Wiedergeburt!"" ohne überhaupt die Aesthetik über Bord zu werfen, denn die ganze Bibel war ihm voll göttlicher Aesthetik." So spricht sich über ihn sein neuester Biograph aus.

Sein Christenthum bezeugte Meyer vor allen Menschen durch einen freimüthigen und unverzagten Wandel im Licht und durch das Bekenntniß seines Königs, Jesus Christus, mit dem sein Leben in Gott verborgen und keusch verhüllt war, wie viel helle Lichtstrahlen auch durch Wort und That aus dem innern Heiligthum ins äußere Leben hinausdrangen. Mit der Welt und ihren Verhältnissen, ihrer Bildung und ihren Ehren hundertfach verknüpft, löste er, ohne sich äußerlich streng von ihr zu sondern, die ungleich schwerere Aufgabe, mitten in der Welt festen Schrittes die schmale Bahn zu wandeln und die Einfalt in Christo in dem Knäuel seiner Verhältnisse nicht einzubüßen, sondern an seinem Haupte zum geistlichen Mannesalter zu wachsen. Seine Grundsätze in dieser Beziehung spricht er dahin aus: „Nicht hypochondrische Grübelei und Frömmelei, die alle gesunde Thatkraft lähmt, sondern von Außen freudig seyn, weil aus dem gekreuzigten Herzen ein Strahl des ewigen Lebens bricht, ist Christi Jüngern eigen. Aber weder die Kreuzigung noch die Auferstehung sollst du zur Schau tragen. Nach Gottes Willen sollst du außer der Welt in Gesellschaft und nach Gottes Willen mitten in der Welt einsam seyn." Dabei hatte er Ursache genug, zu sagen: „Die Schmach Christi kenne ich."

Schon als er im J. 1830 die Feuerzeichen der Revolution lodern sah, weckte dieß in ihm das doppelte Bedürfniß, klaren und festen Blicks auf das prophetische Wort zu schauen und sich aus den erschütternden Schwingungen der Zeit auf den Felsengrund der triumphirenden Kirche zu retten. Deßhalb widmete er sich nun neben der Herausgabe von Taulers und Fresenius Predigten und Arndts wahrem Christenthum der Erforschung der Offenbarung und gab 1833 den „Schlüssel zur Offenbarung Johannis von einem Kreuzritter" und 1847 den „Blick in den Spiegel des prophetischen Worts" heraus. In den letzten Jahren seines Lebens machte er sich denn auch mehr und mehr von seinen Aemtern und Würden los. Als aber vollends das Jahr 1848 seine Stürme losließ, da schied er friedsamen Geistes, nach der ewigen Heimath gerichtet, innerlich nicht berührt von dem Sturm der Zeit, von deren Gährung er keine Frucht der Gerechtigkeit erwartete, weil der Herr nicht im Sturme war, von allen seinen Aemtern und trat, seines Herrn wartend, aus der Höhle,

um nach Monaten die irdische Hütte mit der Stadt Gottes, die droben ist, zu vertauschen. Vor seinem brechenden Auge war noch die Verfassung seiner Vaterstadt zusammengesunken und dreizehn Stunden vor seinem Scheiden wurde ihm durch einen Schlaganfall seine Gattin vorangeführt in die obern Friedensräume der ewigen Gottesstadt. Er selbst aber entschlief am 28. Jan. 1849 — „ein Mann einer höhern Ordnung, ein Mann, der seinen Durst nicht gelöscht an dem Wasser der Sichtbarkeit, an dem sich so viele hochbegabte Dichter den Tod getrunken haben, sondern, den Frühling des ewigen Lebens in sich tragend, in Glaube, Liebe und Hoffnung der Erbarmung Port gefunden hat."

In den obengenannten Blättern für höhere Wahrheit finden sich nicht wenige geistliche Lieder Meyers gruppirt, als „Passionsblumen" — „Amaranten" ꝛc. Er gab sie später in einer besondern Sammlung seiner geistreichen prosaischen und poetischen Schriften unter dem Titel: „Hesperiden. Kempten 1836." heraus. Fortwährend lieferte er aber auch noch unter dem Namen „Harfenklänge" liebliche Dichtergaben in A. Knapps Christoterpe. Tief im Gedanken, zart im Gefühl, würzig im Ausdruck, durchaus edel und fein in der Diktion sind zwar diese Lieder, die Sprache ist aber doch zu modern und blühend und ihre Haltung zu subjektiv, als daß sie zu Kirchenliedern taugen könnten. Sein innerer Lebensgang spiegelt sich klar und helle in ihnen ab; sie athmen denselben Geist der Wachsamkeit, des Ernstes, der Selbstverleugnung und Kreuzeswilligkeit, deren Grundton er in den Worten ausgesprochen hat: „aufwärts, aufwärts, meine Flügel!" Sein neuester Biograph sagt von ihnen: „es leuchtet in diesen Liedern das Feuer einer wahrhaft gewaltigen Sehnsucht, welche, alle Nebeldünste und Glanzgewölke der irdischen Athmosphäre kraftvoll durchbrechend, geradenweges dem Herzen Gottes zulodert und in die innere und innerste Gemeinschaft des Todes und der Auferstehung Jesu einzudringen strebt, aber auch, abwärts brennend in die Tiefen des eigenen Herzens, die „„aus den Flammenaugen Gottes brechenden Strahlen einsaugt, alle Schatten, alle Schulden, alle Greuel, alle Wünsche, die nicht taugen, seiner Blicke heißer Pracht"" in heldenmüthiger Entschlossenheit aussetzt, damit „„Alles, was vor Gott ihn häßlich macht"", in seinem Feuer verzehrt, „„plötzlich Asche sey"" und sein Feuer Mark und Bein scheide. „„So nur bin ich, Knecht, gefreiet, so nur bin ich dir geweihet, so nur bin ich ewig rein"" — dieß ist der Grundakkord seiner Poesie, der in reichen Variationen wiederklingt. Der Brenn=

punkt aber ist die Liebe Jesu Christi in ihrem Kampf und Sieg — wie er singt: „„Lieberingend, arm und bloß, fall ich stumm in deinen Mutterschooß."" Die evangelische Kirchenzeitung spricht sich im Jahrgang 1838. Nr. 39 also darüber aus: „Meyers dichterische Gaben gehören zu den besten der christlichen Lyrik unserer Zeit, und in einer Parthie, in den Liedern, welche den innern Schmerzenswegen des Glaubigen, seinem Kreuzleid und seiner Hingebung an die treue Führung des Herrn gewidmet sind, spricht sich eine solche Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Fülle des Gedankens aus, daß wir nicht wüßten, welchen der jetzt lebenden deutschen Dichter wir in diesem Kapitel der lebendigen Taufe in den Tod Christi ihm an die Seite stellen sollten." Von seinen dem A. Testament entnommenen Gedichten sagt A. Knapp: „es leuchtet in denselben ein ganz eigenthümlicher, duftiger Geistesglanz, welchen man die Romantik Israels nennen könnte." Er hat vierzehn Lieder Meyers in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes eingereiht. Die nennenswerthesten sind:

„Der Herr ist mein getreuer Hirt." (Bairischer Entwurf.)
„Gedenke, daß du sterblich bist."
„Hätt' ich nicht Gott zum Troste."
„Herr, deines Kreuzes Plagen."
{ „Ich will mit deinem Kreuze" — 1825 — oder:
{ „Ich habe viel gelitten" — W. G. Nr. 472.
„Ich senke mich in deine Wunden."
„Mich Staub vom Staube" — 1823 — W. G. Nr. 620.
„Von dir will ich nicht weichen" — 1827 — W. G. Nr. 357.

(Quellen: Blätter für höhere Wahrheit. Von J. Fr. v. Meyer. Auswahl in zwei Bänden. Nebst einer biographischen Einleitung. Stuttgart 1853. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1849. 1. Thl. S. 130—135.)

Kommen wir nun an die Schilderung der übrigen geistlichen Dichter der Neuzeit, so ist es unmöglich, dieselben nach bestimmten Dichterschulen oder Glaubensrichtungen zu gruppiren. Sie gehören einer Zeit an, in welcher die Bewegung der Geister auf dem Gebiet des Glaubens und des kirchlichen Lebens weit noch nicht zum Abschluß gekommen, vielmehr Alles noch im Fluß begriffen ist und erst im Werden steht. Ohnedem ist auch bei vielen derselben, sofern sie noch leben, ihre eigene Entwicklung noch nicht vollendet. Es ließen sich zwar Abgränzungslinien ziehen, sofern bei einem Theil der neuern Dichter mehr nur eine romantische Frömmigkeit und gefühlvolle Religiosität oder auch noch ein ästhetisch-gemüthlicher Rationalismus sich kund giebt und der Standpunkt der Liederdichtung aus der Gellert-Klopstock'schen Periode

noch nicht völlig überwunden erscheint, bei einem andern Theil dagegen der ernstere Schriftstyl in Verbindung mit einem tiefen spezifisch-christlichen Gehalt uns entgegentritt und eine streng kirchliche Richtung, so wie der entschiedenste Christenglaube sich ankündigt. Hier nun ein Glaubensgericht unter den Lebenden zu üben und nach dem verschiedenen Maaß des Glaubens haarscharf zu spalten, will sich nicht ziemen. Wir müssen uns also wohl begnügen, nach den verschiedenen christlichen Kirchen zu gruppiren:

1. Die Dichter der lutherischen Kirche.*

Aschenfeldt, Christoph Carl Julius, geb. 5. Merz 1792 in Kiel. Im J. 1817 erhielt er seine erste Anstellung als Prediger zu Windbergen in Süderdithmarschen im Herzogthum Holstein, dann wurde

* Aus der lutherischen Kirche sind weiter noch folgende Dichter in einem kurzen Nachtrag zu erwähnen:

Johann Wilhelm Leschke, ein christlicher Lehrer zu Grüneberg in Schlesien und ein frommer Sänger, welcher Lieder voll lebendigen Glaubens und siegender Hoffnung, herfließend aus einer tiefgegründeten Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Herrn, in folgenden Gedichtsammlungen erscheinen ließ: „Christlich-religiöse Gesänge. Dritte stark vermehrte Auflage. Halle 1837." — „Jesus Christus, mein Heil und mein Psalm — Opfer der Andacht in Gesängen. Grüneberg 1843." — „Hallelujah! Eine Sammlung christlicher Gedichte und Lieder. 2 Thle. (Thl. 1 — mit 41, Thl. 2 — 26 Nummern.) Grüneberg 1845." — „Lieder für die streitende Kirche (20). Stuttgart, bei Steinkopf. 1846." — „Das Leben im Glauben des Sohnes Gottes, dargestellt in (182) Sonetten. Stuttgart 1847." — Unter den sechs von Knapp im Liederschatz mitgetheilten Liedern sind besonders hervorzuheben: „Verkauf dich nicht der Welt, mein Herz" — und — „Wie hat mans doch bei dir so gut."

Carl Rothe, ein Theologe, gab als Privatgelehrter in Berlin im J. 1844 „Dichtungen" heraus, unter welchen sich 11 schöne geistliche Lieder finden, z. B.: „Er lebt, ihn hält nicht Stein noch Grab" — „Herr, der mit so viel Schmerzen" — „Herr, wenn ich untreu werde" — „Ins Herz des Königs aller Welt."

Heinrich Ludwig Theodor Giesebrecht, geb. 5. Juli 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz, wo sein Vater Pfarrer war, Professor am Gymnasium in Stettin und seit November 1841 Provinzialschulrath und Mitglied des Consistoriums, ein epischer und Oratorien-Dichter (s. „epische Dichtungen. Stettin 1827."), aus dessen „Gedichten. Leipzig 1836." Knapp, der ihn als feinsinnigen Dichter rühmt, das kurze Lied: „Ich werde dich als Richter sehen" in seinen Liederschatz aufgenommen hat. Er stand früher auf dem frommen Standpunkt der Herrnhuter Brüdergemeine.

Conrad Maximilian Kirchner, lutherischer Stadtprediger an der Weißfrauenkirche zu Frankfurt a. M. seit 1833. Er wurde dort 11. Jan. 1809 als der Sohn des Consistorialraths Anton Kirchner geboren und war, nachdem er 1826—1829 in Halle und Berlin studiert hatte, von 1832—1833 Privatdocent der Theologie in Jena. Er ist ein begabter Dichter sententiöser Lieder und geistvoller Gesänge und Gedichte, welche sich aber nicht zu Kirchen- oder Gebets-Liedern eignen. Sie

er 1824 zweiter Prediger zu St. Nikolai und Hospitalprediger, später Hauptpastor in der Schleswigschen Handelsstadt Flensburg an der Ostsee.

---

finden sich in dem von A. Neander sehr empfohlenen und 81 Nummern enthaltenden Büchlein: „Ich weiß, an wen ich glaube. Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern. Frankf. 1843." und in dem andern mit dem Titel: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Zeugniß und Andenken in Spruch und Lied. Frankf. 1851." Er gab auch ein Andachtsbuch heraus unter dem Titel: „Stunden der Weihe und des Trostes. Frankf. 1836.", wovon eine zweite stark vermehrte Auflage 1844 erschien.

Johann Christoph Blumhardt, der vielbekannte Möttlinger Pfarrer im Würtembergischen, geb. 16. Juli 1805 in Stuttgart, eines Holzmessers Sohn, 1830 Lehrer an der Missionsanstalt zu Basel, deren Vorsteher sein Oheim war, 1838 Pfarrer in Möttlingen auf dem Schwarzwald bei Calw, 1852 Vorsteher der Heilanstalt für Geisteskranke in Boll, gab heraus: „Psalmlieder oder die Psalmen in singbare Lieder umgesetzt. Reutlingen 1848." und: „Prophetenlieder nach Jesaja, nebst ausgewählten Psalmliedern nach dem biblischen Text bearbeitet. Reutlingen 1850."

M. Carl Friedrich Stange, auch ein würtembergischer Pfarrer in Gerlingen bei Stuttgart, wo er, nachdem er 1818—1822 Repetent im theologischen Stift zu Tübingen und dann Diakonus in Cannstatt gewesen war, seit 1834 als ein lebendiger Zeuge des Herrn das Hirtenamt führt. Er ist geb. 3. Merz 1792 zu Großbottwar, wo sein nachmals als Pfarrer in Kornwestheim gestorbener Vater Diakonus war. Er lebt wahrhaftig im Worte Christi und hat die Erscheinung des Herrn lieb, dem er viele — bis jetzt aber meist noch ungedruckte — Lieder gesungen hat. Knapp, sein Herzensfreund und Gevattermann, theilt einige Psalmlieder als Proben in seinem Liederschatze mit.

Gustav Jahn, ein schlichter sächsischer Handwerksmann, hat köstliche Dichtungen der ächten mystischen Art ohne sentimentale Ueberschwänglichkeit und mit „großartig kernhaftem Gefühl" über das Hohelied erscheinen lassen unter dem Titel: „Das Hohelied. In Liedern. Drei Gnadenführungen. Halle 1845 ff." Gesammtausgabe 1848.

Gottlieb David Ludwig Weigle, ein schwäbischer Handwerksmann, Weißgerbermeister in Stuttgart, Sohn des Weißgerbers Georg Friedrich Weigle in Ludwigsburg, wo er 11. Merz 1814 geboren wurde und bis zum fünfunddreißigsten Jahr den Vater im Handwerk unterstützte, bis er 1849 in Stuttgart ein eigenes Geschäft anfieng, gab schmucklose, kindlich glaubige Lieder, die er seit seiner Aufassung durch den Geist der Gnade im J. 1842 „unter seligen Gedanken und dem Schmecken der Kräfte der zukünftigen Welt" verfaßt hat, — 143 an der Zahl — unter dem Titel heraus: „Gott ist mein Lied! Eine Sammlung christlicher Gedichte. Ludwigsb. 1849." Da er seinen Lieblingswunsch, Missionär zu werden, nicht habe ausführen können, so wünscht der Dichter nach dem Vorwort diesem seinem Büchlein die Wirksamkeit eines Missionärs, um Seelen aus der Finsterniß zum Licht zu wecken. Knapp nahm eilf seiner Lieder in den Liederschatz auf, z. B.: „Herr, laß mein Werk gelingen" — „Süßes Licht voll Geist und Leben."

Johann Heinrich Carl Hengstenberg, geb. 3. Sept. 1770 zu Ergste in Westphalen in der Grafschaft Limburg, Pfarrer zuerst in Fröndenberg, dann zu Wetter in der Grafschaft Mark, wo er 28. August 1834 starb, gab ein „Psalterion. Essen 1825." heraus, aus welchem das neue Hamburger Gesangbuch die zwei Lieder aufnahm: „Laß, Herr, dieß Haus uns heilig seyn" — „Such, o Seele, Gott den Herrn."

In den Kämpfen der Herzogthümer mit Dänemark schlug er sich auf die Seite des letztern und steht nun als Probst in Flensburg.

Gottfried Gentzel, der glaubige Verfasser der günstig aufgenommenen und nach Art des Thomas a Kempis in sententiöser Weise verfaßten Schrift: „Jesus Christus. Tagebuch eines Glaubigen. 2 Bde. Berlin 1839.", hat zu Berlin im J. 1841 herausgegeben: „Kreuz und Palme. Neue geistliche Lieder" — bestehend in 80 Christusliedern und 42 Gottesliedern. Statt Lieder sind dieß aber vielmehr Gedichte.

Jan Pol, geb. 5. Febr. 1807 zu Borno an der Yssel in Holland, seit 1832 evangelischer Pfarrer zu Heedsfeld in der Mark, wo er 6. August 1838 starb, ein frommer Dichter, der 1837 „Gedichte" herausgab, worunter sich das schöne Lied findet: „Wir steh'n am Weg nach Canaan."

Zu erwähnen sind noch einzelne neuere Liederwerke gläubigen Geistes: „Geistliche Lieder von Julius Grot, evangelisch-lutherischem Prediger zu Appriken. Mitau 1837." — „Das christliche Leben in Liedern von Hermann Alexander Pistorius aus der Grafschaft Mansfeld. Dresden 1840." — „Christliche Lyra von G. W. Eisenlohr, Vikar an der evangelischen Kirche zu Freiburg im Breisgau. Freib. 1839." — „Knospen. Christliche Gedichte von Ludwig Carl Lentz, deutschem Prediger bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Amsterdam. Amst. 1840." — „Glockentöne oder christliche Lieder von Fr. Springmann. Osnabrück 1841." — „Der Herr, mein Psalm und mein Heil. Christliche Lieder für kirchliche und häusliche Andacht von Friedrich Wilh. Neßler, evangelischem Pfarrer in Kreisfeld bei Eisleben. Leipzig 1843." — „Harfentöne oder christliche Gedichte zur häuslichen Erbauung von C. G. H. Spiekerkötter in Holzhausen am Limberge. Minden 1845."

Die Erwähnung anderweitiger geistlicher Dichter, sofern sie bloß biblische Dichtungen oder lyrisch-dramatisch-epische Poesien, eigentliche Gedichte, geliefert haben, liegt zu ferne dem Plan und Zweck unseres Buchs als einer Geschichte des Kirchenlieds oder in weiterem Umfang des geistlichen Lieds überhaupt. Die einschlägige Literatur in dieser Hinsicht findet sich theils in den theologischen Zeitschriften: Tholuks literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt — Jahrgang 1830—1849, Rheinwalds, Reuters, Bruns Repertorien, Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung ꝛc.; theils in den besondern literar-historischen Werken: Chr. Friedrich Raßmanns, Privatgelehrten zu Münster († 1831), „Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dichtungen. Essen 1829." — „Geschichte der biblisch-kirchlichen Dicht- und Tonkunst und ihrer Werke von Dr. J. K. Schauer, Pfarrer in Wenigenjena. Jena 1850."; theils in geistlichen Anthologien, wie H. Kletke's „geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Berlin 1841." — M. Fr. Aug. Adolph Näbe's, Diakonus zu Königstein in Sachsen, „Stimmen der Andacht aus den gefeiertsten christlichen Sängern alter und neuer Zeit. Leipzig 1844." — A. Hungari's, Priesters zu Rödelheim, „Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder ꝛc. 2 Bde. Frankf. 1850." — J. J. Schneiders, Pfarrers in Feldberg (s. reformirte Dichter), „christliche Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten aus dem Gebiete der rein-christlichen Poesie unserer Zeit. Als Morgen- und Abendopfer für häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahr. 12 Hefte. Basel 1845—1847." — C. G. Krügers „Harfenklänge aus Gottes Wort. Ein Erbauungsbuch aus den besten Dichtungen über Geschichten und Lehren der h. Schrift. Dresden 1846."; theils in christlichen Taschenbüchern, wie z. B. der schon öfters erwähnten

Einzelne seiner geistlichen Lieder, die in der Form sorgsam gefeilt sind, der rechten schwunghaften Kraft aber entbehren, so sehr auch eine warme Empfindung in ihnen sich ausspricht, erschienen zuerst in Wehners „christosophischem Gesangbuch. Kiel 1819." und dann gesammelt in folgenden Schriften: „Feierklänge geistlicher Lieder. Lübeck 1823." — „Bete und arbeite. Eine Sammlung von Liedern, biblischen Sprüchen, kleinen Gebeten und Denkversen zum christlichen Hausbedarf und Gebrauch in den Schulen. Lübeck. 2. Aufl. 1832." Diese frühern Arbeiten hat er dann als Hauptpastor an St. Nikolai, nachdem Jahre über dem Sammeln, Ordnen, Läutern, Entscheiden, Ausscheiden und Ergänzen hingegangen waren, umgearbeitet und vermehrt, mit einer Widmung an die Königin von Dänemark, mitgetheilt unter dem Titel: „Geistliches Saitenspiel zur häuslichen und kirchlichen Erbauung. Schleswig 1843." In der Vorrede bekennt er selbst: „Ein Sechstheil meiner Lebenszeit fällt in das vorige Jahrhundert (er bringt auch in einem Festgedicht auf die Jubelfeier der Georgia Augusta — Eichhorn, Stäudlin, Pott und Trefurt als seinen Universitätslehrern seinen Dank dar), was, wie immer man sich stellt und redlich im Forschen und Leben fortzuschreiten bemüht ist, nicht ohne Einfluß auf die Denk-, Dicht- und Sprechweise bleibt und von denen, die den Maaßstab der neuesten geistlichen Poesie und christlichen Tiefe anlegen wollen, nicht möge übersehen werden." Von seinen Liedern hat das neueste Gothaische Gesangbuch vom J. 1836 eilf, das Hamburger vom J. 1843 zwei und A. Knapp in seinen Liederschatz vier aufgenommen. Zu nennen sind:

„Aus irdischem Getümmel" (1819) — W. G. Nr. 81.
„Komm, heil'ger Geist, du heller Schein."
„Nahe bist du, Jesu, Allen."
„Reine Kirche, uns're Kirche" — ein schönes Lied auf Augsburgs siegendes Bekenntniß.
„Was ist der Mensch, daß sein gedenket."

„Christoterpe von A. Knapp. 1833—1853." (s. u.); Sev. Vaters und Eberhards „Jahrbuch der häuslichen Andacht"; Dr. J. Chr. C. Löschs zu Nürnberg „Ostergabe oder Jahrbuch häuslicher Andacht"; Carl Steigers, Pfarrers in St. Gallen, „Agape. 1841."; Dr. Conr. Benj. Meißners, sächsischen Kirchen- und Schulraths in Dresden, „Theobulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung. 1827—1833."; die in Gütersloh mit Leseliedern für häusliche Andacht erscheinende „Theomele" und die ebendaselbst erschienene „Siona. Stimmen aus der Gemeine für christliche Erbauung. Gütersloh und Erfurt. 1840."; Dörings „christliches Taschenbuch. 1830—1834."; Gustav Plieningers, Diakonus an der Spitalkirche zu Stuttgart, „Weihnachtsblüthen" 2c.

Bähr, M., Christian August, geb. 6. Jan. 1795 zu Alterwasch bei Guben in Sachsen, wo sein Vater Mühlenbesitzer war. Er studierte, nachdem er sich zu Guben und Züllichau die nöthigen Vorkenntnisse gesammelt, zu Leipzig Theologie und Pädagogik und wurde dann im J. 1816 Hülfslehrer an der Bürgerschule daselbst. Von da kam er 1817 als Lehrer an das Fellenberg'sche Erziehungsinstitut nach Hofwyl bei Bern, wo er Pestalozzi näher kennen lernte. Im J. 1819 wurde er Hauslehrer bei Banquier Seifert in Leipzig, 1820 Magister und Nachmittagsprediger an der Universitätskirche, ein Jahr später aber ernannte ihn der Conferenzminister Nostitz* zum Pfarrer in Oppach in der Oberlausitz, von wo er dann nach einer mehr denn zwölfjährigen gesegneten Wirksamkeit an der dortigen mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde am 13. April 1834 auf die Pfarrei Weigsdorf bei Zittau befördert wurde. Er hatte hier viele Schwierigkeiten zu überwinden. Auch sein sonst glücklicher Ehebund, den er 1822 mit Luise Christine Eckhardt aus Leipzig geschlossen hatte, war durch jahrelange, häusliche Leiden schmerzlich getrübt. Er trug aber all das mit aufopfernder, rührender Liebe. Im J. 1842 fieng der sonst so kraftvolle Mann zu kränkeln an, so daß er einmal im J. 1845 schon ganz dem Tode nahe war. Als ihm aber der Herr doch noch weitere Frist schenkte, so erkannte er das mit frommer Unterwerfung unter den verborgenen Willen Gottes als große Gnade von oben zur Vorbereitung auf ein frühes Scheiden, was sich auch in den geistlichen Liedern, die ihm damals aus seiner glaubigen Seele quollen, aufs Rührendste ausspricht. Er wollte nun auch noch wirken, so lange es Tag für ihn wäre. Im Merz 1846 legte ihn aber die Wassersucht unter großen Schmerzen aufs Sterbebett. Immer ungetheilter wandte er sich dem Ewigen zu und trug dabei seine Leiden unter großer Geduld und Ergebung. Den besten Trost gewährte ihm dabei immer Gerhards frommes Trostlied: „Warum sollt ich mich denn grämen". Gar oft ließ er sich dasselbe vorsprechen, wobei er einmal in die Worte ausbrach: „Ja! der Grund, darauf ich gründe, ist Christus und sein Blut; ihn habe ich im Leben verkündet, im Glauben

---

* Der Conferenzminister und Geheimerath Gottlob Ad. Ernst v. Nostitz und Jänkendorf (bekannt unter dem angenommenen Namen „Arthur v. Nordstern"), im J. 1806 Oberconsistorialpräsident in Dresden, geb. 21. April 1765, † 1836 auf seinem Rittergute Oppach, der Dichter des bekannten, von Himmel componirten „Hebe, sieh in sanfter Feier", hat selbst auch religiöse Lieder gesungen, z. B.: „Sinnbilder der Christen. Leipz. 1818." Nach seinem Tod gab Dr. Ammon zu Dresden 1842 seine „hinterlassenen geistlichen Gedichte" heraus.

an ihn gehe ich getrost aus dieser Welt; dieser Glaube war mein Trost und meine Stütze im Leben; er bleibet mein Anker im Tod." Am 23. April 1846 starb er, nachdem er noch mehreremal ausgerufen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Sämmtliche Lieder dieses glaubigen Mannes erschienen unter dem Titel: „Sechsundzwanzig geistliche Lieder von M. Bähr. Nach seinem Tode herausgegeben von der Predigerconferenz zu Hirschfeld. Zittau. 2. Aufl. 1846." Knapp hat mit Ausnahme von dreien alle in den Liederschatz aufgenommen. Besonders zu nennen sind:

„Auf Gott will ich vertrauen."
„Die Berge meines Gottes steh'n."
„Sollt ich jetzt an Gott verzagen."
„Verzage nicht, du kleine Schaar."
„Wir werfen uns in deine Arme."

(Quelle: Das Vorwort zu der genannten Liederausgabe.)

Bahnmaier, Dr., Jonathan Friedrich, geb. 12. Juli 1774 zu Obristenfeld, würtembergischen Oberamts Marbach, im Bottwarthale, wo sein Vater, der durch sein Predigtbuch und sein edles frommes Wirken bekannte M. Joh. Christoph Bahnmaier, Ortspfarrer und Stiftsprediger an dem adelichen Fräuleinsstift war. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr erhielt er seine Ausbildung von seinem Vater; dieser aber war in der Jugend schon durch die Predigten des Hofkaplans Storr (s. Bd. II. S. 207) erweckt worden und erzog nun auch als ernstlicher Christ seine Kinder in einem Geiste, zu welchem der von ihm öfters ausgesprochene Seufzer paßte: „Ach! nur selig! sey's auf welchem Weg es wolle!" Von einem solchen Vater herangezogen kam er 1789—1790 in die Klosterschule nach Denkendorf und dann im J. 1791 in die zu Maulbronn. Gottes Gnadenschutz erhielt dem Jünglinge den in ihm erweckten guten, reinen Sinn, so daß seine Jugenderinnerungen aus dem Klosterleben durch keine Verderbnisse getrübt waren und er auf die Universität, die er im J. 1792 auf fünf Jahre als Zögling des theologischen Seminars bezog, eine edle Offenheit für alles Gute und die frischeste Jugendkraft mitbrachte. Sein für Frömmigkeit und edle Freundschaft empfängliches Gemüth entfaltete sich hier durch entschiedenen Anschluß an fromme Lehrer und fromme Freunde aufs Schönste. In seinem ersten Studienjahre wurde er durch ein Nervenfieber, das ihn heftig ergriff, an die Pforten der Ewigkeit gestellt, durfte aber hier in der tiefen Noth seiner Seele den kräftigen, herrlichen Zuspruch des seligen Gottlob Christian Storrs, seines Lehrers und väter-

lichen Freundes, genießen. Kaum war er genesen, so raffte dieselbe Krankheit seinen Herzensfreund und Compromotionalen Spittler dahin. „Das „waren," sagt er selbst, „mächtige Schläge an mein Herz, durch welche „der Herr meine Seele zu sich zu ziehen suchte, nicht ohne alle Frucht, ob „sie gleich noch oft wieder von Innen und Außen her im Wachsen und „Reifen gestört wurde."

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Tübingen war er Hofmeister eines jungen Barons v. Tessin, dann ein halbes Jahr Vikar bei Pfarrer M. L. Christoph Steinhofer in Rudersberg und sofort von 1798—1802 Vikar bei seinem Vater in Obristenfeld. Dieses Vikariat bei seinem Vater galt ihm in der Erinnerung stets als eine köstliche Zeit, da er nicht nur an der Seite eines frommen, lebendigen Christen, wie sein Vater war, sondern auch bei seiner Mutter Regina Gottliebin, geb. Neuffer, die er mit der zärtlichsten Hochachtung liebte und verehrte, den reichsten Genuß frommer, gegenseitiger Liebe fand. Im J. 1802 wurde er zum Repetenten am theologischen Stift zu Tübingen ernannt, durfte aber, weil sein Vater krank und durch den Tod seiner Mutter (23. April 1802) sehr erschüttert war, noch einige Zeit abwechselnd ihm dienen, bis er dem ehrwürdigen Vater, der im Vertrauen auf den bis zum letzten Mann bei ihm aushaltenden Gott mit dem Rufe: „Freude, Freude, über Freude!" dahinschied, am 18. Okt. 1803 die Augen zudrücken durfte. Im J. 1805 machte er eine gelehrte Reise durch die Schweiz, das Elsaß und Deutschland, wo er die vorzüglichsten Prediger und Erziehungsanstalten aufsuchte. Nachdem er dann noch die gewöhnlichen Dienste als Stadtvikar in Stuttgart geleistet hatte, wurde er zum Helfer in Marbach am Neckar ernannt. Nun verheirathete er sich am 24. April 1806 mit der Schwester seines verstorbenen Herzensfreundes, Christiane Luise, einer Tochter des verstorbenen Pfarrers M. Jeremias Fr. Spittler zu Strümpfelbach im Remsthal, der ein Freund seines Vaters war. Diese Ehe wurde für ihn, den lebendig und warm Fühlenden, eine Quelle des reichsten geistigen Glückes; er war mit seiner Gattin Ein Herz und Eine Seele in Christo. Im Sommer 1810 kam er als Unterhelfer nach Ludwigsburg und wurde daselbst vier Jahre später Oberhelfer. Hier traf ihn die schwere Heimsuchung Gottes, daß er in einem Jahr zwei seiner Kinder und darunter ein siebenjähriges, einziges, hoffnungsvolles Söhnlein durch den Tod verlor. Für das Reich Gottes zu wirken, war der innigste Trieb seiner Seele, und hiebei war es vor Allem die Kinder=

welt und das Erziehungsfach, was sich sein Gemüth besonders aussuchte. Er lebte und webte in Unterricht und Jugendbildung; er hielt Lehrkurse für Schullehrer, und wie er in Marbach junge Leute, die für die Universität bestimmt waren, zum Unterricht und zur Erziehung in sein Haus aufgenommen hatte, so setzte er dieß in Ludwigsburg in erhöhtem Grade fort und leitete daneben eine Lehranstalt für erwachsene Töchter gebildeter Stände. Im In- und Auslande ist eine schöne Anzahl von Familien, von Söhnen und Töchtern, für deren Geistes- und Herzensbildung er Wesentliches geleistet hat.

Wegen seiner Tüchtigkeit zur Jugendbildung wurde er deßhalb auch ohne sein Ansuchen im J. 1815 auf die neu errichtete vierte Professur der Theologie, Pädagogik und Homiletik zu Tübingen durch den Universitätskurator v. Wangenheim berufen. Mit edlen Collegen, wie Christian Flatt, Ernst Gottlieb Bengel und Steudel, war er hier in gemeinschaftlichem, einträchtigem Wirken für den Einen Hauptzweck, Förderung des Reichs Gottes, verbunden. Namentlich erwarb er sich das große Verdienst, das jetzt noch zum Segen der angehenden, jungen Prediger Würtembergs bestehende Predigerinstitut in Tübingen gegründet zu haben. Viele Studierende nahm er mit väterlicher Freundlichkeit in seinen nähern Umgang und gar wohl auch in sein Haus und an seinen Tisch auf, wobei ihn seine Frau in rüstiger Thätigkeit gar freundlich unterstützte. Als nun aber in Folge von Sands That an Kotzebue die Schritte gegen die in Vaterlandsliebe begeisterten burschenschaftlichen Verbindungen unter der studierenden Jugend Deutschlands geschahen und er, wie Professor de Wette in Berlin ein begütigendes Wort für die Jugend gesprochen hatte, gab dieß Veranlassung, daß er seinem Wirkungskreis als Universitätslehrer entzogen und im Oktober 1819 zum Dekan und Stadtpfarrer in Kirchheim unter Teck ernannt wurde. Es war ihm schmerzlich, seinen „ewig theuren Beruf" schon nach fünfthalb Jahren verlassen zu müssen. Seiner Gattin aber rühmt er es nach, „daß sie mit inniger Theilnahme „an seinem Schmerz und an der erquickenden Milderung desselben durch „treue Freundschaft mit ihm weiter zog, als der bittere Kelch der Tren„nung nach Gottes damals sehr dunkler, nach den dort und hier darauf „folgenden Ereignissen aber nun vielseitig klar gewordenen Führung ihm „gerade da gereicht wurde, als die Schwierigkeiten seines Berufs besiegt „waren und er nun im froheſten Genusse des Gelingens seines Wirkens „und in den lieblichsten Verhältnissen lebte."

In Kirchheim wirkte er nun 21 Jahre lang an der Stelle, die schon der selige Philipp David Burk (s. Bd. II. S. 217) so würdig bekleidet hatte, in unermüdeter Thätigkeit und gesegneter Arbeit für das Reich Gottes. Er wollte überall das Gute mit redlichem Sinn und suchte es mit uneigennützigem Eifer ins Werk zu setzen. War auch sein Eifer um den Kirchenschaden oft zu rücksichtslos, war in ihm auch, wie er selbst gesteht, „ein immer allzuheftiger Trieb nach Außen", rollten auch, wie ein Freund es ihm nachsang, manchmal stürmend seine Räder der Natur: hat es Christo doch gegolten und der ewigen Wahrheit nur. Unbekümmert um die Meinung einer flachen Sünderwelt und furchtlos bei ihrem Höhnen strafte er die Sünde und ihren Wahn. Wallend Herzblut floß durch seine Seele. Das Schulwesen trug er auf seinem Herzen. Das Predigen war sein Element. Er fühlte sich nirgends so wohl, als wenn er mit seiner Gemeinde aus dem Glauben und vom Glauben reden durfte; das war seinem Herzen süßeste Befriedigung, da war immer sein Gemüth in der freudigsten Bewegung. Von seinen Predigten ist eine Sammlung zu menschenfreundlichen Zwecken erschienen unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Eßlingen. 1. Bd. 1822. 2. Bd. 1825. 3. Bd. 1830." In seinem Prediger- und Seelsorgerberuf, von dessen ernstlicher Besorgung er manche Früchte sehen durfte, fand er reichliche, beglückende Nahrung für seinen innern Menschen. Er war stets mit Planen zur Ausführung wohlthätiger Anstalten beschäftigt; Vieles hat er ausgeführt. Schulfeste, Armenvereine, Arbeitsschulen wurden vielfach von ihm angeregt und seine Gattin stand ihm in ihrem Theile stets fördernd an der Seite. Besonders war ihm das Werk der Mission und Bibelverbreitung ein wichtiges Anliegen; gar manchen zum Dienst der Mission bestimmten Jüngling hat er eingesegnet. Sein Herz suchte und fand zahlreiche fromme Verbindungen im In- und Auslande, besonders der Schweiz, namentlich in Bern, Zürich, wo er mit der Lavater-Geßner'schen Familie in vertrauter Freundschaft stand, in Basel, wo der jüngere Bruder seiner Frau, Christian Spittler, als Sekretär der die Basler Sammlungen besorgenden deutschen ascetischen Gesellschaft angestellt war, und im nahegelegenen Beuggen, wo Christian Heinrich Zeller (s. u.), sein inniger Freund, wirkte. So oft er konnte, und zuletzt im J. 1834, reiste er zu diesen Freunden in dem Herrn, zumal wenn die Missionsfeste in Basel gefeiert wurden. Das war ihm stets eine liebliche Erquickung und Stärkung zu immer neuem Eifer für die Sache des Herrn. In den

Jahren 1831—1836 stand ihm Albert Knapp als Oberhelfer im Dienste des Evangeliums an der Seite, von dessen Abreise von Kirchheim er als „ernsten, schweren Tagen" redet, weil er in herzlicher Freundschaft mit ihm verbunden war. Im J. 1837 wurde er nach Danns (s. S. 180) Heimgang an dessen Stelle vorsitzender Amtsbruder der alljährlich in Stuttgart sich versammelnden Predigerconferenz. In demselben Jahre, am 29. Merz 1837, gieng auch seine treue, von ihm zärtlich geliebte Frau heim, nachdem er ihr auf ihr Begehren noch zuvor Alles zusammenfassen mußte über die durch Christum erworbene Vergebung aller unserer Sünden und das ewig selige Leben, damit sie mit völliger Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden hinübergehen könne. Er hatte die Kraft, an ihrem Grabe den Herrn in einem Dankgebet zu preisen, daß er ihm diese Gefährtin 30 Jahre lang geschenkt, und die Demuth, den Herrn anzurufen, er möge ihm durch seine Liebe alle Lücken und sündhaften Gebrechen seiner Liebe, das mit oft so betrübender Unlauterkeit befleckte Stückwerk seiner armen Liebe vergeben. „Als der Herr dich mir entrückte," so rief er der Abgeschiedenen nach, „da wollte er mich — uns! Er soll mich, soll uns haben, ganz in Ewigkeit."

Seit diesem schweren Verlust war eine Abnahme der Kräfte bei ihm zu bemerken. Im November des Jahrs 1840 befiel ihn zu Stuttgart, wo er sich als Mitarbeiter an der seinen Geist und sein Herz mächtig anregenden Gesangbuchsverbesserung befand, eine schwere Krankheit, die eine tiefe Angegriffenheit bei ihm zurückließ, so daß er das neugedruckte Gesangbuch, an dessen Zustandekommen er so viel mitgewirkt, nicht mehr erlebte. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Doch war er noch stets in seinem Berufe thätig. In wenigen Tagen wollte er noch drei Missionäre ordiniren, er erreichte es aber nicht mehr. Am 15. August 1841, dem zehnten Sonntag nach Trinitatis, stand er noch, obwohl erschöpft am Leibe, doch in schöner Kraft des Geistes auf der Kanzel und rief seiner Gemeinde, indem er von dem Mitleid des Herrn über das ungehorsame Jerusalem, von der beständigen Nähe des Herrn und seinen heiligen, durchdringenden Augen, die auch die verborgensten Wohnungen der Sünde durchschauen, redete, als ein an den Pforten der Ewigkeit Stehender warnend zu, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zum Frieden dienet. Der Ausdruck seiner Herzensgefühle, wie er selbst nach Vollendung rang und die Hindernisse derselben in sich mit Schmerzen empfand, aber auch im Glauben an das Verdienst Christi Ruhe suchte, ist in V. 4. 5. 6. des

Cramer'schen Lieds: „Ich soll zum Leben bringen" enthalten, das er bei diesem seinem letzten Gottesdienste singen ließ. Am 17. August hielt er noch in Owen und Bruken Kirchenvisitation. In letzterem Orte aber, als er gerade in der Schule unter seinen lieben Kindern war, traf ihn ein Schlagfluß. Nach Owen zurückgebracht, starb er dort des andern Tages, am 18. August 1841, in völliger Bewußtlosigkeit. Leicht wurde er über die Trennung hinweggehoben. Sein Leichenredner und sofortiger Amtsnachfolger, Oberhelfer Weizel, heiligte sein Andenken, indem er über die Worte Röm. 1, 16. 17. die Leichenpredigt hielt. Albert Knapp hat ihm ein schönes Abschiedslied geweiht, in welchem er ihm nachruft:

Viel bedacht und viel gesonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel gesorgt und viel begonnen,
Viel gebetet und geweint; —
Viel gewacht und viel erstrebet,
Viel beglückt und viel geliebt,
Viel gelitten, viel gelebet:
Ist dein Lob, das nicht zerstiebt.

Seine dichterische Gabe widmete er freudig dem Herrn. Von ihm erschienen: „Gesänge für die Jugend. 2 Hefte. Stuttg. 1811." Andere Lieder, meist Gelegenheitslieder auf Schul-, Missions-, Investitur-, Kirchweih-, Mai-Feste und Familienereignisse finden sich in seiner Predigtsammlung und in folgendem Büchlein: „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste in der Kirche und im Freien, für den Kreis deutscher Familien, Jünglinge und Kinder. Stuttg. 1820." Zehn seiner Lieder stehen in Knapps Liederschatz. Besonders zu erwähnen sind:

„Du liebes Sonntagsmorgenlicht."
„Jesu, als du wiederkehrtest" — W. G. Nr. 513 (ein Schullied).
„Walte, walte nah und fern" — W. G. Nr. 221. } Zwei Missionslieder.
„Was rührt so mächtig Sinn und Herz" — W. G. Nr. 220. } Zwei Missionslieder.

Das erste und dritte wurden auch in das Hamburger Gesangbuch von 1842 aufgenommen.

(Quellen: Dem gesegneten Andenken der vollendeten Frau Christiane Luise Bahnmaier ꝛc. von dem Gatten der Vollendeten. Kirchheim 1837. — Zum Andenken an den vollendeten Dr. Jonathan Friedrich Bahnmaier, Dekan in Kirchheim. Kirchheim 1841.)

Barth, Dr., Christian Gottlob, wurde geb. am 31. Juli 1799 zu Stuttgart. Er war ein Zögling des theologischen Seminars zu Tübingen vom J. 1817—1821 und hier schon ein in der Liebe zum Herrn stehender Jüngling. Kaum drei Jahre nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er im J. 1824 Pfarrer in Möttlingen bei Calw am Rande des Schwarzwaldes. Er machte sich hier bald als christ-

licher Volks- und Jugendschriftsteller bekannt und wurde die Seele des Calwer Verlagsvereins, welcher sich zum Zweck gesetzt hat, durch wohlfeile und faßlich geschriebene Schriftchen eine entschieden christliche Volks- und Jugendbildung zu fördern. So schrieb er für diesen Calwer Traktatenverein eine Menge kleiner Kinderblätter, die kleine Erzählungen und Gedichte enthalten. Sie wurden gesammelt unter dem Titel: „Kinderblätter von dem Verfasser des armen Heinrich. Calw 1836." „Der arme Heinrich" war der Vorläufer einer Menge größerer Jugenderzählungen, die er der Reihe nach schrieb und von welchen eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „Christliche Kinderschriften. 4 Bde. Stuttg. 1838—1841." erschien. Auch „biblische Poesieen für Kinder" gab er heraus neben den für die Belehrung der reiferen Jugend ungemein geschätzten „Jugendblättern", die jetzt in monatlichen Heften erscheinen; deßgleichen eine „christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien. Calw. Verlagsverein 1835." und eine „Geschichte von Würtemberg. Calw 1842." Vor Allem ist es aber die Sache der Mission unter den Heiden und Juden, welche ihm am Herzen liegt und für welche zu wirken er als seine eigentliche Lebensaufgabe ansieht; er ist der hauptsächlichste und eifrigste Förderer des Missionswerks in Würtemberg. Gleich nach seinem Amtsantritt in Möttlingen bildete sich zu Calw ein Missionsverein, der seit 1824 als einer der ersten in Würtemberg besteht und jährlich eine Einnahme von 3—6000 fl. hat. Den Sinn für die Ausbreitung des Reichs Gottes und die Bekehrung der Heiden hat er auf eine reich gesegnete Weise zu wecken gewußt durch das sogenannte „Calwer Missionsblatt", das er besorgt und das nun in vielen Dörfern des Landes gelesen wird. Als Herausgeber dieses Blattes wurden ihm gar oft schon Pretiosen zugesandt, damit sie, statt nutzlos im Kasten zu liegen, an der Bekehrung der Heiden mitarbeiten möchten. Es bildeten sich so auch immer mehrere Missionsvereine in Würtemberg, die ihre Jahresfeste durch eine öffentliche kirchliche Feier begehen: wo es ihm nur irgend möglich ist, belebt er dieselben durch seine Gegenwart und wirkt durch die hinreißende, belebende Kraft seiner Rede mächtig auf die Gemüther. Seit dem J. 1838 giebt er auch „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" heraus und bewirkte damit, daß nun die Missionssache zu einer kirchlichen Sache geworden ist und mehr und mehr in den Kirchen des Landes regelmäßige Missionsgottesdienste gehalten werden, in einer Ausdehnung, wie nicht leicht in einem andern deutschen Lande. Um in diesem auf das weite,

mannigfaltige Gebiet des Reichs Gottes gerichteten Wirken durch die Amtsgeschäfte beim Dienste an einer einzelnen Gemeine nicht gehindert zu seyn, bat er um seine Entlassung von der Pfarrstelle zu Möttlingen und zog im J. 1838 als Privatmann nach Calw, während er in demselben Jahre von Tübingen die theologische Doktorwürde erhielt.

Von ihm erschienen: „Christliche Gedichte. Stuttg. 1836.", welche herzlich und sinnig manchmal richtig den Volkston treffen. Sie zeigen ein an den Schönheiten der Natur, der Menschenliebe, des Familienglücks, der Freundschaft und des Worts Gottes warm gewordenes Christenherz. Vor Allem aber hat die Liebe zu den Heiden ihm das Herz aufgeschlossen, und so sind auch die bedeutendsten unter seinen Gedichten die von ihm mitgetheilten, meist für die Jahresfeste der Missionsgesellschaft zu Basel in den Jahren 1827—1835 bestimmten 38 Missionslieder, die in feuriger Sprache ein tiefes, begeistertes Gefühl aussprechen. Fünfzig, und darunter manche zuvor noch nicht gedruckte Lieder theilt sein Freund A. Knapp in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes vom J. 1850 mit. Die bedeutendsten sind:

„Der du in Todesnächten."
„Hochgelobter Fürst des Lebens."
„Hüter! ist die Nacht verschwunden" — W. G. Nr. 222.
„Jerusalem, du Königsstadt."

Auf die Beerdigung seiner Mutter hat er das Lied gedichtet: „Entflohen aller Noth." Er hat von sich selbst in der Vorrede zu seinen Gedichten in aller Demuth bekannt: „ich kenne mein geistiges Naturell zu gut, als daß ich mich für einen Dichter im vollen Sinne des Wortes halten soll. Die Poesie ist weder ein Ergebniß meines innern noch meines äußern Berufs, und um ihre Palme ist es mir nicht zu thun; aber wenn in meinem Kohlgarten hie und da nebenher eine Resede oder eine Jerusalemsblume wächst, so mag ich sie doch auch nicht verderben lassen, sondern binde sie in einen Strauß und biete ihn dem Vorübergehenden an."

Benz, Johann, wurde 9. Nov. 1790 geboren zu Ofelgriesheim, einem kleinen lutherischen Dorfe, zwei Stunden von Straßburg, wo sein Vater als ein biederer, gottesfürchtiger und wohlhabender Bauersmann und Oelmüller lebte. Seine Voreltern väterlicher und mütterlicher Seits gehörten dem geistlichen Stand an. Die Mutter, eine gar fromme und treffliche Frau, starb, da er erst sechs Jahre alt war, mit Hinterlassung von acht Kindern. So wuchs er denn in der Dorfschule und hinter dem Pfluge heran und mußte alle Handarbeiten im Haus und auf dem Feld,

im Stall und in der Scheuer verrichten. Nach seiner Confirmation am Gründonnerstag des Jahrs 1805 sollte er zu einem Handwerk und hätte so um ein Kleines in die Fußstapfen des Hans Sachs und Jakob Böhme treten müssen; er war zu einem Schuhmacher bestimmt. Der Herr aber, der ihn in seinem Lebensgang im Ganzen aus zwölf Todesnöthen errettete und ihn schon in seinen Knabenjahren einmal vor dem Lebendigbegrabenwerden, zweimal vor dem Zerschmettertwerden durch wilde Hengste, wieder einmal vor dem Ertrinken unter Eisschemeln und ein andermal vor dem Verschüttetwerden durch eine einstürzende Kellermauer bewahrt hatte, wollte ihn als Werkzeug in seinem besondern Dienst gebrauchen und leitete daher seinen Gang zu Professor Oberlin in Straßburg, dem Sohne des berühmten Pfarrers im Steinthal, und dieser brachte ihn am 23. April 1805 in das Gymnasium, wo er anfieng, die lateinische und französische Sprache zu erlernen. Bei seiner großen Lernbegierde machte er aber bald so bedeutende Fortschritte, daß er in fünf Vierteljahren drei Klassen durchlief und schon 1807 die Universität beziehen konnte, obwohl er dazwischen hinein im J. 1806 so bedeutend erkrankt war, daß man ihm bereits den Leichentext und das Grablied gewählt hatte. Im August 1812 erhielt er nach vollendeten Studien die Erlaubniß, zu predigen, und wurde dann am 19. Juni 1814, nachdem ihn die Hand des Herrn, als bei einer Ueberfahrt über den Rhein sein Nachen umgeschlagen war, wunderbarlich, wie Mosen, aus dem Wasser gezogen hatte, durch den würdigen Dr. Blessing in der Neuen Kirche zu Straßburg ordinirt. Hierauf wurde er, nachdem er vom Oktober 1814 an ein Jahr lang in Göttingen studiert hatte, am 2. Sept. 1816 ohne sein Zuthun zum Pfarrer in Mittelweyer, zwei Stunden von Colmar, erwählt. Hier verheirathete er sich 27. Juni 1817 mit Johanne Henriette, einer Tochter des Stadtphysikus Dr. Buddeus zu Alfeld in Hannover, die er bei ihrem Oheim, dem Professor der Botanik, Hofrath Schrader, während seines Aufenthalts zu Göttingen kennen gelernt hatte, und verwaltete 18½ Jahre an dieser Gemeinde das Hirtenamt. Um dieses mit Kraft und Segen verwalten zu können, führte ihn der Herr zeitig auf die hohe Schule der Leiden, so daß er unter jenen Dreien: meditatio, tentatio und oratio zum Herzenstheologen geschmiedet wurde. Seine Frau war meist sehr leidend und ihm dadurch ein schweres Hauskreuz auferlegt, er selbst war öfters durch gefährliche Krankheiten im Rachen des Todes und an Belials Bächen, neben dem, daß sich ein Kopfweh, das ihn von Kind auf heimgesucht, in

Migräne und bis an den dritten Tag anhaltende Krämpfe verwandelt hatte und ihm vom Herrn als ein Pfahl ins Fleisch gegeben worden war, wozu ihm von der Welt, die er furchtlos strafte, noch eine Dornenkrone geflochten ward. Das kann ja wohl einen Diener Christi glaubig machen und trug auch bei ihm solche köstliche Leidensfrucht, daß er, namentlich seit er im J. 1821 nach überstandener tödtlicher Brustkrankheit den ersten Theil von Hamanns Werken gelesen hatte, Luthers Bibel zu seiner Lieblingslekture erwählen lernte, wobei er stets eigene Bemerkungen und Gedanken, Gefühle und Erfahrungen an seinem Geist, Herzen und Gemüth niederzuschreiben pflegte, und darinn nun als in seinem Elemente zu leben und zu weben lernte.

Im Januar 1835 wurde er ohne sein Wissen zum dritten Pfarrer an Alt St. Peter in Straßburg erwählt, wo er denn am 15. Merz seine Antrittspredigt hielt und nun gleichfalls seit 18 Jahren den Gekreuzigten und sein Evangelum rein und lauter mit Christi Geist ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit predigt. Auch hier noch fuhr der Herr fort, ihn in seine Kreuzschule zu nehmen. Am 8. Juli 1844 starb ihm nach einer siebenundzwanzigjährigen kinderlosen Ehe, geläutert und bewährt durch viele Leiden, seine treu ihm anhangende Lebensgefährtin. Als er sich dann am 1. Juni 1846 zum zweitenmal mit der Tochter des Schlossers Baur verheirathet hatte, starb ihm auch diese Gattin nach einer bloß sechzehnmonatlichen Verbindung an der Entbindung mit einem todten Kinde. Auch das erste Kind, das ihm seine dritte Gattin, eine Tochter des Kirchenschaffners Flurer aus Lothringen, mit der er 15. Juni 1850 sich vermählte, geboren hatte, starb zu seinem großen Schmerze. Nun erst seit 9. Okt. 1852 erfreut er sich als zweiundsechzigjähriger Greis eines einigen lebenden Kindes. Ein wundersamer Lebensgang. Er sagt selbst von sich: „im Glauben bin ich geboren, an den Brüsten der Liebe gesäuget, auf der „Kreuzbahn erzogen, in der Leidensschule gebildet, im Leben mit Erfahrung geprüft und in schweren Kämpfen von Innen und Außen wie „ein Palmbaum gewachsen unter dem Sonnenschein der Gnade und dem „Thau des Geistes aus der Höhe. Die Bibel ist seit 30 Jahren mein „Element, mein Lebensbrod und Wasser, mein Wein und Oel und „Arznei; J. G. Hamann mein Aeltervater, Fr. H. Jakobi mein Philosoph, Herder, Göthe, Klopstock, Schiller außer der Bibel in Luthers „Uebersetzung meine Lieblingslekture."

Erst in Straßburg, und zwar seit 1836, fieng Benz an, als geist=

licher Dichter öffentlich hervorzutreten und zwar in lauter Gelegenheitsschriften, die meist nicht einmal im Buchhandel erschienen. Es ist nämlich in Straßburg die löbliche Sitte, daß jeder Seelsorger seinen Beichtkindern zum Neujahrgeschenk ein Büchlein geistlichen Inhalts austheilt — sogenannte „Wurstbüchlein". Aus dieser Veranlassung ließ denn nun Bentz, dessen ganze Natur eine poetische ist, wie er denn auch der Bildersprache und Gleichnißrede in Prosa und sogar im gewöhnlichen Leben sich vorherrschend bedient, von 1836 an alljährlich, mit Ausnahme des Jahrs 1850, entweder eine einzelne Festpredigt oder erbauliche Betrachtungen mit angehängten eigenen Poesien oder eine selbstständige Gruppe von Poesien, die er in seinem Herzen als Geisteskinder gezeugt hatte, bei Fr. Carl Heitz oder bei der Wittwe Berger-Levrault drucken und vertheilte sie in 3—400 Exemplaren an seine Beichtkinder. Die bedeutendsten dieser Gelegenheitsschriften, sofern sie nicht bloß Gesänge, Sonette 2c., sondern geistliche Lieder enthalten, sind folgende:

„Harfenspiel mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern (Coloss. 3, 16.). 3 Hefte. Straßburg, bei Heitz. 1840. 1841. 1842." Hier finden sich 45 fast durchaus auf bekannte Kirchenmelodien gedichtete geistliche Lieder, darunter 12 Festlieder und 17 Psalmlieder (2 weitere über Ps. 80 und 137 erschienen in den von C. W. Krafft, Pädagogen des theologischen Studienstifts zu Straßburg, herausgegebenen „neuen christlichen Mittheilungen").

„Das Vaterunser in Gesängen. Straßb. 1843." (4 Lieder nach Kirchenmelodien.)

„Gold, Weihrauch und Myrrhen. Dem Gnadenkönig und Friedefürsten Jesus Christus dargebracht. Straßb. 1. Heft. 1845. (Dem Andenken seiner ersten 1844 gestorbenen Frau gewidmet.) 2 Heft. Straßb. 1848. (Dem Andenken seiner zweiten 1847 gestorbenen Frau gewidmet.)" Das erste enthält 10, das andere 6 auch zu allgemeinem Gebrauch sich eignende Lieder.

Diese von Liebe und Leiden erzeugten, im gläubigen Herzen empfangenen und vom Geist geborenen Lieder voll Anspielungen, Bildern und Gleichnissen im Geist der Bibelsprache, namentlich die Festlieder, zeichnen sich vor vielen der Neuzeit sehr vortheilhaft aus, und der Liederton eines Gerhard und Schmolke klingt uns auf sehr ansprechende und wohlthuende Weise aus denselben entgegen. Der erstgenannte Dichter ist neben Luther des Dichters Meister und Muster. Vom Kirchenliede hat er ein so hohes Ideal, daß er es nach den Psalmen nur als vom Geist Gottes selbst erreichbar ansieht, weßhalb er selbst in aller Demuth seine Lieder nur als Proben und Stückwerk eines „Lehrlings" und höchstens „Gesellen" will gelten lassen. Dieser Sänger Christi voll deutscher Kraft und Innigkeit,

der sein Leben am liebsten mit Christo in Gott verborgen führt, ist es werth, daß seine edlen Lieder, die seither meist still und verborgen aus dem Glaubensquell seines Herzens geflossen sind, zu weiterer Verbreitung und Geltung gelangen. Wir nennen nur:

„Gnadengeist aus Himmelshöhen" — 1840.
„Gott unser Vater in dem Himmel" — 1843.
„Herr, gieb uns neue Herzen" — 1845.
„Herr, ich weiß die Zeit hier nicht" — 1841.
„Ich sehe, Herr, dein Kreuzbild an" — 1840.
„Im Kreuz ist Ruh!" — 1840.
„O wenn ich Taubenflügel hätte" — 1841.
„Wann schlägt die Erlösungsstunde" — 1840.

Zum Schlusse stehe hier das bezeichnende Sonett mit der Ueberschrift: „Des Sängers Gemüth", welches der Sänger an die Spitze seines Harfenspiels gestellt hat:

Was einsam still mein Herz dem Herrn gesungen,
Ertönt nun laut auch in die Welt hinein.
Mir bleibt die süße Freude, wie die Pein,
Wenn längst des Liedes Töne sind verklungen.
Wie mir das Wort durch Mark und Bein gedrungen:
Dieß weiß der Herzenskündiger allein!
Er stillte mir der Seele brünstig Schrei'n,
Da ich in Thränen seine Lieb' errungen.
Ihm darf ich alle meine Leiden klagen:
Er gießt mir Balsamöl ins wunde Herz
Und schenkt mir Kraft und Trost, mein Kreuz zu tragen;
Sein Gnadenblick erquickt in Freud und Schmerz
Und zieht den Geist, in Leid- und Wonnetagen,
Im Licht der Hoffnung gläubig himmelwärts.

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Döring, Carl August, geb. 22. Jan. 1783 zu Mark-Alvensleben, einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg. Hier lebte sein Vater als Oberförster und hier war es auch, daß er, bis in sein dreizehntes Jahr bloß die Dorfschule besuchend, in sinniger Einsamkeit oder nur im Umgang mit zwei liebevollen Schwestern und unter dem wohlthätigen Einfluß einer zärtlich treuen Mutter, an deren kindlich frommem Gemüthe der erste Funke der später in und aus ihm lodernden himmlischen Flamme sich entzündete, heranwuchs. 1796 brachte ihn sein Vater nach Magdeburg, wo er fünf Jahre lang zuerst die Altstädter Bürgerschule und dann das Pädagogium des Klosters „unserer l. Frauen" besuchten. Sein Vater, der schon längere Zeit pensionirt war, konnte ihn nur kärglich unterstützen und so mußte er sich in seinen Freistunden mit Abschreiben nähren. Doch erweckte ihm der Herr viele mitleidige Seelen und fügte

es, daß er zu dem Schuhmacher Ruben zu wohnen kam, in dessen Haus Leute, die sich zur Brüdergemeine in dem benachbarten Gnadau hielten, zu regelmäßiger Privaterbauung sich versammelten. Er bekam durch die vorlaufende und bewahrende Gnade des Herrn dadurch manchen guten Eindruck auf sein junges Herz und trug, als er im J. 1801 von Magdeburg nach Halle zog, um dort Theologie zu studieren, das Lob eines fleißigen und vortrefflichen Schülers davon. Die Theologie, welche er nur kalt und trocken auf sehr unerquickliche Weise vortragen hörte, sprach ihn aber gar nicht an, und er widmete sich um so mehr dem Studium der alten Classiker, besonders Homers, so wie der Dichtkunst, in der er sich schon in Magdeburg versucht hatte. Von dem rohen Treiben der übrigen Studierenden hielt er sich ferne und bildete mit mehreren Gleichgesinnten einen kleinen Dichterkreis, in welchem schönwissenschaftliche Gegenstände besprochen wurden. Eine Frucht hievon sind: „Anton Niemeyers und C. A. Dörings Gedichte. Halle 1803.“ Im J. 1804 verließ er die Universität und kam auf die Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, dem er durch seine Gedichte bekannt geworden war, als Hauslehrer zu einem Kaufmann in Waldenburg in Schlesien, im J. 1808 aber wurde er als Lehrer an der Klosterschule Bergen bei Magdeburg angestellt. Dieses Klosterbergen, das 40 Jahre zuvor Lehrs letzte Kraft empfangen hatte (Bd. II., 111) wurde seine geistliche Geburtsstätte. Da traf er nämlich wieder mit seinem alten Schuhmacher Ruben und dessen herrnhutischgesinnten Freunden zusammen, und deren Einfluß führte ihn zunächst in ein eifriges Schriftforschen hinein und mehr und mehr — freilich nicht ohne heftigen Bußkampf — heraus aus aller Anhänglichkeit an Weltbildung und Weltweisheit, die sein nach Wahrheit begieriges Herz doch nie befriedigte, und in das göttliche Leben hinein, daß er das schöne Lied singen konnte: „Ich habe sie gefunden, die längst ersehnte Ruh.“ Männer wie der alte Vater Wunderling in Magdeburg und die beiden Uhle förderten den Neugeborenen und nahmen sich seiner stärkend an. Nun erfaßte ihn selbst aber auch ein so mächtiger Bekehrungseifer, daß er Jedermann Buße predigte und in seinem Liebesfeuer unbedachtsam dreinstürmte, wie er auch einmal in einer Lehrerconferenz dem in ganz anderem Geiste als Abt Steinmez wirkenden Vorsteher der Anstalt in eifriger und starker Rede vorhielt, daß er die Jugend nicht bilde, sondern verbilde und schwere Verantwortung auf sich lade. Als nun im J. 1810 Napoleon plötzlich die Lehranstalt aufgehoben hatte, trat Döring in der

frommen Familie des Baron von Kerstenbrug bei Eisleben als Hauslehrer ein und stiftete hier einen kleinen Verein zur Herausgabe nützlicher Volksschriften. Dieses im Glauben senfkornartig begonnene Werk wuchs bald zu einem mächtigen, viele Früchte tragenden Baume heran — es ist der christliche Verein im nördlichen Deutschland, der allein in Einem Jahre 44,000 Bände unter dem Volke absetzt. Ums J. 1813 hielt er es als Hauslehrer nicht mehr länger aus, er wollte dem Herrn nun ganz dienen. So folgte er denn einem Rufe Knapps nach Halle, wo damals große Militärlazarethe waren, und in diesen gieng er dann trotz des fürchterlichen Fiebers, das darinn wüthete, vom Morgen bis zum Abend mahnend, strafend, tröstend umher, ob er nicht die eine oder andere Seele gewönne. Daneben schrieb er, von dem Gedanken ausgehend, daß jeder Stand seine besondere Seelengefahr und aber auch seine besondern Anreizungsmittel zum Seligwerden in sich selbst habe, in körniger, derber Sprache christliche Mahnungen für alle einzelnen Stände und verbreitete sie auf seine Kosten gedruckt auf kleinen fliegenden „Blättchen für alle Stände" in vielen tausend Exemplaren. Dieselbe freie seelsorgerliche Thätigkeit entwickelte er zu Magdeburg, wohin er 1814 zurückgekehrt war und endlich nach längerem Harren seine Sehnsucht, an einer bestimmten Gemeinde wirken zu dürfen, erfüllt sah, indem er im selbigen Jahr noch als Nachmittagsprediger an St. Petri zu Magdeburg angestellt wurde. Namentlich waren es hier die Soldaten, mit ihm von den Lazarethen her bekannt, welche ihn aufsuchten und mit unaussprechlicher Liebe und Dankbarkeit an ihm hiengen. Er nannte sie wohl seine bunte Gemeinde. Ohne sein Zuthun wurde er jedoch schon im J. 1815 an die St. Andreaskirche nach Eisleben als Archidiakonus berufen. Hier, wo er seine neue im geistlichen Tode liegende Gemeinde als ein ernster Missionsreisender zu nicht geringer Verwunderung von Haus zu Haus besuchte und Bibelstunden hielt, gelangen ihm viele Erweckungen und sein Haus wurde der Sammelplatz aller Heilsbegierigen, so daß bis jetzt noch von daher eine Gemeinde der Glaubigen sich in Eisleben erhalten hat. Namentlich war er nun bemüht, durch christliche Volksschriften in seelsorgerischer Weise auf die niedern Stände, besonders auf die Jünglinge aus der arbeitenden Klasse, zu wirken, denn er hatte, seine Zeit verstehend, damals schon es klar erkannt, wie gerade unter den untern Volksklassen von den höhern Ständen aus sich mehr und mehr Unglaube und sittenlose Rohheit in drohender Weise verbreiten. So entstand damals

sein bis in die Ostseeprovinzen Rußlands hinein verbreitetes, reich gesegnetes Büchlein: „Allerlei für allerlei Leser."

Doch auch in Eisleben sollte seine Arbeitszeit nur eine kurze seyn. Er ward schon im J. 1816 von der lutherischen Gemeinde in Elberfeld als Prediger berufen. Hier sollte er denn bis an sein Ende, 28 Jahre lang, des Herrn Werk treiben dürfen. Seine Predigten, von welchen im J. 1832 eine Sammlung „über das innere Leben der Glaubigen" erschien, waren ganz schlichte, einfache, meist ruhig gehaltene, praktische Anwendungen des Textes, denn er war der Ansicht, man könne nicht einfach genug predigen, um von Allen verstanden zu werden. Hauptsächlich war er bemüht, auf die Jugend zu wirken. In den ersten Jahren entstand eine förmliche Bewegung unter den Kindern und Kindererweckungen waren sehr zahlreich. Mit Jungfrauen bildete er einen Missionsverein, insbesondere aber zog er die Jünglinge an sich, las mit ihnen Gottes Wort und theilte ihnen, je nach ihrem Seelenzustande, christliche Schriften mit. Es wurde bald ganz gebräuchlich, daß reisende Jünglinge ihn aufsuchten und gewöhnlich nur nach dem freundlichen Pastor fragten, der jedem Reisenden ein Büchlein gebe. So reichte seine seelsorgerliche Wirksamkeit, die stets das Hauptgebiet blieb, in dem er sich bewegte, auch noch weit über Elberfeld hinaus; er sandte Missionare durch ganz Deutschland. In allen christlichen Vereinen war er thätiges Mitglied; Missionssache, Bibelgesellschaft 2c. sahen ihn stets unter ihren Vorkämpfern, und Leute aus allen Weltgegenden wandten sich an ihn mit Anfragen und Bitten. Er war mit Einem Worte lange, bevor der Name dafür aufkam, der Mann der innern Mission, dessen Hauptseufzer zum Herrn der war: „Huldigten doch nah und fern Alle dir, dem besten Herrn!" Auch auf kleinen und größern Reisen mußten ihm Packete von Schriften folgen, die er dann reichlich austheilte. Auf offener Straße pflegte er die Leute anzuhalten; da war ihm Keiner zu schlecht, Keiner zu gut, Alle mahnte er, für ihre Seele zu sorgen. Es ist seinen Begleitern oft angst und bange geworden auf Reisen bei derartigen Gesprächen, wenn er den Leuten mit seinen Reden so ans Herz drang. Er hatte aber auch einen wunderbaren Takt, mit Leuten aus allen Klassen und Bildungsstufen umzugehen und Jeden am rechten Punkte anzufassen, wie denn zugleich auch sein Körper stark und kräftig war, um die vielen Strapazen zu ertragen und unter den mannigfachen gemüthlichen Bewegungen nicht zu erliegen. Dabei war er in seinem ganzen Bezeugen einfach, durchaus

edel, uneigennützig, redlich und schlicht, so daß die Leute unbegränztes Vertrauen zu ihm faßten und vor Allem seine Gemeinde, deren Arme, Kranke und Bekümmerte er stets auf treuem Herzen trug, ihn hoch achtete, ob es gleich auch ihm nicht an Spöttern und Verächtern fehlte. In confessioneller Beziehung suchte er den Frieden und die Vereinigung und begrüßte deßhalb auch das Zustandekommen der Union mit Freuden.

Ueber seiner aufopfernden, rastlos fortgesetzten und immer weiter ausgedehnten Thätigkeit für die Sache des Herrn und das Heil seiner Brüder wurden aber endlich seine sonst starken Körperkräfte verzehrt. Er fieng seit 1838 an Lungenkrankheiten zu leiden an, welche im J. 1843 zu einer Schwindsucht sich ausbildeten. Mit stiller Ergebung gieng er seinem Ende entgegen, sich freuend, bald bei dem zu seyn, nach welchem seine Seele sich sehnte. Keine Furcht des Todes war an ihm bemerkbar.

Nicht furchtbar ist das Grab;
Der Eingang ists zur Höhe,
Zu dir, Herr Jesu Christ,
Wo man in deiner Nähe
Der armen Welt vergißt —

so hatte er ja einst in dem schönen Liede: „Ich folge dir, mein Führer, nach" selbst auch gesungen. In der letzten Nacht, da er sein Stündlein nahe fühlte, war er voll der freudigsten Zuversicht und schlief dann unter stetem Gebete und ohne Schmerzen sanft ein am 17. Jan. 1844. Reichliche Garben aus dem Saamen, den er ausgestreuet, werden an dem großen Erntetage seine treue Arbeit im Ackerfelde des Herrn zeigen.

Döring gehört unter die fruchtbarsten und kirchlichsten Dichter der Neuzeit und in seinen Liedern spricht sich eine edle fromme Gesinnung und warme Liebe zum Erlöser, so wie Sprachgewandtheit und Fertigkeit im Gebrauch des Reims aus. Gewöhnlich hat er seine Morgenstunden zu dichterischen Arbeiten benützt. Aber er hat seine Lieder meist zu schnell gemacht und mit zu wenig Strenge gegen sich selbst die letzte Feile nicht an sie gelegt und auch zu viel produzirt. So sind manche derselben zu monoton und farblos geworden. Am meisten Aehnlichkeit hat er als Dichter in Bezug auf Geistesrichtung und Manier mit Lavater, nur daß er denselben an Stärke der Empfindung noch übertrifft. Außer der religiösen Gedichtsammlung, die er schon als zwanzigjähriger Jüngling in Halle erscheinen ließ (s. oben), gab er heraus: „Christliche Gesänge. Halle 1814." — „Christliches Hausgesangbuch. 1. Thl. 1821. (2. Aufl. 1825.) 2. Thl. 1830.", worinn größtentheils seine

eigenen Lieder, viele auch nach den holländischen Dichtern da Costa und van Alphen, enthalten sind. — „Christlicher Hausgarten. Poetischer Theil. Elberfeld 1831" — nur seine eigenen Gedichte und Lieder enthaltend, die er seit 30 Jahren gedichtet und zum Theil schon in den frühern Sammlungen mitgetheilt, nun aber vielfach verändert hatte. Neben Kirchenliedern finden sich hier eine Menge Denkverse, Elegien, Episteln, Oden und Sonette, zu welch letztern er ganz besonders Vorliebe und Geschick hatte. Vom J. 1830—1834 gab er auch, um Leuten von besserem Geschmack wider das viele schädliche Lesen etwas Gutes in die Hand zu geben, ein „christliches Taschenbuch" — gleichfalls mit Liedern geschmückt — heraus.

Unter seinen Kirchenliedern, auf welche er den Haupttheil seiner Dichterkräfte wandte, von welchen er aber aus Mangel an Zeit leider nicht mehr eine Auswahl der besten selbst liefern konnte, sind manche in die neuern Kirchengesangbücher, z. B. in das Hamburger (5), Elberfelder ꝛc., übergegangen. In den Rheinlanden ist seither wohl kaum ein christliches Fest gefeiert worden, wo man nicht ein Döring'sches Lied mitgesungen hätte. Folgende mögen hier außer den bereits genannten noch erwähnt werden:

„Ach! für wen hast du gezittert."
„Bedenk es, Herz, daß er dein Heil"
„Christen! zündet an im Herzen."
„Dein Tempel soll, mein Gott, ich werden."
„Deine Lieb' ist ohne Ende."
„Du bist so gut, du bist so nahe."
„Jauchze, Seele, dem entgegen."
„In sel'ger Sabbathstille."
„Kirche Christi, breite, breite."
„Seele, Seele, schwinge dich."
„Seele, willst du selig ruh'n."
„Sey getreu und weiche nicht."
„Taufe mich mit deiner Taufe."
„Wär' ich still doch immer."
„Wir fleh'n um deine Gnade."

(Quellen: Lebensgeschichte C. A. Dörings. Herausgegeben von der Traktatgesellschaft im Wupperthale. Barmen 1848. — Dörings Gedächtnißfeier. Elberfeld 1845.)

Eyth, Dr., Eduard, der schwäbische Sänger, wurde geb. 2. Juli 1809 zu Heilbronn, wo sein Vater, M. Gottlieb Friedrich Eyth, dessen einziges Kind er ist, als verdienter Lehrer der alten Sprachen am Obergymnasium jetzt noch angestellt ist. Von ihm bis zu seinem vierzehnten Jahre trefflich vorbereitet, trat er im Herbst 1823 in das niedere theologische

Seminar zu Maulbronn, wo er stets als der talentvollste Schüler den ersten Platz behauptete. Vom Herbst 1827—1831 studierte er im theologischen Stift zu Tübingen so angestrengt, daß er sich ein heftiges Augenleiden zuzog. Damals schon machte er sich durch classisch gehaltene griechische Gedichte bekannt, die unter dem Titel erschienen: „Hilarolypos. Tübingen 1831.", wie er denn auch neuerdings eine sehr gelungene, fließende und geschmackvolle metrische, streng der alten Prosodie angepaßte Uebersetzung von Sophokles „König Oedipus. Stuttg. 1851." geliefert hat. Nach einer Reise in die Schweiz und durch Norddeutschland, wo er sich im J. 1834 zu Berlin aufhielt, wurde er 1835 Oberpräzeptor in Kirchheim unter Teck, wo er mit A. Knapp, der damals dort als Diakonus stand, noch über ein Jahr zusammen war und Bahnmaier (S. 304) zum Vorgesetzten hatte. Auf dieser Stelle trat er im J. 1837 voll Sachkenntniß und edler Freimüthigkeit als Kämpfer für die christliche Bildung in den gelehrten Schulen und als entschiedener Gegner gegen die übertriebene Bevorzugung der alten Classiker und ihres Heidenthums auf in der Schrift: „Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter. Bd. 1. 1838. Bd. 2. (Apologie des ersten.) 1840." Er verlangte darinn für die Wiedergeburt dieser Schulen unter Anderem namentlich auch das, daß die Bibel mit mehr Zeitaufwand und größerer Anregung des noch so empfänglichen Gemüths, also auch mit Gebet, gelesen und eine Chrestomathie von Stücken aus der Geschichte des Reichs Gottes, in die classischen Sprachen übertragen, eingeführt werden solle. Zu gleicher Zeit mit diesen Schulreden und in genauer Beziehung zu denselben, um nämlich die vielfach verkannte Ehre der biblischen Poesie gegenüber der allzuhoch gepriesenen classischen aus dem Griechen- und Römerthume zu vertheidigen, ließ er edle Früchte seiner Dichtergabe unter dem Titel erscheinen. „Harfenklänge aus dem alten Bunde. Basel 1838.", worinn er ein episches Stück von 42 Nummern — eine metrische Bearbeitung der Jugend Davids —, eine freie poetische Ueberarbeitung von 50 Psalmen und 100 gereimte biblische Gnomen nach Salomo und Sirach mittheilt. Er wollte empfängliche Herzen damit auf den Werth der h. Schrift aufmerksam machen, damit sie von der Nachbildung zum Vorbild, vom Buchstaben zum lebendigen Geiste und durch diesen Geist zum Herrn gelangen. Bald nach seiner Anstellung in Kirchheim hatte er sich vermählt mit Julie Capoll, einer Tochter des verstorbenen Oberzollverwalters in Heilbronn,

von welcher seit 1845 in jedem Jahrgang der Knapp'schen Christoterpe jene geistreichen, christlich feinen und christlich wahren Sentenzen unter dem Namen: „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten. Mitgetheilt — nicht von ihr selbst." erschienen sind. Sie fanden so vielen Anklang allerwärts, daß sie nicht nur im J. 1852 als ein Ganzes zusammengedruckt und in einem besondern Band ausgegeben wurden, sondern auch bereits eine holländische Uebersetzung von dem Amsterdamer Prediger Lublink-Weddick und neuerdings sogar eine schwedische Uebersetzung davon erschienen ist. Nur wider den entschiedenen Willen beider Ehegatten, die im Geiste völlig Eins sind, ist das Geheimniß der Autorschaft durchbrochen; die Verfasserin tröstet sich darüber nur damit, daß ihre körperlichen Leiden sie in der tiefsten Einsamkeit zurückhalten, in welcher sie doch eigentlich ein Asyl gegen aller Welt Urtheil habe.

Eyth wurde nämlich im J. 1841 als Professor an das niedere theologische Seminar zu Schönthal, das einsam mit seinen Klostergebäuden im stillen Jaxtgrunde steht, berufen. Beim Geschichtsunterricht, den er an dieser Lehranstalt zu geben hat, wendet er das Reventlow'sche System mit gutem Erfolg an, wovon seine „mnenonischen Geschichtstafeln. 1844 und 1845." Zeugniß geben. Hier trat er nun, nachdem er außer jenen Harfenklängen auch einzelne Beiträge in die Christoterpe, Jugendblätter, schweizerische evangelische Kirchenzeitung und in den Theophilus geliefert hatte, in größerem Maaße als Dichter hervor durch Herausgabe seiner im Lauf der letztvorangegangenen sechzehn Jahre entstandenen „Gedichte von E. Eyth. Stuttg. 1843.", wovon im J. 1851 eine zweite vermehrte Auflage erschienen ist. Als ein Meister in der dichterischen Form führt er in diesen die Mitte zwischen christlichen und edleren profanen Gedichten haltenden Dichtungen wahrhaft dichterische Bilder in fließenden, reinen Reimen uns vor Augen. So vielfach darinn auch weltliche Gegenstände und Verhältnisse des äußern Lebens in körnigter, gemüthlicher, volksthümlicher und heiterer Weise besprochen sind, so geschieht doch das Alles im Geiste Christi und in dem Bestreben, daß des Herrn Name gepreiset werde in allen Landen und Gesellschaften, in allen Bestrebungen und Dingen. Verfechtung des christlichen Prinzips war ihm dabei ausgesprochenermaßen die Grundtendenz. Für das eigentliche Kirchenlied findet sich in diesen Poesien des geistreichen, vorherrschend dem Epischen zugewendeten Dichters nichts. Nicht ohne Bedeutung sind aber hiefür die lyrischen Gedichte, die er in freier

Ueberarbeitung von 50 Psalmen in den obengenannten „Harfenklängen" vom J. 1838 mittheilt. Zu dem 29. Psalmen, „die Stimme Gottes", hat sein Freund und Landsmann, der frühere Mitgenosse des theologischen Stifts zu Tübingen, Louis Hetsch, Musikdirektor in Mannheim, eine schöne Composition geliefert. Als Psalmlieder sind besonders namhaft zu machen:

„Der du auf lichten Thronen sitzest" — Ps. 139 — (von Knapp und Schneider mitgetheilt).
„Ich flehe gedrückt von der Sünde Fluch" — Ps. 51.
„Wir zieh'n den Lebensweg hinaus" — Ps. 126.

Feldhoff, Friedrich August, geb. 1800 zu Elberfeld, wo sein Vater Kaufmann war. Nachdem er in Heidelberg seine theologischen Studien vollendet hatte, wurde er 1825 lutherischer Prediger zu Nymwegen in Holland und 1830 Pastor in Wupperfeld im Wupperthale. Er war im innersten Herzensgrund ein Zeuge Jesu Christi und seine ganze Erscheinung eine überaus liebenswürdige. In seinen letzten Jahren hat er sich ganz in theosophische und apokalyptische Studien vertieft, so daß er von einer mächtigen Sehnsucht nach der Vollendung des Reichs Gottes und nach seiner eigenen Vollendung ergriffen ward, wie er einmal auch in sicherer Ahnung seines baldigen Heimgangs gesungen hat:

Hilf mir dieses Lebens Plagen
Glaubig, liebend, hoffend tragen,
Bis dein Ruf (ich hoffe bald)
Mir: „Nun komm!" entgegen schallt.

Und so geschah es. In der besten Kraft seines Lebens ward er im J. 1846 von seiner Wirkungsstätte in Wupperfeld in die ewige Heimath abberufen.

Recht innige, liebliche Lieder voll entschiedenen Christenglaubens finden sich unter seinen „christlichen Gedichten. Zwei Bändchen. Barmen 1840." Knapp hat eilf derselben in seinen Liederschatz aufgenommen. Die namhaftesten sind:

„Christus ist gekommen."
„Hinan, hinan! — ermüde nicht!"
„Oft mit heiligem Erglühen."

Fink, Dr., Gottfried Wilhelm, geb. 7. Merz 1783 in Stadt-Sulza an der Ilm unterhalb Jena, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser starb, da er erst ein Knabe von sieben Jahren war, aus Gram über den in Folge vieler Unglücksfälle eingetretenen Verlust seines Vermögens, worauf ihn nebst der Mutter und zwei Brüdern die Großmutter zu sich nahm. Er machte auf der Stadtschule zu Naumburg unter dem Rektor Fürstenhaupt seine Vorstudien zur Universität. Damals schon fieng er

an, Lieder zu dichten und zu componiren, ja er setzte bereits Motetten und ganze Kirchenstücke, welche gute Aufnahme fanden. Der berühmte Cantor Greßler hatte den Grund zu seiner musikalischen Bildung gelegt. Wegen seiner ausgezeichneten Sopranstimme hatte er auch in seinem fünfzehnten Jahre eine Concertistenstelle im Chor der lateinischen Stadtschule erhalten. Von 1804—1809 studierte er sofort auf der Universität Leipzig Theologie, trieb aber daneben mit gleichem Eifer Musik und Dichtkunst. In diese Zeit fallen auch seine meisten Liedercompositionen, wozu er die Texte selbst gedichtet hat. Vom J. 1811—1816 predigte er dann für den erkrankten Pastor Petiscus als der erste Lutheraner, der Zollikofers Kanzel betrat, an der reformirten Kirche zu Leipzig. Er war bald der Liebling Aller. Eine lutherische Predigerstelle nahm er aber aus Gewissenhaftigkeit nicht an, obgleich ihm als beliebtem Prediger neunmal eine solche angetragen wurde. Er wollte nicht auf die symbolischen Bücher schwören. Mit allem Eifer widmete er sich vielmehr der Leitung einer von ihm 1814 gegründeten Erziehungsanstalt. Im J. 1827, zwei Jahre bevor er von der Leitung dieser Anstalt zurücktrat, übernahm er die Redaktion der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung, deren Mitarbeiter er lange zuvor schon gewesen war, und beherrschte auf diese Art bis zum J. 1846, wo er die Redaktion niederlegte, den größten Theil der musikalischen Kritik, wie er denn auch neben einigen größern Werken über die Geschichte der Musik und ein System der musikalischen Harmonielehre (1842) alle musikalischen Artikel zur achten Ausgabe des Brockhausenschen Conversationslexikons und zu Ersch und Grubers Encyclopädie geschrieben hat. Er starb als Lehrer der Tonkunst an der Universität zu Leipzig nach einer Besuchsreise, die er kurz zuvor nach Halle gemacht hatte, am 27. August 1846. Er war mit zwei Schwestern Charlotte und Henriette Nicolai verheirathet. Die erste starb bald, nachdem er sich 1814 mit ihr vermählt hatte. Manche Ehren und Freuden, aber auch schwere Prüfungen waren ihm zu Theil geworden — ein Mann voll Anspruchslosigkeit und oft mißbrauchter Gefälligkeit.

Als geistlicher Dichter machte er sich vornämlich in seinen jüngern Jahren bemerklich durch die „himmlischen Andachten in christlichen mehrstimmigen Liedern", deren erstes Heft 1811, deren zweites und drittes aber 1814 erschien. Im letztern Jahre versuchte er auch, ein „Kindergesangbuch" zu dichten und zu componiren, wovon ein Heft mit zehn Liedern erschien, dem dann 1815 ein zweites mit eben so vielen Liedern

nachfolgte. Im J. 1834 und 1835 erschienen noch von ihm „neue häusliche Andachten in drei- und vierstimmigen Liedern und Gesängen." Knapp, der ihn einen „warmen, herzlichen Dichter" nennt, nahm sechs seiner Lieder in den Liederschatz auf, mehrere giengen auch in das Schulgesangbuch für Schulpforta von Professor Lange und sogar in das jüdische Gesangbuch für Hamburg über. Manchmal klingt aus denselben der alte, körnigte, einfache Kirchenliederton entgegen. Wir nennen folgende:

„Ach! wohin sollt ich mich wenden."
„An Gottes Güte will ich denken."
„Noch ist es Nacht auf Erden."
„So geh ich denn mit gutem Muth."

(Quellen: Leipziger allgemeine musikalische Zeitung. 1846. Nr. 38. S. 639–643 — mit seinem Bildniß.)

Franz, Luise Antoinette Eleonore Constanze Agnes, geb. 8. Merz 1794 zu Militsch in Schlesien, wo ihr Vater Regierungsrath war. Von ihrer edlen Mutter, die seit 1801 zur Wittwe geworden und nach Steinau gezogen war, empfieng sie die religiöse Grundlage, auf welcher ihr ganzes inneres Leben ruhte. Schon als Schülerin fieng sie zu dichten an und wuchs in blühender Gesundheit heiter heran. Da erlitt sie in ihrem dreizehnten Jahre durch den Umsturz eines Wagens einen schweren Fall, wodurch jahrelange körperliche Leiden ihr beschieden waren. Als nun mitten unter diese Leiden hinein auch die heilig ernste Zeit ihrer Confirmation kam, so wandte sich ihr Geist der innern und höhern Welt zu. Sie sagt es selbst, wie Gott ihr damals für das zerstörte äußere Lebensglück zuerst den innern Born einer Glückseligkeit erschlossen habe, der durch die später aus ihm entsprungenen Segnungen den Verlust mancher Jugendfreuden weit überwogen habe. Mit Bezug darauf singt sie in ihrem „Erwachen" betitelten Liede: „Wer bin ich, daß mit Himmelsfrieden du mein erkranktes Herz umfängst?" also:

Der Seele und des Leibs Gebrechen,
Wie schrecken sie den eig'nen Blick?
Und dennoch strömt in Lebensbächen
Durch beide nie empfund'nes Glück.
Welch Kämpfen in des Herzens Tiefen!
Gerecht wär Trauer mir und Pein,
Doch ist's, als wenn es Engel riefen:
„Frohlocke! Gott zieht bei dir ein."

Als die Mutter, die mit ihr später auch in Schweidnitz und auf dem Rittergut Oberarnsdorf wohnte, von wo sie seit 1815 mehrere größere Dichtungen ausgehen ließ, im J. 1822 gestorben war, begab sie sich zu einer am Rhein mit dem Hauptmann v. Rekowski verheiratheten Schwester,

bei der sie sich vier Jahre lang theils in Wesel, theils in Siegburg bei Bonn unter manchen schweren Prüfungen, aber zum Segen ihrer Umgebung aufhielt. In ersterem Orte war sie Vorsteherin eines Jungfrauenvereins und Gründerin einer Arbeitsschule für arme Mädchen. Dann zog sie 1826 mit der Schwester und deren krankem Gatten nach Brandenburg an der Havel, wo sie bis zum Herbst 1837 in inniger Geistesgemeinschaft mit dem glaubigen Prediger W. Neuenhoff (s. u.) und dem Domprediger Schulze ihr wohlthätiges Wirken, so wie ihre schriftstellerischen Arbeiten fortsetzte. Hierauf zog sie mit der zur Wittwe gewordenen Schwester nach Breslau, wo sie Vorsteherin der Armenschule wurde und sich der verlassenen und verwaisten Kinder aufs Eifrigste annahm. Als eine jüngere verwittwete Schwester mit Hinterlassung von vier Waisen im J. 1840 starb, übernahm sie mit der ihr eigenen Aufopferungsfähigkeit die Erziehung derselben. Dieß gieng aber über ihre schwachen Kräfte und eine brustbeklemmende Krankheit drohte je länger je mehr dem Leben der durch die reinste Herzensgüte und edelste Frömmigkeit ausgezeichneten Jungfrau ein Ende zu machen. So starb sie denn auch an einem Herzübel zu Breslau am 13. Mai 1843.

Ihre Dichtungen, selbst die weltlichen, sind voll sittlichen Ernstes und zeugen von dem Bestreben, Allem eine religiöse Seite abzugewinnen. Doch vermißt man in ihnen, so innig und gemüthvoll religiös sie sind, das tiefere Eindringen in die christlichen Grundwahrheiten, wie sie denn auch mit zu viel poetischer Ziererei geschmückt sind. Eine reiche Anzahl ihrer religiösen Dichtungen findet sich in ihren „Gedichten. 2 Thle. Hirschberg 1826. 2. Aufl. 1. Sammlung. Essen 1836. 2. Sammlung 1837.“ Von denselben erschien mit Weglassung der weltlichen Gedichte eine holländische Uebersetzung: „Gotsdienstige Harptokkelingen — door A. van der Hoop. Rotterdam 1837.“ Von ihr erschienen auch: „Gebete für Kinder (Gedichte). Essen 1838.“ und ein „Andachtsbuch für die Jugend reiferen Alters. Enthaltend (poetische) Gebete für junge Christen vor der Zeit ihrer Einsegnung und nach derselben. Essen 1838.“ Zu ihren besten und verbreitetsten Liedern gehören:

„Es prangen Haus und Garten“ (Pfingstlied).
„Ich suche dich von ganzem Herzen“ (Gebet).
„Köstlich ists, dem Herrn vertrauen.“
„Kommt, die ihr matt und müde“ (Abendlied).

(Quellen: Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1843. 1. Thl. S. 426—431. — Lebensskizze von Agnes Franz mit ihrem Bildnisse.

Breslau 1846. — Ihr „literarischer Nachlaß" wurde herausgegeben von Julie v. Großmann. Berlin 1844. 3 Bde.)

Freudentheil, Dr., Wilhelm Nikolaus, geb. 5. Juni 1771 zu Stade in Hannover, wo sein Vater, Gottlieb Christoph Freudentheil, als Kaufmann lebte. Beide Eltern — die Mutter war eine geborene Kuhnemund — gehörten der jüdischen Religion an. Sein jüngerer Bruder ist der in den Hannoverischen Verfassungskämpfen sich bemerklich machende Advokat in Stade. Er besuchte seit Ostern 1778 das Gymnasium seiner Vaterstadt, von 1786 an das Johanneum in Hamburg und bezog dann an Ostern 1789 die Universität Göttingen, um unter Plank, Eichhorn, Spittler, Heeren 2c. Philosophie und Theologie zu studieren. Von der Universität aus, wo er mehrere gelungene Preisschriften geschrieben hatte, kam er an Michaelis 1792 als Lehrer der alten Literatur und Geschichte an die Wichmann'sche Erziehungsanstalt in Zelle. Dann folgte er 3. Okt. 1796 einem Ruf als Subrektor nach Stade, ward daselbst 1805 Conrektor und 1809 Rektor und Nachfolger seines frühern Lehrers Ruperti. Hier mußte er im Herbst 1813 bei dem Bombardement der Küsten plötzlich seine Amtswohnung verlassen, weil sie die Franzosen mit der Einäscherung bedrohten. Um Michaelis 1814 kam er dann, nachdem er zuletzt noch interimistischer Garnisonsprediger in Stade gewesen war, als Pastor nach Mittelkirchen im alten Lande, wurde aber schon am 7. April 1816 als Diakonus an die St. Nikolaikirche nach **Hamburg** berufen. Dieser Stadt, in der er seine Gymnasialbildung erhalten hatte und die er deßhalb auch stets als seine zweite Vaterstadt betrachtete und gewöhnlich nur seine „Pflegerin Hammonia" nannte, hatte er, gewohnt, auch in der Ferne Freude und Leid mit ihr zu theilen, im J. 1814 das Gedicht: „Hamburgs Nacht und Morgenröthe" zugesungen. Das gewann ihm alle Herzen und trug hauptsächlich zu seiner Berufung als Prediger Hamburgs bei. Von da an ist er nun in Hamburg bei jeder frohen und traurigen Begebenheit Gelegenheitsdichter im edelsten Sinne des Wortes gewesen und verwaltete daselbst in einer ununterbrochenen Reihe von 37 Jahren, selbst noch als hochbetagter Greis, in großer geistiger und körperlicher Thätigkeit das Predigtamt. Er wurde später Archidiakonus an St. Nikolai und auch nach Eckermanns Tod am 21. Juni 1828 zum Pastor am h. Geist erwählt. Am 21. Juni 1841 erhielt er als gründlicher Gelehrter von Göttingen das theologische Doktordiplom zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit in Ham=

burg, das Jahr darauf aber hatte er das jammervolle Unglück des großen Brandes in Hamburg zu erleben, wobei er nicht bloß seine Nikolaikirche, sondern auch seine Pfarrwohnung sammt Mobiliar und Bibliothek eine Beute der Flammen werden sah. Er hat das in einem rührenden, trefflichen Klaggedichte besungen. Am 3. Okt. 1846 feierte er mit seiner ihm noch rüstig an der Seite stehenden Frau, der Tochter des Hannoverischen Predigers und frühern Conrektors der Bremischen Domschule, Lülmann, nebst der goldenen Hochzeit sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, wobei er selbst die nachher gedruckte Jubelpredigt hielt und großer Theilnahme sich erfreuen durfte, denn er war ein allgemein verehrter und geliebter Mann, der bei der Milde und dem Wohlwollen, die ihn auszeichneten, keinen Feind hatte — ein liebenswürdiger Greis von sokratischer Heiterkeit und classischer Bildung, den theologischen Parteiungen abgeneigt. Humanität in dem Sinne, in welchem Herder dieses Wort ausgeprägt hat, war der eigentliche Stempel seines Wesens. Am Morgen des 6. Merz 1853 hatte er noch als Seelsorger Worte der Ermahnung gesprochen, am Nachmittage sich noch seiner Enkelinnen gefreut — Professor Hinrichs ist sein Schwiegersohn —, als am Abend im Kreise der Seinen der Ruf des Todes an ihn ergieng, der nach wenig Stunden, am Morgen des 7. Merz 1853 ihn schmerzlos vom Glauben zum Schauen hinüberführte.

„Gedichte" weltlichen Inhalts erschienen von ihm zu Hannover im J. 1803 und in zweiter vermehrter Ausgabe zu Hamburg im J. 1831. Namentlich in Gelegenheitsgedichten, Festcantaten ꝛc. ist er ein wahrer Meister. Selbst in seinem hohen Älter hat ihn die Muse noch nicht verlassen. Erst im September 1851 dichtete er für den in Hamburg versammelten Gustav-Adolphs-Verein ein Lied, das am Festtage gesungen wurde — es war sein Schwanengesang. Seine geistlichen und kirchlichen Lieder erschienen zerstreut in „Evers Sammlung geistlicher Lieder. Hamb. 1817.", in Vaters „Jahrbuch für häusliche Andacht", in Böckels Predigeralmanach und, ihrer siebenzehn an der Zahl, im neuen Hamburger Gesangbuch vom J. 1843, für dessen Gestaltung er hauptsächlich als Mitglied der hiefür von 1832—1842 thätig gewesenen Gesangbuchscommission in charakterbildender Weise vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus thätig gewesen ist (s. u.). Von denselben sind erwähnenswerth:

„Auf, zu frommer Feier nach Gethsemane" (1842).
„Der Vater kennt dich, kenn auch ihn" (1829) — W. G. Nr. 43.

„Kämpfend soll ich leben, sterben" (1842).
„Meine Seele, bete, Gottes Heil ist nah" (1842).

(Quellen: Dr. Schröders Lexikon der Hamb. Schriftsteller. 1853. — Handschriftliche Nachrichten von Dr. Geffken.)

Gebauer, Dr., Christian August, geb. 28. August 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachsen. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Collaboratur an der Fürstenschule zu Meißen, deren Schüler er selbst auch gewesen war, kam dann als Institutslehrer nach Cöln und von da im J. 1828 als Professor nach Bonn, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, indem er als Erzieher des Prinzen von Wittgenstein berufen wurde. Hierauf zog er sich mit dem Titel eines russischen Hofraths als Privatgelehrter nach Mannheim und von da nach Tübingen zurück. Hier lebte er seit mehr denn zwanzig Jahren ganz still und zurückgezogen, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt — ein freundlicher, besonders gegen Kinder gar liebreicher Mann. Für dieselben hat er auch unter der Namensverwandlung „Rebau" manches lehrreiche Buch zugerichtet. Das J. 1848 brachte ihm schwere Nahrungssorgen, die er trotz seines wirklich rührenden Fleißes nicht mehr ganz zu heben im Stande war. Dazu kamen dann auch noch manche körperliche Leiden. Er trug aber diese mannigfachen Kümmernisse mit christlicher Geduld und sah mit Ruhe und Fassung seinem Tode entgegen, der ihn dann am 18. Nov. 1852 von noch größeren Nöthen, die ihm in nächster Zukunft drohten, und von allem Uebel erlöste.

Für die Hymnologie hat er Beiträge geleistet durch die Sammelwerke: „Dr. M. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Leipz. 1827." — „Simon Dach und seine Freunde. Tüb. 1828." — „Erbauliches und Beschauliches, aus G. Tersteegen ausgewählt. Stuttg. 1845." — „Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder und Sprüche von Spee, Angelus Silesius und Novalis. Stuttg. 1845." Als geistlicher Liederdichter hat er sich mehr in den Vorhallen des christlichen Lebens und Glaubens bewegt, und obgleich seine Lieder durch ihre fromme, gemüthliche Einfachheit sehr ansprechen, sind sie doch zu sehr in die moderne Sprache gekleidet. Schon im J. 1814 gab er „geistliche und weltliche Gedichte" heraus, von welchen 1821 die vierte Auflage erschien. Dann folgten seine „Blüthen religiösen Sinnes. Elberfeld 1819. 2. Aufl. 1828." und zuletzt: „christliche Gedichte. Mannheim 1843.", welche eigentlich die dritte vermehrte Auflage der „Blüthen" sind. Knapp nahm zwei recht schöne Lieder von ihm in den Liederschatz auf. Zu nennen sind:

„Da steh ich wieder stille."
„Du, liebster Vater, führtest mich" (Knapps Liederschatz).
„Erhalte, Herr, durch deinen Geist."
„Noch geht der Weg hienieden" (Knapps Liederschatz).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

v. Grüneisen, Dr., Carl, geb. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo sein Vater, der erste Herausgeber des Morgenblatts, Oberregierungsrath war († 1831). Männer wie Dannecker, Cotta, Haug, Joh. Gottfried Müller waren als die Freunde seines Vaters oft in seinem elterlichen Hause, und so ward frühe schon in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und zur Poesie erweckt. Im J. 1819 trat er vom obern Gymnasium zu Stuttgart in das theologische Seminar zu Tübingen über und besuchte dann im J. 1823 Berlin, um Schleiermacher zu hören, mit dem er in genauen Geistesverkehr und persönlichen Umgang trat. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er im J. 1825 als dreiundzwanzigjähriger Jüngling zum Hofkaplan und Feldprediger der Königl. Garden zu Stuttgart ernannt, zu welchem Amte ihm im J. 1831 auch die Inspektion der Stuttgarter Volksschulen übertragen wurde. Er vermählte sich mit einer Tochter des berühmten Mathematikers, M. Joh. G. Fr. Bohnenberger, Professors zu Tübingen, die er aber nach zwanzigjährigem, mit Fried und Freud gesegnetem Ehebund im Herbst des Jahrs 1845 zu Grab geleiten mußte. Nach d'Autels Tod wurde er im J. 1835 Hofprediger, Oberconsistorialrath und Feldprobst, und das Jahr darauf erwählte ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zum Doktor der Theologie, nachdem er zuvor schon Mitglied der dortigen historisch-theologischen Gesellschaft geworden war. Im J. 1846 wurde er zum Oberhofprediger ernannt. Seine Wirksamkeit als Prediger hat er erprobt durch die von ihm herausgegebenen „Predigten, gehalten in der Hofkirche. Ein vollständiger Jahrgang ausgewählter Sonn- und Festtagspredigten. Stuttg. 1842." Besonders machte er sich auch auf dem Gebiete der Kunstästhetik durch mehrere treffliche Schriften und Abhandlungen, z. B.: „Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch. Stuttg. 1828." — „Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipz. 1833.", bekannt, wofür ihn im J. 1845 die Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitglied erwählte. Er hat durch solche Schriften das tiefere Verständniß der christlichen Kunst sehr wesentlich gefördert. Auf dem Gebiet der weltlichen Poesie steht er mit Schwab als ein edler Genosse der schwäbischen Dichterschule da. Eine Sammlung seiner jugendfrischen

Dichterblüthen gab er heraus unter dem Titel: „Lieder von C. Grüneisen. Stuttg., bei Cotta. 1824." Mit Recht wird an denselben „die leichte anmuthige Form, dichterische Phantasie und Tiefe des Gefühls" gerühmt. Einige Proben geistlicher Lieder finden sich im zweiten Jahrgang von Friederichs Selitha (1831), z. B. das schöne Jesuslied: „Du theures Wort, dem Kraft und Leben." Wie einst der Hofprediger Eberh. Ludw. Fischer (s. Bd. II. S. 206) zum Würt. Landesgesangbuch von 1741, so hat auch er zum neuesten Würt. Gesangbuch einige Beiträge, namentlich ein im kirchlichen Styl gehaltenes Lied auf das Geburtsfest des Königs, geliefert:

„Preis, Ehr und Lob sey dir" — W. G. Nr. 525 —

und ein Abendmahlslied:

„Jeder Tag hat seine Plage" — W. G. Nr. 259.

Er gab auch heraus: „Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern. Stuttg. 1846. 3. Aufl. 1853.", welches für die sechste Woche von ihm verfaßte Gebete im Anschluß an das Vaterunser enthält.

Namentlich aber auch auf dem Gebiet der Hymnologie hat er große Thätigkeit entwickelt. Durch die im Seitherigen öfters erwähnte Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. Stuttg. 1838." (s. u.) hat er nicht nur eine richtigere Auffassung des Kirchenlieds überhaupt, sondern insbesondere das Zustandekommen des Würt. Gesangbuchs wesentlich gefördert. Als Mitglied des Consistoriums war er auf der im J. 1841 versammelten Gesangbuchssynode für Abfassung desselben mit Geist und Wort thätig, und seine in der genannten Schrift ausgesprochenen Grundsätze über Auswahl und Fassung der Lieder haben meist den Sieg davon getragen. Eben so großes Verdienst hat er auch als Kenner der edlen „Musika" um das Zustandekommen des 1844 erschienenen neuen Würt. Choralbuchs; er führte den Vorsitz in der hiefür niedergesetzten Commission und wußte trefflich die sich schroff gegenüberstehenden Ansichten zu einigen (s. u.).

Ein noch größerer Wirkungskreis auf die evangelische Gesammtkirche des deutschen Vaterlands hat sich ihm in der neuesten Zeit eröffnet, indem er nicht bloß im J. 1844 als Würt. Abgeordneter bei der wichtigen Versammlung des allgemeinen evangelischen Vereins für die Gustav-Adolphs-Stiftung in Göttingen erschien, sondern hauptsächlich ihm es vergönnt war, die Idee eines festern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen evangelischen Landeskirchen und die Förderung der wahren kirchlichen Interessen anzuregen und auszuführen: wie er denn auch in den ersten

Wochen des Jahrs 1846 als Vertreter der Würt. Landeskirche auf der hauptsächlich durch seine Anregung zu Stand gekommenen großen Berliner Synode thätig war. Dort half er unter Anderem den Beschluß bewirken, daß man eine Reform der Landesgesangbücher vornehmen und sich über eine bestimmte Anzahl Kernlieder einigen sollte, welche hinfort die Grundlage sämmtlicher deutschen evangelischen Landesgesangbücher hauptsächlich zu bilden hätten. Dieß half er denn vollends zu seinem Ziele führen bei der abermals durch seine Bemühungen zu Stand gekommenen und von ihm als Vorsitzenden durch einen Gebetsgottesdienst auf der Wartburg am 3. Juni 1852 eröffneten Kirchenconferenz zu Eisenach.

- **Harms**, Claus, der berühmte „in Zungen redende gewaltige Prediger der Gerechtigkeit", wurde als der Sohn eines Müllers in Süddithmarschen in Holstein im J. 1778 geboren. Nur in der Dorfschule und gelegentlich vom Pfarrer des Orts in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet, stand er bis zu seinem neunzehnten Jahr seinem Vater und nach dessen Tod der Mutter im Müllerberufe bei. Da brachte er es endlich, von einem unabweisbaren Wissensdurst getrieben, dahin, daß er das Gymnasium zu Maldorf und darauf auch die Universität Kiel besuchen konnte. Er machte gute Fortschritte in seinen Studien und übernahm nach deren Vollendung eine Hauslehrerstelle, worauf er im J. 1806 Landpfarrer zu Lunden in Vorderdithmarschen wurde. Hier gab er die in der ganzen Predigtweise der evangelischen Prediger einen Umschwung begründende Winterpostille (1808) und Sommerpostille (1811) heraus, wovon nun im J. 1836 bereits die fünfte Auflage erschienen ist. Während seitdem nach Reinhards Muster der Ton der abhandelnden, gleichmäßig sich fortbewegenden und alles Bildliche und Körnigte vermeidenden Rede auf den Kanzeln vorgeherrscht hatte, fieng nun er als ein Mann des Volkes auf der Kanzel wieder volksgemäß zu reden an, indem er an Sprüchwörter und volksthümliche Liederverse anknüpfte und Bilder aus der Natur zur Unterlage für die zu verkündenden christlichen Wahrheiten machte. Mit Luther schaute er dabei dem Volk auf den Mund und lernte es ihm ab, wie man mit ihm reden müsse. So predigte er gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und sein Vortrag hatte etwas Hinreißendes. Von der Kraft seines Gebets und seiner Rede wird unter Anderem Folgendes erzählt: Einst bat er zur Zeit einer anhaltenden Dürre auf der Kanzel um Regen. Keiner der Anwesenden hatte diesen beim Kirchgange erwartet und Alle, selbst Harms,

waren nicht wenig überrascht, als die schweren Tropfen plötzlich an die hohen alten Kirchenfenster klopften. Tief ergriffen und erblaßt schwieg er einige Sekunden, anscheinend lauschend, und rief dann mit gedämpftem, immer mehr anschwellendem Tone: „Horch, liebe Gemeinde! der Herr hat dich erhört, der Herr geht über dir einher und seine Fersen triefen von Segen.“ Ein andermal begann er eine Bußtagspredigt mit den gewaltigen, tief einschneidenden Worten: „Nicht cantate, wie am vorigen Sonntag, nicht jubilate, wie am zukünftigen, sondern ejulate, weinet und wehklaget! ist dein heutiger Text, liebe Gemeinde.“ In Lunden hatten übrigens seine Predigten noch etwas Alttestamentliches; strenge Forderung getreuer Pflichterfüllung machte er vorherrschend mit wahrhaft sittlichem Ernst geltend. Er ist hier mehr noch der bloße Supranaturalist. In Kiel aber nun, wohin er im J. 1816 als Archidiakonus befördert wurde, drang er mehr und mehr in die Tiefe der christlichen Erkenntniß ein und der positive Gehalt des Christenthums wurde sein innerstes Lebenselement. Das geschah so in Folge des gewaltigen Streits, in welchen er durch die zur Reformationsfeier herausgegebene Schrift verwickelt wurde: „Das sind die 95 Theses oder Streitsätze Dr. Luthers theuren Andenkens, zum besondern Abdruck besorgt und mit andern 95 Sätzen als mit einer Uebersetzung aus 1517 in 1817 begleitet. Kiel 1817.“ In diesen Sätzen, in welchen er den Rationalismus auf derbe Weise angriff, von einem Pabstthum der Vernunft redete, von welchem die Kirche des neunzehnten Jahrhunderts eben so gut erlöst werden müsse, als einst die des sechzehnten von der römischen Tyrannei, und viele Gebrechen im Kirchenwesen nicht bloß im Holsteinischen, sondern in ganz Deutschland und in der protestantischen Kirche überhaupt aufdeckte, verkündete er aufs Neue wieder den der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben völlig entfremdeten Zeitgenossen die Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen und dem allein seligmachenden Glauben und forderte Rückkehr zum alten lutherischen Glauben, zur alten frommen Sitte der Väter. Zunächst im Holsteinischen entstand dadurch so große Bewegung, daß der Zwist der Parteien sich bis in die gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse hinein erstreckte. Die Straßenjungen in Kiel sangen sogar mit Anspielung auf seinen Namen: „Rosen auf den Weg gestreut, und — des Harms vergessen.“ In der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands aber auch ward dadurch der kirchliche und religiöse Indifferentismus durchbrochen und eine regere Theilnahme am kirchlichen Leben trat in den

Volkskreisen nun wieder ein, neben dem, daß der Anstoß gegeben war zur Rückkehr zum Alten. Neben seinen „christologischen Predigten. 1821." — „Predigten über das h. Abendmahl. 1822." — „über die drei Artikel des christlichen Glaubens. 1830. 1833. 1834." — „Predigten über die h. Passion. 1838." — „über die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. 1839." und andern hat er sich im weitern Verlauf seiner Wirksamkeit in Kiel, wo er zum Hauptpastor an St. Nikolai, Kirchenprobst und Generalsuperintendenten befördert wurde, namentlich auch noch durch folgendes Werk berühmt gemacht: „Der Prediger, wie ihn die Pastoraltheologie seyn und thun läßt. 1830. 2. Aufl. 1837." Einen Ruf nach Rußland als evangelischer Bischof und nach Berlin an Schleiermachers Stelle hat er ausgeschlagen und ist bis heute in Kiel verblieben. Unter den Schatten, die ihn jetzt bedecken, erfährt er gewiß täglich die Tröstungen des unerschaffenen Lichtes.

Auch auf dem Gebiet der Hymnologie und als geistlicher Dichter trat er auf, ohne jedoch hier an sich selbst die Rückkehr zum Alten durchgreifend zu bewähren. Nicht nur gelang es ihm nicht recht, bei seinen eigenen Liedern den alten Kirchenliederton zu treffen, er hat auch in seiner „Beleuchtung des vielseitigen Tadels, mit welchem das neue Berliner Gesangbuch angegriffen worden ist. Berlin 1830." sonderbaren Anstoß an P. Gerhards Meisterlied: „Nun ruhen alle Wälder" genommen. Von seinen Liedern hat er nicht wenige in seine Predigten verwoben und dann noch eine besondere Liedersammlung herausgegeben unter dem Titel: „Gesänge für die gemeinschaftliche und für die einsame Andacht, gesammelt von Archidiakonus Harms. 1828." Wir nennen sein von A. Knapp mitgetheiltes und mit zwei Versen vermehrtes Lied:

„Gott woll uns hoch beglücken."

(Quellen: Rheinwalds Repertorium für theol. Literatur. Jahrg. 1840. 30. Bd. S. 54 f. — eine Charakterschilderung von Assessor Theodor v. Kobbe in Oldenburg.)

Herwig, Marie Sophie, geb. 22. Okt. 1810 zu Eßlingen, wo ihr Vater, M. Friedrich August Herwig, vieljähriger, in großem Eifer für den Herrn wirkender Prediger und Dekan war und heute noch in gesegnetem Andenken steht († 2. Merz 1839). Sie war kaum zwei Jahre alt, als sie ihre treue Mutter, Magdalena Dorothea Sophia, eine Tochter des ehrwürdigen Stadtpfarrers M. Friedrich Köstlin zu Eßlingen, verlor; schon nach einem Jahre erhielt sie aber eine zweite Mutter, die nicht minder treu für sie sorgte — Johanne Luise Friederike, Tochter des

Pfarrers Gottfried Osiander in Hausen. Frühe schon zeigte sie bei einem weichen, tiefen Gemüthe einen festen Charakter und eine Klarheit des Geistes, der das einmal als wahr und recht Erkannte festhielt. Die religiöse Richtung, welche ihr kindliches Gemüth schon frühe nahm, hielt ihre lebhafte Phantasie stets in den gehörigen Schranken und gab ihr zugleich auf die Zeit der Leiden, die bald über sie hereinbrechen sollten, die rechte Gottesstärke zum Tragen und Dulden. Bei vieler äußerer Anmuth zeigten sich in ihrem zwölften Jahr Spuren von einer Verkrümmung des Rückgrathes, die unerachtet aller Kuren immer bedeutender wurde, so daß sie im vierzehnten Jahre ganz krumm und ausgewachsen war. So sah sie zwar schon in der Blüthe der Tage ihr äußeres Lebensglück schmerzlich gestört, aber sie trug diese schwere Schickung mit gottergebenem heiterem Sinn, und nur um so lieblicher fieng nun das innere Leben des Geistes bei ihr zu blühen an. Sie hielt sich im Glauben an den fest, der ihr diesen Leidensweg vorzeichnete, und aus einer herzlichen Liebe zu Jesu, dem sie ihr Herz ganz zum Eigenthum gab und dessen Sünderliebe anzuschauen ihre höchste Freude war, floß auch ein reicher Liebesstrom, mit welchem sie nicht nur die Ihrigen, sondern auch solche, die ihr ferner standen, auf die wohlthuendste Weise erquickte. Die Liebe war ihr Element. Bei solchem Liebessinn gieng ein glühendes Verlangen ihrer Seele dahin, daß auch die Heiden und das ihr immer besonders theure und merkwürdige Volk Israel zu Jesu gebracht würden. Man konnte sie oft belauschen, wie sie in innigem Flehen für die Bekehrung des Heiden- und Judenvolks zum Herrn rief. Liebliches Zeugniß hievon giebt auch ihr Missionslied: „Wasserströme will ich.“ Im J. 1826 fieng sie ein Liederbuch an, in welches sie nicht nur die ihr Herz am meisten ansprechenden und erquickenden Lieder frommer Dichter, sondern auch eigene dichterische Herzensergüsse eintrug, welche ihre jedesmalige innere Erfahrung ausdrückten. Sonst auch erfreute sie die Ihrigen bei verschiedenen Anläßen und Familienereignissen mit lieblichen Früchten ihrer dem Herrn geweihten Dichtergaben.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich aber ihre körperlichen Beschwerden, die ihr auch den öftern geselligen Umgang sehr erschwerten. Ihr Tagebuch, das sie in den spätern Jahren ihres Lebens zu führen angefangen, zeugt von den innern Kämpfen, die sie unter denselben zu kämpfen hatte, aber auch von ihrem innigen Festhalten an dem kindlichen Glauben: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh. 4, 16.). Im J. 1835 führte sie eine

Brustentzündung an den Rand des Grabes; sie genas aber wieder und nahm dieß mit dem kindlichsten Dank gegen den Herrn als ein neues Gnadengeschenk von seiner treuen Hand an, hatte jedoch von da an mehr zu leiden, als je zuvor. Sie sollte damit nach den Friedensgedanken des Herrn als eine reine Jungfrau Christo zugebracht werden und mehr und mehr sorgen lernen, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beides am Leibe und auch am Geiste und einst unsträflich bestehe vor dem Stuhl Gottes (2 Cor. 11, 2. 1 Cor. 7, 34. Offenb. 14, 4. 5.). In solchem Schmelzofen der Leiden lernte sie dann auch dem Lamme nachfolgen, wo es hingehet, so daß sie bereit war, als es selbst zum Tode gieng. In den letzten Tagen des Jahrs 1835 wurde sie nämlich von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das in den ersten Tagen des Jahrs 1836 eine tödtliche Wendung nahm. Sie sprach nun mit freudiger Hoffnung von ihrem nahen Heimgang, aber auch mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, falls ihr noch ein längeres Leben ausersehen wäre. Als ihr der Arzt am 5. Jan. heftige Bangigkeiten, die sich bei ihr einstellten, als Vorboten ihrer nahen Vollendung kund gab, freute sie sich herzlich darüber. Der Tag wechselte mit Erstickungsanfällen und leichtern Augenblicken, in welchen ihr der Zuspruch und das Gebet des gottseligen greisen Vaters und die Anwesenheit von fünf Schwestern recht stärkend und erquickend war. Die Verheiratheten unter ihren Geschwistern ermahnte sie noch herzlich, „ihre Kinder doch fein gewiß dem Heilande zu erziehen.“ Nachts um zehn Uhr bat sie die Eltern, sich zu Bette zu legen, mit der Versicherung, man wolle sie rufen lassen, wenn ihr Ende näher rücke. Um zwölf Uhr ließ sie sich von den Schwestern aus dem Sessel in das Bett legen, dankte ihnen noch freundlich für diese Schwesterliebe, richtete sich dann schnell auf und rief: „Welch ein Chor!!“ — und mit diesen Worten athmete sie zum letztenmal den 6. Jan. 1836, Nachts halb ein Uhr. Gestillt war nun das Himmelsheimweh, in dem sie zuvor gesungen:

„Hole bald mich, theure Liebe,
Hinauf zu dir, hier ist es trübe —
Mich tödtet diese Erdenluft!
Eil mit mir zum letzten Schritte,
Vollende mich! der schwachen Hütte
Hast du geweiht die Sterbegruft.

Dann flieg ich schnell empor,
Geh' ein durch's Perlenthor
Deines Tempels.
Da schau ich dann
Dich selig an,
Wie dich die Liebe schauen kann.“

Manche ihrer noch ungedruckten schönen Lieder hat A. Knapp in der Christoterpe und in seinem Liederschatz mitgetheilt. Besonders schön und nennenswerth sind:

„Dir, Herr Jesu, Heil der Erden."
„Gieb, daß ich ewig treu dir bleibe."
„Wasserströme will ich gießen" — W. G. Nr. 223.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Hesekiel, Dr., Christian Friedrich, geb. 27. Okt. 1794 zu Rehsen im Dessauischen, wo sein Vater Pfarrer war. Er studierte in Leipzig und trat von da aus, als der deutsche Freiheitskampf begann, im J. 1813 als Freiwilliger unter die Waffen, die er auch bis zum Friedensschluß im J. 1815 für das Vaterland getragen hat. Nachdem er hierauf seine Studien in Halle wieder fortgesetzt und vollendet hatte, wurde er 1818 zum Diakonat an der St. Moritzkirche in Halle berufen, mit welchem Amte noch verschiedene Lehrämter am Pädagogium und in Privatanstalten verbunden waren. Er machte sich nun als gemüthlicher Jugendschriftsteller und geistvoller Dichter bemerklich. Seit 1827 besorgte er die Redaktion des „Hallischen Wochenblatts" und zum Theil auch des „Hallischen Journals für Prediger", so wie das Sekretariat der ostindischen Missionsanstalt. In seinen Predigten schloß er sich an die Predigtweise Dräsecke's an und verkündete mit Glaubenswärme das Wort vom Kreuze. Im J. 1834 wurde er als Generalsuperintendent und Consistorialrath nach Altenburg berufen, wo er sich 1838 wegen eines durch ihn betriebenen Consistorialrescripts gegen die rationalistische Predigtweise der Altenburger Geistlichen in einen heftigen Kampf verwickelte. Leidenschaftliche Gegner seiner Glaubensansichten, namentlich Dr. Schuderoff in Ronneburg, verbitterten ihm seine Tage, so daß er frühe schon sein Leben an einem Nervenfieber endete — den 14. April 1840. Kurz zuvor waren als sein Schwanengesang, als „die süße Segensfrucht oft bitterer Lebensstunden, der Siegesfreude Dank nach schweren Kampfesstunden", die lyrisch-didaktisch gehaltenen „Lehrsprüche des Glaubens. Ein Weihgeschenk für die Jugend am Confirmationstage. Hamb. 1840." von ihm herausgegeben worden. Die Schlußverse des Ganzen klingen wie die Ahnung und Mahnung eines Sterbenden:

An Christus schließ dich an mit ungefärbtem Glauben
Und laß dir von der Welt nicht deine Hoffnung rauben.
Des Himmels Krone such im Lieben und im Leiden,
So wird auf ew'ger Au der gute Hirt dich weiden.

Geistliche Lieder hat er schon während seines Aufenthalts in Halle herausgegeben unter dem Titel: „Blüthen heiliger Dichtung. Erster und zweiter Kranz. Halle 1827." Andere finden sich auch in Dr. G. Friede-

richs Selitha, im Jahrbuch christlicher Andacht für religiös gebildete Frauen und Töchter. 1830. 1831. und in Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht. Sie streifen etwas an Niemeyers Manier (S. 104), zeugen aber von dichterischem Geiste und inniger Empfindung. Das bekannteste ist sein Gebetslied:

„Gott und Vater, zu dir wendet.“

Hey, Wilhelm, geb. 27. Merz 1799 zu Leina bei Gotha, Sohn des dortigen Pfarrers. Nachdem er in Jena und Göttingen Theologie studiert hatte, wurde er Pfarrer in Töttelstädt, von wo er 1828 als Hofprediger nach Gotha kam. Hier gab er eine Auswahl seiner in der Hofkirche in den Jahren 1829 und 1831 gehaltenen Predigten im J. 1832 heraus. In demselben Jahr zog er, nachdem er über Ebr. 13, 8. seine Abschiedspredigt in Gotha gehalten, als Superintendent nach Ichtershausen bei Gotha. Er ist besonders bekannt als der anmuthige Fabeldichter für Kinder (50 Fabeln. Hamb. 1833. 50 neue Fabeln. Hamb. 1837.). In seinen im J. 1816 zu Berlin erschienenen Gedichten stehen 20 geistliche Lieder von ihm. Neuere legte er nieder in Dr. Johann Severin Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht, in Pliening ers Weihnachtsblüthen und besonders in A. Knapps Christoterpe, wo sie gruppenweise erschienen, z. B. Adventslieder, Lieder vom Gehorsam und 23 Lieder unter dem Titel: „Biblische Bilder“ (Jahrg. 1835). Im J. 1838 gab er auch zu Hamburg heraus: „Erzählungen für die Jugend dichterisch bearbeitet.“ Kletke giebt folgendes Urtheil über ihn ab: „Als geistlicher Dichter zeigt er Gemüth, christliche Anschauung und Leichtigkeit der Versifikation; doch verleitet ihn diese häufig auch zu schwungloser Gedehntheit.“

Recht schön sind folgende seiner kindlich frommen Lieder:

„Du Herz voll Liebe, meine Tage.“
„Herr, mein Gott, wer ist dir gleich.“
„Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe“ — 1825 — (in Bunsens allgemeinem evang. Gesang- und Gebetbuch 1833 mitgetheilt).
„Wenn du je wieder zagst, mein Herz, in Prüfungsstunden.“
{ „Wenn auch vor deiner Thür einmal“ oder:
{ „Christ, wenn die Armen manchesmal“ — W. G. Nr. 431 und bairischer Gesangbuchsentwurf.
„Wenn ich es je vergesse.“
„Wer steht vor meiner Thür.“
„Wie muß ich bitter weinen.“

Hopfensack, Dr., Johann Christian Wilhelm August, geb. 1. Okt. 1801 zu Schloß-Vippach im Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Er besuchte das Gymnasium zu Erfurt und die lateinische Schule des Halleschen Waisenhauses, studierte vom J. 1817—1820 Theologie und Philologie in Leipzig und 1820—1821 in Bonn, um welche Zeit er zu Halle Doktor der Philosophie wurde. Im Herbst 1821 wurde er Oberlehrer am Gymnasium zu Duisburg und an Ostern 1830 Professor und erster Oberlehrer zu Cleve. Von da aus war er in den Jahren 1847 und 1849 als Mitglied auf der Rheinischen Provinzialsynode thätig.

Von seinen durch religiöse Innigkeit und Klarheit sich bemerklich machenden Liedern, bei welchen ernstes Studium des Kirchenlieds nach= wenn auch nicht ganz durch=klingt, erschienen bis jetzt 103 gedruckt in der Düsselthaler Zeitschrift: „Der Menschenfreund", Jahrg. 1839—1843, in Fr. W. Krummachers „Palmblättern" vom J. 1846 und in A. Knapps „Christoterpe", Jahrg. 1840 und 1843, so wie in den von ihm selbst herausgegebenen Schriften: „Vierzig alte und neue Lieder für Kirche, Schule und Haus. Düsseldorf 1832." und: „Erinnerungskranz aus Cleve. Cleve 1840." Davon giengen mehrere in das neue Leipziger Stadtgesangbuch über und A. Knapp nahm ihrer 19 in die zweite Ausgabe des Liederschatzes auf. Eine Gesammtausgabe seiner Lieder wird noch im J. 1853 zu Leipzig bei Gebhard erscheinen unter dem Titel: „Taschenbuch neuer geistlicher Lieder für alle Tage des christlichen Kirchenjahrs." Die Lieder für christliche Schulen sind davon ausgeschlossen, dagegen 406 Lieder über die sonn= und festtäglichen Evangelien, die Sonntagsabschnitte des Heidelberger Katechismus, das Leben des Herrn nach den Evangelien, besonders auch die einzelnen Züge der Passionsgeschichte, die biblischen Geschichten des A. Testaments ꝛc. aufgenommen. Ein Theil derselben ist nach den Melodien der in der niederländischen und französischen Kirche gebräuchlichen Psalmen gedichtet. Wir nennen von seinen Liedern:

„Gen Himmel fuhr mein Heiland auf."
„In deines Vaters Hände."
„Wie wirds im ew'gen Frühling seyn."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Josephson, Ludwig, wurde geboren 28. Jan. 1809 zu Unna in Westphalen, wo zweihundert Jahre zuvor Philipp Nicolai seine herrlichen Lieder im höhern Ton gedichtet hatte (s. Bd. I. S. 182). Sein Vater lebte daselbst als Kaufmann. Schon als Kind fieng er Lieder nach den Melodien der Kirchenlieder zu dichten an und sein erstes, das er auf solche Weise dichtete, war ein Gebet um Vergebung der Sünden. Der

fromme Candidat Bergmann, der erst vor 1½ Jahren als Prediger gestorben ist, so wie der noch lebende Pfarrer von Velsen waren die Lehrer seiner ersten Jugend und wiesen und führten ihn frühe zum Herrn. Gleichwohl kam er erst während seiner Studienzeit zu Bonn in den Jahren 1827—1830, wo er ein fleißiger Zuhörer von Nitzsch war und seine Bibelstudien vorzugsweise aus den Alten, für das Neue Testament besonders aus J. A. Bengel und J. Fr. Flatt schöpfte, zur vollen Erkenntniß der göttlichen Gnade in Christo. Dadurch ward ihm erst der rechte Liederquell im Herzen eröffnet und er fieng nun an, diese selige Erkenntniß und das Kreuz Jesu Christi mit seinem reichen Segen in vollen Liedertönen zu besingen.

Ich weiß, worüber ich mich freue,
Ich juble, weil ich Jesum fand:
Denn eine größ're Liebestreue
Hat Erd und Himmel nie gekannt!
Er hat mit ew'gen Heilsgedanken
Auch meiner liebend schon gedacht,
Hat aus der Knechtschaft harten Schranken
Zur Kinderfreiheit mich gebracht.
Mir ist ein Reichthum aufgegangen,
Den keine Menschenzahl beschreibt;
Ein Bildniß seh ich vor mir prangen,
Das stets in ew'ger Schöne bleibt!
Ich habe einen Quell gefunden,
Der sprudelt ewig hell und klar,
Der läßt mein krankes Herz gesunden,
Der labt den Müden wunderbar —

so schildert er die Freude, die ihm nun in seiner Seele aufgegangen war. An Ostern 1830 verließ er die Universität Bonn und trat als Hauslehrer in der Familie des Ministers v. Bodelschwingh ein. Nachdem er sofort zu Münster das erste theologische Examen mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden hatte, ward ihm das zweite erlassen und er bereits im J. 1832 ins geistliche Amt berufen, indem er zum Pfarrer an der evangelischen Gemeinde Iserlohe in Westphalen ernannt wurde, wo seitdem der Vater des Oberconsistorialraths Dr. Strauß in Berlin als geistlicher Hirte gestanden war. Er ist der Union von Herzensgrund zugethan, steht aber in Bezug auf die Abendmahlslehre zum lutherischen Bekenntniß. Einen Ruf, den er schon nach zwei Jahren an das Lehrerseminar zu Neuwied erhalten hatte, schlug er aus und blieb so neunzehn Jahre lang an seiner Gemeinde, die er als lebendiger Zeuge des Herrn und gesalbter Prediger mächtig förderte im Werke Gottes. Viele seiner Predigten erschienen einzeln im Druck, wie er auch „die evangelischen Zeugnisse aus Mark und

Westphalen" — eine bis jetzt aus vierzehn Bänden bestehende Predigtsammlung zum Besten der Mission — herausgiebt. Rauschenbuschs Handbuch zur biblischen Geschichte für Lehrer hat er 1847 und 1849 ganz umgearbeitet und fast als ganz neue Arbeit herausgegeben; auch „die Brosamen" in den neueren Monatsheften der von seinem Freund Dr. Barth (s. S. 309) herausgegebenen „Jugendblätter" haben ihn zum Verfasser. Seit 4. Mai 1851 ist er Divisionsprediger zu Münster in Westphalen.

Er gab eine Auswahl seiner schwunghaften und gesalbten geistlichen Lieder und Gedichte unter dem Titel heraus: „Stimmen aus Zion. Iserlohe 1841." Obgleich dieselben eigentlich nicht im Buchhandel erschienen, sondern von ihm einem angehenden Buchdrucker, um demselben aufzuhelfen, in Verlag gegeben worden waren, verbreiteten sie sich doch in weitern Kreisen und giengen in manche Gesangbücher über. So hat z. B. Knapp zwölf derselben in seinen Liederschatz Ausg. 2. aufgenommen. Eine um das Doppelte vermehrte neue Auflage liegt zum Druck bereit. Er liebt es namentlich, Psalmen frei als Kirchenlieder zu bearbeiten und dabei die neutestamentliche Seite der alttestamentlichen Dichtung darzulegen. Unter den besten seiner nicht selten den ächten Kirchenliederton anschlagenden, aus einem tiefen und warmen christlichen Gefühl entsprungenen Lieder nennen wir:

„Herr Jesu Christ, du Gottessohn."
„Ich hebe meine Augen" — Ps. 121.
„Schmücke mich zum Hochzeitfeste."
„Wir geben uns in deine Hände."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Kern, M., Christian Gottlob, wurde geboren den 13. Jan. 1792 zu Söhnstetten auf der Alp bei Heidenheim, wo sein Vater Pfarrer war. Die Taufnamen erwählte für ihn sein Vater mit Beziehung auf den Mann, der damals die Stütze und Zierde der würtembergischen Kirche und Gottesgelehrtheit war, Dr. Christian Gottlob Storr (S. 166). Durch das väterliche Beispiel herzlicher Gottesfurcht und segensreicher Uebung des christlichen Berufs erhielt er frühe Eindrücke der Gottseligkeit und frühe Empfindung der Heiligkeit des christlichen Lehramts. Seine Kindheit fiel gerade in die schweren Zeiten der Kriegsdrangsale, unter welchen auch seine Eltern durch wiederholte Plünderung der Franzosen den empfindlichsten Verlust an Hab und Gut zu erleiden hatten. So begann die Schule der Leiden schon frühe für ihn. Im J. 1806 wurde er in das

Kloster zu Denkendorf aufgenommen. In großem Wissensdurst studierte er hier oft ganze Nächte lang und legte dadurch den Grund zu der Gebrechlichkeit und höckerigten Verwachsung seines Körpers. Nachdem er sodann auch noch im Kloster zu Maulbronn gewesen, kam er im J. 1810 in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er seinen ältern Bruder, den nachmaligen Doktor und Professor der Theologie, Friedrich Heinrich Kern, mit dem er stets durch höhere Geistesbande aufs Innigste verknüpft war, noch drei Jahre lang neben sich hatte. Eifriges Studium der Werke von Storr und die anregende Wärme der Vorträge des Dr. Joh. Friedrich Flatt gaben ihm eine gründliche theologische Bildung. Nach vollendeten Studien kam er im J. 1815 auf zwei Jahre als Vikarius nach Plochingen a. N. und von da im J. 1817 als Repetent ins Seminar zu Tübingen. Der damals entbrannte Kampf zwischen Schriftglauben und Vernunftglauben bereitete seinem forschenden Geiste manche innere Kämpfe um die Wahrheit, aus denen ihn jedoch Gott durch mannigfaltige Züge der Gnade siegreich herausführte. Zu diesen Gnadenzügen gehörten namentlich schwere und gefährliche Brustleiden, an denen er lange darniederlag; zu ganz besonderem Segen wurden ihm aber die Predigten des ehrwürdigen Dann, der damals Pfarrer in Oeschingen war. Er zog, wie so viele junge Theologen zu thun pflegten, oft zu ihm hinaus in seine Dorfkirche und er bekennt davon: „Durch seine Vorträge lernte ich nicht nur eine sehr wirksame Art zu predigen kennen, sondern sie trafen auch mein Innerstes und stärkten mich mehr, als die gelehrte Predigtmanier, der ich, so wenig ich mich selbst von ihr ganz losmachen konnte, überdrüssig ward."

Im J. 1820 wurde er Helfer in Besigheim und vermählte sich nun mit Henriette, Tochter des Oberfinanzraths Nast, wodurch er ein Schwager des ehrwürdigen Studiendirektors, frühern Professors der Theologie und Hofpredigers, Friedrich Gottlieb Süßkind, wurde. In ihr fand er das Glück seines Lebens und eine treue Pflegerin in seinen Leiden, welche auch in Besigheim durch tödtliche Brustleiden bald über ihn hereinbrachen. Der Herr riß ihn aber wieder gnädig heraus. Nach vierjährigem gesegnetem Wirken in Besigheim wurde er im J. 1824 als Prediger und Professor an das niedere evangelisch-theologische Seminar zu Schönthal berufen und erhielt auf diese Art denselben Beruf und Wirkungskreis, den einst A. Bengel als Klosterpräzeptor zu Denkendorf hatte. Ihn nahm er sich auch zum Vorbild in seinem Amte. Er genoß deßhalb auch unter seinen Schülern die allgemeinste Verehrung

und Hochachtung. Doch unterbrachen schon nach fünfthalb Jahren neue Brustleiden und dazu kommende große Augenschwäche sein schönes Wirken, indem er sich dadurch genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Nun wurde er im J. 1829 Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker an der Enz, zwischen Vaihingen und Pforzheim gelegen. Treulich richtete er das Amt eines evangelischen Predigers an dieser Gemeinde aus; sich selbst vergessend war er unermüdet als Lehrer und Seelsorger und in der Armen- und Krankenpflege. Bei seinen Predigten, von welchen im J. 1837 nach seinem Tod eine Sammlung erschienen ist, suchte er sorgfältig jeden Schatten eines wissenschaftlichen Tons zu vermeiden, was für den an wissenschaftliches Denken gewöhnten Mann keine geringe Selbstverleugnung war. Daher ist eine hohe Einfalt in der Form seiner Predigten; sie sind stille, milde, glaubenskräftige Zeugnisse von dem Einen, von dem gekreuzigten Christo, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Daneben wirkte er auch noch auf weitere Kreise durch sein schriftstellerisches Wuchern mit seinem Pfund und seiner Zeit. Auch hier galt Alles der evangelischen Wahrheit. So lieferte er gediegene Abhandlungen in die von Dr. Steudel und seinem Bruder herausgegebene Tübinger theologische Zeitschrift und liebliche, anziehende Aufsätze über die h. Geschichte und die Gleichnisse des Herrn in A. Knapps Christoterpe. Dabei trug auch sein reges Gefühl und Dichtungsvermögen schöne, dem Herrn geheiligte Blüthen und Früchte. Er war ein Schriftgelehrter zum Himmelreich; sein einiger Meister war Christus und das Wort der Wahrheit. Der hocherleuchtete J. A. Bengel, so wie dessen trefflicher Nachfolger in der Schriftforschung, Gottfried Menken, und der Hauptverfasser der evangelischen Schullehrerbibel, Pfarrer C. Aug. Osiander in Maichingen, waren ihm die liebsten Freunde und Führer seines Geistes.

Leider wurde sein Wirken in Dürrmenz schon nach sechs Jahren durch eine wegen der Gebrechlichkeit und Verwachsung seines Körpers entstandene Brustwassersucht gehemmt. Jetzt ward durch Leiden und Schmerzen sein Inneres vollends durchläutert. Es war erhebend und erbauend, an seiner Schmerzensstätte zu stehen, denn sie war eine heilige Stätte der kindlichen Demuth, Ergebung und Glaubensfreudigkeit. Er sagte dabei öfters mit großem Nachdruck: „Wir müssen glauben und folgen." Das Leiden Christi ward ihm unter seinen Beängstigungen sehr groß. Manchmal, wenn die Brustbeklemmungen aufs Höchste stiegen, rief er zu seinem Heiland: „Ach! wie kurz hältst du mich? ach! ists nicht

allzukurz? O hilf mir, damit es nicht heiße: wo ist nun dein Gott?" Das tiefe Leiden machte ihn aber auch in seinen Augen so klein, daß er oftmals ausrief: „Ach! wie bin ich so gar nichts! Nun bin ich ganz ausgezogen!" Dann konnte er sich aber auch der Gerechtigkeit Christi und der in ihm geoffenbarten Gnade kindlich erfreuen, also daß sein Mund überströmte von dem Preis des herrlichen Glücks, aus Gnaden selig zu werden. Als das Leiden immer höher stieg, sagte er: „Leiden, ja in Wahrheit ein Geschäfte! Man muß eben dem Heiland in Allem stillhalten." Als er zuletzt alle die Seinen, an denen er mit großer Liebe hieng, weinend über sein Scheiden und tief betrübt über seine Leiden um sich stehen sah, rief er ihnen zu: „Wer sind die, von welchen Johannes saget, daß sie mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen vor dem Throne stehen? Es sind die, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes." Dann segnete er sie und ergoß sein Herz in die Worte: „Jesu, hilf siegen! O! „daß ich dich und den Glauben an dich durchbehaupte, — daß Niemand „dich mir entreiße! — O es ist etwas Großes, daß Jesus Bürgschaft „für uns geleistet hat! Auf Gnade sterbe ich, auf das Verdienst meines „Heilandes fahre ich dahin!" Dem Arzte, der zu ihm sagte: „Sie sind sehr schwach!" antwortete er: „Ja, aber wenn der Christ schwach ist, so „ist er stark, denn er hält sich an den ewigen Felsen und überwindet durch „ihn Grab und Tod. Der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum „war bei mir nicht bloß ein Bekenntniß meines Berufs als Theologe, „sondern ich sterbe auch darauf. Alles, was ich gelernt habe, verschwindet „mir nun und liegt jetzt nutzlos vor mir; nur die Erkenntniß Jesu Christi „ist es, die mir nun zur Lebensquelle wird." Oft noch wiederholte er mit großem Nachdruck die Worte: „Heiland! Heiland!" und die Freunde, die ihm, als seine Augen dunkel worden waren, aus dem Wort Gottes vorlasen, bat er: „Nur wenig! ich kanns nur tropfenweise ertragen." Dann brach ihm sein treues Herz sanft und still am 5. August 1835. A. Knapp ehrte sein Gedächtniß mit einem schönen Liede, das also beginnt:

„Du süßer Kern in einer schwachen Schale
Von edlen Säften köstlich vollgedrängt"

(s. neueste Folge seiner Gedichte vom J. 1843).

Die köstlichen Blüthen seiner dem Herrn geweihten Dichtergabe hat Kern in A. Knapps Christoterpe niedergelegt, wo auch noch im Jahrgang

1837 seine nachgelassenen Gedichte, zehn an der Zahl, mitgetheilt sind. Im Liederschatz stehen die zwei:

„Preis dir, o Vater und o Sohn."
„Wie könnt ich Sein vergessen" — W. G. Nr. 262.

(Quellen: Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von M. Chr. G. Kern. Nach seinem Tode herausgegeben von W. Hoffmann und L. Völter. Stuttgart, bei Metzler. 1837. Voran steht der Lebenslauf. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 1835. S. 1196. — Allgemeines Repertorium für die theologische Literatur. 14. Jahrg. 1. Heft.)

Knak,* Gustav Friedrich Ludwig, geb. 12. Juli 1806 zu Berlin, wo sein Vater Justizcommissarius war. Nach des Vaters Tod wurde er von seinem Oheim, Pastor Straube zu Mittenwalde, dem Pfarrsitze P. Gerhards, erzogen und gebildet, bis er in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin eintreten und von da zu den Universitätsstudien übergehen konnte. Nachdem er im J. 1830 seine theologischen Studien zu Berlin vollendet hatte, wurde er Lehrer in Wusterhausen, von wo er sich 1832 wieder nach Berlin begab. Gegenwärtig ist er Pastor zu Wusteritz in Pommern.

Er ist ein frommer Dichter, der aus einem tiefen Christengefühl heraus innige Lieder in durchgebildeter Form, nur oft in zu großer Dehnung dargeboten hat. Noch als Candidat gab er anonym seine Erstlinge heraus unter dem Titel: „Simon Johanna, hast du mich lieb? — Geistliche Lieder und Sonetten mit sechs Melodien von C. S. (Carl Straube)." Dieselben erschienen dann in vermehrter Auflage zu Berlin im J. 1840 unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Sonette von Knak. Zum Besten der Missionssache herausgegeben von seinen Freunden." Zu nennen sind:

„Dir will ich danken bis zum Grabe."
„Ich will ein Opfer werden."
„Prüf', Herr Jesu, meinen Sinn."

Knapp, M., Albert, geb. 25. Juli 1798 in Tübingen, wo sein Vater, ein gemüthlicher Mann von geradlinigten Sitten und redlichem, kernhaftem Charakter nach ächt deutscher Art, in den Gesichtszügen eine oft bemerkte Aehnlichkeit mit Schiller tragend, damals noch als Hofgerichtsadvokat lebte. Die Voreltern hatten über 150 Jahre lang das

---

* Mit Knak ist auch sein Schwager zu nennen — Moritz Görke, geb. ums J. 1806, Pastor in Zarben bei Treptow an der Rega in Pommern, wo es ihm durch seine seelsorgerliche Wirksamkeit und herzeindringende Predigtweise gelungen ist, eine allgemeine Erweckung in seiner Gemeinde hervorzurufen. Er gab heraus: „Weihnachtslieder für Kinder." Einige seiner Lieder stehen auch in seines Schwagers „Reisepsalter."

Amt von Klosterhofmeistern in Einsiedel bei Tübingen bekleidet. Er war auch noch nicht ganz zwei Jahre alt, als der Vater im J. 1800 auf die Stelle eines Oberamtmanns in dem uralten Klosterorte Alpirsbach, einem großen Marktflecken, befördert wurde. Hier unter den großartigen Naturschönheiten dieser herrlichen, am Anfang des Kinzigthales gelegenen Schwarzwaldgegend, wo er von seinem zweiten bis zu seinem eilften Jahre die schönsten Kindheitstage verlebte, erhielt er die Grundanschauungen und maaßgebenden Eindrücke zur Poesie. Er spürte damals innere Regungen, Triebe und Ahnungen, die sowohl an Tiefe, als an Erhabenheit alle spätern Natureindrücke weit übertrafen und zu seinen heiligsten Erinnerungen gehören. Sein elterliches Wohnhaus war durch einen eigenen Gang mit dem Kloster, in welchem einst die Reformatoren Ambr. Blaurer (Bd. I. S. 142) und Phil. Melanchthon geweilt hatten und nun die Oberamtskanzlei sich befand, verbunden, so daß er in den ehrwürdigen Kloster- und Kirchenhallen ganz zu Hause war. „Meine ganze Anschauungsweise" — so sagt er selbst — „erhielt dadurch von Jugend auf eine ernstere, an Wehmuth gränzende Färbung. Solcherlei zunächst aus der Natur und den Denkmalen der Vorzeit herwehende Empfindungen bewahrten mich ungleich mehr vor dem Bösen, als ein gestrenges Menschenwort; denn das Beste im Menschen quillt doch eigentlich frei, durch Gottes heimliche Anregung, von innen heraus. Eines aber freilich, und zwar die Hauptsache, fehlte mir, nämlich das eigentliche Leben in Gott und Christo. Ich war wohl im Allgemeinen kein gottverlassenes, aber gewiß ein unerwecktes, unbekehrtes, christusloses Kind — kaum von einer Art alttestamentlichen Schimmers zu Zeiten angeleuchtet. Was Bekehrung, Wiedergeburt, seliger Umgang mit dem himmlischen Kinderfreunde heißt, davon habe ich in meiner Kindheit nie den entferntesten klaren Eindruck empfangen." Bei allem sittlichen Ernst fehlte es doch am rechten biblischen Boden und tieferen christlichen Element im elterlichen Hause. Einen gesegneten Eindruck auf sein Herz machte der damals als Präzeptor in Alpirsbach vom J. 1803—1807 angestellte **M.** Johann Georg Handel von Nürtingen, jetzt Pfarrer in Stammheim bei Calw. Die diesem Manne inwohnende Liebe Christi gewann ihm sein junges Herz ab, denn das, was er als das Heiligste damals nur in dunkler Ahnung gewahrte, athmete ihn aus Handels Person in schöner Wirklichkeit an.

Im Frühling des Jahrs 1809 kam er aus dem trauten Waldthal heraus in das fremde römisch-katholische Rottweil, wohin sein Vater

als Oberamtmann versetzt worden war, und von da schon im J. 1811, weil der Vater unter schweren bittern Erfahrungen von der Lügenhaftigkeit und Bosheit der Menschen unschuldig durch den rasch zufahrenden König Friedrich seines Amtes entsetzt worden war, nach Tübingen, wo der Vater nun im Privatstand lebte. Hier besuchte er zuerst die anatolische Schule bei dem Rektor Kaufmann und dann bis zu seinem sechzehnten Jahr einige philologische Collegien bei den Professoren Conz und Gaab neben einem Privatunterricht bei dem damaligen Repetenten Sigwart, dem nachmaligen Professor der Philosophie und Ephorus des Stifts. In diesen spätern Knabenjahren waren es namentlich Klopstocks Oden, die ihn mächtig anzogen, und vor allen die Ode an Fanny: „Wenn ich einst todt bin", welche ihn oft bis zu Thränen rührte. Er hat deßhalb auch später, im J. 1828, fünfzehn der schönsten Klopstockschen Oden ins Lateinische übersetzt. Im J. 1814 wurde er sofort in das Seminar zu Maulbronn aufgenommen und trat dann im J. 1816 in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er nun in seiner alten Geburtsstadt unter den Augen der Eltern (der Vater war unterdessen wieder als Oberjustizrath am Gerichtshof daselbst angestellt worden) den Studien oblag. Göthe und Shakespeare wurden jetzt seine Lieblingsdichter; zugleich wurde er auch von den in diesen Jahren die deutsche studierende Jugend erfassenden deutschthümlichen, burschenschaftlichen Bewegungen mächtig ergriffen und überließ sich, wie er jetzt bekennt, „allerlei Schwindeleien, die ihm zur lebenslänglichen Demüthigung gereichen."

Sein eigentliches besseres Leben begann erst mit dem Spätherbst 1820, als er von der Universität in den Dienst der Kirche übergetreten und am 7. Nov. Vikar in Feuerbach bei Stuttgart geworden war. Hier, wo er bis zum 20. Juli 1821 weilte, gieng ihm das neue Leben in Gott auf und er genoß selige Zeiten. Durch die Gnade Gottes und die brüderliche Liebe seines Compromotionalen, des durch seine erweckliche Predigten weit bekannten **M.** Ludwig Hofacker, dem er auch, nachdem derselbe im J. 1828 als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach allzufrüh starb, durch das schöne Trauerlied: „Abrahams Geschlecht kann sterben" als seinem „geliebten Bruder Jonathan" die Schläfe mit einem lieblichen Siegeskranz umwunden und dessen Leben er so herrlich gezeichnet hat, wurde er hier nach schwerem innerem Kampfe zum Glauben an den Sohn Gottes erweckt. Nun wandte er seinen Sinn vom irdischen Vaterlande weg glühend dem himmlischen Vaterlande zu und lernte im

lautern Evangelium Jesu Christi Licht für seine Seele und Frieden für sein Herz finden. Da war es auch, daß eine seiner heiligen Ahnungen und Regungen, die er als Knabe im Alpirsbacher Thale oftmals zu spüren hatte, in selige Erfüllung gieng. Er berichtet darüber also: „Einsmals — vielleicht in meinem siebenten Jahre — sah ich Morgens einen „goldenen Streif gleich einer Bahn durch den westlichen Himmel hin„gezogen und ein schöner, freundlicher Mann fuhr auf einem leuchtenden „Wagen darauf in unabsehliche Fernen. Mit stiller Sehnsucht begleitete „ihn mein Auge und ich kann ihn noch immer sehen, wie er aus dem „wolkenlosen Blau herlächelte und mir winkte: „„komm mit! komm „mit!"" Sofort wurde mirs innerlich zu einer festen Aufforderung: „„Das darfst du nie vergessen."" Ich vergaß es auch nie; durch alle „Jahre hin begleitete mich das lächelnde Himmelsbild; ich sündigte, „träumte, schwärmte, verderbte so manches Jahr in Ungehorsam, Eitel„keit, unglaubiger Selbstüberschätzung und fühlte oft genug innerlich „den Stachel der Sünde und des Todes, — aber jene sonnige Bahn mit „dem emporfahrenden, winkenden Mann und seinen schneeweißen Locken „konnte ich nicht vergessen. Von Jahr zu Jahr hieß es: „„Denkst „du meiner noch? gedenkst du des goldenen Himmelspfades?"" Am 20. Juli 1821 kam er als Vikar oder Pfarrverweser an die dicht bei Stuttgart gelegenen, damals zusammengepfarrten, je mit einer besondern Kirche versehenen Weiler Gaisburg, Gablenberg und Berg, wo er unter großer Geschäftslast — wie er denn einmal in acht Wochen neben viel anderer Arbeit fünfzigmal zu predigen hatte — bis zum Neujahr 1825 das Hirtenamt führte. Von seinen damaligen innern Lebenserfahrungen berichtet er selbst: „Das schöne Sonnenjahr 1822 verlebte „ich oft unter dem härtesten Druck des Gesetzes, so daß mir oft die heiter„sten Tage zu Tagen der äußersten Angst und Folter wurden, denn ich ver„stand die Gültigkeit des einmal für die Ewigkeit geschehenen Opfers „Christi noch nicht, sondern machte meinen Antheil daran und die Ver„sicherung desselben stets von dem Grad meines Wohlverhaltens und Ge„fühls abhängig. Wenn die Seele zuweilen himmelhoch gejauchzt hatte: „„alle meine Gebeine müssen sagen: wer ist wie du?"": so versank sie „hernach wieder in furchtbare Noth und Bedrängniß, so daß mir oft Mo„nate lang aller Trost auf ewig entwichen zu seyn schien. Dabei predigte „ich mit großem Feuer evangelisch, konnte von Herzensgrund das Heil „Christi Andern anbieten, konnte für sie glauben und hoffen, — und sank

„dann zu Hause mit weinenden Augen ohnmächtig vor meinem Erbarmer „dahin, weil ich nie so fromm, nie so zerknirscht, nie so ernstlich zu werden „vermochte, als ich seyn zu müssen dachte, wenn er mir den Friedenskuß „für die lange Ewigkeit geben sollte." Unter solchem schweren Gesetzesdruck wurde eines seiner Beichtkinder für ihn zum Prediger der Gerechtigkeit — der Fabrikaufseher Phil. Eberh. Wörner in Berg, einer jener Lichtsträger im Bürgerstande, wie der ihm befreundet gewesene Müller Joh. Georg Boley zu Berg und der Weingärtner Joh. Jak. Stöckle zu Stuttgart. Der schloß sich an den kaum dreiundzwanzigjährigen, kaum vor einem Jahr von der Gnade Christi ergriffenen Jüngling mit aller Innigkeit und Liebesfülle an und wurde sein Vormund und geistlicher Führer, der ihn aus dem gesetzlichen Drängen immer wieder zu der freien Gnade Gottes in Christo Jesu wies. Namentlich aber war es damals auch der stete Umgang mit L. Hofacker, der als Vikar bei seinem Vater, dem Stadtpfarrer an St. Leonhard zu Stuttgart, sich aufhielt, und mit andern Stuttgarter Freunden, wodurch er große Segnungen und Förderungen an seinem inwendigen Menschen empfieng.

Zu Anfang des Jahrs 1825 wurde er zum Helfer in Sulz am Neckar und Pfarrer in Holzhausen ernannt. Nachdem er hier über 2½ Jahre als lediger Mann verlebt hatte, kam er einsmals, weil sein Vater nach dem Tod der Mutter im J. 1827 den bestimmten Wunsch ausgesprochen hatte, er möchte sich nach einer Lebensgefährtin umsehen, zu seinem Freund Wörner nach Berg, ihm seine Rathlosigkeit und das Anliegen eröffnend, das er in sich trage, daß er doch möchte, abgesehen von allem äußerlichen Weltglück, nur nach dem Willen Gottes eine Wahl treffen können. Drauf kniete Wörner mit ihm in seinem obern Schlafzimmer vor dem Pfleger des himmlischen Heiligthums nieder und betete aus ganz besonderer Kraft und Inbrunst mit ihm und für ihn, daß der Herr ihn nicht möge verirren, sondern nur das rechte Herz nach seinem Herzen finden lassen. Darüber wurde sein Herz voll Friedens und göttlichen Trostes und wenige Tage nachher fand er wunderbar, völlig unverhofft, was sein Freund ihm erfleht hatte. Verschlossene, zuvor ganz ungesuchte, nie geahnte Thüren eröffneten sich, unbekannte Herzen schlugen ihm ganz ohne sein Verdienst entgegen und am 27. April 1828 konnte er Hochzeit feiern mit Christiane, einer Tochter des Generals v. Beulwitz, einer der edelsten Schülerinnen des ehrwürdigen Dann. Im selbigen Jahre starb der Vater, der seinen letzten Wunsch noch erfüllt sah. Drei Jahre später,

im J. 1831, kam Knapp auf den Wunsch der verwittweten Herzogin Henriette von Würtemberg, welche den christlichen Sänger und begabten Prediger hochschätzte, nach Kirchheim u. T. und arbeitete hier fünf Jahre lang mit dem ehrwürdigen Bahnmaier, mit welchem ihn die innigsten Freundschaftsbande zusammenschloßen, im Weinberg des Herrn. Auch hier hatte er unter den hohen Anschauungen der herrlichen Alpnatur Poesie gelernt; hier hatte er aber auch den Schmerz, seine inniggeliebte Gattin schon nach sieben Jahren am 11. April 1835 zu verlieren. Sie war ihm eine rechte geistliche Frau, an deren Stirne, wenn sie im Haus umhergieng, zu lesen war: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Er hat ihr ein schönes „Denkmal der Liebe" gesetzt in einem Büchlein, das im J. 1836 die dritte Auflage erlebte.* Ein Jahr nach diesem bittern Verlust wurde er auf den Wunsch und die Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart ernannt, worauf er sich im J. 1836 zum zweitenmal vermählte mit der Wittwe des als Hauptmitarbeiter an der Brand'schen Schullehrerbibel bekannten Pfarrers C. August Osiander in Maichingen, Emilie, Tochter des Steuerraths Hoffmann, die ihm eilf Kinder gebar. Nach Danns Tod (19. Merz 1837) wurde er Oberhelfer an der Stiftskirche und fieng nun auch neben seinem Predigtamt (viele seiner gesalbten geistreichen Predigten stehen in den neuern Würt. Predigtsammlungen) und vielen schriftstellerischen, namentlich hymnologischen Arbeiten an, das edle Werk Danns, die Erbauungsstunden für die Frauen und Jungfrauen Stuttgarts, fortzusetzen. Nun steht er seit 10. Dez. 1845 nach Schwabs Beförderung zum Oberconsistorialrath als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, welche Stelle auch Dann vor seinem Ende bekleidet hatte. Er ist auch Danns und Bahnmaiers Nachfolger in dem Vorsitz bei der Predigerconferenz. Am 20. Sept. 1849 wurde ihm seine Gattin nach anscheinender Gesundheit ganz schnell innerhalb achtzehn Stunden durch den Tod entrissen, was ihn mehrere Monate lang tödtlich erschüttert hat. Ebenso kam er selbst im Oktober 1850 durch eine gefährliche Halsverengung an den Rand des Grabes. Am 14. Nov. 1850 war er aber durch Gottes Gnade wieder so gesund und kräftig, daß er an diesem Tag zum drittenmal den Ehebund schließen konnte mit einer edlen Herzensfreundin seiner jüngst vollendeten Gattin —

---

* Weiteres über ihr Ende s. II. Nr. 334.

Minette, Tochter des ehemaligen Rektors Joh. Ludwig Lerche zu Scheppenstadt im Herzogthum Braunschweig.

Knapp ist ein hochbegabter christlicher Lyriker, dessen Lieder durch ihre in den reinsten, schönsten Formen sich kundgebende Glaubensfülle und die Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses sich auszeichnen. Mag er auch in seinen Gedichten, in welchen er, von der Idee ausgehend, daß es eine christlich-poetische Anschauung aller Dinge gebe, mit sinniger, geistvoller Reflexion und tiefer Innigkeit der Naturanschauung, so wie in wallender Schönheit der Form die Erscheinungen der Natur und Thatsachen der Weltgeschichte mit dem Lichte des Christenglaubens beleuchtet, nicht immer in den Gränzen ungesuchter inniger Betrachtung sich halten und ihm dabei, wie ihm schon vorgeworfen worden ist, pastorale Ermahnung zu sehr zur Manier geworden seyn: in den eigentlichen Glaubensliedern kommt er, wie selten ein Dichter der Neuzeit, dem ächten Ton des Kirchenliedes nahe. Zuerst erschienen von ihm: „Christliche Gedichte von A. Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. 2 Bände mit 14 Musikbeilagen von Conr. Kocher, A. Sulger, Friedrich Stükelberg, Joh. Gambold. Basel 1829. — 2. Auflage vom Verfasser besorgt und verbessert. Basel 1834. — 3. Auflage. 1843." Eine Fortsetzung seiner Gedichte erschien als 3. und 4. Band auch unter dem Titel: „Neuere Gedichte. 1. und 2. Band. Basel 1834." Die neueste Fortsetzung, die allein wieder 300 neue Gedichte enthält, erschien als 5. Band mit dem Titel: „Gedichte von A. Knapp. Neueste Folge. Stuttgart, bei Cotta. 1843." Der Recensent dieser neuesten Gedichtfolge in Tholuks literarischem Anzeiger. 1845. Nr. 55, 56 spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Auch nach diesem neuesten Geisteszeugniß können wir nicht umhin, in Knapp den reichbegabten christlichen Lyriker anzuerkennen. Was wir für seinen eigentlichen dichterischen Vorzug erachten, das ist der volle Strom der Empfindung, der tief und leicht auf geebnetem Bette daherschießt, und auch sein christlich dichterischer Vorzug besteht in der Tiefe der Empfindung, mit welcher namentlich die Grundwahrheiten des protestantischen Christenthums aufgefaßt sind. In den gelungenen Leistungen dieser Art findet sich zuweilen eine so herzige Innigkeit und Naivetät, die an Zinzendorf und an Spitta erinnert, immer aber, auch in den minder gelungenen Stücken, so viel Wahrheit und Unmittelbarkeit, daß seine Lieder aus dieser Gattung recht eigentlich poetische Confessionen des Dichters genannt werden können. Wenn Knapp

die Majestät seines Gotterlösers im Posaunentone zu singen anhebt, oder wenn er im melancholisch-süßen Flötenton von der Sehnsucht des menschlichen Herzens klagt, wenn er, von den Schauern der Ewigkeit durchbebt, die Paradiesesfreuden mit beschwingter Zither singt, dann setzen wir uns am liebsten zu seinen Füßen." In einem schönen Liedercyklus: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttg. 1843." besang er auch die großen geschichtlichen Charaktere und Scenen der Staufischen Geschichte und die Naturumgebungen, in denen diese Herrscherfamilie entstand und lebte. Auch als Uebersetzer fremder Lieder, namentlich durch sehr gelungene Uebertragungen neuerer englischer Dichter, hat er sich bewährt. Seine frischen Dichterblüthen legt er meist zuerst in dem von ihm seit 1833 herausgegebenen, in entschieden christlichem Geiste gehaltenen Taschenbuch „Christoterpe" nieder. Durch dasselbe wirkt er hauptsächlich für Verbreitung lebendigen Christenthums unter den gebildetern Ständen, wie er überhaupt der Träger und Repräsentant des Pietismus in seiner gebildetern Form ist. Ein schöner Kreis christlicher Dichter, die ihre dem Herrn geweihten Lieder in diesem Taschenbuch niederzulegen pflegen, schaart sich um ihn, z. B.: v. Meyer, Puchta, Theremin, Hey, Hopfensack, Dr. J. P. Lange, Major, Neuendorff, Meinhold, Banga, Dr. Carl Heinr. Sack, Professor der Theologie zu Bonn, der Verfasser der christlichen Apologetik, Graf Chr. Günther v. Bernstorff, dänischer und später preußischer Minister († zu Berlin 28. Merz 1835), Jul. Krais, Ed. Eyth, A. Zeller, Sophie Herwig, Christian Gottlob Kern ꝛc.

Knapp gehört zugleich zu den ersten Hymnologen Deutschlands und hat durch den von ihm im J. 1837 herausgegebenen und in 10,000 Exemplaren abgesetzten „evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus. Stuttgart." mit 3590 Liedern, worunter 117 eigene und 18 Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen, den Sinn für die alte Liederherrlichkeit allermeist in Würtemberg wieder aufgeschlossen und damit die Bahn für ein neues Landesgesangbuch gebrochen (s. u.). Als Nachtrag ließ er demselben seine „Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Stuttg. 1841." mit 250 Liedern folgen, worunter 46 eigene, wie er auch, damit das neue Würt. Gesangbuch „ein der Classicität sich möglichst annäherndes Gesangbuch werde, das zugleich zum Vorbild für andere glaubensverwandte Länder diene", eine besondere Schrift herausgab unter dem Titel: „Ansichten

über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Würtembergs zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge. Stuttg. 1840." In neuerer Zeit wendet er seine hymnologische Thätigkeit auf sehr dankenswerthe Weise hauptsächlich einzelnen Hauptsängern der evangelischen Kirche zu; so schrieb er 1836 das Leben Hedingers, 1842 das Leben Ph. Fr. Hillers, 1850 das Leben J. J. Balde's mit Uebersetzungen seiner lateinischen Lieder und gab je mit einer Lebensskizze 1844 Gottfr. Arnolds, 1845 Graf Zinzendorfs geistliche Lieder heraus.

Im J. 1850 erschien die zweite Ausgabe seines Liederschatzes, worinn er 219 eigene Lieder mittheilt, unter denen sich Uebersetzungen altlateinischer Hymnen und englischer und französischer Originale, z. B. eines W. Cowper, Addison, Joh. Newton, Dr. Cäsar Malan, befinden. Seine festlicheren Lieder sind vorherrschend in dem Versmaaß von: „Wie schön leucht't uns" und: „Wachet auf! ruft uns" gedichtet. Zu den nennenswerthesten rechnen wir:

„Abend ist es, Herr, die Stunde."
„An dein Bluten und Erbleichen" — W. G. Nr. 192.
„An dem Sabbath steh'n die Kinder" oder:
„Vor dir, Todesüberwinder" — W. G. Nr. 244.
„Der du zum Heil erschienen" — 1822 — (Missionslied).
„Eines wünsch ich mir vor allem Andern."
„Einer ist's, an dem wir hangen" — 1822 — (Missionslied).
„Einst fahren wir vom Vaterland" (Missionslied).
„Ew'ges Leben willst du geben."
„Geist des Lebens, heil'ge Gabe" — W. G. Nr. 203.
„Gottes Winde wehen" (Missionslied).
„Gott Vater, aller Dinge Grund" — W. G. Nr. 279.
„Hallelujah, wie lieblich steh'n" — W. G. Nr. 188.
„Heil, Jesus Christus ist erstanden."
„Ich bin in dir und du in mir" — W. G. Nr. 242.
„Ich freue mich mit Beben."
„Jesum zu kennen und Jesum zu haben."
„Jesus, ew'ge Sonne."
„Jesus, habe Acht auf mich."
„Ihr Kinder, lernt von Anfang gern" — W. G. Nr. 509.
„Leben will ich, doch zuvor."
„Mein Herr und Gott! weß tröst ich mich."
„Mit tausend Gaben."
„O wer dich kennt, was bist du dem."
„Schöpfer meines Lebens."
„Süß ist's, für ein ew'ges Leben" — 1822 — (Missionslied).
„Thut euch auf, ihr Himmelspforten."
„Wenn ich einst entschlafen werde."
„Weß ist das Fest? zu wem empor" (Missionslied).
„Wie herrlich sitzest du dort oben."
„Zum andern Leben wall ich hin."

Außer den obengenannten Compositionen zu 14 Knapp'schen Liedern finden sich solche auch in den 16 für eine und mehrere Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte gesetzten Arien von C. W. Fliegel zu Liedern von Knapp, Barth und Albertini, welche 1831 bei F. Schneider in Basel erschienen.

(Quellen: Christoterpe. 1849. „Kindheitserinnerungen." S. 216 bis 288. — Christoterpe. 1850. „Eberh. Wörners Lebensskizze." S. 146, 154, 184—186. — Leben von L. Hofacker von A. Knapp. Heidelberg 1852. — Handschriftliche Nachrichten.)

Köhler, M., Johann Gottlieb Friedrich, geb. 3. Juni 1788 zu Stuttgart, wo sein Vater Präzeptor am Gymnasium war. Nachdem er vom J. 1804—1809 im Stift zu Tübingen seine theologischen Studien gemacht hatte und daselbst auch vom J. 1812 an Repetent gewesen war, kam er 1815 als Helfer nach Vaihingen an der Enz und 1824 als Stadtpfarrer nach Lauffen am Neckar, wo er bereits bedeutend zu kränkeln anfieng. Im J. 1834 erhielt er die Pfarrei Degerloch, dicht oberhalb der Stuttgarter Weinsteige gelegen. Weil aber seine Körperkräfte nicht mehr zur Besorgung seines Predigt- und Hirtenamtes ausreichten und er meistens krank war, nahm er im J. 1841 seine Entlassung und zog sich in den Ruhestand nach Stuttgart, seiner Vaterstadt, zurück. Hier liegt er nun, von seinem einzigen aus einer glücklichen und segensvollen Ehe entsprossenen Sohne Robert, welcher Doktor der Medicin und der geistreiche Dichter der Tragödie „Hermann, der Cherusker" ist, ärztlich behandelt, an einem Krebsgeschwür auf der Brust schon seit Jahren gleichsam „mit Nägeln und mit Spießen an das Kreuz geheftet" schwer krank darnieder — als ein Sterbender, und siehe, er lebet und sein innerer Mensch wird von Tag zu Tag erneuert und zehret von der Hoffnung:

„Bald ruf ich aus Gethsemane, —
Bald folget auf Charfreitagsweh
Der schöne Ostermorgen."

Bei allen seinen Schmerzen und vielen tödtlichen Anfällen hat er sich eine seltene Frische und Kraft des Geistes bewahrt und, wie ehedem Freylinghausen, gerade in seinen bittersten Leiden seine edelsten Lieder gesungen, die ihm zugleich zur Linderung seiner Schmerzen dienten und in denen dieser Mann des Kreuzes seine tiefsten Gedanken und Empfindungen ausspricht. Er ist ein wahrhaftiger Sänger des Neuen Testaments, dessen wohlgesetzte, geistlich edle Lieder tief in geistlicher Erfahrung empfangen und, wie er selbst, aus Geist und Kreuz geboren sind. Einige derselben

stehen seit 1843 im „Christenboten", andere in dem Almanach „Der Christbaum". Die meisten — es sind deren im Ganzen 800 bis 1000 — sind noch ungedruckt und werden erst nach seinem Heimgang von Knapp, dem er als seinem Beichtvater sie anvertraut hat, herausgegeben. Die besten in ächtem Bibelton gehaltenen — 52 an der Zahl — hat derselbe in seinem Liederschatz 1850 mitgetheilt, wovon wir nur einige nennen, z. B.:

„Auf deine Himmelfahrt allein."
„Ich bitte dich, o Jesu Christ."
„Wie hast du in der Oelbergsnacht."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Köthe, Dr., Friedrich August, geb. 30. Juli 1781 zu Lübben, der Kreisstadt der damals sächsischen, jetzt preußischen Niederlausitz. Seine Eltern waren der churfürstliche Geleitsmann des Lübbener Kreises Carl Christoph Köthe und Marie Sophie, geb. Lippark aus Vetschau. Frühe schon offenbarte sich in dem Knaben ein hoher sittlicher Ernst und eine fromme Richtung des Gemüths, wozu namentlich der beständige Umgang mit einem strenggesinnten, frommen Großvater, dessen Liebling er war, viel beitrug. Nachdem er bis zu seinem sechzehnten Jahr das Lyceum seiner Vaterstadt durchlaufen und der ehrwürdige dreiundachtzigjährige Großvater gestorben war, kam er 1797 auf drei Jahre in das Gymnasium zu Bautzen, wo er sich den genialen Fr. Gottlob Wetzel als Freund gewann. Mit diesem bezog er dann an Ostern 1800 die Universität Leipzig, wo Schubert, der nunmehrige Professor in München, der Dritte in ihrem Freundschaftsbunde wurde. Die frommen Eindrücke seiner Kindheit bewahrten ihn hier vor dem abschwächenden Einfluß des damals herrschend gewesenen Rationalismus, während er zugleich auch frühe in die praktische Theologie eingeleitet wurde, denn noch während seiner Studienzeit wurde er 1803 zum Nachmittagsprediger an der Universitätskirche aufgestellt. Der Einfluß seines Lehrers Carus hatte in ihm das Verlangen, als akademischer Lehrer zu wirken, geweckt. Deßhalb begab er sich, nachdem er an Ostern 1806 seine Studien vollendet hatte, zunächst nach Dresden, um dort auf der Bibliothek kirchengeschichtliche Studien zu machen. Drei Jahre später wurde er als außerordentlicher Professor der Theologie in Jena angestellt und las nun mit vielem Beifall Kirchengeschichte und praktische Theologie. Zu dieser Stelle hin erhielt er im J. 1813 noch die eines Diakonus und Garnisonspredigers, was er auch blieb, als er 1817 ordentlicher Professor und Doktor der

Theologie geworden war. Im J. 1814 hatte er sich vermählt mit Sylvie v. Ziegesar, einer Tochter des herzoglich gothaischen Ministers, die ihm vier Kinder gebar und 36 Jahre lang bis zu seinem Tod beglückend an der Seite stand. Er half — freilich nicht ohne großen Widerstand zu finden — einer neuen und glaubigern Richtung auf dem damals verwilderten Acker der Theologie Bahn brechen und arbeitete auf diesem Gebiete mit ungemeiner Liebe. Namentlich wagte er es, in seiner in den Jahren 1816—1818 in Verbindung mit Dr. Scheibel herausgegebenen „Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit" den ersten entschiedenen Widerspruch zu erheben gegen den damals durch Röhr in Weimar und Bretschneider in Gotha zu unbedingter Herrschaft gelangten Rationalismus. Als er sich jedoch über seiner Verkündigung Christi als Sohnes Gottes und seiner Anhänglichkeit an dem lutherischen Bekenntniß als Mystiker den leidenschaftlichsten Angriffen ausgesetzt sah, wandte er sich von den theologischen Parteikämpfen zu dem seiner vermittelnden Natur besser zusagenden Felde der erbaulichen Schriftstellerei, und als seine Gesundheit über den angestrengten Arbeiten in Jena zu leiden anfieng, nahm er den Ruf als Superintendent und Oberpfarrer nach Altstädt mit dem Titel eines Weimarischen Oberconsistorialraths an. Im Merz 1819 zog er in diese gar freundlich am Anfange der Thüringer goldenen Aue gelegenen Stadt, dem Mittelpunkt der vormaligen „Sächsischen Pfalz", um hier über 31 Jahre einem einfluß- und umfangreichen Berufe zu leben. Zwischen ihm und seiner Gemeinde bildete sich als köstliche Frucht eines treuverwalteten Bischofsamtes das innigste Verhältniß, die unter seiner Aufsicht stehenden Geistlichen und Lehrer waren ihm, als ihrem wohlwollenden Vorsteher, mit großem Vertrauen und inniger Verehrung zugethan und in seinem Familienkreise führte er in ländlicher Zurückgezogenheit und ächtem Lebensfrieden ein so glückliches Leben, daß ihn verschiedene ehrenvolle Rufe als Professor nach Dorpat und Bonn, so wie als Generalsuperintendent nach Königsberg und nach Altenburg nicht von seinem lieben Altstädt wegbringen konnten. Hier schrieb er denn auch so recht aus stiller friedlicher Beschauung heraus, gleichsam ein zweiter Nikolaus von der Flue, gar manche erbauliche Schrift, und namentlich viele geistliche Lieder, die ihm aus seiner gottliebenden Seele entflossen sind, haben hier ihre Geburtsstätte. Neben seiner Herausgabe der Werke Melanchthons (1829) und der symbolischen Bücher unter dem Namen „Concordia" (1830), so wie der pädagogischen Schrift „Die

christliche Volksbildung" (1831), schrieb er hier auch unter dem Namen „des Einsiedlers bei St. Johannes" zwei interessante, die christlichen Zeitfragen berührende Novellen („Die Wiederkehr. 1843." und „Die Woche. 1848."). Ohne als Theolog einer Partei im gewöhnlichen Sinne des Wortes anzugehören, suchte er im Sinne des Apostels, den er sich zum Vorbild genommen hatte, im Johanneischen Geiste der wahren christlichen Liebe die volle Herrschaft zu sichern.

In den letzten Jahren seines Lebens reifte er vollends unter der Gluth körperlicher Leiden in Kraft des lebendigen Christenglaubens, der ihn durchdrang, zu innerer Läuterung und Vollendung heran und sein ganzes Wesen erschien ungemein mild und liebevoll. Seine Gattin bezeugt von ihm: „Sein ganzes Wesen war Liebe — nie konnte er grollen; auch wenn er sich gekränkt und verletzt fühlte, kam keine Spur davon in sein Gemüth; vielmehr suchte er Alles zu entschuldigen. Gegen Andersgläubige war er stets mild — er eiferte nie, war meist schweigsam; aber wenn er unter gleichgesinnten Freunden war, dann gieng ihm oft Herz und Mund auf und er wußte so recht, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, zu erbauen und die Herzen nach Oben zu führen. Die letzten Jahre seines Lebens war er oft — gefährlich krank und gerade da war sein Geist am heitersten, ruhigsten und thätigsten. In mancher bangen schlaflosen Nacht lag er ganz still und sah dabei so heiter aus und am Morgen nahm er mit schwacher Hand Bleistift und Papier und schrieb, was in der Nacht seine Seele beschäftigte, nieder." So dichtete er namentlich im J. 1849, als er am 7. Jan. an heftigen Blutstürzen viele Wochen in Todesgefahr lag, und hernach während seiner langsamen Genesung, die unten näher zu erwähnenden „Lieder eines Kranken". Nach Johannis 1850 konnte er die Kanzel wieder besteigen und fühlte sich nun ganz genesen. Allein am 16. Okt., als er gerade Beichte gehalten hatte, erkrankte er schnell an einer Unterleibsentzündung, an der er viel zu leiden hatte. Er lag jedoch immer still betend und heiter da. Den Tag vor seinem Tode diktirte er seiner Tochter sein letztes Lied: „Will die lange Nacht nicht enden", konnte es aber vor Schwachheit nicht vollenden. An seinem Todestage nun, 23. Okt. 1850, nur sechs Stunden vor seinem Tode, sprach er den letzten Vers zu diesem Liede, der allein noch fehlte, mit lauter Stimme, sank aber dann todesmatt in seinen Stuhl zurück. Dieser und der ihm zunächst vorangehende Vers seines Schwanengesangs lautet so:

Als ein Läuterungsfeu'r bereitest
Du mir Uebung der Geduld,
Wie du mild und streng mich leitest
Zur Erkenntniß meiner Schuld;
Und „dir ist vergeben!" spricht
Mir dein Wort voll Zuversicht.

Ist auch bang und schwer die Plage
Dieser leidensvollen Nacht,
Bin ich doch zum hellen Tage
Meines Glaubens stark erwacht;
Und du führst — ich zweifle nicht —
Mich aus dieser Nacht zum Licht.

Bei seiner Beerdigung, 27. Okt., wurde das von ihm zwischen dem 25. Mai und 7. Juni 1849 gedichtete Lied: „Mein Testament an meine Gemeinde Altstädt": — „Noch ist mir eine Frist gewährt auf Erden" vor der Gemeinde verlesen und ergriff die Zuhörer so mächtig, daß auf allgemeines Begehren ein besonderer Abdruck veranstaltet werden mußte.

Seine geistlichen Lieder, die er in reicher Anzahl gedichtet hat, wenn ihnen auch die gedrungene Kraft und Entschiedenheit der alten Glaubenslieder abgeht, da er selbst eine weiche, vermittelnde Natur war, zeichnen sich doch aus durch eine schöne Form, innige Gemüthlichkeit, christliche Glaubenstreue, wenn auch nicht Glaubenstiefe, durch Klarheit und Einfachheit. Die ersten derselben gab er heraus unter dem Titel: „Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. Leipz. 1823." Dann erschienen viele in der „Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung, herausgegeben von C. B. Meißner, G. Schmidt, C. Hoffmann. Sieben Jahrgänge. Greiz 1827—1833." Später gab er heraus: „Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. Leipz. 1845." Nach seinem Tode besorgte sein vertrauter Freund Dr. Conrad Benj. Meißner, K. Sächsischer Geheimer Kirchen- und Schulrath zu Dresden, nach seinem Willen eine Auswahl seiner noch ungedruckten Lieder unter dem Titel: „Geistliche Lieder von Dr. Fr. A. Köthe. Leipz. 1851." Sie beschränken sich der Zeit nach auf die Jahre 1823—1847. Die erste Hälfte — 62 an der Zahl — behandelt die heiligen Tage des Kirchenjahrs, die andere — 89 Nummern umfassend — enthält Lieder über Glauben und Leben des Christen. Zugleich gab Meißner auch die von Köthe selbst noch mit einer Vorrede vom 19. Sept. 1849 vollständig vor seinem Tode zum Druck vorbereiteten letzten Blüthen und Früchte seines Geistes, die 52 Lieder, die er während jener Krankheitstage im J. 1849 gedichtet hat, unter dem Titel heraus: „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Leipz. 1851." Köthe sagt davon selbst in der Vorrede: „Ich lag in großer Schwachheit unter peinlicher Brustklemmung und empfindlicheren Herzkrämpfen, in beständiger Todesgefahr darnieder. Da erbarmte sich meiner die ewige Liebe und erzeigte mir die Gnade, daß, während der Leib in

großer Anfechtung ohnmächtig seufzte, der Geist frei und freudig seine Schwingen regte. Aus dem Schatze des göttlichen Wortes, das recht als ein helles Licht in meiner Leidensnacht, als eine Kraft in meiner Schwachheit sich bezeugte, strömten mir Gedanken und Empfindungen zu, welche mir die trübsten Stunden erheiterten und rhythmisch sich gestaltend leicht in die weiche Hülle des Reims sich kleideten."

Aus seinen „Stimmen der Andacht" findet sich im neuen Hamburger Gesangbuch das Morgenlied:

„Kommst du, süßes Morgenlicht"

und in Knapps Liederschatz das Begräbnißlied:

„Uns're Wiege gleicht das Grab."

Sonst heben wir von seinen Liedern heraus:

„Aus dunklem Grabesschooße steigt" — 1823.
„Bleibe, bleibe, Herr, bei mir" — 1849.
„Du, der mir Trost und Frieden giebt" — 1832.
„Ich bin in meinem Gott vergnügt" — 1849.
„Nicht Abrahams Geschlecht allein" — 1827.
„O würd' ich treu vor ihm erfunden" — 1823.

(Quelle: Geistliche Lieder Dr. Köthe's. Nebst einer [von Dr. C. B. Meißner verfaßten] Biographie Köthe's. Leipz. 1851.)

Krais, Friedrich Julius, ein Sänger der schwäbischen Dichterschule, wurde geboren 29. Nov. 1807 zu Beilstein im Bottwarthale, wo sein Vater Stadtschreiber war. Er war ein Glied der merkwürdigen, durch ihre wissenschaftliche Strebsamkeit sich bemerklich machenden Promotion, welche unter der Leitung der sie auch nach Tübingen als Lehrer der Theologie begleitenden Professoren Ferd. Christian Baur und Friedrich Heinrich Kern (Bruder des S. 341 genannten; † 30. Jan. 1842) im niedern Seminar zu Blaubeuren vom Herbst 1821—1825 zum Studium der Theologie vorbereitet wurde und Zöglinge in sich faßte, wie Dr. David Fr. Strauß, Wilh. Zimmermann, Gustav Pfizer, Fr. Vischer, Christian Märklin, Gustav Binder &c. Der erstgenannte bezeugt aus dieser Zeit von ihm:* „er wandelte mit reiner Seele in idealischen Dichterträumen, dabei er indeß schöne philologische Studien, besonders in den griechischen Tragikern, machte." Nachdem er dann vom Herbst 1825—1830 im theologischen Seminar zu Tübingen seine Studien gemacht und schon manches Lied gesungen hatte, wurde er nach kurzer Vikariatszeit durch den Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im J. 1833 auf die

* Vgl. Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart von David Fr. Strauß. Mannheim 1851. S. 13–56.

Pfarrei Thalheim an der Schozach, nahe bei Heilbronn, berufen, wo er sich dann mit einer Tochter des verstorbenen Pfarrers Hopf von Winterlingen, der er schon seine Jugendliebe zugewendet hatte, verheirathete. Am 8. Sept. 1847 wurde er zum Stadtpfarrer in Güglingen im Zabergäu ernannt, wo er zu manchen häuslichen Sorgen hin das Unglück hatte, in den wilden Bewegungen des Jahrs 1849, die namentlich auch seine Gemeinde ergriffen, im Merz die halbe Stadt sammt Kirche, Rathhaus und Pfarrwohnung in einen Aschenhaufen verwandelt zu sehen. Aus seinem brennenden Haus wurden zwar noch — er selbst war auf einer Reise abwesend — seine Frau und seine fünf Kinder, aber fast gar nichts von seiner Habe gerettet. Als er nun trotz aller Liebesbemühungen in Ersammlung von Gaben für die verunglückten Gemeindegenossen nur Undank erntete und die Brandstifter abermals im J. 1850 in dem vom ersten Brand verschonten Stadttheil Feuer einlegten, damit wieder so reichliche Gaben fließen möchten, wie zuvor, und wirklich aufs Neue 36 Gebäude ein Opfer der Flammen wurden: so schüttelte er den Staub von seinen Füßen über solcher Stadt und zog im Juni 1850 als Pfarrer nach Sondelfingen auf der schwäbischen Alp.

Er trat zuerst im J. 1839 als Dichter vor die Oeffentlichkeit durch seine im genannten Jahr zu Heilbronn erschienenen, die verdiente Anerkennung findenden seelenvollen lyrischen „Gedichte" theils weltlichen, theils geistlichen Inhalts. Nachdem hievon im J. 1842 eine zweite vermehrte Auflage erschienen war und er auch schon einzelne in Knapps Christoterpe veröffentlicht hatte, ließ er anonym eine Sammlung edler geistlicher Gedichte, voll Geistes und in eine schöne, reine classische Form gegossen, unter dem Titel folgen: „Gesänge unter den Palmen. Heidelberg 1847." Hier finden sich unter vielen poetischen Geschichtsbildern aus dem Alten und Neuen Testament, der Kirchen- und Missionsgeschichte einige kirchliche Lieder und Hymnen. Neuerdings gab er mit seinem Namen als Sammelwerk heraus: „Biblische Geschichte in einer Auswahl poetischer Bilder. Stuttg. 1852." Neben Geschichtsliedern von A. Knapp, Pyrker, Eyth, Pfizer, Hey, Rückert, Schwab, J. P. Lange, Klopstock, Barth, K. Schöll finden sich hier 37 von ihm selbst gedichtete. In dem Vorwort, „das Bilderbuch" betitelt, spricht er sich also aus:

Ein Bilderbuch war einst mein Glück
In froher Kindheit stillen Tagen;
Noch denk ich gern daran zurück,
Noch seh ich's vor mir aufgeschlagen.

Doch völlig ward ich erst als Mann
Die tiefe Kraft der Bilder inne,
Die sich allein enthüllen kann
Durch Gottes Geist und reine Minne.

Krais bietet vorherrschend nur lyrische Gedichte dar, doch hat er auch das Gebiet des geistlichen Lieds mit einigen Gaben beschenkt, z. B.:

„Wie bist du, Heiland, mit der Dornenkrone" (1852).

Lindner, Dr., Wilhelm Bruno, Sohn des Professors der Pädagogik und Doktors der Theologie Friedrich Wilhelm Lindner zu Leipzig, wo er auch geboren wurde 20. Merz 1814. Nachdem er wegen schwerer Fußleiden, die ihn bis zum vierzehnten Jahre vom Besuche der öffentlichen Schulanstalten abhielten, durch Privatlehrer unterrichtet worden war, zuletzt aber noch in der Nikolaischule die nöthige Vorbereitung erhalten hatte, studierte er seit 1832 Theologie in Leipzig. Nachdem er 1836 seine Studien vollendet hatte, kam er drei Jahre lang als Lehrer an das Erziehungsinstitut des Diakonus Dr. Hahn zu Bönnigheim im Würtembergischen Unterlande. Dann ließ er sich 1839 als Privatdocent der Theologie, mit dem Recht, als Frühprediger an der Universitätskirche aufzutreten, in Leipzig nieder. Im J. 1846 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie, besonders für das Fach der Kirchengeschichte, für welche er auch ganz vom gläubigen Standpunkt aus ein Lehrbuch verfaßte. Neben diesem Fach beschäftigt er sich vorzüglich noch mit der Exegese. 1850 ertheilte ihm die Fakultät zu Erlangen die theologische Doktorwürde.

Als einer der entschiedensten Kämpfer für die Ehre Christi und seine heilige Reichssache im Sachsenlande gab er „als ein Zeugniß für den verkannten und leider oft verspotteten Heiland der Welt" 18 auf den derzeitigen Kampf des evangelischen Christenthums mit dem Unglauben bezügliche Gedichte heraus unter dem Titel: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Ein Zuruf an alle evangelische Christen. Dresden 1841." In demselben Jahr erschien von ihm auch ein Kreis von Gedichten unter dem Titel: „Sachsens große Erinnerungen" und im J. 1839 hatte er 24 meist auf geschichtliche Begebenheiten aus der Reformationszeit bezügliche Gedichte unter dem Namen: „Reformationslieder" als eine Festgabe zu der dreihundertjährigen Feier der Reformation in Leipzig am 19. Mai 1839 herausgegeben. Von eigentlichen Liedern dieses durch Klarheit und Tiefe des christlichen Gefühls und bilderreiche,

edle, gediegene Sprache sich bemerklich machenden Dichters finden sich nur wenige in einzelnen Zeitschriften zerstreut, z. B. das von A. Knapp in den Liederschatz. Ausg. 2. aufgenommene schöne Pfingstlied:

„Komm, Geist des Herrn, du ew'ge Kraft."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Major, Charles Forseyth, aus einer ostpreußischen Familie, geb. 1799 in England. Er stand zuerst am Missionshaus zu Basel und wurde dann Prediger in Straßburg, wo er am 14. Sept. 1834 die evangelische Kapelle mit einer Rede eröffnete und im selbigen Jahr auch „Reden aus der Wahrheit", so wie „Worte der Ermahnung an Kranke und Sterbende" herausgab. Darnach wurde er K. preußischer Gesandtschaftsprediger in Constantinopel und zog sich später als Privatgelehrter nach Bonn zurück, wo er 1852 gestorben ist. Nachdem in der Christoterpe vom J. 1838 und 1839 mehrere seiner geistlichen Dichtungen erschienen waren, gab er zwei Sammlungen derselben heraus: „Gedichte. Leipz. 1846." und: „Lebenserfahrungen eines Wanderers in Gedichten. Leipz. 1847." Nennenswerth sind die Lieder:

„Auf dich, mein Heiland, lehn ich mich."
„Der Hohepriester, der sein Leben" (Knapps Liederschatz).

Möller, Dr., Johann Friedrich, geb. 13. Nov. (nicht 16.) 1789 zu Erfurt, wo sein Vater, Johann Melchior Möller, damals Diakonus zu den Reglern und später Pfarrer an St. Michaelis war. Dessen Vater und Großvater schon hatten in derselben Stadt das geistliche Amt mit Treue geführt und zu ihrer Zeit für eifrige und wirksame Vertheidiger der evangelisch-lutherischen Lehre gegolten. Die Mutter, eine Tochter des in Saalfeld verstorbenen Generalsuperintendenten Bernhard war nicht ohne Einfluß auf die poetische Grundstimmung ihres Sohnes geblieben, dem es beschieden war, in einem Dorfe bei Erfurt, Stotternheim, wohin der Vater als Pfarrer berufen worden war und auch im J. 1824 starb, die ersten Jugendjahre zu verleben und die erste Vorbildung zum Gymnasium von der Sorgfalt des eigenen Vaters zu erhalten. Der Ortsschulmeister Grobe, ein alter ehrwürdiger Greis, bibelfest und in den alten Kirchenliedern nach Inhalt und Weise meisterhaft bewandert, war der Mitpfleger seiner Jugend und hat ihm zu Herzensanfassungen verholfen, welche sich ihm in seinem spätern amtlichen Leben auf allen Stufen kenntlich gemacht haben. Auf rührende Weise hat Möller auf dem zweiten Wittenberger Kirchentag, als am 11. Sept. 1849 auf demselben über die

Erhaltung der christlichen Schule verhandelt wurde, öffentlich von diesem Lehrer seiner frühesten Jugend, den er als Knabe nach vollbrachtem dreiundachtzigstem Lebensjahr zu Grab begleitet hat, das Zeugniß abgelegt: „Er erzählte biblische Geschichten so lebendig, daß ich, was am lebendigsten in meiner Seele haften geblieben, ihm verdanke. In ihm — nicht in seinem Gedächtnisse allein — lebten alle die alten geistlichen Lieder meines Jugendaufenthaltes, und er wußte, wohin mit jedem dieser Lieder zu treffen sey. Gewiß, ich habe so manchem Prediger vielen Dank zu sagen auf meinem Lebenswege; ob aber nicht jener alte Mann der erste seyn wird, der mir im Sterben vor allen andern vor meine Seele treten wird, das ist ein Anderes." Von Stotternheim kam Möller auf das Gymnasium zu Erfurt und dann auf die Universität Göttingen, wo er mit kindlicher Liebe zu Planks Füßen saß und dabei auch ein Mitglied des Heyne'schen philologischen Seminars war. Sein Körper war schwächlich, der Herr aber behütete ihm während seiner ganzen Studienzeit Leib und Seele mit göttlicher Treue. Seine erste öffentliche Amtsthätigkeit war die eines Lehrers der Katechetik und Methodik am Schullehrerseminar zu Erfurt. Bald, im J. 1815, wurde er dann zum Diakonus an der evangelischen Barfüßerkirche daselbst gewählt und verwaltete als solcher mehrere Jahre provisorisch das Direktorium des Schullehrerseminars und einige Zeit hindurch auch die Stelle eines städtischen Oberschulaufsehers. Im J. 1829 erhielt er an derselben Kirche das Amt eines Pastors, wozu ihm von 1831 an als Senior des evangelischen Ministeriums zugleich das Ephorat des Stadt- und Landkreises, demnächst auch bei der K. Regierung eine kirchenregimentliche Stellung als Consistorialrath übertragen wurde. Hier in der Hauptstadt Thüringens war die Zeit seines belebtesten Wirkens. Namentlich wirkte er als beliebter Prediger durch seine lebendige mit Bildern und Gleichnissen reich durchwebte Redeweise in großem Segen, wovon mehrere gedruckte Predigten Zeugniß geben. Im Frühjahr 1843 folgte er dem höhern Rufe nach Magdeburg, wo er an Dräseke's Stelle als Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Direktor des Consistoriums und erster Domprediger einzutreten hatte. Hier hatte er bald unter den in der Provinz Sachsen ausbrechenden religiösen Wirren Gelegenheit, sich als einen guten Streiter Jesu Christi zu bewähren. Unter vielen Anfechtungen hatte er nämlich den Kampf zu kämpfen gegen die Lichtfreunde und freien Gemeinden, deren Häupter die Pastoren seines Sprengels, Uhlich und Wislicenus, waren. In

Magdeburg selbst trat der Prediger W. F. Sintenis * aufs Heftigste wider ihn auf. Der Herr aber schenkte ihm Stärke und Weisheit und steht ihm heute noch auf diesem bedeutungsvollen, wiewohl schwierigen Posten schützend und segnend zur Seite.

Seine meisten geistlichen Lieder hat er während der ersten Jahre seiner Predigtamtsführung zu Erfurt gedichtet, dessen neues Gesangbuch vom J. 1835 er auch besorgt hat. Zuerst trat er als Dichter hervor mit 24 Liedern, die unter dem Titel erschienen: „Christenglück und Christenwandel in religiösen Gesängen. Erfurt 1816." Die Theurung, welche die armen Handwerker seines Kirchspiels drückte, gab den Anlaß zu diesem Unternehmen und zu weiter Verbreitung dieser Lieder. In Frankfurt a. M. brachte ein einziges Lied daraus, das am Charfreitag daselbst gesungene Passionslied: „Du hasts vollbracht, da stehen wir", den Hülfbedürftigen eine Sendung von mehreren hundert Gulden zu Wege. Sechs Jahre später erschien die Hauptsammlung seiner Lieder — 222 an der Zahl — unter dem Titel: „Der christliche Glaube und das christliche Leben. Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Erfurt 1822." Von diesen hat Harms in seine „Gesänge für die gemeinschaftliche und für die einsame Andacht" vom J. 1829 nicht weniger als 29 aufgenommen. Drei davon wurden in das neue W. G. und Hamburger G. aufgenommen, mit welchen noch einige hier mögen erwähnt werden:

„Du waltender Geist, Gott der Macht."
„Hilf, daß wir stark im Glauben werden."
„Ich glaube, daß mit Liebe" — 1822 — Hamb. G.
„O daß ich hätte mitempfunden" — 1822 — W. G. Nr. 175 und Hamb. G.
„Stärk, ewiger Hort, Gottes Geist."
„Wo regt sich noch ein guter Geist" — 18 16/17 — W. G. Nr. 214.

Eine edle und entschiedene Christensprache spricht aus den Möller'schen gemüthvollen Liedern, nur sind viele zu subjektiv und zu hoch gehalten, als daß sie sich zu Kirchenliedern eigneten. Neuerdings erschienen als poetische Nachlese die von ihm seit 1822 gedichteten, deren Entstehung fast durchgängig mit der Abfassung verwandter Predigten zusammenhängt, unter dem Titel: „Geistliche Dichtungen und Gesänge

* Vgl. dessen Denkschrift an das Cultusministerium: „J. Fr. Möllers Wirken im Consistorium und in der Generalsuperintendentur der Provinz Sachsen. Leipz. 1849."

auf Unterlagen der h. Schrift. Magdeburg 1852." Es sind deren 105 in drei Theilen — der Festkreis (39) — Geschichten und Zeugnisse des alten Bundes (33) — Zeugnisse und Denksprüche des neuen Bundes (33), so daß wir also nun 351 gedruckte Lieder von Möller haben. Von dieser neuesten Gabe sagt er in der Vorrede, er bringe jetzt, wie zum Abschied von der heiligen Kunst, noch eine Nachlese aus den spärlicher gewordenen Ernten der letzten 30 Jahre, gleich einem alten Gärtner, der, während die fortgeschrittene Kunst der Neuzeit ihn überflügelt, noch einmal seinen Ziergarten durchwandert und etliche Herbstblumen dort aufsammelt von ausdauernden Gewächsen, welche er einstmals aus dem Samen gezogen hat. Von dieser neuesten Sammlung sind besonders nennenswerth:

„Ich muß hier in der Fremde wallen" (1 Mos. 28, 18.).
„Mein Schutz auf schmalen Stegen" (Ebr. 10, 35. 36.).
„Nun triumphire nah und fern" (Ps. 47, 6.).
„Nun wohlan, wie du's beschieden" (Ebr. 12, 11.).
„O Hirt, auf deinen Auen" (Joh. 10, 14.).
„Wecke meine Seele" (Joh. 1, 32—39.).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten. — Theologisches Literaturblatt zur Kirchenzeitung. 1826. Nr. 104.)

Möwes, Heinrich, wurde geboren am 25. Febr. 1793 zu Magdeburg. Seine ersten Lebensjahre brachte er unter vielfacher Noth und Bedrängniß zu. Sein Vater starb früh und die Mutter verheirathete sich wieder. Da nahm sich des verlassenen Knaben ein Oheim an, der Prediger im Magdeburgischen war und ihn die dortige Domschule besuchen ließ. In Göttingen studierte er Theologie, aber als eine „todte Wissenschaft." Er erinnere sich nicht, sagt er selbst, auch nur im Geringsten christliche Eindrücke dabei empfangen zu haben. Dagegen wurde er bald tief ergriffen von der allgemeinen Begeisterung im J. 1813, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba im J. 1814 trat er mit seinem Busenfreund Carl Blum in ein westphälisches Jägercorps und kämpfte in der Schlacht bei Ligny, Belle-Alliance und vor Paris. Bei Ligny mußte er seinen verwundeten Freund, nachdem er ihn unter beständigem Kugelregen aus dem Feuer der Feinde zu tragen bemüht gewesen war, als todt liegen lassen. Sein Kriegsleben ist reich an köstlichen Zügen des Muths und der Selbstaufopferung und trägt überall das Gepräge eines edlen Charakters und zartfühlenden Herzens. Nach beendigtem Krieg bezog er noch eine Zeit lang die Universität Halle, nachdem er auf dem Heimmarsch

zu seiner größten Herzensfreude den todtgeglaubten Freund in Charleroi wieder lebend gefunden hatte. Er verließ die Universität, durch die großen Erfahrungen der letzten Zeit zwar entschiedener auf Gott und das Eine, was noth ist, hingewiesen, aber doch noch, wie er selbst oft gestand, unfähig, für den Herrn und sein Reich zu arbeiten, da er selbst diesem Herrn noch so ferne war.

Er wurde nun ein Jahr lang Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. Hier verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Blum und wurde im J. 1818 vom Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wenddorf berufen. Zwar vom evangelischen Geist berührt, doch keineswegs glaubig, begann er nun gleichwohl mit außerordentlichem Eifer zu wirken; seine Thätigkeit erstreckte sich indessen vorzugsweise auf äußere Dinge; er that viel für das Schulwesen, steuerte den Unordnungen in den Gemeinden und bekämpfte siegreich alle Hindernisse; doch fühlte er bald das Bedürfniß, tiefer in die Schrift einzudringen und den Herrn zu suchen, den er predigen sollte. So fieng er an, eifrig in der Schrift zu forschen und fleißig zu beten, und kam ohne alle fremde Hülfe zum Glauben an Christum; der Herr hat ihn durch sein Wort selbst zu sich geführt; seine Bekehrung war keine plötzliche, gewaltsame, sondern eine ruhig sich entwickelnde Umwendung seines Lebens. Am liebsten hielt er sich an Dräsecke. Glaube und Muth waren die hervorstechendsten Züge seines Wesens; er hatte durch Natur und Gnade eine Furchtlosigkeit erlangt, die keine Macht der Welt scheute und in der er frisch und froh im seligen Gefühl der unendlichen Kraft, die dem Glauben an Christum inwohnt, mit der Welt rang. Nicht leicht konnte ein Geistlicher so ganz und völlig in seine Gemeinde sich hinein leben, als er. Auch besaß er eine besondere Gabe, die Seelen der Sünder gewaltig zu erschüttern und die bußfertigen, gebeugten Herzen freundlich aufzurichten. Sein Umgang hatte viel Erbauliches, sein ganzes Leben war eine fortgehende Predigt, seine Persönlichkeit so gewaltig, daß die, welche in seinen Kreis kamen, bald für den Glauben gewonnen wurden oder bei Zeiten aus seiner Nähe entfliehen mußten. In seinen Predigten, die er mit geistreicher und gewaltiger Beredtsamkeit vortrug, war jetzt Christus der Mittelpunkt, um den sich Alles bewegte, und die Quelle, woraus Alles floß.

Nach vier Jahren, im J. 1822, wurde er vom Grafen von der Schulenburg-Altenhausen zum Prediger nach Altenhausen und

Ioenrode berufen. Sieben Jahre lang blieb hier sein Leben fast völlig ungetrübt; bei einem reichlichen Einkommen, in glücklicher Ehe, als Vater von vier lieblich heranwachsenden Kindern, allgemein geachtet in der Gemeinde, fehlte ihm nichts zu seinem Glücke. Er wußte kaum, was Kreuz sey, und es schien, als habe er bei seiner tiefern christlichen Entwicklung diese Erfahrung für sein Herz nicht nöthig. Doch auch er sollte durch die bitterste Kreuzschule gehen. Seine Leiden begannen mit dem Tode seines Freundes und Schwagers Blum im Frühjahr 1828; im Herbst desselben Jahrs fieng auch seine sonst so kräftige Gesundheit zu wanken an; es stellten sich Brustbeschwerden ein. Weil aber die liebliche Weihnachtszeit vorhanden war, ließ er sich nicht abhalten, dennoch zu predigen. Da trat denn große Erschlaffung ein und es erfolgten häufige Blutungen aus der Lunge, die sein Leben auflösen zu wollen schienen. Aber seine Seele war stets fröhlich in dem Herrn; er frohlockte im Schmerze, weil es ein Kreuz war vom Herrn. Obwohl er sich im Frühjahr 1829 wieder erholte, so blieb doch seine Brust stets angegriffen und die Blutungen dauerten fort. Dazu kam nun auch noch im Sommer 1829 der Verlust seiner Schwiegermutter, die ihm wie eine leibliche Mutter gewesen war. Als aber im Winter von 1829 auf 1830 neue heftigere Krankheitsstürme über ihn kamen, erkannte er immer deutlicher, wie es des Herrn Wille sey, seinem Predigtamt zu entsagen. Dieß war das größte Opfer, das er bringen mußte, denn sein Herz war aufs Innigste mit diesem Amte zusammengewachsen. Der Kampf war groß; fast wäre ihm das Herz darüber gebrochen.* Im Juni 1830 übergab er mit dem Worte: „Weide deine und meine Heerde" feierlich sein Amt seinem Nachfolger. Der Abschied von so vielen Seelen, die aus der Gemeinde sich am Abreisetag noch zu ihm drängten, verursachte ihm den heftigsten Brustkrampf, so daß er acht Tage lang brauchte, bis er sich zur Abreise erholt hatte. Er zog nun nach Magdeburg und eine völlig ungewisse Zukunft stand vor ihm; sein Ruhegehalt reichte nicht hin, seine vier Kinder zu erziehen. Er aber hatte längst das Sorgen verlernt und pflegte zu sagen: „Der Herr sorgt für mich; der versteht's viel besser; warum sollte „ich es Ihm nicht überlassen?" Er war noch nicht lange zu Magdeburg, so starb ihm ein Töchterlein, damit er auch von dieser Seite geprüft würde. Er ward immer ärmer, aber sein inneres Leben entfaltete sich

---

* Weiteres darüber s. II. Nr. 468.

immer reicher, er ward immer kränker, aber seine Seele blühte in immer frischerer Gesundheit. Sobald er sich einigermaßen besser fühlte, so wirkte er für das Reich Gottes, besonders auch im Missionswesen; bald aber hemmte wieder ein neuer Krankheitssturm seine Thätigkeit und so gieng es abwechselnd längere Zeit fort.

Als es sich einmal auf länger mit ihm gebessert hatte, zog er am 24. Juli 1832 wieder nach seinem Altenhausen, um in der Mitte seiner Pfarrkinder leben zu können, bis er vielleicht irgend eine Anstellung finde. Er trieb hier allerlei wissenschaftliche Beschäftigungen und wartete still und froh, was der Herr nun weiter mit ihm thun werde. Er erholte sich sogar so weit, daß er wieder einigemal auf seiner lieben, alten Kanzel predigen konnte und sich um das Dekanat- und Pfarramt Weferlingen bewarb. Doch war kein Tag für ihn schmerzensfrei. So trat er in das J. 1834. Da erfaßte ihn der letzte, aber auch heftigste Krankheitssturm. Er spürte wohl, daß dieß seine letzte Zeit sey. „Das Sterben ist schwer," konnte man ihn da öfters sagen hören, „aber doch ist der Tod schön." Er genoß noch mit den Seinigen das h. Abendmahl, wozu die Lehrer des Orts mit den Kindern kommen und das Lied: „Christus der ist mein Leben" singen mußten. Mehrere Tage lang hatte er noch mit dem Tode zu ringen, so daß er oft in herzzerreißenden Tönen sich die Erlösungsstunde erseufzte, indem er rief: „Lieber, lieber Herr! so komm doch! komm doch! willst du denn noch nicht kommen?!" Da kam noch die Nachricht, daß ihn der König zum Superintendenten von Weferlingen befördern wolle, wenn er es nicht vorzöge, nach Bahrendorf zu gehen. Er aber sprach gelassen: „Nach Bahrendorf also oder auf die Bahre." Dann schwieg er und erquickte sich, wie öfters, am ersten Brief Petri. Nicht lange vor seinem Sterben sprach er: „Bald werde ich vor Gottes Thron stehen; meine Seele möchte zagen, wenn sie zurückschaut auf ein Leben, worinn so wenig geschehen ist; aber dennoch zage ich nicht und sterbe freudig und getrost, denn mein Herr und Heiland vertritt mich im Gericht, und ließe meine Schwachheit es zu, ich gienge mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber."* Endlich kam der Herr; während seine Frau ihm das Lied: „Es ist noch eine Ruh vorhanden" vorlas, wand sich seine Seele los am 14. Okt. 1834. Nicht lange zuvor hatte er in einem schönen Lied von der Sterbensfreudigkeit gesungen:

---

* **Weiteres s. II. Nr. 606.**

„O Herr, o Herr, wie bist du treu!
Wie fest sind deine Worte,
Das sag' ich aller Bürden frei
Dicht an der Todespforte.
Da steh ich mit erhobnem Haupt,
Ja, selig ist, wer an dich glaubt."

Er hat mehrere recht schöne geistliche Lieder gedichtet, die im J. 1836 zu Berlin gesammelt erschienen und im Vergleich mit den unter dem Einfluß der romantischen Schule gedichteten mehr dogmatischen Gehalt haben und denen von Spitta, Garve und Döring ähnlich sind. Es sind zwar solche darunter, welche die Herrlichkeit Christi objektiv darstellen, die meisten aber sind aus innern Zuständen und persönlichen Verhältnissen hervorgegangen. Eine zweite Auflage erschien im J. 1838. Er dichtete auch weltliche Lieder und machte sich namentlich im J. 1831 nach dem Ausbruch der Julirevolution durch die „drei Lieder eines preußischen Landeskindes" bekannt.

Die evangelische Kirchenzeitung. 1836. S. 190 giebt folgendes Urtheil über Möwe's Lieder ab: „Sie sind in den Jahren 1829—1834 unter schweren körperlichen Schmerzen gedichtet worden und meistentheils in Momenten geboren, wo die Schmerzen am fürchterlichsten gewüthet und der kräftigste Glaubensgeist des vielgeprüften Dulders wieder den herrlichsten Sieg über das Fleisch davon getragen hatte. Sie tragen daher alle, wie verschieden sonst auch ihr Inhalt und Gegenstand seyn mag, den gleichen Grundcharakter eines allezeit fröhlichen Glaubens, einer unbedingten Ergebung in Gottes Willen und einer Sehnsucht nach dem Himmel an sich, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch immer nüchtern und zufrieden bleibt, das Leben, ja selbst das Leiden lieb hat und nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Begeisterung gleichmäßig alle großen Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, König, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk, bis zum letzten Athemzug umfaßt. Kirchlich sind sie weniger, weil überwiegend ein subjektiver Inhalt in ihnen zu Grund liegt, aber erbaulich, glaubensstärkend durchgängig."

Von diesen Liedern ist besonders zu erwähnen:

„Der Himmel hängt voll Wolken schwer" — W. G. Nr. 468.
„Mit allen meinen Sünden."
„O Herr, o Herr, wie bist du treu."

(Quellen: Dr. Heinrich Möwe's Leben und Gedichte [von Friedrich Arndt]. Magdeburg. 4. Aufl. 1843.)

Neuendorff, Johann Christoph Wilhelm, geb. 22. Okt. 1786 zu Brandenburg an der Havel. Er studierte von 1805—1808 in Halle und dann in Jena, wo er durch Wieland, dessen Bekanntschaft er in dem

nahegelegenen Weimar machte, aufgemuntert wurde, die Dichtkunst, die er schon in Halle gepflegt, noch weiter zu pflegen. Nach vollendeten Studien war er an verschiedenen Orten Hauslehrer, worauf er sich 1811 nach Berlin begab, um sich durch Stundengeben zu nähren. Hier arbeitete er nun an seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung fleißig weiter und schloß sich namentlich an Schleiermacher als eifriger Schüler an. Er gehörte zu dessen auserwähltem Kreis, der nähern Zutritt zu ihm hatte. Im J. 1813 berief ihn der Graf von Schulenburg als Prediger nach Lenzerwischen bei Lenzen, worauf er sich mit Charlotte v. Oppen vermählte, die aber gleich wenige Monate darnach brustleidend wurde und vor seinen Augen langsam dahinwelkend am 8. Mai 1820 starb. Unter dieser langen und schweren Trübsal reiften als köstliche Leidensfrüchte viele schöne Lieder, die er zum Herrn sang, und es bereitete sich mehr und mehr jene Veränderung in seinem innersten Wesen vor, die ein Jahr nach dem Tode seiner Frau vollends zu einer ganz entschiedenen Richtung auf das Eine nothwendige und zu einer heißen, innigen Liebe zu Gott und Jesu wurde. In diesem Sinne wirkte er auch fortan in seinem Hirtenamte. Nach neunjähriger gesegneter Wirksamkeit an seiner aus acht an einander hängenden Dörfern bestehenden ländlichen Gemeinde wurde er 1. Jan. 1823 als Archidiakonus an die St. Catharinenkirche seiner Vaterstadt Brandenburg berufen, wo er dann zugleich auch zwei Landgemeinden zu besorgen, so wie die Aufsicht über das Gymnasium und sämmtliche Mädchenschulen der Neustadt zu führen hatte. Er verheirathete sich nun wieder im J. 1825 mit einer Stiefschwester seiner entschlafenen Gattin gleichen Namens. Allein nach vierzehn Monaten schon sollte er auch diese durch Frömmigkeit und Demuth, Bildung und Anmuth ausgezeichnete Frau durch den Tod verlieren. Obgleich er dadurch tief erschüttert und gebeugt ward, predigte er doch zwei Tage nach ihrem Begräbniß mit seltener Kraft und freudiger Begeisterung. Nur mit um so größerem Eifer wirkte er jetzt für die Erweckung eines lebendigen Christenthums in der Stadtgemeinde. Deßhalb trat er auch an die Spitze einer sich bildenden Bibelgesellschaft. Am 8. Juli 1837 raffte ihn, nachdem er sich noch zum drittenmal verheirathet hatte, eine Unterleibskrankheit dahin. Obgleich Christus der lebendige Mittelpunkt seines Glaubens geworden war, so hatte er sich doch stets fern gehalten vom strengen Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit. Die Innigkeit des religiösen Sinnes und dessen praktische Bewährung in Früchten der Liebe und Gerechtigkeit galten ihm als

die Hauptsache, so daß er es nicht verstehen konnte, wenn man auf jene allzugroßen Werth legte.

Dieß ist auch der religiöse Grundcharakter seiner gediegenen geistlichen Lieder, die fast lauter Gebete sind und nach seinem Tode unter dem Titel: „Auswahl aus W. Neuendorffs hinterlassenen Gedichten. Brandenb. 1839." erschienen. Gar schön ist sein Siegeslied im Sterben: „Hinauf, hinauf, die Flügel regen sich", worinn er den um seinen Heimgang Weinenden als ein Triumphirender im Geiste zuruft:

Beugt eure Knie und faltet eure Hand
Und stimmt das Siegeslied!
Es ist gesprengt der Seele hartes Band
Und der Gefang'ne flieht!

Wohl hab ich lang gerungen,
Wohl brach mir oft der Muth;
Nun endlich durchgedrungen,
Wie ist der Friede gut!

(Quelle: Das Vorwort zu der obengenannten Gedichtauswahl.)

Puchta, Christian Rudolph Heinrich, geb. 19. August 1808 zu Cadolzburg in Mittelfranken, wo sein Vater, der als erster Landrichter zu Erlangen im J. 1845 gestorbene Wolfgang Heinrich Puchta,* ein gottesfürchtiger Jurist, vom J. 1797—1812 als Justizrath angestellt war. Seine Mutter ist eine Tochter des Kammeramtmanns Heim zu Osternohe. Er widmete sich wie sein Großvater, Johann Christoph Puchta, welcher Pfarrer zu Möhrendorf im Baireuthischen war, der Theologie und erhielt die erste Grundlegung seiner christlichen Erkenntniß durch den ehrwürdigen Krafft, reformirten Pfarrer und Professor der Theologie zu Erlangen; die poetische Anregung verdankt er Platen und Rückert, seine philosophische Richtung bestimmten Schelling und Schleiermacher. Mit den genannten Männern war ihm persönliche Bekanntschaft eröffnet, indem er von Erlangen aus auch noch die Berliner Hochschule bezog, wohin ihn die von dort ausgehende neue gläubige Wissenschaft zog. Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1832 Stadtvikar in München zugleich mit seinem ihm unvergeßlichen, frühverstorbenen Freund Wagner. Neben dem Einfluß, den die Kunstschätze und sonstige Bildungselemente dieser Hauptstadt auf ihn ausübten, wirkten hier besonders Männer wie Roth, Niethammer, Schubert rc. entscheidend auf seine geistige Entwicklung ein. Nach fünf gewinnreichen Jahren wurde er 1837 theologischer Repetent an dem damaligen Ephorat zu Erlangen unter Höflings Leitung,

---

* Vgl. „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornämlich für Anfänger in der juridischen Praxis. Von W. H. Puchta. Nördl. 1842." Sein Lebenslauf steht auch im Christenboten. 1845. Nr. 32.

wo er in lebendige Berührung mit Harleß, Hofmann und später Thomasius kam. Von da kam er im J. 1839 als Professor der Philosophie und Religion an das neuerrichtete Lyceum zu Speyer, wo er unter Hofrath Jäger in Verbindung mit Halm, Zeus und Schwert seine Wirksamkeit begann. Anstrengende Arbeiten zogen ihm hier jedoch eine schwere Krankheit zu, wodurch seine Thätigkeit auf längere Zeit unterbrochen wurde, indem sein Geist vor Allem der Ruhe bedurfte. Im J. 1842 konnte er jedoch wieder einen bestimmten Beruf übernehmen und das Pfarramt zu Eyb bei Ansbach antreten, wo er jetzt noch für den Herrn und von ihm gestärkt und gesegnet wirkt und sich viel mit hymnologischen Arbeiten beschäftigt. Deßhalb wurde er auch 1845 in die bairische Gesangbuchscommission ernannt und war so ein eifriger Mitarbeiter an den beiden Gesangbuchsentwürfen vom J. 1848 und 1852.

Nachdem er da und dort, z. B. in A. Knapps Christoterpe. Jahrgang 1837 ff., einzelne geistliche Lieder und Gedichte hatte erscheinen lassen, gab er 1843 ein eigenes Liedwerk heraus unter dem Titel: „Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar in Gesängen. Erlangen 1843." Er wollte damit ein Seitenstück geben zu Joh. Heinrich Witschels,* Pfarrers zu Igensdorf, weitverbreiteten „Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Nürnberg 1803." (11. Aufl. Sulzbach 1848.) Er bekennt selbst, er habe sich dieselben nach Form und Einrichtung zum Muster genommen, während aber Witschel die Glaubensansichten seiner Zeit, für welche Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit die leitenden Gedanken waren, mit großer Wärme, recht aus Einem Guſſe, ausgedrückt habe: so wolle er nun Offenbarung und Gnade, Sünde und Buße, Wiedergeburt und Erlösung voranstellen. Und diese bei Witschel allerdings sehr in den Hintergrund gestellten Hauptwahrheiten des Christenthums hat Puchta denn auch mit demselben Schwung, mit derselben Klarheit und Sauberkeit des Ausdrucks und fließenden Darstellung, wie wir all das an Witschel anerkennen müssen, in ihr gebührendes Recht wieder eingesetzt. Witschel wollte Gott in der Natur, Puchta aber Gott in Christo finden und verherrlichen.

* Geb. 9. Mai 1769 zu Hempfenfeld bei Hersbruck in Mittelfranken, 1794 Mittagsprediger an der Dominikanerkirche in Nürnberg, 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 Stadtpfarrer zu Gräfenberg in Oberfranken und 1819 Pfarrer und Dekan zu Kattenhochstadt in Mittelfranken, wo er 24. April 1847 starb. Er gab sonst noch heraus: „Dichtungen. 1798." — „Auswahl von Gesängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. 1812."

Er ist jetzt damit beschäftigt, aus seinen Liedern, sowohl aus den früher einzeln erschienenen, als auch insbesondere aus denen des „Hausaltars", welche größtentheils ohne kirchlichen Rhythmus und Melodie sind, eine Anzahl zusammenzustellen und sie durch zweckmäßige Umarbeitung kirchlichen Versmaaßen anzupassen.

A. Knapp, der ihn mit Recht für einen der gediegensten und geistvollsten Dichter der Neuzeit erklärt, hat in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes 36 seiner Lieder, darunter mehrere Ueberarbeitungen lateinischer Hymnen, aufgenommen und auch in der Christoterpe vom J. 1847 und 1851 wieder neue Gedichte Puchta's mitgetheilt. Die kirchlichsten und nennenswerthesten Lieder sind:

„Der Mittler stirbt; die Liebe wirbt."
„Ein neues Jahr ist angefangen."
„Erfüllt sind Stund und Zeiten."
„Gott der Gnaden, schwerbeladen."
„Gott, erleuchte meine Seele."
„Großer Gott, der du im Himmel."
„Herr des Himmels, Gott der Gnade."
„Himmlische Pforten, empfanget den König der Ehren."
„Laß alle meine Lebenskräfte."
„Nun ist der Tag erschienen."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Sachse, Dr., Christian Friedrich Heinrich, geb. 2. Juli 1785 zu Eisenberg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule und Cantor war. Seinen ersten Unterricht empfieng er meist von zwei ältern, nun schon längst im Predigtamt verstorbenen Brüdern, während er zugleich das Lyceum in Eisenberg unter dem vortrefflichen Rektor Dr. Brendel besuchte. Nachdem er von Ostern 1804 bis 1807 seine Studien in Jena unter Griesbach, Gabler, Augusti, Luden ꝛc. vollendet hatte, war er einige Zeit Hauslehrer in der Familie eines Gutsbesitzers bei Merseburg, dann fand er seine erste Anstellung im J. 1812 als Diakonus in dem Seckendorf'schen Städtchen Meuselwitz bei Altenburg, wo seit 1692 die Gebeine des unsterblichen Veit Ludwig v. Seckendorf ruhen. Von da wurde er im J. 1823 auf die Hofpredigerstelle in Altenburg berufen, auf der er heute noch im Segen steht. Im J. 1831 wurde er zugleich Consistorialrath und 1841 erhielt er von Jena das theologische Doktordiplom.

Sein erstes Lied: „Komm, komm, du Licht in Gottespracht" war ein Morgenlied zur Begrüßung des Reformationsjubelfestes und erschien im Keyser'schen Reformationsalmanach vom J. 1817. Zu demselben Fest

ließ er auch mit seinem Freunde Archidiakonus Mörlin in Altenburg einige Lieder für den Festgebrauch in den Kirchen des Altenburger Landes drucken, welche dann in den von ihm herausgegebenen „evangelischen Jubelliedern auf die dritte Jubelfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses im J. 1830" zum Theil wieder abgedruckt wurden. Auch in Tzschirners Magazin für Prediger hat er einige Lieder mitgetheilt. Namentlich aber gab er im J. 1822 einen Bogen „christliche Gesänge zum Gebrauch bei Beerdigungen und bei der Todtenfeier" — neun an der Zahl — heraus.

Manche seiner sehr ansprechenden Lieder fanden vielfache Aufnahme in öffentliche Gesangbücher, z. B. das Bautzener, Leipziger, Hamburger (6), den bairischen Gesangbuchsentwurf ꝛc. Besonders zu nennen sind:

„Ein neues Lied singt Gott dem Herrn" (1817).
„Komm, komm, du Licht in Gottespracht" (1817).
„Mein letztes Haus auf Erden" (1822).
„Wohlan, die Erde wartet dein" (1822).
„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang" (1822) — W. G. Nr. 617.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Schnaase, Eduard, wurde als armer Eltern Kind zu Danzig geboren am 11. Juni 1805 und besuchte anfangs nur eine gewöhnliche Bürgerschule. Weil er gut lernte, so schlug ihn sein Lehrer einer Gesellschaft zur Unterstützung vor, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, arme Knaben auf ihre Kosten studieren zu lassen, und so war sein lang verborgen im Herzen getragener Wunsch, einmal ein Diener Christi in seiner Gemeinde zu werden, was ihm einst einer seiner Mitschüler als Geheimniß entlockt hatte, erfüllt. Eilf Jahre lang durfte er nun diese Unterstützung auf der Vor- und Hochschule genießen, hatte aber manchmal den Kelch, auf solche Weise unterhalten zu werden, so bitter zu schmecken, daß er schon einmal im Begriffe war, das Studium aufzugeben. Aber Gottes Wege waren nicht seine Wege. Im Herbst des Jahrs 1829 hatte er seine Universitätsstudien glücklich vollendet und wurde nun Candidat der Theologie in Danzig. Seine erste Anstellung fand er 1. Mai 1831 als erster Lehrer und Dirigent der St. Catharinenschule in der Vaterstadt, worauf er sich am 23. Juni desselben Jahrs verheirathete mit Johanne, geb. Büschke, mit der er in stillem Frieden eine zahlreiche Familie gründete. Im November 1832 trat er ins Predigtamt ein als Archidiakonus an St. Catharinen, auf welcher Stelle er nun seit mehr denn 20 Jahren in einem ausgedehnten Wirkungskreis für den Herrn und sein Reich thätig ist.

Er hatte im Stillen schon manches Lied gedichtet, weil er seine Gefühle und Empfindungen schnell und leicht in die gebundene Form eines Liedes gießen kann, aber Niemand davon etwas mitgetheilt. Da hatte er am 11. Sept. 1835 für seine damals sehr kränkliche Frau, welche die Leiche ihres den Tag zuvor gestorbenen Vaters zu sehen ins elterliche Haus gegangen war, daheim ein kurzes Trostgedicht gedichtet, womit er sie dann bei ihrer Heimkunft kräftig zu trösten im Stande war. Nun fieng er an, mit seinen Dichtungen hervorzutreten. Das erste war „der Heidenbote" — im Oktober 1836 zum Besten eines sehr bedrängten ostindischen Missionärs veröffentlicht. Darnach gab er ein „Schulgesangbuch zum Gebrauch beim Beginne und Schlusse des Unterrichts in Volks- und Bürgerschulen. Cöslin 1837." heraus. Den größten Theil der darinn enthaltenen kurzen Schullieder, namentlich sämmtliche Lieder im zweiten Theil „für besondere Zeiten", hat er selbst gedichtet. Sonst gab er noch leicht hingeworfene, auf vielfaches Ansuchen von Schulkindern gedichtete „christliche Geburtstagsgedichte für Kinder von 5—10 Jahren. Danzig 1838." heraus. Die Hauptsammlung aber sind die im selbigen Jahr erschienenen „christlichen Stimmen aus der Ostsee. Danzig 1838." Es ist eine Auswahl von 44 Liedern aus einer großen Zahl Lieder im Manuscript. Außer diesen hat er nur noch einige Lieder in der „Siona. Jahrg. 1842." und in dem von ihm mit seinem damaligen Amtsbruder Dr. Kniewell 1846 und 1847 herausgegebenen „Danziger Kirchenboten" veröffentlicht. Seit ungefähr 15 Jahren ist er auch gewöhnt, sein Predigtthema in einem gereimten Spruche darzulegen, wodurch sich eine ganze Sammlung von „Sonntags- und Festsprüchen" gebildet hat.

Schnaase's Lieder, zu allermeist die „christlichen Stimmen", sind im Geiste des alten Kirchenliedes, dem sie auch nicht selten nahe kommen, mit treuem Glauben und ernstem, frommem Sinne, so wie in anziehender Sprache, wenn gleich auch öfters, weil schnell gedichtet, in etwas mangelhafter Form. Den Sinn, in welchem er sie gedichtet hat, spricht er in aller Demuth selber dahin aus: „Ich denke und fühle am liebsten nach der Weise: „„Ich habe Eine Passion, und die ist Er, nur Er."" So schrieb und schreibe ich Lieder; aber von dem, was man Dichtung nennt, weiß ich nichts; ich liebe meinen Jesum, und weil Seine Gnade so überaus schön und köstlich ist, so hänge ich um das theure Bild Seiner Liebe zu mir den mangelhaften Lappen meiner armen Worte von Bitte und Dank." Nennenswerth sind die Lieder:

„Berge fallen, Hügel weichen."
„Der Weg ist schwer und trübsalsvoll."
„Herr Jesu Christ, der Heiden Licht" (im Danziger Missionsbericht vom J. 1852).
„Tausend wandeln hier auf Erden."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Schwab, Dr., Gustav Benjamin, geb. 17. Juli 1792 zu Stuttgart als der jüngste Sohn des dortigen Geheimen Hofraths und Oberstudienraths Johann Christoph Schwab, der unter Herzog Carl Eugen längere Zeit Geheimer Sekretär und dann der vertraute Rath des Herzogs Ludwig Eugen gewesen war, auch sich als Philosoph und Mathematiker auszeichnete. Seine Mutter, Friederike, war die Tochter des Kaufmanns Rapp in Stuttgart, eine Schwester des kunstsinnigen, mit Schiller und Göthe befreundeten Kaufmanns Heinrich Rapp. Seine erste Bildung erhielt er theils durch seinen Vater, theils auf dem Stuttgarter Gymnasium, dessen Schüler er zwölf Jahre lang gewesen war. Neben der frommen, sorgsamen Leitung, die er von seinen trefflichen Eltern zu erfahren hatte, machte der Confirmandenunterricht, den er bei dem ehrwürdigen Dann (S. 180) genoß, auf ihn einen bleibenden und gesegneten Eindruck. Diesem gottgesalbten und feurigen Lehrer schrieb er selbst den entschiedensten Einfluß auf seine Geistesrichtung zu. Noch in reifern Jahren saß er oftmals im Stadtpfarrhause als Jünger zu den Füßen des Greisen, dessen Hingang im J. 1837 er auch in dem Gedicht: „Auf den Tod eines Seelsorgers" gefeiert hat. Trefflich ausgerüstet trat er als siebenzehnjähriger Jüngling im Herbst 1809 in das theologische Stift zu **Tübingen** ein, wo er fünf genuß- und gewinnreiche Jahre verlebte und sich besonders von dem geistreichen Conz, dem Lehrer der Dichtkunst und Rhetorik, angesprochen fühlte, auch von dem hochgebildeten Curator der Universität, dem nachmaligen Minister v. Wangenheim, hervorgezogen sah. Sein Privatstudium wandte sich damals besonders den Schriften Plato's und des ihm geistesverwandten Schellings zu, während eine begeisterte, ideale, romantische Stimmung ihn aufs Innigste mit einem schönen Kreis gleichgesinnter, gleichstrebender Freunde verband, in welchem die romantische Poesie mit Vorliebe gepflegt wurde. Schon in den Jahren 1809—1811 hatte er einige wohlgelungene lyrische Versuche gemacht, die hernach in Justinus Kerners „poetischem Almanach" für 1812 und in dem von Uhland, Justinus Kerner, Fouqué und Varnhagen herausgegebenen „Dichterwald" für 1813 gedruckt erschienen und ihm an dem

im J. 1811 aus Paris zurückgekehrten, fünf Jahre ältern Ludwig Uhland, dem großen schwäbischen Romantiker und Vater der durch Einfachheit, Naturtreue und ächt deutsche Gesinnung sich auszeichnenden schwäbischen Dichterschule, einen Freund fürs ganze Leben gewannen. Uhland, als dessen ältesten Schüler er sich immer dankbar und bescheiden bekannt hat, wurde ihm nun bei seinen Studien der ältern deutschen Poesie Vorbild und Wegweiser.

Nachdem er nach Vollendung der akademischen Laufbahn im Herbst 1814 Vikar bei Pfarrer Geyer in Bernhausen geworden war, trat er im Frühling 1815 eine Reise nach Norddeutschland an, auf welcher er überall freundlich aufgenommen wurde, da er sich durch seine Dichtungen bereits bekannt gemacht hatte. Namentlich in Berlin hielt er sich längere Zeit auf und trat hier in innigen Freundschaftsverkehr mit Chamisso, Franz Horn, in dessen Familie er wie das Kind vom Hause gehalten wurde, und Friedrich de la Motte Fouqué (S. 286), an dem er damals mit Begeisterung hieng. Auch L. Tieck wurde sein theilnehmender, anregender Freund. Nach seiner Rückkehr im Herbst desselben Jahrs wurde er Repetent am Stift zu Tübingen, von wo er im Dezember 1817 als Professor der alten Sprachen an das obere Gymnasium in Stuttgart berufen wurde. Auf dieser Stelle wirkte er 20 Jahre lang in einer ihm ganz angemessenen und die Jugend ungemein anregenden Weise. Hier durfte er auch noch drei Jahre lang mit seinem betagten Vater zusammenleben, bis derselbe am zweiundvierzigsten Jahrestage eines vielbeglückten Ehebundes, am 15. April 1821, den Seinen entrissen ward. Er selbst hatte sich bald nach seiner Anstellung im Frühjahr 1818 vermählt mit Sophie, Tochter des Obertribunalraths C. G. Gmelin in Tübingen, die ihn in einem fast ungetrübt glücklichen Hausstand mit fünf Kindern erfreute und ihm in ächter Weiblichkeit mit Milde und Sanftmuth an der Seite stand. Durch seine ausgedehnte literarische und poetische Thätigkeit — denn aus seinem frohen und warmen Herzen floßen jetzt neben größeren lyrisch-epischen Dichtungen viele innige Lieder und köstliche Romanzen — wurde sein Name nun bald durch ganz Deutschland bekannt, so daß bei seiner im schönsten Maaß sich enfaltenden Gemüthlichkeit und Gastlichkeit sein Haus zu einer Art Dichterherberge wurde. Nicht nur Deutsche aus allen Gauen, auch Schweden und Norweger, Griechen und Polen, Franzosen und Italiener, überhaupt die in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnetsten Fremden, welche Stutt-

gart besuchten, sprachen bei ihm ein, während zu verschiedenen Zeiten als regelmäßige Hausfreunde dort zu treffen waren: Uhland, Wangenheim, Matthison, Therese Huber, Lenau ꝛc.

Weil er aber im Anfang der dreißiger Jahre seine ächt patriotische Gesinnung mannigfach verkannt und verdächtigt sah, noch mehr aber weil er nun den Kampf gegen die geschichtlichen Grundlagen und religiösen Grundanschauungen des Christenthums am heftigsten entbrannt sah, so erwachte in ihm, dessen Frömmigkeit, wie er selbst sagte, frühe schon zu einer innigen „persönlichen Liebe zu Christo“ sich gestaltet hatte, der Gedanke, ein Diener und Verkündiger der so vielfach mit der größten Feindseligkeit angefochtenen Lehre zu werden und durch das offene Bekenntniß derselben sich um so fester darinn zu gründen. Dieser Gedanke gieng ihm in Erfüllung durch seine im J. 1837 erfolgte Anstellung als Pfarrer in Gomaringen, einem in einem reizenden Alpthal zwischen Tübingen und Reutlingen gelegenen Dorfe. Zuvor schon hatte er sich jedoch in den Kampf für die höchsten geistigen Güter der Menschheit gewagt, indem er mit reinem, gesundem, sittlich-religiösem Gefühl und treffendem Urtheil, selbst mit schlagendem Witz den Pantheismus und vor Allem die Strauß'sche Richtung in den von ihm in der deutschen Vierteljahrsschrift veröffentlichten Aufsätzen angriff. In Gomaringen, wo es ihm auch vorbehalten war, die neuerbaute, schöne Kirche einzuweihen, warf er sich mit voller Seele in seinen geistlichen Beruf. Auch hier sah er sein stilles Pfarrhaus von zahlreichen Besuchern aus der Nähe und weitesten Ferne heimgesucht. Als er aber im J. 1840 einen hoffnungsvollen zehnjährigen Sohn, der in Heidelberg bei Verwandten zurückgeblieben war, während er mit Uhland den Rhein hinabreiste, durch den Tod verloren hatte, was ihn bis ins Mark erschütterte: so erwachte bei ihm und seiner Frau durch diese schmerzliche Lücke im nächsten Kreise doppelt die Sehnsucht nach dem Verkehr mit den Verwandten und ältern Freunden im lieben Stuttgart. Er bewarb sich deßhalb im Sommer 1841 um die erledigte Stadtpfarrei an St. Leonhard in Stuttgart. Kurz vorher hatte er als Mitglied der Commission für Ausarbeitung des neuen Gesangbuchs für Würtemberg, für dessen Zustandekommen er Kräftiges und Warmes öffentlich geredet hatte, sich längere Zeit in Stuttgart verweilt. Und so durfte er dann, nachdem er zuvor noch eine Sommerreise nach Norddeutschland und Skandinavien gemacht hatte, im Herbst 1841 wieder nach Stuttgart ziehen und nun auf derselben Stelle wirken, die sein geistlicher Vater Dann

bekleidet hatte. Auch in diesem Wirkungskreis erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe Aller, mit welchen er in Berührung kam, namentlich auch der Geistlichen der Stuttgarter Amtsdiöcese, deren Dekan er zugleich geworden war. Als Kanzelredner versammelte er um sich vorzugsweise solche Gemeindeglieder, die eine geschichtliche und verstandesmäßige Begründung, eine lehrhafte Rechtfertigung des christlichen Glaubens im Ganzen und nach seinen einzelnen Theilen suchten.

Weil ihm aber bei vielen Amtsstörungen das ohnedem sonst ungewohnte Memoriren der Predigten als fünfzigjährigem Manne schwer fiel, so war es ihm erwünscht, nach vier Jahren schon, im Okt. 1845, von dem Predigtamt zurück- und in das evangelische Consistorium und den Oberstudienrath eintreten zu können. Im selbigen Monat noch erwählte ihn die theologische Fakultät zu Tübingen bei der Einweihungsfeierlichkeit des neuen Universitätsgebäudes zum Doktor der Theologie als „poëta inter Germanos celeberrimus, theologus cordatissimus." Schon in den ersten Junitagen des Jahrs 1850 ward er plötzlich auf der Straße von einem Schlaganfall befallen, dabei er, wie er nachmals sagte, seine Seele allbereits Gott befohlen hatte. Durch schnell herbeigerufene ärztliche Hülfe aber wurde er wieder so weit hergestellt, daß er nach wie vor rüstig und heiter sein Tagewerk fortsetzen und seine Visitationsreisen, namentlich zuletzt noch zur Visitation des Heilbronner Gymnasiums, besorgen konnte. Mit scherzendem Munde, aber mit ernster Seele sprach er oftmals von dem Vorüberwandeln des Todesengels, der ihn schon damals nicht unvorbereitet traf. Noch einmal vor seinem Scheiden wurden ihm die schönsten Erdenfreuden zu Theil; er sah alle seine Kinder, die zum Theil aus weiter Ferne, aus Berlin und New-York, herbeigekommen waren, um sich versammelt. Der Abschied von ihnen fand ihn sehr ernst und bewegt, wie Einen, der sich stündlich gefaßt hält, seine Rechnung mit dem Leben abzuschließen. Auch der Genuß, mit den vielen Zeugen des Herrn aus allen Gauen des evangelischen Deutschlands, von welchen Ullmann, sein alter Freund, in seinem Haus verweilte, aus Anlaß des im September 1850 zu Stuttgart abgehaltenen Kirchentags in persönlichen Verkehr zu treten, ward ihm noch zu Theil. Am 2. Nov. hatte er noch in einer für das preisgegebene Schleswig-Holstein stattgehabten Musikaufführung den Prolog gesprochen und damit eine gewichtige Stimme für Deutschland erhoben, indem er es beklagte, wie das einst der Welt das Gesetz diktirende stolze Weib, die

kaiserliche Germania, jetzt in Trauerkleider gehüllt, als Bettlerin durch die Lande schreiten müsse, die Gaben in Empfang zu nehmen und sie auf den Altar des Vaterlandes im Tempel niederzulegen, in welchem der forschende Blick um Hülfe nach oben gerichtet ist. Am andern Tage, den er mit christlicher Erbauung im Kreis seiner Familie begonnen hatte, bat ihn Abends noch ein kleiner, bei ihm versammelter Kreis von Verwandten und Freunden, den Tag zuvor gesprochenen Prolog noch einmal vorzutragen, und einer der Anwesenden erinnerte ihn an ein früheres auf Neujahr 1826 verfaßtes Gedicht, worinn er im Blick auf den rasch hinter einander erfolgten Tod der Regenten von Baiern und Rußland vom Todesengel also geredet hatte:

Einem Fürstengreise
Schob er jüngst den Arm
Unters Haupt, das leise
Fortschläft ohne Harm.

Und sieben Stunden nachher sollte er selbst so da liegen, das Haupt geneigt zum Todesschlafe. In selbiger Nacht, um die dritte Stunde des 4. Novembers 1850, hauchte er, von einem Herzschlag getroffen und aus tiefem Schlaf plötzlich auffahrend, schmerzlos, ohne Todeskampf, unter dem Ausruf: „Jesus Christus!" die Seele aus und zog nun hin in die von ihm schon 40 Jahre zuvor besungene „stille Stadt, die den ewigen Frieden hat." Das gelesenste Blatt verkündete dem Lande seinen Tod mit den Worten: „Das Vaterland hat in schwerer Zeit einen treuen Bürger verloren."

Schwab steht in der schwäbischen Dichterschule durch die trefflichen Romanzen, in denen er seit 1815 mit ächt schwäbischer Volksthümlichkeit und patriotischer Innigkeit, so wie gediegener Einfachheit schwäbische Sagen und Geschichten besungen hat, dem Vater der Schule, L. Uhland, würdig zur Seite. Im J. 1819 erschienen von ihm z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph." Eine reiche Zahl steht in seinen Gedichten, die in zwei Bänden zu Stuttgart 1828 und 1829 erschienen; eine neue Auswahl erschien zu Stuttgart bei Cotta im J. 1838 und in Miniaturgestalt als dritte Auflage im J. 1846. Mit Recht sagt ein Neuerer von ihm: „Er hat seinem Namen Ehre gemacht, indem er nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch andere Schriften ein Wegweiser für die schwäbische Geschichte, für das schwäbische Volk (durch sein „Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt. 1836." 3. Aufl. 1847. mit dem Titel: „Die deutschen Volksbücher.") und für das schwäbische Land (durch die mit manchem

Lied geschmückten Schriften: „Die Neckarseite der schwäbischen Alp. 1823." — „Der Bodensee. 1827.") geworden ist." Auch sonst hat er sich überhaupt um die deutsche Poesie vielfach verdient gemacht. Im J. 1820 gab er Flemmings Gedichte (Bd. I. S. 230), 1841 Schillers Leben, 1835 eine Mustersammlung deutscher Lieder und Gedichte in fünf Büchern heraus. Zu erwähnen sind ferner: „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. 3 Bde. 1838—1840."

Auch die geistliche Poesie verdankt ihm einige, wiewohl wenige Beiträge zu Friederichs Jahrbuch christlicher Andacht: „Selitha. Stuttg. 1830 und 1831." Aus dem zweiten Jahrgang ist das ursprünglich als Gedicht „am Morgen des Himmelfahrtsfestes" gedichtete, abgekürzte und zu einem Frühlingslied veränderte Lied in das neue W. G. übergegangen:

„Laß dich nicht den Frühling täuschen" — W. G. Nr. 537.

(Quellen: Nekrolog von Gustav Schwab im Schwäbischen Merkur. 15. und 16. Nov. 1850.)

Spitta, Carl Johann Philipp, des Buchhalters Lebrecht Wilhelm Gottfried Spitta und seiner Ehefrau Henriette Charlotte, geb. Fromme, dritter Sohn, wurde am 1. August 1801 in der Stadt Hannover geboren. Von seinem eilften Lebensjahr an entzogen ihn langwierige Krankheitsleiden den Spielen der Kindheit. Nach seiner Confirmation kam er als ein vierzehnjähriger, immer noch leidender Knabe bei einem Uhrmacher seines Geburtsortes in die Lehre. Vier Jahre lernte er da mit Lust und Liebe die Uhrmacherkunst, las in seinen Freistunden die Bibel, übte ohne Unterlaß das tägliche Gebet als ein gottesfürchtiger Jüngling und machte die ersten Versuche, seine jugendlichen Anschauungen in Versen auszudrücken. Allmählich erfolgte seine körperliche Genesung und mit ihr erwachte zugleich mehr und mehr ein geistiges Streben über den Kreis des erwählten Kunsthandwerks hinaus, wodurch er unter dem Zusammentreffen besonderer Fügungen des fürsorglichen Gottes zu dem Entschlusse kam, das Studium der Theologie zu ergreifen. Mit einem durch Gebet gestärkten Muthe machte er die nöthigen Vorstudien und bezog dann, „Gott befohlen",* im Frühjahr 1821 auf drei Jahre die Universität Göttingen. Seitdem er im J. 1824 die Hochschule verlassen hatte, wurde ihm der Glaube an den Herrn Jesum Christum je länger je mehr eine seinen ganzen Sinn und Wandel gestaltende Macht. Er fand zuerst unter

---

* Siehe das Lied der ersten Sammlung: „Lob sey dir, mein Gott, gesungen."

sehr freundlichen Verhältnissen ein Unterkommen als Hauslehrer zu Lüne bei Lüneburg, und in dieser Zeit entstand ein großer Theil seiner später herausgegebenen Lieder. Gegen das Ende des Jahrs 1828 trat er sodann als Pfarrcolaborator zu Sudwalde, einem einsam gelegenen Kirchdorfe in der Grafschaft Hoya, in das Predigtamt ein, wurde aber schon im J. 1830 aus seiner ihm sehr lieb gewordenen ländlichen Einsamkeit in ein neues Arbeitsfeld berufen als Prediger bei der Garnisonsgemeinde in Hameln an der Weser, wo er zugleich auch die Geschäfte eines Seelsorgers an der Strafanstalt zu besorgen hatte. Die Verhältnisse waren schwierig. Der junge glaubenseifrige Prediger mußte durch böse und gute Gerüchte gehen. Sein Sinn dabei war aber der: „Ich glaube, darum rede ich." Er wurde sogar beim Consistorium wegen übertriebener Orthodoxie verklagt, worauf wohl seine Worte deuten:

„Ich kämpfe freudig manche Schlacht
Trotz Feindes Macht und List;
Denn der mich stark und muthig macht,
Der heißet Jesus Christ."*

Während seines Aufenthalts in Hameln bestimmte ihn ein Freund zur Herausgabe seiner ersten „Sammlung geistlicher Lieder", welche im J. 1833 unter dem aus Psalm 57, 9.: „wache auf, meine Ehre, wache auf, Psalter und Harfe: frühe will ich aufwachen" entlehnten Titel: „Psalter und Harfe" im Druck erschienen und alsbald seinen Ruf als geistlicher Liederdichter begründeten. In dem lieblichen Weserthale, in welchem er seinem Gott und Herrn trotz mannigfacher Anfechtung mit großer Glaubensfreudigkeit diente, hatte er auch eine treue Lebensgefährtin gefunden in Johanne Marie Magdalene, einer Tochter des damaligen Oberförsters Johann Ludwig Hotzen in Grohnde. Das ist „der gute Fund", den er in dem Liede dieses Namens preiset, der gute Fund, gefunden zu haben —

„Ein frommes Herz, zu Gott gekehrt,
Von seinem Geist getrieben;
Ein liebend Herz, von Gott gelehrt,
Unwandelbar zu lieben."

Mit einem solchen Herzen im Bunde gründete er denn auch ein solches Haus, wie er es in den zwei schönen Hausstandsliedern besungen hat: „O selig Haus" und: „Ich und mein Haus." Zuletzt wurde er nach siebenjähriger Wirksamkeit, zu der sich der Herr nicht unbezeugt gelassen

* Siehe das Lied der ersten Sammlung: „Ich glaube, darum rede ich."

hat, auf Veranlassung der Militärbehörde von Hameln versetzt und zog nun voll Freude und Hoffnung nach Wechold in der Grafschaft Hoya als Prediger einer großen Landgemeinde, die von Anfang an das Wort ganz williglich und mit Freuden annahm und auch Frucht brachte zu rechter Zeit. Ein eben so gesegnetes Amts- als Familienleben gab ihm der Herr nun in Wechold und dazu ein Herz, das sich der göttlichen Güte täglich freuen konnte. Hier gab er im J. 1843 eine zweite Sammlung geistlicher Lieder heraus. Hier gedachte er auch sein zeitliches Leben zu beschließen, selbst das Plätzchen zum Grabe unter der Linde des Kirchhofes sah er als das seine an. Allein abermals kam Gottes Ruf zum Weiterziehen an ihn. Wiederholt war er an eine Gemeinde außerhalb seines Hannoverischen Vaterlandes gerufen worden, hatte aber diesen Ruf jedesmal abgelehnt, weil er ihn in ungewohnte und sein Gewissen beschwerende kirchliche Zustände zu versetzen schien. Da berief ihn seine kirchliche Oberbehörde in das Amt eines Superintendenten und Pastors zu Wittingen im Fürstenthum Lüneburg. Seine Gefühle dabei spricht er in dem Liede: „Mein Gott, was ich gewünscht" aus. Gottvertrauend zog er auf seinen neuen Posten.

Ich gehe hin, wohin
Dein Ruf mich auch entsende,
Ich lege mein Geschick
Getrost in deine Hände.
Ich weiß, ich werd es dir
Noch danken tief gerührt,
Daß du mich wunderlich,
Doch weislich hast geführt.

Eins bitt ich nur, o Herr,
Das mußt du mir gewähren,
Dieß Eine kann ich hier
Und dort und nie entbehren:
Geh mit mir, wo ich geh,
Ach leit und führe mich,
Und sey und bleib mein Gott
Hier und dort ewiglich.

Das war sein Sinn bei diesem bedeutungsvollen Amtswechsel, auf welchen sich auch ein von ihm unter dem Titel: „Die letzten Predigten in der Gemeine" herausgegebenes Predigtheft (2. Aufl. 1849.) bezieht. An seinem Geburtstag, am 1. August 1847, wurde er in sein neues Amt eingeführt, wobei es ihm auch zu besonderer Freude gereichte, nun der Generalinspektion anzugehören, welcher einst Johann Arndt, der gesegnete Verfasser des „wahren Christenthums", vorgestanden hatte. Seitdem lebt Spitta ganz für sein kirchliches Amt, wie er denn je länger, desto deutlicher nicht sowohl in literarischer, als in pastoraler Wirksamkeit die ihm durch Gnade und Gabe Gottes gestellte Lebensaufgabe erkannt und sich immer entschiedener auf den Boden des lutherischen Bekenntnisses und dessen ewiges Fundament, das Wort Gottes, gestellt hat.

Spitta, in dessen Liedern sich ein für die Sache des Herrn völlig

entschiedenes und tief von der Wahrheit in Christo durchdrungenes Gemüth in inniger und sinniger Weise kund giebt, ist nächst Knapp der gefeiertste geistliche Dichter der Neuzeit. Während in des Letztern Dichtungen mehr feurige Kraft und dichterischer Schwung, mehr Ergreifendes sich zeigt, tragen Spitta's Dichtungen mehr das Gepräge ruhiger Glaubensfestigkeit, öfters sogar der besonnenen, erbauenden Ueberzeugung; während Knapps Sprache reicher und mehr eine Sprache im höhern Ton ist, wozu auch die Wahl seiner Rhythmen stimmt, redet Spitta mehr in klarer, faßlicher, einfach herzlicher Sprache; während Knapp mehr ein Dichter für die kirchliche Feier ist, ist es Spitta mehr für die Privaterbauung. Von den beiden bereits genannten, unter dem Namen „Psalter und Harfe" in ganz Deutschland bekannten und als poetisches Hausandachtsbuch in gebildetern Familien vielfach und mit Liebe gebrauchten „Sammlungen geistlicher Lieder" erschien die erste im J. 1833 bei A. R. Friese in Pirna, später in Leipzig und hat mit 66 Liedern bis zum J. 1851 die sechzehnte Anflage erlebt, die zweite aber im J. 1843, wovon nun mit 40 Liedern die siebente Auflage erschienen ist.

Auch ihre Sänger haben diese lieblichen, wahrhaft christlichen, obwohl schon nach dem Titel mehr für die häusliche und persönliche, als für die allgemein kirchliche Erbauung sich eignenden Lieder in reicher Zahl gefunden. Vornämlich hat C. F. Becker, Organist an der St. Nikolaikirche in Leipzig, für jedes derselben eine dem innern Charakter genau entsprechende Melodie aus dem deutschen Choralschatz aufzustellen und, wo er keine solche finden konnte, eine neue in classischer Form zu entwerfen versucht in dem Liederwerk mit dem Titel: „Sechsundsechzig vierstimmige Choralmelodien zu Spitta zusammengestellt und componirt. Leipz. 1841." Mit Arien haben mehrere Componisten Spitta's Lieder zu schmücken versucht, z. B. August Mühling — „Psalter und Harfe von Spitta. In Musik gesetzt für eine Singstimme und Begleitung des Pianoforte. Magdeb. 1839. Vier Hefte mit je zehn Liedern."; Ferdinand v. Roda — fünfzehn Lieder in verschiedenen zu Hamburg 1844 und 1846 erschienenen Musikheften; Carl Eduard Hering — „Zehn Lieder aus Spitta's Psalter, einstimmig mit Pianoforte oder für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Leipz. 1844."; Conrad Kocher in Stuttgart — in seiner „christlichen Hausmusik. Stuttg. 1846." (dreizehn Lieder.) Namentlich das Lied von der Geduld: „Es zieht ein stiller Engel" ist mit vielen Einzelcompositionen geziert worden.

Von den 106 Liedern Spitta's hat Knapp 53, somit gerade die Hälfte, in seinen Liederschatz aufgenommen. Die nennenswerthesten sind:

„Am Grabe steh'n wir stille" (1).
„Bei dir, Jesu, will ich bleiben" (1) — W. G. Nr. 383.
„Bleibt bei dem, der euretwillen" (1) — W. G. Nr. 382.
„Du, deß Zukunft einst erflehten" (2).
„Geist des Glaubens, Geist der Stärke" (1) — Bairischer Entwurf.
„Ich höre deine Stimme" (1).
„Ich steh in meines Herren Hand" (1).
„Ich und mein Haus, wir sind bereit" (1) — W. G. Nr. 502.
„Ich weiß, ich werde selig werden" (1).
„Kehre wieder, kehre wieder" (1) — W. G. Nr. 286.
„O Jesu, meine Sonne" (1).
„O selig Haus, wo man dich aufgenommen" — (1) W. G. Nr. 500.
„O wie freu'n wir uns der Stunde" (2).
„Stimm an das Lied vom Sterben" (1).
„Wandle, leuchtender und schöner" (1) — W. G. Nr. 172.
„Zieh deine Hand von mir nicht ab" (2).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Stier, Dr., Ewald Rudolph, geb. 17. Merz 1800 zu Fraustadt im Großherzogthum Posen, der Geburts- und Berufsstätte Valerius Herbergers (Bd. I., 185). Schon in seinem sechzehnten Lebensjahre, im J. 1815, bezog er die Universität Berlin, um die Rechte zu studieren, trat dann aber nach einem Jahr zur Theologie über, die er sofort bis zum J. 1821 abwechselnd in Berlin und Halle und dann wieder in Berlin studierte. Hierauf kam er als Candidat in das Predigerseminar zu Wittenberg und erhielt dann von da seine erste Anstellung auf einer obern Lehrstelle an dem Schullehrerseminar zu Karalene in Litthauen. Hier schon begann seine theologische Schriftstellerthätigkeit, indem er bei der zweiten Ausgabe von der berichtigten Bibel Dr. v. Meyers thätig war und 1824 die ersten Sammlungen seiner „Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß" herausgab, wodurch er einer entschieden gläubigen Schrifterklärung Bahn brach. Dieß war zunächst die Veranlassung, daß er als theologischer Lehrer an das Missionshaus zu Basel berufen wurde. Hier gab er, zuvor schon gewohnt, dem Herrn aus frommem jugendlichem Herzen ein feines Lied zu dichten, im J. 1825 „christliche Gedichte" heraus, wie er denn auch hier namentlich die meisten seiner wohlgelungenen „Missionslieder" gedichtet hat. Zugleich setzte er seine gründlichen Schriftforschungen fort und arbeitete die dritte und vierte Sammlung seiner „Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß" — „die Reden der Apostel" aus, welche dann im J. 1829 und 1830 im Druck erschienen. Auch erschien

damals von ihm die wichtige Schrift: „Altes und Neues in deutscher Bibel oder Vergleichung der Bibelverdeutschung Luthers mit ihrer Berichtigung von J. F. v. Meyer. Basel 1828." Unter allerlei Krankheitsleiden gedieh sein Glaubensleben in Basel zu immer größerer Reife und solche Anfechtung trieb ihn tiefer und immer tiefer ins Wort Gottes hinein, von dem er später einmal bekannt hat: „Ich lese das canonische Bibelwort als ein durch den h. Geist geschriebenes, aber ich lese es nicht so, weil ich mir zuvor das Inspirationsdogma gemacht habe, sondern weil sich das Wort meiner — nicht gesunden, aber eben durch diese Arznei stets mehr genesenden Vernunft fortwährend gewaltiger als inspirirt erweiset, weil dieß lebendige Wort tausendfach mein Inneres mit all seinem Wissen, Denken und Wollen gerichtet hat und immerdar richtet, daß ich ihm unterworfen bin mit der Freiheit meines ganzen Lebens." Sein leidender Zustand nöthigte ihn, seinen Wirkungskreis in Basel zu verlassen. Bei seinem Abgang aus dem Missionshaus gegen Ende des Jahrs 1828 riefen ihm seine Missionszöglinge in einem von Chr. G. Barth (S. 309) verfaßten Liede voll Dank und Liebe nach:

Nicht fruchtlos bist du hier gewesen,
Nicht ohne Segen kehrst du heim:
Im Leiden fandest du Genesen
Und in der Myrrhe Honigseim.

Der Meister hielt mit Liebesblicken
Dich in des Kreuzes enger Haft,
Um deinem Herzen aufzudrücken
Das Siegel seiner Jüngerschaft.

Wegen eines Fußübels mußte er nun in Wittenberg Ruhezeit halten, kam aber dann im J. 1829 als Pfarrer nach Frankleben bei Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen. Hier fuhr er — nur noch in ausgedehnterer Weise — fort, durch seine Schrifterklärungen (1834 und 1836 erschienen zu Halle seine „Siebzig ausgewählte Psalmen"), durch seinen „Katechismus Luthers als Grundlage des Confirmandenunterrichts, im Zusammenhang erklärt. Berlin 1832.", durch seine bibelkräftigen, körnigten „Epistelpredigten für das christliche Volk. Halle 1837.", denen jetzt auch „Evangelienpredigten" nachfolgen, so wie durch seine „Keryktik oder Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden," in weiten Kreisen christliche Erkenntniß zu erwecken und zu befestigen. Insbesondere aber trat er nun auch auf dem Gebiet der Hymnologie und des Gesangbuchswesens als entschieden christlicher Reformer auf, wegschaffend durch seine „Gesangbuchsnoth" den in der Aufklärungsperiode im Heiligthum aufgestellten Greuel der modernen Gesangbücher und bauend durch sein „evangelisches Gesangbuch", wovon unten des Weitern die Rede seyn wird. Auch nahm er sich im J. 1836 in dem zu Halle er-

schienenen Büchlein: „Darf Luthers deutsche Bibel unberichtigt bleiben?" seines Herzensfreundes Dr. v. Meyer in Frankfurt (S. 292) an, der ihm dann dafür in einer besondern durch Tholuks literarischen Anzeiger (1836. Nr. 21—23.) veröffentlichten Erklärung gedankt und diese seinen ganzen Beifall habende Schrift als seine eigene Meinung empfohlen hat.

Im J. 1840 wurde er sofort auf die Pfarrei Wichlinghausen in Barmen in der Rheinprovinz berufen, wo er sich dann vollends seinen Ruf als Schriftforscher begründet hat durch die in sechs Theilen von 1843—1848 erschienenen „Reden des Herrn Jesu", so wie durch seinen Brief an die Ebräer (Halle 1842), Brief Jakobi (Barmen 1845) und die später nachfolgenden Erklärungen des Epheserbriefs (Berlin 1848 f.), des Briefs Judä (Berlin 1850) und des Jesajas (Barmen 1850). Der eigentliche Verfasser der ganzen h. Schrift ist ihm der h. Geist und darnach hat er dieselbe auch ausgelegt, nach Art der ältern Halleschen Schule großes Gewicht legend auf ihren Reichsinn und Vielsinn. „Er ist" — dieses Urtheil über seine theologische Thätigkeit ist zutreffend — „er ist nicht ein kirchlicher Theologe, sondern ein biblisch-gläubiger, bei dem auch hie und da die Grundlage einer spekulativen Anlage, wie sie bei den Mystikern sich findet, durchblickt; indeß gehört er nicht zu den Gefühlstheologen, vielmehr findet sich bei ihm trotz der mystischen Streiflichter eine sehr nüchterne Verständigkeit." An Ostern 1847 legte er aus besondern Ursachen, wieder sehr leidend, sein Pfarramt freiwillig nieder und zog sich, nachdem er zu gleicher Zeit von Bonn das theologische Doktordiplom erhalten hatte, als Privatgelehrter nach Wittenberg zurück, wo er neben den bereits genannten Arbeiten in Verbindung mit Professor Theile auch die noch nicht vollendete zu Bielefeld erscheinende Polyglottenbibel herauszugeben anfieng. Seit 1850 aber ist er wieder in öffentlichem Amte als Superintendent und Oberpfarrer zu Schkeuditz.

Auch als Dichter hält Stier sich vorherrschend an das Wort der Schrift, es sinnreich und kräftig deutend und entfaltend, während er weniger mittelst freier Poesie zu schaffen pflegt. Seine Poesien, reich an edlen Gedanken und ebenso anerkennungswerth nach Form und Sprache, sind volle Ergüsse eines durch und durch bibelglaubigen, geisterfüllten Gemüthes. Die jugendlichen Erzeugnisse erschienen unter dem Titel: „Christliche Gedichte. Basel 1825." In neuer Auflage und vermehrt durch die reifern, in mancher Leidenshitze und ernsten Erfahrungen gezeitigten Früchte erschienen sie unter dem Titel: „Christliche und biblische Gedichte.

Neue Sammlung und Bearbeitung. Barmen 1845." Während der zweite Abschnitt biblische Gedichte insbesondere enthält, umfaßt der erste christliche Lieder und Gedichte überhaupt und darunter „Vorhofsklänge" — „innere Stimmungen, Uebergänge und Zeugnisse" — „Kirchenlieder" und „Vereins- und Missionslieder." Von den letztern hat Fr. W. Krummacher bereits 1827 sechs in seine „Gottesharfe" aufgenommen. A. Knapp theilt sechzehn mit in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes. Die bedeutendsten sind:

„Herr Jesu Christe, Gottessohn."
„Licht, das in die Welt gekommen."
„So zeuch denn ein."
„**Wir sind vereint, Herr Jesu Christ**" — W. G. Nr. 219.

Strauß, Viktor Friedrich, wurde als der Sohn wohlhabender Eltern aus dem Bürgerstande zu Bückeburg, der Residenzstadt des Schaumburg-Lippeschen Fürstenthums, am 18. Sept. 1809 geboren. Durch den frühen Tod seiner Eltern kam er bald von Bückeburg weg auf verschiedene fremde Lehranstalten, zuletzt in das Pädagogium zu Halle, wo er dann auch später als Theologiestudierender die Universität besuchte. Hier aber, wo damals der Rationalismus auf dem Lehrstuhl saß, fand er sich durch die theologischen Vorträge eines Wegscheider, Gesenius ꝛc. so gar nicht befriedigt und angesprochen, daß er viele lyrische Gedichte zu dichten anfieng, um die Leere in seinem Gemüthe auszufüllen. Zuletzt wurde er ganz im Glauben irre und trat deßhalb zum Studium der Rechtswissenschaft über, die er auf den Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen studierte. Nach vollendeten Studien trat er im J. 1832 in den Schaumburg-Lippeschen Staatsdienst ein und fand eine theure Lebensgefährtin. Nach einigen Jahren sollte er die herzgewinnende, umwandelnde Kraft des Evangeliums auf ganz besondere Weise an seinem Geiste und Herzen erfahren dürfen. Glaubensirre, wie er war, zog ihn schon die Namensverwandtschaft zu Dr. David Fr. Strauß und dessen im J. 1835 erschienenen „Leben Jesu" hin. Dadurch aber eben ward er zu den wahren Urkunden des Lebens geführt. Er fieng zunächst vor den nun nackt hingelegten Consequenzen des Rationalismus zu erschrecken an; die Erinnerungen an seine fromme Mutter, die er innig geliebt, eine schwere Krankheit, bei der ein Arzt ihm den Genesungstrank reichte, der als Freund dann fördernd und anregend auf das weiter eingieng, was ihn innerlich bewegte, dessen baldiger Tod — all das wirkte zusammen, ihn dem Glauben wieder zuzuwenden. Er faßte nun zunächst den Entschluß, sich des ganzen Stoffes

der Theologie zu bemächtigen, und die Frucht seiner eifrigen Forschungen und Studien war die unüberwindliche Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des Evangeliums und Richtigkeit des kirchlichen Lehrbegriffs, weßhalb er sich denn jetzt auch einem ganz entschiedenen Christenthum zuwandte. Diese seine Erweckung und Umkehr aus falschen Jugendträumen — obgleich die Welt sein Thun nicht habe schelten können — schildert er in einem seiner Gedichte unter dem Bilde eines Knaben, dem Folgendes begegnet:

Und ein himmlischer Jüngling naht ihm,
Erglänzend wie Morgenroth,
Eine Fackel erhellt den Pfad ihm,
Er reichet ihm Wein und Brod.
„Nun iß, du Armer, und trinke,
Und komm aus der Wüste heraus!" —
So spricht er mit freundlichem Winke —
„Ich führ dich ins Vaterhaus."

Du seliger Bote von oben,
Du hast ihn gespeist und getränkt,
Aus Schrecken und Nacht ihn gehoben,
Zum rechten Pfad ihn gelenkt,
Und treulich führst du ihn weiter, —
Erlöser, drum preis ich dich;
Denn du bist ja der Geleiter
Und jener Knabe bin ich!

So trat denn Strauß, der bald darnach (1840) Archivrath in Bückeburg wurde, mit dieser neu gewonnenen Glaubensfreudigkeit zum erstenmal hervor in dem Roman: „Theobald. 3 Bde. Bielefeld 1839." Er schildert darinn unter der Hauptfigur, von welcher der Roman seinen Namen hat, sich selbst. Theobald stellt zuerst die idealistische Richtung der Zeit dar, läßt aber dann die abstrakten Ideen und falschen Ideale fallen und gewinnt statt dessen in dem Erlöser das einzig wahre Ideal und in seinem Worte die allein wahre Idee. Nun fieng in ihm auch der Lebensborn aller wahren Poesie zu quellen und reiche Ströme geistlicher Lieder zu ergießen an. Es war dieß im J. 1841 und 1843. Zugleich nahm er lebhaften und thätigen Antheil an den mehr und mehr eintretenden Entwicklungskämpfen der Kirche. Er wurde unter den Laien einer ihrer tüchtigsten Vorkämpfer. Namentlich trat er gegen die Lichtfreunde in die Schranken und schrieb deßhalb: „Schrift oder Geist? Eine positive Entgegnung auf des Pfarrers Wislicenus „„Verantwortung gegen seine Ankläger"". Bielefeld 1845." In gleicher Absicht schrieb er dann später auch die Schrift: „Das kirchliche Bekenntniß und die lehramtliche

Verpflichtung. Halle 1847." Als dann im J. 1848 die Revolutionsstürme losbrachen, war er im Cabinet seines Fürsten, und ihre Bekämpfung kehrte ihn nun auch der Politik zu. Im Mai 1850 war er als Bevollmächtigter bei der Plenarversammlung und darnach als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Hier schrieb er Worte christlicher Mahnung unter dem Titel: „Gottes Wort in Zeitereignissen. Bielefeld 1850." Hierauf ernannte ihn sein Fürst zum Geheimen Cabinetsrath und sandte ihn als solchen zu der Ministerialconferenz nach Dresden. Im Januar 1853 hat er die Stimmführung der sechzehnten Stimme, welche für die nächste Zeit an Schaumburg-Lippe übergieng, beim Bundestage übernommen — in unserer Zeit ein seltenes Beispiel eines entschieden glaubigen Diplomaten und Staatsmanns.

In den „Gedichten. Bielefeld 1841." hat er neben vielen weltlichen Gedichten, Balladen, Romanzen, Elegien, Epigrammen aus seiner frühern Periode, worinn er ein reiches Gemüth, einen durchgebildeten Geist und ächt dichterische Begabung bekundet (— er gab auch 1842 eine Uebersetzung von Sophokles Antigone heraus —), geistliche Gedichte und Lieder mitgetheilt, die meist aus seinen eigensten Stimmungen und Erfahrungen hervorgegangen sind und seinen innern Entwicklungsgang veranschaulichen. Als eigentlicher Kirchenliederdichter trat er aber erst hervor mit der Schrift: „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamb. 1843.", worinn er den Gang des christlichen Kirchenjahrs unter stetem Anschluß an den Inhalt der Evangelien mit seinen Harfenklängen begleitet. Er wurde dazu durch die Idee des Kirchenjahrs begeistert, wie sie von Bunsen in seinen „Andeutungen über das christliche Kirchenjahr" entwickelt wurde. Diese Lieder — wie alle seine Poesien von reiner Form und schöner, einfacher Ausdrucksweise — giengen aus einem tiefen Gefühl für Gemeinschaft und kirchlichen Gottesdienst hervor und nähern sich den Forderungen an ein Kirchenlied: „objektiver Charakter, biblische Einfalt und Volksmäßigkeit", wie wenige der Neuzeit. Ein Recensent derselben sagt: „Wenn auch öfters die historische Reflexion zu stark hervortritt, oder es an der volksthümlichen Freiheit, Frische, Unbefangenheit und herzlichen Zutraulichkeit des alten Kirchentons mangelt: so treten hier doch manche neue lebendige Fortbildungen des ächten evangelischen Kirchengesangs hervor, die sich durch biblische Einfalt und Würde und volksthümliche Kraft auszeichnen und zur kirchlichen Aufnahme berechtigt sind." Nirgends ist etwas Ge=

künsteltes, überall redet die reine Sprache der Schrift, stets begegnet man einer gehaltenen und dabei klaren und leichten Diktion, die sich von subjektiver Ueberschwänglichkeit oder von Empfindeleien ferne hält. Und wenn schon getadelt worden ist, daß Strauß kein neues Lied singe, sondern sich nur in den in der Schrift oder ältern Kirchenliedern bereits vorliegenden Bilder- und Gedankenkreisen bewege und eine eigenthümliche Erfassung und Anwendung des Textes und individuelle Wendung des Gedankens, mit Einem Wort also Originalität zu vermissen sey: so ist dieß sicherlich mehr auf Rechnung der Selbstverleugnung zu schreiben, damit möglichst objektiv das Schriftwort durch das für den Gebrauch der kirchlichen Gemeinschaft bestimmte Lied durchklinge. Wo Strauß in den „Gedichten" seine eigenen Stimmungen besingt, weiß er sehr warm und ergreifend zu reden. Aber auch für die häusliche Erbauung hat Strauß gedichtet in dem als Zugabe zu seinen „Liedern aus der Gemeine" anzusehenden Werke: „Das Kirchenjahr im Hause. Religiöse Betrachtungen in gebundener Rede mit zu Grund gelegten Bibelstellen. 2 Bde. Heidelb. 1845." Er ist wirklich ein Dichter, der mit vollem Berufe und ächter Begabung die Zionsharfe ergriffen hat. Was Knapp unter den Süddeutschen, ist er unter den Norddeutschen. Von seinen gediegenen kirchlichen Liedern, deren Knapp sechzehn in seinen Liederschatz aufgenommen hat, heben wir heraus:

„Auf, meine Seel', auf, auf, mein Herz."
„Dankt Gott für seine liebe Gnad."
„Herr, der du Gott bist hoch und hehr"
„Nun giengst auch du zur Sabbathsruh."
„O Liebe, die die blut'gen Hände."
„O mein Herz, gieb dich zufrieden."
„Wenn Jesus Christ erwachet."

Auch für die Hymnologie hat Strauß seine Beiträge gegeben durch „das Leben des Paulus Gerhard. Bielefeld 1844." und durch eine Denkschrift „über die Gesangbuchssache in preußischen Landen. Bielefeld 1846."

Sturm, Julius Carl Reinhold, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstenthum Reuß. Sein Vater war als Candidat der Theologie Erzieher des Fürsten Heinrich LXIV. von Reuß und trat dann später, nachdem er während seines Aufenthalts mit dem Prinzen auf der Universität die Cameralwissenschaft studiert hatte, als Rath in die Dienste des Fürsten. In Verbindung mit der liebereichen Mutter, der Tochter eines Schullehrers Schottin aus Thüringen, übte dieser gediegene und kirchlich gesinnte Mann, der über seinem Arbeitstisch ein Blatt mit dem Spruch hängen hatte:

„Was du nicht hast, o Mensch, das wünschest du,
Und was du hast, verlierst du drüber, — Ruh",

den heilsamsten Einfluß auf den Sohn, der im elterlichen Hause eine seltene glückliche Kindheit verlebte. Im J. 1829, als er dreizehn Jahre alt geworden war, kam er auf das Gymnasium zu Gera und blieb dort bis zum J. 1837. Während dieser Zeit starb sein Vater getrost in dem Herrn, und die Großmuth des Fürsten trat nun ins Mittel, daß er — wie seine andern vier Brüder — die Universität beziehen konnte. Er studierte von 1837—1841 in Jena Theologie, kam dann als Hauslehrer auf zwei Jahre nach Heilbronn in das Heinrich'sche Haus und von da auf ein Jahr zu einem Herrn v. Metzsch in Friesen im Königreich Sachsen, worauf er — wie einst sein Vater — zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich **XIV.** ernannt wurde. Diesen begleitete er dann, nachdem er ihn drei Jahre bis zur Confirmation unterrichtet hatte, mit dem Titel eines Professors noch drei Jahre auf das Gymnasium zu Meiningen und verlebte so während der sechs Jahre, in denen er der Erzieher des Prinzen war, die angenehmste Zeit seines Lebens. Auch an seinem inwendigen Menschen sollte sie gesegnet seyn. Während er von der Universität innerlich arm fortgegangen und dem Streben hingegeben war, sich über Alles klar zu werden durch den Verstand, ward er schon in Heilbronn durch religiöse Eindrücke tiefer angefaßt, lernte aber nun in Meiningen, besonders unter der Einwirkung des Oberhofpredigers **Dr.** Ackermann daselbst, mitten im Treiben und Wogen der Welt sein Herz immer enger dem anschließen, der nun sein Ein und Alles worden ist, seinem Herrn und Heiland. Namentlich erkannte er jetzt auch immer mehr, daß die Lehre der evangelischen Kirche ganz auf das Wort der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Nun fieng er an, in Meiningen neben vielen weltlichen Gedichten auch geistliche Lieder zu dichten, die er dann mit einander im J. 1850 unter dem Titel: „Gedichte von Julius Sturm" herausgab. In einem derselben frohlockt er:

„Ich habe den gefunden,
Der nun mein Alles ist,
Das ist mit seinen Wunden
Mein Heiland Jesus Christ.

Ihm hab ich mich ergeben,
Er kam und sprach zu mir:
„„Und giebst du mir dein Leben,
Geb ich das meine dir.""

Erst seit ich ihn gewonnen,
Weiß ich, was leben heißt;
Denn als lebend'ger Bronnen
Durchströmet mich sein Geist."

Nachdem er dann noch den Sommer 1850 über in Thallwitz, einem Gute

der fürstlichen Famlie, und zuletzt in Köstritz gewohnt hatte, sehnte er sich nach einem geistlichen Amte und eigenen Heerde und wurde im November selbigen Jahrs zum Pfarrer zu Göschitz bei Schleiz ernannt. Wenige Tage, nachdem er am 21. Jan. 1851 mit Auguste, der ältesten Tochter seines Oheims, des Kirchenraths Dr. Schottin,* in Köstritz am Traualtar gestanden war, trat er nun in seinem entlegenen Walddorfe sein Hirtenamt an. Das ganze Jahr über durfte er den reichsten Segen des Herrn im Amt und Haus genießen, weßhalb er auch manches frohe Lied gesungen hat, und das folgende Jahr 1852 schien ihm sein Glück noch erhöhen zu wollen. Seine Frau gebar ihm in der Mitte Januars einen gesunden Sohn. Sie selbst auch fühlte sich wohl und munter. So kam der 21. Januar — ihr Hochzeittag — heran, in dessen Abendstunden noch seine Frau, auf das Kind deutend, zu ihm sagte: „Wir stehen nun wohl auf der Höhe des Glücks; was kann uns dieses Leben an irdischen Freuden noch Schöneres bieten?" Da wurde sie plötzlich in der Nacht unwohl, und bis der herbeigerufene Arzt kam, fand er eine Sterbende. Die Morgensonne des nächsten Tags beleuchtete in seltsamem Contraste die Trümmer des schönen ehelichen Glücks. Des Gatten Herz war gebrochen. Da flüchtete er sich zu dem, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Und der hat ihn auch reichlich erquickt in seinem unsäglichen Schmerz. Er trank sich Kraft aus dem geistlichen Felsen Christus, und nun gestaltete sich Alles in ihm zu Liedern, er sang sich damit das Herz zur Ruhe und wurde stille zu Gott. Rührend ist es, sein Klaglied: „Gott, mein Gott, du bist die Liebe! ruf ich aus im tiefstem Schmerz" zu vernehmen, worinn er zuerst sein Glück schildert und dann fortfährt:

„Als am höchsten stieg die Wonne,
Ist das tiefste Leid erwacht,
Wie im Süden folgt der Sonne
Ohne Dämm'rung tiefste Nacht.

Schwer hat mich die Hand getroffen,
Die verklärte mein Geschick,
Und im Schmerz erstarb mein Hoffen
Und dahin ist all mein Glück.

All mein Glück, doch nicht mein Frieden,
Einsam steh ich und allein;
Doch ich weiß, was Gott beschieden,
Muß zu meinem Frommen seyn."

---

* Joh. Dav. Fr. Schottin, geb. 4. Jan. 1789 zu Heygendorf im Weimarischen, hat sich als begabter geistlicher Dichter kund gegeben durch poetische Gaben, die er in Vaters Jahrbuch häuslicher Andacht und in Löschs Ostergabe veröffentlicht hat. Er besorgte das Geraische Gesangbuch vom J. 1822 und gab 1844 ein Andachtsbuch mit kurzen geistlichen Gedichten unter dem Titel: „Das Reich Gottes" heraus.

Auf diese Weise entstanden die meisten der Lieder, die unter dem Titel erschienen sind: „Fromme Lieder von Julius Sturm. Leipz. 1852." Die Wahrheit hat sie geboren und aus einem Herzen voll inniger Gottergebenheit sind sie geflossen. Drum ist auch liebliche Gottinnigkeit ihr Hauptmerkmal. Die Kraft, die Sturm selbst über solchem Liedersang das Herz durchströmte, hielt ihn auch das ganze Jahr 1852 über aufrecht unter den schwersten Prüfungen, die unausgesetzt, Schlag auf Schlag, noch über ihn kamen. Nach dem Tod seiner Frau lag sein Bruder am Tode, dann erkrankte sein Kind und dann überfiel ihn ein böses Leberleiden, bald darauf erkrankte seine Tante, die treue Pflegerin des Kindes, auf den Tod; als diese kaum genesen war, brachte die nun zur Pflege und Hülfe herbeigeeilte Schwiegermutter eine Lungenentzündung dem Tode nah, während zu gleicher Zeit der Schwiegervater in Köstritz am Tode lag, und endlich erkrankte Sturm selbst auch noch einmal. Doch über alle Wogen der Trübsal, die in diesem Kummer- und Angstjahre über ihm zusammenschlugen, hielt ihn die Hand des Herrn empor und er sang seinen frommen Sang: „Ich halte still", darinn die schönen Glaubensklänge sich vernehmen lassen:

„Er hält mein Herz in seinen Händen,
Er schlägt es, daß die Funken sprüh'n,
Er eilt, es hin und her zu wenden,
Und läßts erkalten und erglüh'n.
Ich aber spreche: „„Wie Gott will!""
Und halte seinen Händen still.

Er schürt ja nur zu meinem Frommen
Der Schmerzen wilden Feuerband,
Und die gewicht'gen Schläge kommen
Von einer sichern Meisterhand.
Drum sprech ich betend: „„Wie Gott will!""
Und hoff auf ihn und dulde still."

Von jenen frommen Liedern, unter welche er auch einige der geistlichen Lieder, die mit den „Gedichten" im J. 1850 erschienen waren, eingereiht hat, sind 26 nach bekannten Kirchenmelodien gedichtet — freilich mit vorherrschend subjektiver Färbung. Wir heben davon nur folgende zu allgemeinerem Gebrauch sich eignende Lieder heraus:

„Gott ist der Herr, sonst keiner mehr."
„Herr, ich lasse nicht von dir."
„Lieber Vater, ich befehle."
„Mein Gott, ich bitte nicht."
„Ob all mein Glück zusammenbricht."
„Rede, Herr, mit deinen Knechten."
„Sey mir willkommen, Tag der Ruhe."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Walter, M., August Hermann, theologischer Katechet in Leipzig. Er wurde zu Leipzig den 7. Merz 1817 als das zehnte und letzte Kind unbemittelter Eltern geboren. Von Geburt an war er schwächlich und kränklich und hatte namentlich viel an den Augen zu leiden, so daß er erst im achten Jahr, nachdem sich das Augenleiden verloren hatte, eine Lehranstalt besuchen konnte. Ein Jahr später wurde er bis zu seiner Confirmation in die Rathsfreischule aufgenommen, von wo er 1831, weil er seinen frühe schon gefaßten Entschluß, ein Pastor zu werden, ausführen wollte, in die Thomasschule übergieng. Während dieser Zeit und während seiner theologischen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt vom J. 1837—1840 sorgte der himmlische Erzieher durch ein Gehörleiden, das sich seit seinem dreizehnten Jahr in immer größerem Maaß bei ihm ausgebildet hat, dafür, ihn von den Ausschweifungen der Jugend ferne zu halten. Er war in seinen gesunden Jahren wild und unlenksam, als aber dieses Uebel kam und immer mehr wuchs, da ward er stiller und ernster, sein Umgang und Verkehr wurde immer beschränkter, er war nun am liebsten allein und mied besonders größere Gesellschaften, so daß ihm viele Versuchungen ferne blieben, denen die Jugend sonst so leicht unterliegt. Doch hatte er seine Universitätsstudien beendet, ohne noch zum Erkenntniß des Heils in Christo gelangt zu seyn und von dem Heiland der Sünder aus Erfahrung etwas zu wissen. Ein Mittelding zwischen Glauben und Unglauben genügte ihm. Da ward er im J. 1843, nachdem er sich — unbemittelt und übelhörig, wie er war — als Corrector ein mühevolles Brod hatte suchen müssen, als Katechet und Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig angestellt. Hier in dem Collegium der acht Katecheten, auf welchem noch der fromme glaubige Geist des durch seine Predigten bekannten Oberkatecheten und Frühpredigers Dr. Fr. A. Wolf ruhte, nahmen sich seiner die ältern im Christenthum geförderten Collegen freundlich und hülfreich an zur Förderung in christlicher Erkenntniß, während er selbst auch bei der großen Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte, die ihm von Haus aus eingepflanzt war, über dem Predigen dieses Wortes, das ihm nun oblag, je länger je mehr gewahr wurde, wie ungenügend das sey, was ihm seither genügt habe. So drang er unter der Gnadenhand des Herrn, die ihn mit dem immer mehr überhandnehmenden, namentlich seit einer 1845 überstandenen Krankheit fast an die Gränze der Taubheit führenden Gehörleiden züchtigte, zum völligen Glauben an Christum durch. Dem hat er denn auch, wie er sich als Knabe schon gern

in Versen versucht hat, mit Lust und Liebe manch liebliches Lied gesungen, um ihn der Jugend, an deren Herzen er zu wirken hat, lieb und werth zu machen. So entstanden seine Gebetslieder für die christliche Jugend, die er unter dem Titel: „Opfer und Gelübde. Leipz. 1849." herausgegeben hat. A. Knapp theilt eilf derselben in seinem Liederschatze mit, von wo auch bereits eines (das erste der unten angegebenen) in den neuesten Entwurf des Bairischen Gesangbuchs vom J. 1852 übergieng. Wir heben davon besonders heraus:

„Als ein heiliges Vermächtniß."
„Es legt der Söldner Rotte."
„Komm, heil'ger Geist, und weihe."
„Vor Hochmuth und vor Uebermuth."
„Wohin sollt ich, Herr, denn gehen."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Würkert, M., Friedrich Ludwig, geb. 16. Dez. 1800 zu Leißnig in Sachsen, wurde am 26. Sept. 1824 Diakonus und später Archidiakonus zu Mittweyda, 1843 Pfarrer zu Zschoppau und 1844 Superintendent zu Waldenburg in Sachsen. Folgende religiöse Dichtungen sind von ihm erschienen: „Morgenklänge. Blätter aus dem Gotteshause. Zwei Hefte. Berlin 1830." — „Nordlichter. 1831." — „Der Tempel zur Erbauung für alle Christen. Zwei Jahrgänge. Dresden 1834. 1835." — „Leitstern für das Familienleben. Leipz. 1839." — „Jesus Christus oder das Leben des Herrn für das evangelische Christenvolk. Mit einem Anhang: Die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments in poetischer Bearbeitung. Meißen 1843." Von seinen zahlreichen mittelguten Liedern gieng eines in das neue Würt. Gesangbuch über:

„Gott richtet immerdar auf Erden" — W. G. Nr. 50.

Zeller, Christian Heinrich, geb. 29. Merz 1779 auf Hohenentringen bei Tübingen. Sein Vater, Christian David Zeller, war Hofrath und hielt sich in seinen letzten Jahren in Ludwigsburg auf. Er studierte gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts zu Tübingen die Rechtswissenschaft; ein innerer Zug des Herzens trieb ihn aber zum Beruf eines Erziehers, und so wurde er zuerst Hofmeister in Augsburg, dann Erzieher von zwölf Kaufmannssöhnen in St. Gallen und hierauf Direktor der sämmtlichen Stadtschulen in Zofingen im Kanton Aargau. Im J. 1820 stiftete er mit Andern die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt in Beuggen am Rhein, oberhalb Basel, als deren Inspektor er nun seit 26 Jahren in großem Segen für Pflanzung eines lebendigen

Bibelchristenthums wirkt. Die christlichen Grundsätze, nach denen er hier wirkt, legte er in einer Schrift dar unter dem Titel: „Bericht über die gegenwärtige Einrichtung und Verfassung der freiwilligen Armenschullehreranstalt in Beuggen. 3 Bde. Basel 1833." Bekannt ist auf dem Gebiet der Pädagogik seine Schrift: „Lehren der Erfahrung für Armenschullehrer. 3 Bde. Basel 1827." Eine seiner Töchter heirathete den frühern Missionär, jetzigen Bischof zu Jerusalem, Dr. Gobat, eine andere den Inspektor der Lichtensterner Kinderrettungs- und Armenschullehreranstalt und Herausgeber des süddeutschen Schulboten, Louis Völter.

In dem trefflichen „Monatsblatt von Beuggen", das er seit 1827 herausgiebt, finden sich manche liebliche geistliche Dichtergaben von ihm. Neun derselben theilt A. Knapp in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes mit. Besonders zu erwähnen sind:

„Freuet euch, ihr Menschenkinder!"
„Gott bei mir an jedem Orte."
„Treuer Heiland! wir sind hier" — W. G. Nr. 235.

Zeller, Dr., Ernst Albert, wurde geboren 6. Nov. 1804 zu Heilbronn, wo sein Vater, Johann Friedrich Zeller, der als Oberamtsrichter und Justizrath zu Stuttgart starb, in der ersten Zeit der Besitznahme dieser alten Reichsstadt durch Würtemberg Oberamtmann war. Seine Mutter war Johanne Regine, geb. Andrä. Er studierte in Tübingen von 1822—1826 die Arzneikunde und wurde dann nach einem längern Aufenthalt in Berlin im J. 1829 praktischer Arzt in Stuttgart, wo er sich im selbigen Jahre noch mit einer Tochter des Buchhändlers Reimer in Berlin verheirathete. Schleiermacher, der Hausfreund des Reimer'schen Hauses, hat in Berlin die Trauung vollzogen und das ihm besonders theure Paar bald darnach auf seiner Reise nach Süddeutschland auf einige Tage in Stuttgart besucht. Was Zeller an dieser Gattin hatte, spricht er am schönsten in dem Liede aus: „Ein Wunder hat dich mir gegeben, in fernen Landen aufgeblüht." Da bekennt ers frei:

„Gott selber hat für uns gewählt,
Aus Tausenden die Einzig eine
Mir für die Ewigkeit vermählt."

Im J. 1832 wurde er mit dem Titel eines Hofraths Direktor der neuerrichteten Irrenheilanstalt in Winnenthal, dem zunächst bei der Stadt Winnenden gelegenen alten Stammschloß der jetzigen Würtembergischen Regentenfamilie (Bd. II., 314), wo er nun seit mehr denn 20 Jahren

in wahrhaft christlichem Geiste als ein ausgezeichneter Irrenarzt in großem Segen wirkt. Am 12. April 1847 legte ihm der Herr die schwere Prüfung auf, seine edle, zuvor schon kränkelnde Gattin verlieren zu müssen. Sie hinterließ ihm sieben Knaben und eine Tochter. Unter dieser großen Trübsalshitze zeitigten aber als köstliche Leidensfrüchte 24 „Lieder des Leids", die er zuerst mit der Widmung: „Meinen Freunden. Den 12. Sept. 1847." für einen vertrauten Kreis hatte erscheinen und dann auch in Knapps Christoterpe Jahrgang 1849 — 15 an der Zahl — ohne Nennung seines Namens hatte übergehen lassen. Diesen folgten im Jahrgang 1850 unter der Ueberschrift: „Gedichte eines Ungenannten" 24 weitere Lieder und in demselben Jahr auch ein bei W. Winter in Heidelberg erschienenes Büchlein: „Sprüche und Lieder. Von ††." Unter seinem Namen erschienen dann, mit weitern noch vermehrt, diese schmerzerfüllten und gottinnigen Lieder in einer besondern Sammlung mit dem Titel: „Lieder des Leides. Berlin 1851." Neue Lieder brachten bereits wieder die zwei neuesten Jahrgänge der Christoterpe — 1852 und 1853. Seinen Christensinn unter dem Leide, der der Brunnquell ist, aus welchem seine Lieder strömen, spricht er am deutlichsten und erhebendsten aus in dem Liede vom J. 1847: „Es ist der alte treue Gott", wo er in den drei letzten Versen also singt:

Ich geh einher in seiner Kraft,
In seiner Lieb und Wehre,
Früh tret ich in die Zeugenschaft
Von seiner heil'gen Lehre;
Bin ich um Lieb' und Lust gebracht,
Es soll mich nimmer hindern,
Zu preisen seine Wundermacht
Der Welt und meinen Kindern.

Wer ist ihm gleich in aller Welt,
Dem Höchsten und dem Einen,
Er will in seinem Bundeszelt
Mir stets aufs Neu erscheinen.
Als ihm in höchster Pein und Noth
Laut meine Seufzer riefen,
Holt' er zum Leben mich vom Tod
Selbst aus der Erde Tiefen.

Ich danke ihm mit Psalterspiel
Für alle seine Treue,
Ich singe zu der Harfe viel
Und sing ihm stets aufs Neue.
Es jauchzet ihm mein Herz und Mund,
Von ihm erlöst, erhalten,
Und dichtet ihm zu jeder Stund
Und preist sein heil'ges Walten.

Von seinen Liedern, deren A. Knapp fünf in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes aufgenommen hat, erwähnen wir als zu allgemeinerem Gebrauch geeignet:

„Dem großen Gott stirbt Keiner."
„Du hast mein sterbliches Gebein."

„Geh, vertrau nur Gott, dem Herrn."
„Klag deine Noth dem lieben Gott."
„Mein Herz, sey frisch und wohlgemuth."

Zille, Moritz Alexander, geb. 31. Merz 1814 zu Oberullersdorf bei Zittau, wo sein Vater Oekonomieverwalter war. Vorbereitet von 1823—1825 in der Bürgerschule zu Bernstadt, besuchte er 1825—1833 das Gymnasium zu Zittau und studierte dann zu Leipzig 1833—1836 Philologie, Philosophie und Theologie. Im J. 1838 wurde er Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig und als solcher im J. 1845 ordinirt. Seit 1850 bekleidet er neben dieser Stelle auch noch die eines Lehrers am Gesammtgymnasium, nachdem er bis dahin seit 1846 die Redaktion der „allgemeinen Zeitung für Christenthum und Kirche" geleitet hatte.

Von ihm erschienen zuerst: „Gesichte. Christlich-prophetische Gesänge. Leipz. 1840.", an welchen Tiefe des Gedankens, Energie und Innigkeit des Gefühls, verbunden mit großer Gewandtheit in Form und Sprache, gerühmt, Breite und Mangel an Klarheit in Betreff der Ordnung und Ausführung aber getadelt wird. Dann gab er nach der Art von Johann Höfels „historischem Gesangbuch. 1681." (Bd. I., 237) Gedichte über Lebenszüge der Apostel, Märtyrer, Kirchenväter rc. unter dem Titel heraus: „Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen. Leipz. 1841." Neuerdings erschien von ihm auch: „Das Reich Gottes. Gleichnisse. Leipz. 1850." Auf dem Gebiet der eigentlichen Liederdichtung machte er sich durch eine Psalmenübersetzung bemerklich: „Die sämmtlichen Psalmen der h. Schrift. Lieder der Andacht, des Trostes und der Erhebung. Nach den Urtexten, meist nach kirchlichen Singweisen metrisch übersetzt. Leipz. 1844." Mehrere geistliche Lieder, die er frei gedichtet hat, finden sich neben fremden in den beiden von ihm herausgegebenen Liedersammlungen: „Harfenklänge. Geistliche Lieder als Mitgabe für Confirmanden. Leipz. 1844." und: „Palmenzweige. Eine Sammlung geistlicher Lieder und Dichtungen für die häusliche Andacht. Leipz. 1844.", so wie in den „Blättern für christliche Erbauung. Jahrgang 1848 und 1849."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

An diese Dichter der lutherischen Kirche reihen sich auch noch einige hervorragende Dichter der als Augsburgische Confessionsverwandte förmlich anerkannten

Herrnhutischen Brüdergemeinde.*

v. Albertini, Johann Baptist, geb. 17. Febr. 1769 in Neuwied, wohin seine Eltern, Jakob Ulrich v. Albertini und Margaretha, geb. v. Planta, kurz vorher aus Graubündten zur Brüdergemeine gezogen waren. In den dortigen Kinderanstalten wurde er bis in sein vierzehntes Jahr gebildet; dann kam er im J. 1782 in das Pädagogium nach Niesky. Anfangs war er hier im Studium etwas nachlässig, später aber ward er von einem solchen wahrhaft bewunderungswürdigen Lerneifer erfaßt, daß er in allen Fächern die größten Fortschritte machte und ungewöhnlich früh, schon in der Mitte seines siebenzehnten Jahrs, im August 1785 ins Seminarium nach Barby versetzt wurde. In dem Lebenslauf, den er, wie jeder der studierenden Jünglinge aus der Gemeinde, vor seinem Eintritt ins Seminar abzufassen hatte, dankt er dem Heiland für das Glück, in einer mit seinem Blute erkauften Gemeinde geboren zu seyn, und schloß mit den Worten: „wie kann ich seine Wohlthaten erzählen? wie kann ich ihm dafür danken? es soll sein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruh'n!"

Nach vollendeten Studien erhielt er, noch nicht ganz 20 Jahre alt, im J. 1788 seine erste Anstellung als Lehrer an der Kinderanstalt zu Niesky und zog dann im folgenden Jahr mit dem Pädagogium nach Barby. Hier beschäftigte er sich viel mit den alten, besonders den orientalischen Sprachen, auch mit Mathematik und Botanik, und lebte überhaupt so sehr in den Wissenschaften, in welchen er es zu einem seltenen Grad von Einsicht und Tiefe brachte, daß er das, was in der folgenden Zeit sein Ein und Alles wurde, noch wenig beachtet oder nur mit Zweifel betrachtet zu haben scheint. Auch seine ersten Predigten, die er in den letzten Jahren seiner Anstellung in Barby zu halten hatte, zeugten noch nicht von der besondern Gottesgabe, die sich später in ihm für den Predigerberuf entwickelte. Sein Herz war noch nicht entzündet von der Liebe Jesu Christi. Im Frühjahr 1796 wurde er nun wieder nach Niesky berufen, um als Lehrer am dortigen Seminarium zu wirken,

---

* Hier ist auch zu erwähnen — Wullschlägel, H. R., Vorsteher der Brüdergemeine in Neudietendorf bei Gotha und seit 1845 Inspektor der Brüdermission auf Antigua. Er hat mehrere Missionsschriften verfaßt, z. B. „Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission. 1843." Von ihm ist das schöne Missionslied:
„Wie lieblich ist der Boten Schild."

worauf er sich auch verheirathete mit der Schwester Luise Friederike Wilhelmine, geb. v. Rohwedel in Gnadenfrei. Die theologischen Vorlesungen, die er hier zu übernehmen hatte, wurden ihm eine nähere Veranlassung zu gründlichem Bibelforschen, wodurch er den Herrn und die seligmachende Gotteskraft und Wahrheit seines Wortes erkennen lernte und ganz umgewandelt ward zu einem feurigen Liebhaber und Zeugen Jesu Christi. Als er in einer seiner theologischen Vorlesungen vom Leiden Jesu in Gethsemane handelte, äußerte er, daß, wenn irgend etwas im Stande sey, einen am Christenthum irre Gewordenen von seinen Zweifeln zurückzubringen, es diese Erzählung sey, „und" — setzte er hinzu — „das ist meine Erfahrung." Ebenso erklärte er ein andermal bei der Auslegung der Stelle Joh. 13, 34. 35.: „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet ꝛc.", daß auch er, nachdem er lange die Religion Jesu mit Gleichgültigkeit betrachtet habe, durch dieses Gebot von ihrer Wahrheit überzeugt worden sey. Was damals in seinem Innern vorgegangen und seinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben hatte, das schildert er selbst in mehreren seiner Lieder, wenn er z. B. einmal singt:

> Unglaub, aus Durst nach vollem Glauben quellend,
> Bewohnte mich, bis blutig's Licht, mein Herz erhellend,
> Verjagte Finsterniß und Tod —
> Mein Herr und Gott!

oder ein andermal:

> Auch mich, Herr, hast du übermocht
> Und deinem Willen unterjocht.
> Du warst zu stark, du hast gewonnen:
> Es huldigt dir mein freier Sinn.
> Kein Tröpflein Bluts ist dir entronnen:
> Mein Alles legt vor dir sich hin.
> Komm, Hand, der ich mich sonst entzog,
> Und leg mir auf dein sanftes Joch.
> Statt dir, wie vormals, zuzurufen:
> „Was machest du, o Gott, in mir?"
> Komm ich vor deines Thrones Stufen
> Und schwör auf ewig Treue dir.
> Mach Alles, was du willst, mit mir;
> Vor Allem mach mich dir zur Zier.

Nun hatte er es entschieden als den Hauptberuf seines Lebens erkannt, dem Heiland und der Gemeinde zu dienen. Deßhalb trat er auch vom Lehramt, das er 22 Jahre lang mit Gründlichkeit, Willigkeit und Geduld auch gegen die Schwächsten segensreich geführt, zurück und übernahm im J. 1804 das Predigtamt in der Gemeinde zu Niesky. Dem Prediger-

beruf, der von da an seine ganze Seele füllte, weihte er jetzt alle seine Gemüthskräfte. Man kann in dieser Hinsicht von ihm das sagen, was Paulus von sich sagt: „Da es Gott wohl gefiel, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte: alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut.“ (Gal. 1, 15. 16.) Aus diesem Abschnitt seines Lebens sind die „dreißig Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1805. 3. Aufl. 1829.“, so wie die Sammlung der „geistlichen Lieder“, in welchen er seines Herzens innerste Gefühle aussprach. Durch beide, durch jene Predigten sowohl als durch die Lieder, verbreitete er seine segensreiche Wirksamkeit weit über die Gränzen der Brüdergemeine hinaus, während er dieser selbst ganz absonderlich mit seiner Gabe zu festlichen Psalmen zu dienen beflissen war.

Nachdem er in Niesky seit 1810 zum Predigtamt auch noch das eines Gemeinhelfers und Pflegers des Ehechors übernommen und besonders in dem Kriegsjahre 1813 manche schwere Erfahrungen zu machen gehabt hatte: kam er im Februar 1814 zu gleichen Aemtern nach Gnadenberg, wo er die zerstreute Mädchenanstalt wieder sammelte und zu schöner Blüthe brachte, durch seine Predigten als ein Licht auch auf die Nachbarschaft wirkte und eine herzliche Verbindung zwischen der Gnadenberger Gemeine und dem Waisenhaus zu Bunzlau (Bd. **II.**, 121) anknüpfte, wie er dann auch zum Präses der Bunzlauer Bibelgesellschaft erwählt wurde. Als er von Gnadenberg aus einen Besuch in Herrnhut machte, wurde er am 24. August 1814, nachdem er schon 1810 zum Presbyter der Brüderkirche ordinirt worden war, mit drei andern Brüdern durch Johann Gottfried Cunow zu einem Bischof der Brüderkirche geweiht und kam dann, nachdem er im J. 1818 als Bischof dem Synodus in Herrnhut angewohnt hatte, als Prediger nach Gnadenfrei. Die große, aus den Nachbardörfern zu seinen öffentlichen Predigten daselbst zusammenströmende Menge heilsbegieriger Zuhörer war für ihn, wie er oft bezeugte, mächtig anregend und ermunternd, und sein dort vor Tausenden abgelegtes Zeugniß von Christo war mit reicher Frucht begleitet.

Noch nicht ganz drei Jahre, während welcher übrigens die Gemeinde sich bereits mit der herzlichsten, vertrautesten Liebe an ihn angeschlossen hatte, war er hier in der Arbeit des Herrn gestanden, als er nun zur Leitung der Brüderkirche in die Unitätsältestenconferenz berufen wurde. Das geschah im J. 1821, wo ihm zunächst das Helfer- und Erziehungs-

departement anvertraut wurde. Mit welchem Sinne er in die Kirchenleitung der Brüdergemeine eintrat, das drückte er selbst vor dem Herrn in dem Gebetslied aus:

Selbstvergess'ne Liebe,
Führe mich der Liebe Bahn!
Deines Herzens Triebe
Zieh'n die meinen himmelan!
Lehr mich muthig kämpfen,
Wirken, dulden, fleh'n,
Feige Selbstsucht dämpfen,
Stark für And're steh'n.

Eigenen Genüssen
Gieb mir zu entsagen Muth!
Eig'nen Vortheil missen,
Andern weihen Gut und Blut,
Streng mich selber richten,
Mild für And're seyn —
Diesem Jünger-Tichten
Wollst du Kraft verleih'n!

Mich hast du verbunden:
Lehr mich Andern hülfreich seyn
Und in fremde Wunden
Liebend gießen Oel und Wein!
Mir hast du vergeben:
Herr, so sey es nun
Meines Herzens Leben,
Andern Gleiches thun!

Auf ein solches Gebet krönte ihn der Herr auch mit einem ganz ausgezeichneten Maaß von Gaben für seinen Unitätsdienst, den er auch beinahe eilf Jahre lang, und seit 1824 als Vorsitzender der Conferenz, in großer Liebe und Sanftmuth, mit klarer Umsicht und ruhiger Besonnenheit, bei durchgängiger Achtung, Liebe und Vertrauen als ein rechter Knecht Gottes versehen hat. Er besuchte der Reihe nach und öfters die meisten deutschen Gemeinen und hielt Vorträge vor ihnen, den Glauben der Brüder zu stärken. 1832 erschienen: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeinde in Herrnhut in den Jahren 1818 bis 1824. Gnadau." Dieser ausgezeichnete, gesegnete Mann voll Geistes und Lebens, reich an Geist und Wissenschaft, der so heilbringend wirkte und die oberste Stelle unter den Brüdern inne hatte, hatte doch zugleich die köstliche Gabe einer anspruchslosen Demuth und Einfalt, so daß er sich so vieler Vorzüge nicht überhob, ja sich ihrer nicht einmal bewußt zu seyn schien und sich nur als armen Sünder kannte, der von dem Herzenskündiger bezeugte:

Frag ich mich: wie hab ich dich?
Wie lieb ich dich, du Lieber?
O so geh'n vor Kümmerniß
Mir die Augen über.

Sonst immer noch stark und kräftig und meist gesund, erkrankte er zu Anfang Novembers 1831, worauf sich eine Brustwassersucht bei ihm ausbildete. Die Ergebenheit, die er dabei in die Wege des Heilandes zeigte, die Freudigkeit, womit er seinem Heimgang entgegensah, der Friede Gottes, der ihn umgab, die Liebe, die er Jedermann fühlen ließ, und

seine Dankbarkeit für die empfangene Liebe waren Allen, die ihn an seinem Krankenbett besuchten, zu großer Erbauung. Am 5. Dez., nachdem auf eine ihn dem Tode nahe bringende Brustbeklemmung wieder einige Ruhe eingetreten war, sprach er mit Innigkeit seinen Dank gegen den Heiland dafür aus, daß es ihm geschenkt worden war, „in der herzlichsten Freundschaft und Harmonie mit seinen Collegen das Werk des Herrn treiben zu können." Als die Texte dieses Tages, überaus passend und vielbesagend in Bezug sowohl auf das, wovon er in seinem ganzen Leben durch Wort und Wandel gezeugt hatte, als auch auf seine augenblicklichen Umstände, ihm waren vorgelesen worden: „Liebet Wahrheit und Friede! (Zach. 8, 19.) — damit die Freundschaft mag besteh'n, zu der wir uns berufen seh'n" und: „Was willst du, daß ich dir thun soll? (Luc. 18, 41.) — gieb mir deinen Frieden, o Jesu, o Jesu!" sprach er mit dem innigsten Herzgefühl: „Den hat Er mir gegeben, den fühle ich." Als dann von seinem Lebenslauf die Rede war, äußerte er, daß Alles, was er von sich zu sagen wisse, in den Versen zusammengefaßt sey:

Das ist mir sonnenklar,
Daß ich des Heilands war
Von meiner ersten Wiegen;
Ich weiß es an den Zügen,
Die sich seit so viel Jahren
An mir veroffenbaren.

Und das ist auch gewiß,
Daß ich durch keinen Riß
Auf dieser Seiner Erde
Von ihm getrennet werde,
Durch Ehre nicht, durch Schande,
Noch durch geheime Bande.

Hatte ers doch bei jener völligen Seelenwendung im Seminar zu Niesky dem Herrn vorgetragen:

Herz, in dessen Athmosphäre
Mein's gern ganz zu Hause wäre,
Jeden fremden Zug zerstöre,
Bis ich dir allein gehöre.

Nachdem ihm dann noch die Brüder unter vielen Thränen und mit einem unaussprechlich wehmüthigen, aber herzerhebenden Gefühl den Segen des Herrn zu seiner Heimfahrt ertheilt und Abschiedsverse gesungen hatten, durfte er am 6. Dez. 1831 Abends acht Uhr in einem Alter von 62 Jahren zu Berthelsdorf sanft entschlafen. Er hinterließ seine Gattin als kinderlose Wittwe.

Seine Gedichte, welche 100 Lieder auf kirchliche Melodien enthalten, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. Bunzlau 1821." 2. Aufl. 1827. 3. Aufl. 1835. Der Zeit nach war er nach Novalis der bedeutendste Dichter, der in die Harfe griff und neue Klänge frommer Liebesinnigkeit zum Herrn vor den Ohren seiner dem religiösen Leben lange entfremdet gewesenen, nun aber durch den Ernst der jüngsten Ver-

gangenheit erweckten Zeitgenossen vernehmen ließ. Er war es, der als Dichter von der Romantik eines Novalis und Anderer zum ernsteren Schriftstyl hinüberleitete. Kletke giebt folgendes Urtheil über seinen Dichterwerth ab: „Wahrhafte Glaubensinnigkeit, Demuth und Hingebung bezeichnen seine Lieder, die ebenso aus einer kindlichen Frömmigkeit, wie aus der tieferen christlichen Erkenntniß eines hochgebildeten dichterischen Geistes hervorgegangen sind. Sprachliche Härten sind nicht immer vermieden, zuweilen aber auch die Form künstlerisch vollendet. Manches Befremdliche der bildlichen Ausdrucksweise gehört mehr der Gemeine, als dem Dichter an und wird durch den lebendigen Hauch des Geistes annehmlicher." A. Knapp, welcher zehn seiner Lieder in der zweiten Ausgabe des Liederschatzes mittheilt, sagt, es paare sich in ihnen Genialität mit lebendiger Frömmigkeit. Schleiermacher, der Jugendfreund des Dichters, welcher mit ihm in dem Pädagogium zu Niesky und in dem Seminar zu Barby seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt, ließ sich auf seinem Sterbebette noch einige derselben vorlesen. Die schönsten sind:

„Geh' und säe Thränensaat."
„Mit deiner Gluth entzünde mich."
„O Liebe du! für mich."

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeine. 1832. 2. Heft.)

Garve, Carl Bernhard, geb. 4. Jan. 1763 in dem Kirchdorf Jeinsen, zwei Meilen von Hannover, wo sein gottesfürchtiger und mit der Brüdergemeine eng verbundener Vater Pachter eines dem hannoverischen Minister v. Münchhausen zugehörigen Gutes war. Seine Eltern waren bemüht, ihn schon in zarter Kindheit mit seinem Schöpfer und Erlöser bekannt zu machen, und übergaben ihn als fünfjähriges Kind der Knabenerziehungsanstalt zu Zeyst. In seiner frühesten Jugend empfand er bereits die Züge des h. Geistes, besonders bei Betrachtung des Leidens Jesu, so daß ihm der Charfreitag als Gedächtnißtag des Todes Jesu von Kind auf sein ganzes Leben lang ein Tag der innigsten Andacht war. Nachdem er dann in die Anstalt nach Neuwied versetzt worden war und je länger je mehr eine tiefere Geistesrichtung und ausgezeichnete wissenschaftliche Anlagen gezeigt hatte, wurde er zum Studieren bestimmt und deßhalb ins Pädagogium zu Niesky und 1780 ins Seminarium zu Barby aufgenommen. Nach vollendeten Studien wurde er dann als Lehrer an diese Lehranstalten berufen und hatte namentlich an dem unterdessen nach Niesky versetzten Seminar von 1789—1797 als Lehrer der philosophi-

schen und historischen Wissenschaften seine vielseitigen und fortwährend durch eigenes Studieren erweiterten Kenntnisse im Jugendunterrichte nützlich anzuwenden, was er denn auch treulich that. Sein Hang zu tieferem Forschen, verbunden mit der ganzen damaligen Richtung des wissenschaftlichen und religiösen Zeitgeistes blieb aber nicht ohne merklichen Einfluß auf seinen Lehrvortrag und erregte allmählich die Besorgniß, daß manches jugendliche Gemüth dadurch in Bezug auf die Herzenseinfalt und den kindlichen Glauben leiden möchte. Deßhalb wurde ihm im J. 1797 ein anderer Wirkungskreis angewiesen und zwar zunächst die Aufsicht und Besorgung des Unitätsarchivs in Zeyst, wo er Gelegenheit hatte, sich aus den Quellen gründlich mit der Brüdergeschichte bekannt zu machen. Zwei Jahre darnach wurde er aber, nachdem er vorher als Diakonus der Brüderkirche ordinirt worden war, als Arbeiter und Prediger an die Gemeinde zu Amsterdam berufen. Seine Predigten zeichneten sich je länger je mehr durch tiefe und gründliche Schriftforschung, durch das Aussprechen eigener Herzenserfahrungen und eine stete Richtung auf praktische Anwendung der vorgetragenen Lehre im christlichen Leben aus, erforderten aber aufmerksame und tiefer nachdenkende Zuhörer. In Amsterdam hatte er den Schmerz, seine treue und liebevolle Lebensgefährtin, mit der er sich in Niesky vor fünf Jahren erst verbunden hatte, im J. 1799 durch den Tod sich entrissen zu sehen. Nachdem er im Sommer 1800 von Amsterdam an verschiedene Orte zu anderweitiger Verwendung abberufen worden war, erhielt er 1801 von dem Fürsten Heinrich LI. von Reuß einen Ruf als Prediger und Anstaltsinspektor nach E b e r s d o r f, worauf er im Merz 1802 zum zweitenmal in den Ehestand trat mit Marie Johanne, geb. Lindemann. Der wurde ihm aber durch die fortgesetzte Kränklichkeit zu einer ganz besondern Erziehungsschule fürs Himmelreich, wobei seine Glaubenskraft und Ergebung hart und lang geprüft wurden. Dazu kamen noch die Schrecken und Gefahren des Kriegs beim Durchzug des großen französischen Heeres im J. 1806. Bei alle dem aber zählte er dennoch die siebenjährige Dienstzeit zu Ebersdorf zu der vergnügtesten Zeit seines Lebens, denn der Herr hatte ihm eine schöne Thüre des Glaubens aufgethan in seiner sichtlich gedeihenden Erziehungsanstalt nicht bloß, sondern auch und vornämlich in der Gemeinde. Sein durch den Herrn gekrönter Sinn in jenen trüben Stunden war nämlich, wie er in dem Liede: „Was klagst du, trübe Seele“ ausgesprochen ist:

Wer nur in jedem Grade
Der anvertrauten Gnade
Für Ihn zu wuchern sucht,
Dem häuft sich Gab auf Gabe,
Daß er die Fülle habe —
Dem reift der wahren Freude Frucht.

Weg mit den trüben Augen,
Die nur zum Fehlseh'n taugen!
Schau auf zu jenem Licht,
Das längst dir aufgegangen!
Sieh dort die Krone prangen —
Schau auf zum Herrn und klage nicht!

Nach bloß einjähriger Verwendung in der Gemeine zu Norden, wohin er im Sommer 1809 abberufen wurde und wo er manches Opfer zu bringen und schwere Erfahrungen zu machen hatte, doch aber eine für Geist und Herz besonders gesegnete Zeit verlebte, wurde er in einen umfassendern Wirkungskreis versetzt durch seine im J. 1810 erfolgte Berufung als Arbeiter der Brüdergemeine und Brüdersocietät in Berlin. Dort hat er ein dankbares Andenken hinterlassen, denn er half nicht nur dem gesunkenen Gemeinhaushalt wieder auf, sondern entwickelte auch während des Befreiungskrieges eine ausgedehnte hülfreiche Thätigkeit in Berathung und Unterstützung der durch Kriegsnoth oder Krankheit Bedrängten. Im Mai 1816 kam er dann als Gemeinhelfer und Prediger nach Neusalz an der Oder. Hier war ihm seine letzte und längste Arbeitszeit beschieden, 20 Jahre lang diente er hier der Brüdergemeine und durfte da auch am 31. Merz 1834 das Gedächtniß seiner fünfzigjährigen Geschäftigkeit im Dienst der Brüderunität feiern. Doch traf ihn hier auch der erneuerte Schmerz, abermals die Gattin zu verlieren. Es war dieß am 13. April 1826, worauf er sich im folgenden Jahr abermals vermählte mit der verwittweten Schwester Zäslein, geb. Lilliendahl, die ihm in seinem Alter eine treue Pflegerin wurde und ihn überlebt hat. Eine besondere Erquickung für sein allmählich heranrückendes Alter war auch das, daß er zwei seiner Söhne im Dienst der Gemeine angestellt sehen durfte.

Oefters wiederkehrende körperliche Beschwerden veranlaßten ihn endlich auf dem Synodus 1836, dem er noch, wie denen im J. 1818 und 1825, mit reger Theilnahme beigewohnt hatte, sein Amt niederzulegen und sich in Herrnhut zur Ruhe zu setzen. Fünf Jahre verlebte er da noch in stiller Zurückgezogenheit, aber in ununterbrochener Geistesthätigkeit, für Alles die lebendigste Theilnahme zeigend, was im Reich Gottes, in

Kirche und Staat und auf dem Gebiete der Wissenschaft vorgieng. In seinen letzten Zeiten kam über ihn, der stets gering von sich dachte, noch schwere Anfechtung, da ihm der Blick in die freie Gnade Gottes getrübt war und ihn Bedenken über sein Loos in der Ewigkeit anwandelten. Als aber der Herr seinen alten Knecht hinlänglich gedemüthigt hatte, daß er das Wort Jesu, Luc. 17, 10.: „wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte ꝛc." von Herzen erfüllen konnte, so ließ er ihm, wie seine Worte und Blicke vor seiner Heimfahrt bezeugten, das helle Glaubenslicht und die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige nicht fehlen. Am 1. Mai 1841 befiel ihn in Folge einer Erkältung auf einem Spaziergang ein heftiges Brustfieber, das endlich seine Kräfte aufrieb. Er war auf seinem Krankenlager besonders liebhabend und für alle ihm erwiesenen Dienste sehr dankbar. An seinem letzten Morgen, als er wenig Vernehmliches mehr reden konnte, sprach er noch seine Sehnsucht nach Vollendung und die schon ganz himmelwärts gekehrte Richtung seines Geistes in einzelnen Aeußerungen deutlich aus. Wie er es in seinem Liede: „Geduld, Geduld, obs stürmisch weht" vordem ausgesprochen, so wars ihm auch jetzt ums Herz:

Geduld, mein Herz, bis er dir winkt,
Zu ihm ins Freudenreich zu treten!
Und wenn auch Alles bricht und sinkt,
Geduld im Leiden, Wachen, Beten.
Nicht lange mehr, dann ist das Dulden aus,
Mit jedem Nu gehts näher hin nach Haus.

Nach einem kurzen Todeskampf kam in der zwölften Vormittagsstunde des 22. Juni 1841 das Todesnu, da sein erlöster Geist zu seines Herrn Freude eingehen durfte. 78 Jahre war die Zeit seiner Wallfahrt.

Was Christian Gregor in der vorigen Periode (S. 154), das war in vielfacher Beziehung Garve in der Neuzeit für den Brüdergemeingesang. Bei seiner vorzüglichen Gabe für die geistliche Dichtkunst widmete er nicht nur der Gemeine viele Festtags- und Gelegenheitspsalmen, sondern war auch der hauptsächlichste Mitarbeiter an der im J. 1823 neu erschienenen Ausgabe der „liturgischen Gesänge der Brüdergemeine", wozu er manche Ueberarbeitungen älterer und viele neue Gesänge geliefert hat, wie denn auch das bereits im Synodalverlaß des Jahrs 1818 das Liturgicum abhandelnde dritte Kapitel aus seiner Feder geflossen war. Er hinterließ auch der Brüdergemeine zu künftiger beliebiger Benützung handschriftlich eine vollständige Bearbeitung des

Brüdergesangbuchs, woran er mit großer Liebe und treuester Sorgfalt thätig gewesen war. Für sich selbst gab er als Dichter heraus: „Christliche Gesänge. Görlitz 1825." mit 303 meist von ihm gedichteten Liedern, und: „Brüdergesänge, der evangelischen Brüdergemeine gewidmet. Gnadau 1827." mit 65 Liedern. Es sind darunter viele gute Lieder, wie er überhaupt ein Dichter war, in welchem Kraft und Innigkeit mit einander gepaart sind. Er war ein durch und durch wissenschaftlich und vielseitig gebildeter Mann, und so ist auch in seinen Liedern der besondere Herrnhuter Typus weniger sichtbar, als bei sonst einem Dichter dieser Gemeinde, wie er überhaupt auch im Gebrauch der bildlichen Sprache sehr gemäßigt und nüchtern ist. A. Knapp, der 51 seiner Lieder im Liederschatz Ausg. 2. mittheilt, bezeugt von ihm: „Er ist einer der edelsten, reichsten Kirchendichter im bekannten Style der Brüdergemeine, der universalste und kirchlichste, zuweilen an die pathetische, steifere Form eines Klopstock und Lavater anstreifend, welche sein Geist übrigens durch die kindliche Liebe zu Christo meist verwindet." Die namhaftesten seiner vielfach in neuere Kirchengesangbücher und andere Sammlungen übergegangenen Lieder sind:

„Ach sey mit deiner Gnade bei uns" — W. G. Nr. 278.
„Amen deines Grabes Frieden" — W. G. Nr. 163.
„Dein Wort, o Herr, ist milder Thau."
„Der Herr, der uns berufen hat."
„Droben ist das Vaterland."
„Du Geist der Gnad und Wahrheit." (Bairischer Entwurf.)
„Gott der Macht, in deinem Ruhme" — W. G. Nr. 69.
„Held Gottes, ach um unsertwillen."
„Herr, führe mich auf eb'ner Bahn."
„Hört das Wort voll Ernst und Liebe" — W. G. Nr. 384.
„Jeder Schritt der Zeit" — W. G. Nr. 530.
„Komm herein, Haupt der Deinen."
„O Tag des Heils, o neues Leben."
„Zur Arbeit winkt mir mein Beruf" — W. G. Nr. 515.

(Quellen: Ein durch Herrn Prediger Curie von der Unitätsdirektion mir mitgetheiltes Manuscript.)

2. Die Dichter der reformirten Kirche.*

Engstfeld, Peter Friedrich, Elementarlehrer und Organist an der Salvatorkirche zu Duisburg am Rhein. Jeder, der sein Orgelspiel

---

* Aus der reformirten Kirche verdienen weiter noch folgende Dichter erwähnt zu werden:

Matthias Jorissen, Prediger zu Soest in Westphalen, Herausgeber einer gelungenen „Uebersetzung der Psalmen in Liedern", wovon schon

hörte, wurde davon erbaut, ja oft hingerissen. Er hatte das Instrument ganz in seiner Gewalt und begleitete jeden Choral, den er stets nach seiner wahren Bedeutung auffaßte, auf höchst geistvolle Weise. Längere Zeit war er entschiedener Rationalist, aber durch schwere Leiden wurde er zum Herrn gezogen, daß er sich in kindlichem Glauben lauterlich an die in Christo Jesu geoffenbarte Gnade halten lernte. Zuerst kehrten Krankheiten bei ihm ein und fesselten ihn Monate lang ans Siechbett. Kaum hergestellt, fieng er dann mit neuem Muthe wieder für seine schnell anwachsende Familie zu arbeiten an. Allein, wenn es mit der Arbeit eben am besten gelang, wurde er immer wieder aufs Krankenlager geworfen, und das währte sieben Jahre. Schon damals hätte der Ruin des Hauses erfolgen müssen, wenn er nicht eine gar umsichtige und sorgsame Hausfrau gehabt hätte. Aber als sie das neunte Kind geboren hatte, brach auch diese Stütze zusammen. Ein Nervenübel setzte sich bei ihr fest und übte über ihre Verstandeskräfte und ihr Gemüth den herzzerreißendsten Einfluß. Neun Jahre dauerte ihre Gemüthskrankheit, wobei er viele

---

Fr. W. Krummacher mehrere in seine „Zionsharfe" vom J. 1827 aufgenommen hat, z. B.: „Auf, Erbarmer, sammle wieder Zions ganz zerstreute Glieder" (Ps. 102.).

Leonhard Meißer, ein Schweizerischer Pfarrer, gab heraus: „Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder. Chur 1847." Hier findet sich das ausgezeichnet schöne Pfingstlied: „Daß es auf der armen Erde."

Rudolph Straub, ein Schweizerischer Pfarrer im Canton Zürich, ließ erscheinen: „Religiöse Gedichte. Zürich 1828.", von welchen das Passionslied: „Laß mich, Herr, dein Leiden recht bedenken" zu nennen ist.

Wilhelm Eduard Immanuel v. Biarowsky, geb. 8. Okt. 1814 in München — einer der vom Radikalismus verdrängten Waadtländer Prediger, nun seit 1846 Pfarrer zu Waitzenbach in Unterfranken. Zu erwähnen ist sein Lied: „Mein Herr, vergiß mein nicht." Der Jahrgang 1852 der Christoterpe enthält neue poetische Beiträge von ihm.

Johann Jakob Banga, ein frommer Predigtamtscandidat aus Basel. Er starb nach langen Leiden im J. 1834 zu Rom, nachdem er seine letzten Lebensjahre in Frascati, dem alten Tusculum Cicero's, zugebracht und daselbst vergeblich Herstellung seiner tief angegriffenen Gesundheit zu finden gehofft hatte. Unter allen Leidensstürmen ruhte seine Seele in Gott und sein letztes Wort war: „Lernet in Ihm euch lieben und vertragen!" In der Christoterpe vom J. 1835, wo ihm Knapp einen poetischen Nachruf geweiht, findet sich sein Schwanenlied: „Noch ist der heiße Kampf nicht ausgekämpft", das er noch aus seinem tief in Gott eingedrungenen Herzen gesungen hat. Die Jahrgänge 1833 und 1834 theilten mehrere seiner geistlichen Dichtungen mit. Zuvor schon hatte er zwei Sammlungen seiner geistlichen Poesien herausgegeben unter dem Titel: „Gedichte religiösen Inhalts. Basel 1828." und: „Gedichte von J. J. Banga Zweites Buch. Straßb. 1831." Ein eigentliches geistliches Lied findet sich nicht darunter.

Schreckensnächte zu durchwachen und zu durchweinen hatte. Nun kamen bittere Nahrungssorgen, neben eilf lebendigen Kindern und der gemüthskranken Frau hatte er noch einen alten siebenzigjährigen Vater zu versorgen. Er mußte Schulden auf Schulden machen und kam immer tiefer in die Last. Dabei mußte er allen seinen Kummer, der ihn fast verzehrte, vor seiner Frau möglichst verbergen und heiter und froh erscheinen, damit ihr Inneres nicht ganz zerrissen würde. Da wandte er sich in solcher Noth und Drangsal an Gott. Allein sein natürliches Vertrauen, in welchem er dieß that, war nicht stark genug, um im Sturm nicht gebeugt zu werden. Obgleich er an Gebetserhörungen glaubte, so war doch dieser Glaube ohne die erforderliche gewisse Zuversicht und Alles um ihn herum bestärkte seine Zweifel. Er las zwar fleißig in der h. Schrift, allein eine Decke hieng vor seinen Augen und die Verheißungen konnte er sich nicht zueignen. So zerarbeitete er sich in einem innern furchtbaren Auf- und Niederwogen neun Monate lang. Nicht sein Forschen, nicht seine Kraft, nicht seine Vernunft konnten ihn aus diesem Gewirre innerer Zerwürfnisse erlösen, — das konnte nur die Gnade. Und sie that es auch über sein Bitten und Verstehen. Verschwunden waren in Einem Augenblick alle Zweifel; die zentnerschweren Sorgen waren ihm plötzlich völlig abgenommen und er richtete, wie neugeboren, sein Haupt fröhlich empor. Es geschah das, während er in seiner Kirche am Altar ein stilles Gebet verrichten wollte. Nun fieng er an, in die Harfe zu greifen und mit seinen ersten Liedern diese große Gnadenstunde zu besingen, in welcher er vom Geist Zeugniß und Siegel empfieng, daß Gott ihn zu seinem Kinde erkoren und ihm Gnade geschworen habe. Allein der Glaube blieb nicht immer so groß und stark voll Freudigkeit und Zuversicht. Er mußte in die Gluthprobe und ins Läuterungsfeuer. Oefters mußten Vater und Mutter mit vier oder fünf Kindern das Krankenzimmer hüten, die Gemüthskrankheit der Frau stieg immer höher bis an die Gränzen der völligen Geisteszerrüttung, wobei Engstfeld bei Tag und Nacht — die Kranke litt an fast gänzlicher Schlaflosigkeit — sie über ihre folternden Beängstigungen zu beruhigen hatte, während zugleich alle Sorgen des Hauswesens und der Kindererziehung, so wie die Geschäfte seines Lehrerberufs, die immer neue Geistesfrische forderten, auf ihm lagen und seine Vermögensverhältnisse ganz zerrüttet wurden. Gleichwohl ließ er vor den Leuten nie seine Noth und Angst blicken. Die Gnade schenkte ihm einen felsenfesten Glaubensmuth, daß er unter allen Schrecknissen und Stürmen

den Sieg davon trug. Sein Pastor, Emil Krummacher, hat einmal durch eine Sammlung bei seinen Freunden in ganz Deutschland eine namhafte Unterstützung für ihn aufgebracht, wodurch endlich ein Theil seiner drückenden Schulden gedeckt werden konnte. So hat er dann aus seinem innern Friedensgefühl heraus das Lied: „Ich wandle durchs Dunkel im freundlichsten Licht" singen und in demselben bezeugen können:

Ich leb' ohne Sorgen Ich weiß, jeder Morgen
Bei Kummer und Noth; Bringt Lind'rung und Brod.

Er wandelte, unvergleichlich treu in seinem Beruf, in Kraft seines weltüberwindenden Glaubens, dabei er Lieder sang, wie: „Gesegnet sey das Kreuz" oder: „Nur tiefer hinein!" fort bis zum Ziel seiner Reise und starb, etwa 54 Jahre alt, am 4. Okt. 1848 als ein seliger Ueberwinder, der die gewisse und lebendige Hoffnung des ewigen Lebens geraume Zeit zuvor schon in sich trug:

Ich durft' den Namen sehen
Im Buch des Lebens stehen;
Mein ist der Himmel, mein!
Das Zeugniß ist mir worden:
„Du stehst im Kindesorden!"
Das Kind muß auch ein Erbe seyn.

Die Lieder, die diesem „Kreuzesritter" von jener Gnadenstunde an aus seiner begnadigten und durch viele Prüfungen vollbereiteten Seele floßen, sind die treuen Abbilder seiner innern Erlebnisse und Stimmungen. Seit er damals in seiner Harfe die ersten Grundakkorde griff, ertönten bei ihm fort und fort bis ans Ende die Saiten von Nachklängen dieser ewigen Grundharmonie. Er gab sie mit 90 Nummern anonym heraus unter dem Titel: „Zeugnisse aus dem verborgenen Leben oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Gesängen", wovon dann, solchen Anklang fanden sie, bald eine zweite verbesserte und mit 22 Nummern vermehrte Auflage zu Essen im J. 1846 erscheinen konnte. „Wie herbe Leiden" — sagt er selbst — „mit Stunden der Erquickung wechselten, wie in äußerer und innerer Drangsal der geschenkte Glaube von jetzt an ihn aufrecht erhielt, wie Erkenntniß und Einsicht wuchsen, und in welcher Stufenfolge sie bei dem Verfasser zum Bewußtseyn und ins Leben traten, — das geht aus den ziemlich chronologisch geordneten Gesängen hervor." Unter diesen vorherrschend subjektiven, wiewohl tiefgedachten Gesängen finden sich achtzehn auf bekannte Kirchenmelodien gedichtete und sonst noch zehn bis zwölf schöne geistliche Lieder. Pastor Emil Krummacher in Duisburg hat nach Engstfelds Tod

einen zweiten Band seiner Gedichte auf den Wunsch seiner Freunde mit einem Vorwort begleitet. Knapp nahm fünf Lieder in den Liederschatz auf. Wir heben besonders hervor:

„Auf, empor mit Adlersflügeln" (die Versiegelung — sein erstes Lied).
„Jeder Odemzug ein Seufzer."
„Komm, Sündentilger, komm herein."
„Nur du allein, nur du, mein Jesus, sollst mein Alles seyn."
„Pfand der Kindschaft, heil'ger Glaube."
„Wir wandeln hier auf Erden."

(Quellen: Vorwort zur ersten Auflage der „Zeugnisse." — Handschriftliche Nachrichten.)

Fröhlich, Abraham Emmanuel, der hervorragendste Schweizerische Dichter der Neuzeit, wurde geboren zu Brugg im Aargau 1. Febr. 1796. Vom J. 1817 an war er zehn Jahre lang Pfarrer in Mönthal und zugleich Lehrer an der Brugger Bezirksschule. Im J. 1827 wurde er dann als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Aargauische Cantonsschule berufen und hatte zugleich den Religions- und Geographieunterricht an dem damals in Aargau befindlichen Schullehrerseminar zu ertheilen. Bei der im J. 1835 eingetretenen Reorganisation wurde er vom Regierungsrath nicht wieder in seine Stelle an der Cantonsschule eingesetzt, bald darauf aber von den Behörden der Stadt als Rektor an die Aargauer Bezirksschule berufen und dazu noch im J. 1836 als Diakon in Aargau ernannt, welches Amt er seitdem neben seinem Rektoramt bekleidet.

Neben seinen von seinem Bruder Friedrich Theodor Fröhlich mit vierstimmigen Compositionen versehenen „Schweizerliedern" (1827 und 1828) und neben seinen 170 Fabeln (1825 und 1829), durch die er sich besonders berühmt machte, so wie neben seinen größern lyrisch-epischen Poesien, unter welchen besonders die Epopöen: „Ulrich Zwingli. 21 Gesänge. Zürich 1840." und: „Ulrich von Hutten. 17 Gesänge. Zürich 1845." hervorragen, hat er auch manch schönes geistliches Lied gesungen. Sie erschienen in den beiden Werken: „Das Evangelium Sct. Johannis in Liedern. Leipzig 1830." und: „Trostlieder. Zürich 1852." Zugleich hat er herausgegeben: „Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder für die evangelisch-reformirte Kirche des Cantons Aargau. Aarau 1844. 2. Aufl. 1845." So führte er dann, nachdem er die Sache durch die Schrift: „Ueber den Kirchengesang der Protestanten. 1846." eingeleitet hatte, in Schule und Kirche des Aargauischen Cantons neue Kirchengesangbücher ein.

Hagenbach, Dr., Carl Rudolph, Sohn des Professors der Medicin Carl Friedrich Hagenbach, wurde zu Basel geboren am 4. Merz 1801. Nachdem er in Bonn und Berlin seine theologischen Studien gemacht und in letzterem Ort besonders an Schleiermacher sich angeschlossen hatte, ließ er sich 1823 als Privatdocent an der Universität seiner Vaterstadt nieder und wurde dann als einer der gediegensten Vertreter der Schleiermacher'schen Richtung bald außerordentlicher und 1828 ordentlicher Professor der Theologie — rühmlich bekannt durch seine Werke über „Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz" (1834—1843), über die „Dogmengeschichte" (1849) und über die „Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts", worinn er neben Lange zuerst auch die evangelischen Kirchenliederdichter einer Charakteristik würdigt. Neben idyllischen, gnomischen und historischen Poesien hat er auch feingedachte und feingefeilte geistliche Lieder dargeboten. Sie finden sich in seinen „Gedichten. Zwei Bändchen. Basel 1846." gesammelt, einzelne erschienen auch in der Christoterpe Jahrgang 1846. Zu nennen sind:

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust."
„Immer ernster wird das Leben."
„Preist den Herrn, der unvergänglich."
„Stille halten deinem Walten."

Heußer-Schweizer, Meta, eine nahe Freundin von Anna Schlatter in St. Gallen (s. S. 421), wurde 6. April 1797 geboren zu Hirzel, einem einsamen Bergdorfe bei Zürich, wo ihr Vater, der fromme Pfarrer Schweizer, viele Jahre lang das Hirtenamt führte. Durch ihre Verheirathung mit dem dortigen noch lebenden Arzte Heußer behielt sie ihren Geburtsort fürs ganze Leben auch zur Heimath. Sie ist Mutter von sechs Kindern — ein siebentes gieng frühe heim — und eine stille Dulderin, von ihrem Herrn und Gott darauf angewiesen, auf dunkeln Wegen dem Licht der Ewigkeit zuzuwandern. Ihr Leben führt sie verborgen mit Christo in Gott; darum veröffentlichte sie auch, ihren Namen in die tiefste Verborgenheit hüllend, ihre zartgehauchten und tiefgedachten Lieder in A. Knapps Christoterpe Jahrgang 1835 und 1836 als „Lieder einer Verborgenen". Diesen folgten noch weitere in den Jahrgängen 1841 bis 1846. Sie ist entschieden die begabteste und edelste Sängerin der evangelischen Kirche, wie auch Knapp, welcher zehn ihrer Lieder, theilweise zum erstenmal, in seinem Liederschatz von 1850 mittheilt, sie als eine „vortreffliche Dichterin" rühmt, deren „zarte, ächt geistliche Dich-

tungen alle übrigen von Frauen weit übertreffen." Besonders nennenswerth sind die Lieder:

„Der du trägst die Schmerzen Aller" (Passionslied).
„Es liegt die Macht in meinen Händen" (Missionslied).
„Lamm, das gelitten, und Löwe, der blutig gestritten" — W. G. Nr. 189.

Krummacher, Dr., Friedrich Wilhelm, der Eliasprediger, Sohn des Friedrich Adolph Krummacher (S. 221), wurde geboren am 28. Jan. 1796 zu Meurs am Rhein, besuchte von 1812—1815 das Gymnasium zu Bernburg, wo der Vater Generalsuperintendent geworden war, gieng im J. 1815 auf die Universität Halle und 1817 auf die zu Jena und wurde sofort nach vollendeten Studien Hülfsprediger bei der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Hier wurde er im Winter von 1821—1822, nachdem er von der Universität her bis dahin der Friesisch-Dewette'schen Philosophie angehangen, während sein gerade von der Universität Tübingen als gläubiger Theolog zurückgekehrter jüngerer Bruder, Emil, bei ihm auf Besuch war, durch Gottes Gnade zum lebendigen Glaubensleben erweckt, das sich in ihm auch bald so kräftig entfaltete, daß er als ein gewaltiger Prediger voll Feuereifer, ganz entschieden im Boden des kirchlichen Glaubens, besonders der reformirten Kirche, wurzelnd und voll Kampfeslust gegen alles Antievangelische hervortrat — ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, des Herrn Namen zu tragen vor einer unglaubigen Welt. Die erste Anstellung fand er als Pastor zu Ruhrort, wo er 10. Juni 1823 eintrat und sich mit Charlotte Pilgeram von Frankfurt verehelichte. Nach kurzer Wirksamkeit daselbst kam er 13. April 1825 als Pastor nach Gemarke im Wupperthal und im Januar 1835 nach Elberfeld. Von da kam er, nachdem er kurz zuvor in Bremen durch eine für seinen Vater, den Hauptpastor an St. Ansgarii, gehaltene Gastpredigt über das Thema: „Paulus, kein Mann nach dem Geschmack unserer Zeit" eine gewaltige Bewegung der Geister hervorgerufen und den Handel mit dem rationalistischen Dr. Paniel abzumachen gehabt hatte, im J. 1847 an Marheinecke's Stelle als Pastor an die Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, auf deren Kanzel auch Schleiermacher gestanden war. Nun ist er mit dem Anfang dieses Jahrs 1853 als K. Hof- und Garnisonsprediger nach Potsdam abgegangen, nachdem er am 2. Jan. seine große Sensation erregende Abschiedspredigt gehalten und darinn die neuesten französischen Zustände mit der Fackel des Gottesworts beleuchtet hatte. Er sagt einmal in den berühmt gewordenen Predigten: „Elias,

der Thisbiter" von sich selbst: „Mein Geschmack ist das biblisch Massive. Je handgreiflicher und sustanzieller die Dinge aus der andern Welt mir entgegentreten, desto freudiger heiße ich sie willkommen. Ich liebe die Hoffnungen, die sich auch bei Lichte besehen lassen und in Historien wurzeln." Und ein andermal: „O hinweg mit der Verflüchtigungstheorie der Neuern! Wir haltens mit dem biblischen Realismus. Wer den uns nimmt, der nimmt unserem Herzen Alles. Die Sachen, Sachen will es haben das menschliche Herz; je handgreiflicher, substanzieller, desto besser. Ein menschgewordener Gott, erreichbar meinen Begriffen, wie meiner Liebe, ein waltender Wille, der auch das Haar, das von meinem Haupte fällt, mit in seine Pläne verrechnet, ein Bürge, der an meiner Statt im buchstäblichen Sinne des Wortes sich richten und strafen läßt, ein räumlicher Himmel, mit sichtbaren Gestalten bevölkert, ein bewußtes, ein persönliches Fortbestehen nach dem Tode und eine Wiedervereinigung meiner Seele mit ihrem alten irdischen Gefährten, dem Leibe: — sehet! das sind so etliche jener Realien, wie mein Bedürfniß sie erheischt, wie sie allein mein Herz zufrieden stellen. Denn zu real ist das Elend, das mich hienieden drückt, und die Sünde, die auf mir lastet, und der Tod, der meiner harret, als daß mir dawider etwas Anderes frommen könnte, als mindestens eben so viel Gegensätze. Was hilft mir wider den Pfeil, der auf mich zuschwirrt, ein papierner Schild? Ich muß einen ehernen haben. Was soll einem Hungernden ein gemalter Apfel, der nur das Auge ergötzt? Essen, essen will ich, daß ich nicht sterbe, nicht spielen!"

Wie als Prediger, so ist er auch als Dichter mit Feuer und Geist getauft. Er gab schon im J. 1827 eine Liedersammlung für Bibel-, Missions- und andere christliche Vereine, so wie für häusliche Feierstunden unter dem Titel: „Zionsharfe" heraus, worinn sich mehrere seiner dichterischen Geistesfrüchte befinden. Auch in den „Palmblättern. Organ für christliche Mittheilungen", die er 1844 herauszugeben anfieng, theilt er solche mit. Wir heben besonders heraus:

„Du Stern in allen Nächten" — 1827.
„Mein Siegeskranz ist längst geflochten."

Auch sein obengenannter jüngerer Bruder, Emil Krummacher, Pfarrer zu Duisburg am Rhein (geb. 7. Mai 1798, Pfarrer zu Baerl 1823 und zu Langenberg 1825), ist hier zu nennen als Herausgeber des größern schätzbaren Werks: „Evangelischer Hausschatz, ein Andachts-

buch auf alle Tage des Jahrs. 2 Bde. 1852." Jede Tagesbetrachtung schließt mit einem geistlichen Liede.

Lange, Dr., Johann Peter, der hervorragendste unter den reformirten geistlichen Liederdichtern, wurde geboren 10. April 1802 zu Sonnborn auf der Virs bei Elberfeld. Er war ursprünglich Landwirth und widmete sich erst später dem Studium der Theologie. Zuerst wurde er dann nach vollendeten Studien Pfarrer in Langenberg, hierauf im J. 1832 Pfarrer in Duisburg am Rhein. Hier machte er sich durch Schriften, die auf dem Grunde christlicher Erkenntniß ein reiches Vermögen naturphilosophischer Anschauung bekundeten und nun meist in dem ersten Band seiner vermischten Schriften: „Naturwissenschaftliches und Geschichtliches unter dem Standpunkte der christlichen Wahrheit. Meurs 1841." gesammelt sind, weithin bekannt, so daß er 1840 einen Ruf an die Universität zu Zürich als Professor der Kirchengeschichte erhielt, worauf ihm dann 1841 die Bonner Fakultät die theologische Doktorwürde ertheilte. In dieser Stellung hat er sich namentlich auch verdient gemacht durch Geltendmachung der theologisch-akademischen Berechtigung der Hymnologie und deren Betreibung als eines besondern Lehrfaches auf Universitäten. Im Sommer 1842 fieng er nämlich an, zu Zürich Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenlieds und die Theorie des Kirchengesangs zu halten. Die so entstandenen hymnologischen Werke — s. unten.

Als **Dichter** trat er schon in Langenberg und Duisburg hervor. Als solcher weiß er auf die sinnigste Weise Naturbetrachtung und ächte Poesie in den Dienst des Glaubens zu ziehen und reiche Gedankenfülle aus der Tiefe eines gottbegeisterten Gemüths in einer blühenden und bilderreichen Sprache zu Tage treten zu lassen. Doch redet A. Knapp mit Recht von ihm als einem „Mann voll Geistes und blühender Phantasie, nur hin und wieder sich zu übergeistiger Manier hinneigend, ohne welche seine Muse noch viel Größeres leisten würde." Und auch Kletke hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „Lange hat Schäzbares als lyrischer und didaktischer Dichter geleistet, doch steht der Dichter hinter dem Denker zurück." Meist ist auch der ästhetische und naturphilosophische Standpunkt zu vorherrschend bei ihm, als daß bei seinen Liedern der ächte Kirchenliederton durchschlagen könnte. Neben einzelnen Dichtungen, die er in Dörings „christlichem Taschenbuch. 1830—1834." und in Knapps „Christoterpe. 1833 ff." erscheinen ließ, haben wir folgende Sammlungen seiner Dichtungen von ihm:

„Biblische Dichtungen. Elberfeld. Erstes Bändchen. 1832." (Mit 50 Gedichten über Alt- und Neutestamentliche Geschichten, worinn er die ganze biblische Geschichte durchgeht und vom Paradies bis auf Golgatha seine Blumen pflückt; das letzte Gedicht ist „Paulus".) „Zweites Bändchen. 1834." (Mit Liedern und Sonetten, von minderem Schwung und Feier.)

„Die Welt des Herrn in didaktischen Gesängen. Essen 1835." (Hier wird die Schöpfung und die Erde im Lichte des christlichen Glaubens besungen. In den drei ersten Gedichten finden sich allgemeine Blicke in die Schöpfung, Größe und Reichthum der Welt; in den sieben letzten werden in aufsteigender Linie die Pflanzen, die Thierwelt, Standpunkt des Menschen, die Natur als Erzieherin des Menschen, der Mensch als Bildner und Herr der Erde, die Erde im Licht des Menschenlebens und die Erde, durch den Menschengeist verkettet mit dem Himmel, betrachtet und besungen.)

„Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete der christlichen Naturbetrachtung. Duisburg 1835."

„Kleine polemische Gedichte. Duisburg 1835."

„Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern. Berlin 1835." (37 Gedichte in den verschiedensten Versformen.)

„Gedichte. Essen 1843." (Hier finden sich neben biblischen Betrachtungen, Reiseliedern, Gelegenheitsgedichten 2c. 25 „evangelische Glaubenslieder", welche den Knapp'schen an die Seite zu stellen sind.)

Neuerdings hat er seine besten geistlichen Lieder, wovon manche als gelungene Kirchenlieder freudig zu begrüßen sind, in einer besondern Auswahl erscheinen lassen mit dem Titel: „Vom Oelberge. Alte und neue geistliche Lieder (durchaus eigene). Von J. P. Lange. Frankfurt 1852." Es sind dieß 81 schöne, innige und theilweise erhabene Lieder. „Zwar ist," sagt ein neuerer Beurtheiler derselben, „der Schwung und die Gewalt des Gefühls, wie die Majestät der Sprache in denselben geringer, als bei Knapp, dafür findet sich aber größeres Ebenmaaß, größere Haltung und Durcharbeitung." Wir heben von seinen geistlichen Liedern besonders heraus:

„Du ew'ge Treu, du meines Gottes Treu" — Knapps Liederschatz.
„Du wie Missethäter an das Kreuz Erhöhter" — Knapps Liederschatz.
„Ewig Reicher, zu dem ärmsten Armen" (die sieben letzten Worte).
„Hört ein Wort vom Himmel schauen" (Evangelium).
„Ich steh vor deinem Angesichte" — Ps. 103, 1—4. — (die Gnadenkrone).
„Wie strahlt im Feierkleid die Braut" (die Christengemeine).

Preiswerk, Samuel, wurde geboren den 19. Sept. 1799 zu Rümlingen im Canton Basel, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er seine theologischen Studien in Basel gemacht, wurde er 1824 Prediger am Waisenhause daselbst und trat 1828 als theologischer Lehrer in das Missionshaus. Zwei Jahre darnach wurde er zum Pfarrer in Muttenz, einem basellandschaftlichen Orte, der Wirkungsstätte des Hieronymus

d'Annoni (S. 215), gewählt, aber gleichfalls nach zwei Jahren schon durch die 1832 ausgebrochene Revolution von da vertrieben. Hierauf trat er 1834 für das Fach der Alttestamentlichen Exegese und der morgenländischen Sprachen als theologischer Lehrer in die **Ecole de Théologie** der evangelischen Gesellschaft zu Genf. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Basel zurück und wurde nun 1840 zuerst Diakonus und dann 1845 Pastor zu St. Leonhard daselbst, wo er als gesalbter Prediger im Segen wirkt. Zugleich wurde ihm auch an der Universität ein Lehramt in den Alttestamentlichen Fächern übertragen und neuerdings der Grad eines Licentiaten der Theologie ertheilt.

Seine Poesien, deren er nicht wenige schon geschaffen hat, hält er in seiner Demuth im Verborgenen zurück. Nur eine Anzahl kleinerer geistlicher Lieder, meist christliche Gemeinschaftslieder, die er für Vorträge, bei welchen nicht aus dem öffentlichen Gesangbuch gesungen wurde, gelegentlich nach Bedürfniß niedergeschrieben hatte, um sie, weil ihn die vorhandenen Lieder für diesen Zweck nicht befriedigten, vorzusprechen, erschienen von ihm gedruckt in dem von zwei seiner Freunde im J. 1844 bei Bahnmaier in Basel herausgegebenen „evangelischen Liederkranz". Aus diesem theilten Schneider und Knapp, der mit Recht seine Poesien als „fein und körnigt" rühmt, in ihrer Sammlung einige ächt christliche, kraftgedrungene Lieder mit. Davon sind besonders hervorzuheben:

„Herr, du trugest uns're Last."
„Jesu, gleich dem Morgensterne."
„Wenn ich auch im Schattenthale."
„Wohlan, wir schlagen Hand in Hand."

(Nach handschriftlichen Nachrichten.)

Rothen, Johannes, geboren im J. 1805 zu Basel als armer Leute Kind. Einen Blick in seine Knabenzeit läßt er uns in folgenden Worten thun: „Als ich auf den Berner Alpen weit und breit mutterseel allein war und in später Herbstzeit des Viehes pflegen mußte, da hab ich an den stillen Abenden in geräuschloser Nacht aus einem alten zerrissenen Buche mir die köstlichsten Kernsprüche herausgeschrieben und mich in die Sache auf heilsame Art so vertieft, daß es mir gewöhnlich unvermerkt 10—12 Uhr wurde bei meiner Arbeit. Und wenn ich noch weiter in die Tage meiner Kindheit blicke — was werde ich da gewahr? Große Dinge! Ohne Schule, in entfernter Wildniß, in Hütten aus Erde, wo Schlafgemach, Wohnstube, Küche und Stall zu einer Zeit Eins waren, lernte ich lesen, ohne zu wissen, wie dieß zugieng. Welch einen unaussprech-

lichen Eindruck machte da das erste Lesen der Geschichte Jesu auf mein Gemüth! O hätte ichs verstanden, dem unbeschreiblichen Wonnegefühl recht nachzuspüren — wie selig hätten meine Tage seyn können! Aber in ungedeihlichem Erziehungselement aufgekeimt konnte sich die edle Pflanze des Himmelreichs nicht recht entwickeln — sie verkümmerte gar sehr. Bei mir wurde das Sprüchwort recht wahr: „„Wo Gott eine Kirche baut, da setzt der Teufel eine Kapelle daneben.““ Später aber kam er in die Armenkinder= und Armenschullehreranstalt zu Beuggen bei Basel, wo der würdige Vorsteher derselben, Chr. Heinr. Zeller (S. 396), sich seiner Seele herzlich annahm, daß er sich gründlich zum Herrn bekehren konnte. Freudig dankt er dem Herrn dafür in dem Vorlied zu seiner zweiten Gedichtsammlung:

„Du aber, o Heiland, du konntest's nicht sehen,
Daß solchergestalt ich verloren sollt gehen.
Du sprachst mir so freundlich und ernst ins Gemüthe
Und ließest mich schmecken unendliche Güte.
Da quoll denn auch wieder dein Lob aus dem Herzen,
Wiewohl noch vermischet mit mancherlei Schmerzen.“

Später mußte er wegen Kränklichkeit aus der Anstalt austreten und lebt nun seitdem als Arbeiter zu Basel ein stilles verborgenes Leben mit Christo in Gott.

Wir haben von ihm zwei Gedichtsammlungen; die erste unter dem Titel: „Kleine Pilgerharfe eines Wanderers nach Zion. Enthält hundert ganz neue christliche Gedichte und Lieder über allerlei Gegenstände. Drei Bändchen. Basel 1833.“; die zweite unter dem Titel: „Ein unter dem Kreuze nach alphabetischer Ordnung gewundener Liederkranz von den eigentlichen, uneigentlichen und bildlichen Namen und Benennungen Jehovas, des dreieinigen Bundesgottes, sowohl aus, als nach der Schrift. Basel 1845.“ Diese enthält 430 Lieder über eben so viele schriftmäßige Namen des Herrn und ist eine Frucht seiner freien Zeit an Sonntagen und in frühen Morgenstunden. Er begann diese Arbeit im J. 1840 fröhlich, ward aber darüber todtkrank; kaum geheilt, begann er sie aufs Neue, indem er preisen durfte: „Ich bin stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.“ Seinen Sinn dabei spricht er in der Vorrede vom 1. Merz 1845 also aus: „Unerachtet meiner Schwachheit und Niedrigkeit singe ich von großen und herrlichen Dingen. Ich töne, juble, klinge und lasse meinen Sang hoch und froh erschallen in die gerichtsschwangere Zeit hinein. — Nur für Eines bin ich hauptsächlich bei meiner gegen=

wärtigen Arbeit besorgt, daß ich im Geiste der geoffenbarten Wahrheit Gottes stehe und mit dieser Kraft aus der Höhe angethan da unter den Sängern am Reigen mich befinde, wo das Lob des Ewigen besungen wird, und daß mein Klang die herabgestimmten Saiten der Menschheit nach Kräften höher stimmen helfe." A. Knapp, der in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes zehn seiner Lieder mittheilt, nennt ihn einen „theuren frommen Mann, dessen Form aber noch gefeilt werden muß." Wir erwähnen von seinen Liedern:

„Es muß hindurchgedrungen seyn."
„Jesu, denke der Gemeine."
„Komm, du heil'ge Himmelsflamme."
„Menschenkind, bekehre dich." (Bairischer Entwurf.)
„Nicht Opfer und nicht Gaben" — W. G. Nr. 423.

Schlatter, Anna, geb. Bernet, verheirathet mit dem biedern, ehrwürdigen Kaufmann Heinrich Schlatter in St. Gallen, dem sie eine zahlreiche Kinderschaar gebar und in wahrer Gottesfurcht auferziehen half, — ein Muster einer christlich verständigen und treuen Hausmutter. Als sie im J. 1826 starb, hat ihr Gatte ihr das schöne Zeugniß gegeben: „Sie leistete viel, ungewöhnlich viel auf Erden, aber das Alles gieng im Innern, im Häuslichen still und geräuschlos vor sich, ihre große Kraft concentrirte sich auf ihre Umgebung; ihr Leben war das stille Schaffen einer guten Mutter. Mütter thun mehr als mancher Held, König, Fürst, Gelehrter; ihr Thun ist kein lautes Brausen." Ein ausgedehnter Briefwechsel mit den hervorragendsten Zeugen verschiedener Religionen und Confessionen, z. B. mit Lavater, Stilling, Sailer, Hillmar, Martin Boos ꝛc., verschaffte ihr aber auch einen Einfluß weit über den Familienheerd und die vaterländischen Gränzen hinaus, ohne daß sie je der Presse sich bedient hätte. Sie war eine der Geehrtesten unter den Stillen im Lande. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Schwiegersohn, der Seminardirektor Franz Ludwig Zahn in Meurs am Rhein, ihren Nachlaß unter dem Titel: „Anna Schlatters schriftlicher Nachlaß für ihre Angehörigen und Freunde. Zwei Bändchen. Meurs 1835. 1836." Das zweite enthält in prosaischen Aufsätzen ihre Mutterworte an Kinderherzen — schöne Zeugnisse ihrer weisen mütterlichen Sorgfalt; das erste hingegen mit dem besondern Titel: „Gedichte von Anna Schlatter-Bernet aus St. Gallen. Meurs 1835." enthält manche werthvolle geistliche Lieder, geflossen aus einem in Wohl und Wehe vielgeprüften Herzen, jedoch meist nur durch Familienverhältnisse veranlaßt oder als Ausdruck der besonder-

sten inneren Erfahrungen gedichtet. Wir nennen unter denen von allgemeinerer Bedeutung:

„Erwach am neuen Morgen."
„In deinem Namen, Jesus Christ."
„Herr, deines Namens-Süßigkeit."

Schneider, Johann Jakob, geb. 8. Febr. 1797 in Basel, wo sein Vater, der bekannte Buchdrucker und Buchhändler Felix Schneider, dessen christliche Firma jetzt noch eine der geachtetsten ist, lebte. Er studierte auf der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1815 Candidat der Theologie und fand dann alsbald seinen Wirkungskreis als Vikarius in Altenheim bei Kehl, worauf er Stadtvikar in Basel wurde. Später trat er in die badische unirte Kirche über und wurde 1819 Pfarrverweser in Grenzach bei Lörrach, 1820 Pfarrer in Weiler bei Königsfeld auf dem badischen Schwarzwald, 1824 in Obereggenen bei Müllheim, 1832 in Tullingen bei Lörrach und 1840 in Feldberg bei Müllheim.

Seine ersten Dichtungen veröffentlichte er in der 1823 zu Stuttgart erschienenen Wochenschrift: „Der christliche Menschenfreund" und in den verschiedenen Jahrgängen des von seiner Schwester zu Basel herausgegebenen „christlichen Taschenkalenders". Dann gab er selbst heraus: „Passiflora. Blätter für Leidende und für Freunde der Leidenden. Vier Hefte. Basel 1838—1841." Hier finden sich neben erbaulichen Aufsätzen mehrere eigene Lieder und Gedichte; 24 hat er in seine oben schon (S. 301) erwähnte, für häusliche Erbauung bestimmte Anthologie: „Die christlichen Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Basel 1847." aufgenommen. Hierauf ließ er „Zeitgedichte. Basel 1847." — „Zeitgedichte für Baden. Basel 1849." und neuerdings Lieder und Gesänge unter dem Titel: „Die Zukunft des Herrn! Basel 1852." erscheinen. Während in seinen frühern Dichtungen nicht selten der Lavater'sche Ton etwas durchklingt, singt er in der zuletzt genannten Sammlung ein neu Lied in höherem Ton. Seine Seele ist sichtlich gehoben von der Erwartung der nahen Zukunft des Herrn. In der Vorrede vom September 1851 zu diesen 163 Liedern und Gesängen, die er vor und während und nach der badischen Revolution in unbewegbarer Gewißheit vom baldigen Kommen des Herrn gedichtet und auf die er nach Form und Inhalt sichtlichen Fleiß verwendet hat, sagt er: „Die ernsten, massenweise sich drängenden Zeichen der Zeit rechtfertigen die Herausgabe dieser Lieder ꝛc. genugsam und machen sie dem Verfasser zur unabweisbaren Pflicht. Es schmerzt ihn, daß dieses Thema — die Zukunft des Herrn — in Schrift und

Wort, in Gesängen und Predigten — umgangen wird. Es schmerzt ihn, daß auch die neuerwachte christliche Thätigkeit auf dem Gebiete der innern und äußern Mission dieses große Thema nicht zur Centralsonne hat. Es schmerzt ihn, daß immer noch so Wenige sind der muthigen Zeugen, die sich treiben lassen vom h. Geiste, in Geist und Kraft eines Elias dem Herrn den Weg zu bereiten und kräftig zu rufen in die schlafende Christenheit: „begürtet eure Lenden, haltet brennend eure Lampen und eure Kleider bereit, denn die Zukunft des Herrn ist nahe!" Wir heben daraus namentlich folgende sehr schöne Lieder hervor:

„Ich sorge nicht, dieweil ich Christum kenne."
„Jesu, stärke deine Kinder."
„Wort aus unsres Königs Munde."

Von seinen frühern Liedern sind namentlich aus den Vaterunserliedern in den Morgenklängen des dritten Hefts der Passiflora vom J. 1840 und sonst zu nennen:

„Mein erst Gebet an diesem Morgen" (erste Bitte).
„Vater, Vater, laß dich finden" (fünfte Bitte).
„Wenn die Sonne steiget."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Steiger, Carl, Kirchenrath und Pfarrer zu Brunnadern in der Schweiz. Er machte sich zuerst bekannt durch die seiner Gemeinde und seinem Freunde Johann Jakob Bernet, V. D. M. in St. Gallen, dem Herausgeber der Predigten für das Christenthum an Agrippiner unter den Christen (1834), gewidmeten „kleinen Wochenpredigten über des Christen Stimmung und der Welt Ton. St. Gallen 1836." Im J. 1841 gab er als Dichter ein christliches Taschenbuch unter dem Namen: „Agape" und neu aufgelegt die „geistliche Seelenkur von Joh. Jak. Meier. 1717." unter dem Titel: „Krankenbuch für Tröstende und Leidende" heraus, wo sich ein Anhang verschiedener Lieder findet. Im J. 1846 erschien von ihm eine Auswahl vieler vortrefflicher Lieder aus alter und neuer Zeit unter dem Titel: „Gebetbuch in Liedern. St. Gallen." und eine Sammlung eigener Dichtungen unter dem Titel: „Dem Herrn ein neues Lied. Religiöse Gedichte. St. Gallen." Die letzten Früchte seiner geistlichen Dichtergabe, achtzehn an der Zahl, fast lauter Gedichte, theilte er in Knapps Christoterpe 1849 und 1850 mit. Darnach starb er zu Brunnadern im J. 1850. Von seinen Liedern nennen wir:

„Die Nacht ist hin, wach auf, o Christ."
„Hosianna in der Höh."
„Was braucht ein Kind zu sorgen."

Theremin, Dr., Ludwig Friedrich Franz, geb. 19. Merz 1783 zu Granzow in der Ukermark, wo sein Vater Prediger der französischen reformirten Coloniegemeinde war. Nachdem er seine erste Bildung im elterlichen Hause durch den Vater und sodann die Vorbildung auf die Universität auf dem französischen Gymnasium in Berlin erhalten hatte, studierte er zuerst in Halle und dann in Genf, wo er 1805 zum Predigtamt ordinirt wurde. Im J. 1810 wurde er an die Stelle des zum Erzieher des Kronprinzen von Preußen berufenen Ancillon zum Prediger an der französischen Kirche auf dem Werder in Berlin gewählt. Hierauf berief ihn 1815 der König als Prediger an die Hof- und Domkirche, wo er sich namentlich durch die Herausgabe seiner „Predigten vom Kreuz Christi" einen großen Ruf erwarb. Der Grundton seiner Predigten ist der apologetisch-moralische, und Ziel und Zweck derselben ist weniger die Bekehrung und Erweckung, wie bei den Pietisten, sondern mehr das allgemein Sittliche, obgleich in genauster Verbindung mit dem christlichen Glauben. Palmer sagt von ihm als Prediger: „Er ist als Kanzelredner die personificirte Correktheit, begabt mit der Kunst, Alles in richtigem, classischem Ebenmaaße, fein säuberlich gewaschen und gescheuert, den Blicken zu bieten." Im J. 1824 wurde er Oberconsistorialrath und Mitglied in der Unterrichtsabtheilung des geistlichen Ministeriums. In dieser Eigenschaft war er mit Schleiermacher die Seele der Gesangbuchscommission, welche das im J. 1829 erschienene neue Berliner Gesangbuch zu bearbeiten hatte (s. u.) und den ersten Anstoß zur praktischen Durchführung der Gesangbuchsreform gab, wenn gleich die Lieder darinn — nach Knapps Ausdruck — „wie Taxusbäume zurechtgeschnitten" sind. Im J. 1840 wurde Theremin Professor der Theologie an der Universität zu Berlin und starb als solcher nach einer bloß achttägigen Krankheit am 26. Sept. 1846.

Die aus ächt christlichem Gefühl und reicher Phantasie geflossenen Dichtungen dieses der Form sehr mächtigen und im Geiste tieffühlenden Mannes finden sich in seinen „Abendstunden. 3 Bde. Berlin 1833. 1836. 1837. Zweite vermehrte Auflage in Einem Band. 1841." Sie entstanden zuerst durch den Verlust seiner innig geliebten Gattin, wodurch er aus den Tiefen des Schmerzes in die Tiefen des Herzens Gottes geführt wurde — ähnlich wie Ernst Albert Zeller (S. 397). Es sind Dichtungen vom schönsten Wohllaut und meisterhafter Form. Namentlich die unter dem Titel: „Der Kirchhof" gruppirten im ersten Bande gehören

zu den herrlichsten Erzeugnissen der neuern Poesie. Anonym waren von ihm im J. 1833 religiöse Gedichte unter dem Titel: „Freundesgräber" erschienen als Fortsetzung der von seinem Freund, dem dänischen und später preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen v. Bernstorff (geb. 1769, † 1835), im J. 1828 herausgegebenen „Stimmen aus Gräbern". Einzelne seiner Dichtungen erschienen auch in der Theodulia (1828) und in Knapps Christoterpe. Zu allererst trat er als metrischer Uebersetzer auf in dem Werk: „Ebräische Gedichte. Aus dem Englischen des Lord Byron. Mit beigedrucktem englischem Text. Berlin 1820.", wozu C. Löwe im J. 1827 Compositionen geliefert hat. Anschauungs- und Ausdrucksweise ist bei Theremin zu modern und er hat auch zu sehr bloß die modernen Liedformen, namentlich die des Sonetts, für seine Dichtungen gewählt, als daß er auch nur entfernt zu den Kirchenliederdichtern gerechnet werden könnte. Doch hat A. Knapp mit Recht in seinen Liederschatz das mit Weglassung der ersten drei Strophen als geistliches Lied sich recht wohl eignende, besonders auszuzeichnende Reiselied aufgenommen:

„Alles ungeduld'ge Regen" (Original: „Weithin durch des Feldes Bäume.")

3. Die Dichter der katholischen Kirche.

Das neue Leben, das in der katholischen Kirche sich regt, giebt sich naturgemäß auch auf dem Gebiet des geistlichen Liedes kund. Während diese Kirche in der vorigen Periode, gleichfalls angesteckt vom herrschenden Zeitgeist der nüchternen Verstandesmäßigkeit und rationellen Reflexion, nur wenige geistliche Sänger aufzuweisen hatte und diese wenigen meist nur matte Liederklänge ohne dogmatischen Kern, in allgemeinen Religionswahrheiten verklingend oder bloß den prosaischen, trockenen Boden der Moral anstreifend, vernehmen ließen, so daß man sogar lieber zu Liedern aus der ungünstigsten, dürrsten Liederperiode der evangelischen Kirche seine Zuflucht nahm und mit diesen vorherrschend die eigenen katholischen Gesangbücher ausfüllte: so fängt das nun an, anders zu werden. Es giebt sich jetzt in mannigfaltigen Liedern wieder ein kräftigerer kirchlicher Geist kund, welcher das katholische Prinzip reiner und klarer ausspricht. Freilich Lieder, die aus dem kräftigen Bibelgrund erwachsen wären und die tiefern Heilswahrheiten des Evangeliums besängen, sucht man hier immer noch vergeblich. Es ist eben hauptsächlich der Mariencultus, der nun

mehr und mehr wieder in die katholische Poesie übergeht; es entstehen eine Menge Marienlieder, wie diese poetische Verherrlichung der h. Jungfrau gerade auch in der Blüthezeit der katholischen Kirche im Mittelalter am meisten hervortrat. So besingt z. B. Jean Baptist Berger, Pfarrer zu Boppard am Rhein, in einer ganzen Abtheilung seiner zu Coblenz 1846 erschienen „Gedichte" in einer langen Reihe von Stanzen, Hymnen und Liedern die Herrlichkeiten Maria's. Unter seinen Marienliedern verdient besondere Erwähnung: „Gegrüßt seyst du, Maria, gegrüßt mit Herz und Mund" — „Maria, Königin, erhab'ne Herrscherin." So hat ferner Dr. Johann Baptist Rousseau* eine ganze Sammlung von Uebersetzungen lateinischer, italienischer, spanischer und portugiesischer Marienlieder, so wie aller möglichen ältern und neuern deutschen Lieder, Legenden und Sonetten über Maria von Katholiken und Protestanten — im Ganzen 205 Nummern — herausgegeben unter dem Titel: „Marienbüchlein. Gesänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau. Frankf. 1836." und dem hinzugefügt: „Madonna in Liedern, Legenden und Sagen. Berlin 1843."

Auf der andern Seite ist es aber auch unverkennbar, wie noch viele katholische Dichter der Neuzeit bloß auf dem namentlich von Friedrich v. Schlegel** gelegten Boden der Romantik stehen, welche im zweiten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts als Reaktion gegen die nüchterne Verstandesmäßigkeit unter der Herrschaft des Rationalismus hervorgetreten war, oder mehr nur ein ästhetisches Katholisiren bekunden und mit ihrem Gefühl zu sehr nur für alles Schöne der natürlichen Offenbarung glühen, wobei sie öfters an jene falsche Sentimentalität hinüberstreifen, die in der modernen, naturvergötternden Poesie die Hauptrolle spielt. Es ist bei den meisten die Sprache noch viel zu modern und blühend oder schwülstig, die Auffassung noch zu sehr nach Art der weltlichen Lyrik, der Inhalt noch viel zu subjektiv-gefühlvoll, statt in kirchlichem Charakter von eigent-

---

* Geb. 31. Dez. 1802 zu Bonn, wohin sein Großvater, ein Franzose, als Hofmaler berufen worden war. Nachdem er in Bonn Philosophie und Geschichte studiert hatte, widmete er sich 1830 dem Erzieherberuf und übernahm dann die Herausgabe der Frankfurter Oberpostamtszeitung und seit 1833 die der Münchener politischen Zeitung. Er hat sich als begabter lyrischer Dichter durch Herausgabe seiner „Gedichte. Krefeld 1823." zuerst bekannt gemacht.

** Er führte nach seinem Uebertritt zum Katholicismus im J. 1808 viele angehende katholische Dichter und Dichterlinge mit einer Vorrede in die Welt ein († 11. Jan. 1829).

lichen Dogmen getragen und in ächt volksthümlicher oder kirchlich-gemessener, würdiger Weise vorgetragen zu seyn. Auch bestehen die poetischen Erzeugnisse der Meisten vorherrschend in Gedichten, Romanzen 2c. und bei weitem weniger in eigentlichen Liedern, am wenigsten in solchen, die sich zum kirchlichen Gebrauch eignen, oder beschränken sie sich auf Uebersetzungen und Bearbeitungen älterer Lieder fremder Zungen. Selbstständiges Schaffen auf deutschem Bibelgrund ist immerhin noch eine Seltenheit.

Schildern wir nun einzelne der neuern katholischen Liederdichter in kurzen Lebensumrissen:

Silbert, Johann Peter, geb. 29. Merz 1772 zu Colmar im Elsaß, Professor der französischen Sprache und Literatur am polytechnischen Institute in Wien, wo er im J. 1844 gestorben ist, gab heraus: „Mannathau in der Wüste des Lebens, religiöse Gedichte. Pforzheim 1842.“ Er hat seit 1819 nachhaltig auf die poetische Ausbildung des Katholicismus in der Neuzeit gewirkt, namentlich auch durch seine vielen poetischen Uebersetzungen lateinischer Hymnen und sonstiger geistlicher Lieder in fremde Sprachen (s. unten: „Gesangbuchsreform“).

Passy, Paul Anton, geb. 31. Merz 1788 in Wien, wo sein Vater Kaufmann war. Seit 1821 war er Priester an der Versammlung des h. Erlösers daselbst und gab als Redemtorist heraus eine „vollständige Sammlung der geistlichen Lieder des H. A. v. Liguori, übersetzt und mit Noten. Wien 1829.“ 2. Ausg. 1842. Unter heißer Leidenshitze bei steter Kränklichkeit reiften seine geistlichen Dichtungen, deren folgende erschienen: „Glaube, Hoffnung, Liebe. Eingeleitet von Fr. v. Schlegel. Wien 1821.“ 3. Aufl. 1842. — „Orgeltöne. Sammlung neuer geistlicher Lieder. (componirt von mehreren Tonmeistern.) Wien 1830.“ 2. Aufl. 1843. — „Der Orgel Wiederhall, geistliche Gedichte. Bonn 1832.“ 2. Aufl. 1846. (Eine Fortsetzung der „Orgeltöne“.) Nach einer schmerzlichen Operation des Unterkiefers starb er am 11. Merz 1847. Sein Nekrolog findet sich im Nekrolog der Deutschen. 1847. S. 198 ff.

Smets, Ph. Carl Jos. Ant. Joh. Wilhelm, Doktor der Philosophie, ein Sohn der berühmten Sophie Schröder, die sein Vater, der zuerst Criminalrichter in Bonn gewesen, dann unter dem angenommenen Namen Stollmers zum Theater übergetreten und Vorsteher der deutschen Bühne in Reval geworden war, im J. 1795 in ihrem vierzehnten Jahr

geheirathet hatte. Er wurde geboren zu Reval im Esthlande 15. Sept. 1796. In seinem sechsten Jahr kam er nach Aachen, wo sein Vater, der schon 1802 von seiner Gattin geschieden worden war und die Bühne verlassen hatte, als praktischer Rechtsgelehrter sich niederließ. Nach des Vaters Tod im J. 1812 verließ er die Laufbahn eines Malers, zu der er bestimmt war, und studierte zu Bonn, trat aber dann, nachdem er 1814 Hauslehrer in der Nähe Cölns geworden war, von Vaterlandsliebe getrieben 1815 in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins, wo er bald in Gneisenau's Hauptquartier Anstellung fand und zum Lieutenant vorrückte. Als er nach geendigtem Feldzug einen adelichen Zögling nach Wien zu begleiten hatte, erkannte er in der gefeierten Hofschauspielerin seine Mutter, von der er nicht einmal gewußt hätte, ob sie noch lebe. Durch sie ließ er sich bewegen, eine Zeit lang auf mehreren Bühnen Wiens als Schauspieler aufzutreten. Dessen ward er aber bald überdrüssig und wurde nun in Coblenz Lehrer der deutschen und französischen Sprache und Literatur an der Kriegsschule und später am Gymnasium. Von innerer Ueberzeugung getrieben, wandte er sich dann dem geistlichen Stande zu und studierte von 1819 an unter Georg Hermes Theologie in Münster, trat 1822 zu Cöln ins Priesterseminar und erhielt bald darauf die Aemter eines ersten Religionslehrers und Pensionatinspektors am Gymnasium zu Cöln und nachher auch eines Domkaplans. Im J. 1828 aber übernahm er, um sich von körperlichen Leiden zu erholen, die Pfarrei Jersel bei Bonn, wurde dann Oberpfarrer in Münstereifel und nach drei Jahren schon Pfarrer zu Nideggen. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn jedoch, vom J. 1837 an sich in den Privatstand nach Cöln zurückzuziehen. Nachdem er im J. 1841 eine Reise zum Pabst nach Rom gemacht hatte, wurde er 1842 Canonicus des Collegiatstiftes zu Aachen, wo er dann auch am 14. Okt. 1848 starb.

In der von ihm herausgegebenen „katholischen Monatsschrift zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung. Cöln 1826. 1827." hat er geistliche Lieder, theilweise von ältern Dichtern, mitgetheilt. In neuerer Zeit hat er die Hymnologie bereichert, indem er noch kurz vor seinem Tod herausgab: „Fromme Lieder von Fr. Spee, der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literar-geschichtlichen Einleitung. Bonn 1849." Seine Meisterschaft hat er besonders im christlichen Epos bewährt, doch hat er auch mehrere geistliche Lieder gedichtet, an welchen „der ungeheuchelte Ausdruck und der edle Geist religiöser Duldung"

gerühmt wird. Sie finden sich in seinen „Gedichten. Aachen 1824." und „neuen Dichtungen. Bonn 1831." Eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen erschien bei Cotta zu Stuttgart im J. 1840. Verbreitet hat sich sein geistliches Lied: „Ich glaub an dich, o Jesu Christ", und A. Knapp hat in seinen Liederschatz die Ueberarbeitung eines lateinischen Hymnus: „Herr Christ' aus Gott gezeuget" aufgenommen.

Hungari, A., Priester zu Rödelheim bei Frankfurt im Großherzogthum Hessen, der Herausgeber der Musterpredigten der katholischen Kanzelberedtsamkeit Deutschlands und der „Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen. Frankf. 1850. 2 Bde."* Er gab seine neueren geistlichen Lieder unter dem Titel heraus: „Christodora. Ein Festgeschenk für katholische Christen. Frankf. 1840." Zu nennen sind von denselben: „Bei deinem Kreuz, o Heiland" — „Ich liebe dich! nur dich allein" — „Herr! Abend will es werden" — „In allen Lebenszeiten". So erfreulich des Dichters Wort in der Vorrede ist: „der Inhalt soll die Gedanken zu dem am Kreuz hinlenken, der unser einiges und rechtes Heil ist" und so sehr die Liederklänge aus einem sinnigen, demüthigen, in Gott versunkenen Gemüth hervorklingen: so ist doch die Sprache allzumodern und duftig.

v. Diepenbrock, Melchior, Dr., geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt im Münsterlande, wo seine Familie zu den ältesten und mächtigsten Geschlechtern im Bergischen und Clevischen Gebiete gehört. Viele seiner Vorfahren standen im Kriegs-, Staats- und Kirchendienst in hohen Ehren. Sein Vater war fürstlich Salm-Salm'scher Hofkammerdirektor und errichtete im J. 1814 nach dem Abzug der Franzosen ein Landwehrbataillon, in das der sechzehnjährige Jüngling, der sich gerade in der Militärschule zu Bonn befand, als Offizier aufgenommen wurde. So machte er den Feldzug nach Frankreich mit. Er soll während des Waffendienstes ein ausgezeichneter Reiteroffizier gewesen seyn. Nach dem Friedensschluß begab er sich nach Landshut, wo Joh. Michael Sailer (S. 136), ein Freund seines Vaters, Professor der Theologie war, um die Cameralwissenschaft zu studieren, wandte sich aber dann unter dem Geisteseinfluß Sailers dem geistlichen Stande zu und fieng an, Theologie zu studieren. Nachdem nun Sailer im J. 1821 in das Domkapitel zu Regensburg eingetreten

* Darinn sind nun aber freilich unter Anderem die beiden letzten Verse des allbekannten Gerhard'schen Liedes: „O Haupt voll Blut" als ein besonderes Lied mit dem Beisatz: „Ungenannter Verfasser" aufgeführt.

war, folgte er ihm auch dorthin und ward von ihm am Johannisfeiertag, 27. Dez. 1823 zum Priester geweiht. Da stand er denn nun eilf Jahre hindurch in ununterbrochenem täglichem Verkehr mit ihm, die letzten acht Jahre als sein nächster Haus- und Tischgenosse, denn als Sailer Coadjutor und bald Weihbischof von Regensburg geworden war, nahm er ihn als bischöflichen Sekretär in sein Haus, welches Amt er dann auch noch nach seiner Ernennung zum Domkapitular beibehielt und wobei er dem ehrwürdigen Greis, zumal nachdem er 1829 Bischof geworden war, in der Verwaltung der Diöcese die wichtigsten Dienste leistete. Nicht ganz drei Jahre nach Sailers Tod wurde er am 31. Jan. 1835 Domdekan in Regensburg, was er aber auf alle mögliche Weise abzuwenden gesucht hatte, um nicht ältern Domkapitularen vorgezogen zu werden. Sailers Nachfolger, der Bischof Franz Xaver Schwäbl, ernannte ihn hierauf zum Generalvikar, welchem beschwerlichen Amte er, von Allen hochgeachtet, mit Kraft und Würde vorstand. Er hatte von Sailer die Weihe des Geistes empfangen. Als er dann 1845 zum Fürstbischof von Breslau erwählt worden war, weigerte er sich der Annahme dieser Würde, selbst als die Abgeordneten des dortigen Domkapitels in grimmiger Kälte den hundert Stunden weiten Weg zu ihm gemacht hatten. Erst dem entschieden ausgesprochenen Willen des Pabsts Gregor XIV. unterwarf er sich und trat dann, nachdem er 8. Juni 1845 durch den Cardinalerzbischof v. Schwarzenberg zu Salzburg die bischöfliche Weihe erhalten hatte, die Reise nach Breslau an mit den Worten Pauli im Munde: „Siehe, ich, im Geist gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird.“ (Apostelgesch. 20, 22.) Am 16. Juli 1845 wurde er dort feierlich empfangen. Bedeutungsvoll und mit aller Energie seines Glaubens wirkte er in diesem hohen Berufe unter schwierigen Umständen. Der Pabst Pius IX. ernannte ihn 30. Sept. 1850 zum Cardinal. Da sang er dann an dem Tage, da er vor 28 Jahren von Sailer zum Priester geweiht worden war, demselben in demüthigem Danke nach:

> M i r wards für d i ch, wie sehr ichs auch gemieden!
> Dem Jünger wollt' des Meisters Lohn man zollen,
> Trug auf ihn über Meisters „H a b e n — S o l l e n“:
> Was du verdient, ward mir u m s o n s t beschieden.
> Des Hermelins, des Purpurs Ehrenzeichen
> Trägt für den Hohenpriester der Levite,
> Trägt sie dir nach als deines Saumes Schleppe.

Schon im J. 1851 brachten ihn mehrere Krankheitsanfälle an den Rand des Grabes. Er erholte sich jedoch wieder. Nun aber ist er dennoch, nach-

dem ihn ein schweres Leiden längere Zeit ans Krankenlager gefesselt, er aber gleichwohl noch die Jesuitenmissionen nach Schlesien gerufen und so den Kampf mit der evangelischen Kirche, als deren Vertreter ihm der Generalsuperintendent von Schlesien, Dr. Hahn, entgegentrat, entzündet hatte, auf dem Schlosse Johannisberg in Oestreichisch Schlesien am 19. Jan. 1853 heimgegangen. Alle Gemeinden seiner Diöcese hatten seit Monaten täglich für seine Erhaltung gebeten.

Sein Hauptverdienst als Dichter ist die gelungene, fein und geschmackvoll ausgeführte Uebersetzung und Ueberarbeitung der schönsten religiösen Dichtungen fremder Zungen. Die Niederlage davon ist sein „geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten. Sulzb. 1829.", wovon er erst noch im J. 1852 eine um 41 Nummern vermehrte zweite Auflage besorgte. Es sind hier in deutscher Bearbeitung meist Romanzen und Sonette mitgetheilt nach spanischen, italienischen, portugiesischen Dichtern, z. B. Jacopone, Manzori, Alvaro de Hinojosa, Johannes vom Kreuz, Paravicino, Salas, Lope de Vega, Luis de Leon, Felipe Mey, Luis de Gongora, Calderon, Torres de Naharro, Jose de Valdevivielso, Miguel Sanchez, des Fürsten Esquilache, Vicekönigs von Peru ꝛc. Unter allen diesen sind höchstens nur zwei für öffentliche Andachten oder kirchliche Zwecke brauchbar: „Heiliges unschuld'ges Lamm" — nach Sanchez und „In jener letzten der Nächte" — nach dem italienischen Passionslied, wie es die Pifferari in Rom während der Fastenzeit rührend singen. Sonst sind in genannter Hinsicht bloß die drei einzigen Uebersetzungen lateinischer Hymnen und Sequenzen brauchbar: „Des Königs Fahnen zieh'n einher" (vexilla regis prodeunt) — „Komm, o heil'ger Geist, und wehe" (veni sancte spiritus) — „An der Krippe stand die hohe Mutter, die so selig frohe" — nach einer bis jetzt noch unbekannt gewesenen, in dem von A. F. Ozanam 1852 in Paris erschienenen Buch: „les poëtes franciscains en Italie au trezième Siècle" zuerst mitgetheilten lateinischen Sequenz des Jacopone: „Stabat mater speciosa juxta foenum gaudiosa" — ein freudiges Gegenstück zu dem schmerzlichen „Stabat mater dolorosa". Sonst hat Diepenbrock noch die kleinen Schriften des frommen vlämischen Dichters Hendrik Conscience übersetzt und „das Leben und die Schriften Heinrich Suso's, genannt Amandus. Regensb. 1829." herausgegeben.

v. Droste-Dülshoff, Annette Elisabeth, Freiin, wurde am 12. Jan. 1798 auf dem väterlichen Stammschloß Hülshoff bei Münster

in Westphalen geboren. Sie war von ihrer Geburt an, die eine zu frühzeitige gewesen, ein schwächliches Kind und die Aerzte vermutheten lange Zeit bei ihr eine völlige Nervenschwindsucht. Doch besserte sich ihre Gesundheit in spätern Jahren bedeutend, obwohl sie stets schwankend blieb. Ihr Geist glich einer frühreifen Frucht; schon in ihrem achten Jahre machte sie ein Gedicht und besang zur Belustigung ihrer Geschwister den Gegenstand ihrer kindischen Spiele, ein verkrüppeltes Hähnchen, das sie besonders liebte und beschützte. Kaum vierzehnjährig schrieb sie ein größeres Gedicht in drei Gesängen als Festgabe zum Geburtstag ihrer Mutter. Ihre Erziehung wurde sorgfältig und streng geleitet. Sie erhielt auch in der lateinischen Sprache Unterricht, die Erzeugnisse der berühmtesten Dichter durfte sie nur in ausgewählten Bruchstücken lesen; bis zum siebenundzwanzigsten Jahr hat sie nie eine größere oder öffentliche Gesellschaft besucht. So verlebte sie ihre ganze Jugendzeit in der Zurückgezogenheit des stillsten Landlebens, meist nur im Verkehr mit Friedrich Leopold Stolbergs Familie. Im J. 1825 kam sie zum erstenmal in städtische Kreise, nämlich nach Cöln zu ihrem Oheim mütterlicher Seits, Graf Werner Harthausen. Nach dem Tod des Vaters bezog sie mit ihrer Mutter den Wittwensitz derselben, Rüschhaus, ein Landgut bei Münster, mitten in den Heideblumen, den grünen Hecken und Büschen Westphalens liegend. Ihre letzteren Jahre verbrachte sie 1841—1844 in der Schweiz bei ihrem Schwager, Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Eppishausen im Thurgau, und 1844 auf dem alten Schloß zu Meersburg am Bodensee. Dann kamen aber Krankheitsstürme über sie. Sie wußte, obgleich sie wieder genesen war, mit Sicherheit voraus, daß sie in Kurzem sterben werde, was denn auch plötzlich geschah im Frühjahr 1849.

Neben weltlichen „Gedichten. Münster 1838. — Stuttg. und Tüb. 1844.", welche als genial gepriesen werden und ein außerordentlich inniges Verständniß der Natur bekunden, schrieb sie, nachdem sie von einer schweren Krankheit erstanden war, über die sonn- und festtäglichen Evangelien der ersten Hälfte des Kirchenjahrs bis Ostermontag poetische, an den Liedton oftmals nahe anstreifende Betrachtungen; bis zum J. 1847 hatte sie auch die zweite Hälfte in ähnlicher Weise bearbeitet, worauf dann nach ihrem Tod **Dr.** C. B. Schleiter und **Dr.** W. Junkmann alle 71 Betrachtungen herausgaben unter dem Titel: „Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte. (Gedichte aus ihrer Jugendzeit.) Stuttg. 1851." Brauchbar zu allgemeiner Andacht und Erbauung sind

hievon z. B.: „Wenn deine Hand den Sarg berührt" (auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten) — „Herr, eröffne mir die Schrift" (Ostermontag) — „Das ist mein Trost in allen Leiden" (Liebe) — „O Welt, wie soll ich dich ergründen" (Glaube) — „Laß das Leben wanken" (Hoffnung). Es ist übrigens in diesen Liedern und Gedichten Alles zu modern und subjektiv gefühlvoll.

(Quellen: Deutschlands Balladen= und Romanzendichter. Von Ignaz Hub. 2. Aufl. Carlsruhe 1849.)

Elshoff, Hermann Joseph, Priester zu Münster. Er wurde geboren 17. Dez. 1795 zu Gronau bei Münster und war früher katholischer Religionslehrer am Gymnasium zu Bonn. Von ihm erschienen: „Drei Bücher Hochgesänge, Lieder und Gedichte. Cöln 1823.", woraus besonders abgedruckt wurden: „Gesänge auf das Leiden des Erlösers. Bonn 1823." Neben einem metrischen Erbauungsbuch: „Die Feier der Menschenerlösung. 2. Ausg. 1840." schrieb er auch ein Oratorium: „Die Auferstehung Jesu", worinn sich drei Osterlieder befinden.

Bone, Heinrich, Pfarrer zu Bedburg in Rheinpreußen, ein begabter Dichter, Herausgeber des katholischen Gesangbuchs: „Cantate! Mainz 1847." (s. u.) Hier finden sich die besonders auszuzeichnenden Lieder: „In diesen dunklen Tagen" — „Herr, gieb Frieden dieser Seele" — „Auch jenseits wohnen Brüder."

Auch das katholische Würtemberg stellt seinen Repräsentanten unter den Dichtern der neu aufstrebenden katholischen Kirche:

Vogt, Eduard Franz Anselm, geb. 20. April 1814 zu Ehingen an der Donau, wo sein Vater Stadtschultheiß war. Er besuchte das Untergymnasium in seiner Vaterstadt, das Obergymnasium im Convikt zu Rottweil und wurde, nachdem er im Wilhelmsstift zu Tübingen und im Priesterseminar zu Rottenburg seine theologische Ausbildung erhalten hatte, im J. 1837 zum Priester geweiht, war dann Hülfspriester in Biberach, darnach Repetent im Wilhelmsstift zu Tübingen und fand seine erste Anstellung im J. 1839 als Kaplan und Präzeptor in Scheer bei Saulgau in Oberschwaben. Von da wurde er im Mai 1844 als Stadtpfarrer und Garnisonsprediger nach Ludwigsburg berufen, wo er derzeit noch als beliebter Prediger und Seelsorger wirkt.

Schon unter seinen während der Studienzeit in Tübingen entstandenen und 1839 zu Stuttgart im Druck erschienenen „Gedichten" finden sich zwei schöne, brauchbare geistliche Lieder, ein Morgenlied: „Ich

danke für den Schlummer" und ein Sylvesterabendlied: „Hoch über meinem Haupte". Zuvor erschien von ihm: „Meßgesang. Für Sopran, Alt, Tenor und Baß in Choralstyl gesetzt von Conrad Kocher. Stuttg. 1837."; hier werden acht deutsche Meßgesänge geboten, unter welchen besonders zu nennen ist der für die Communion: „Herr! ich hung're." Als Redakteur der zwei ersten Jahrgänge des „kirchlichen Wochenblatts aus der Diöcese Rottenburg", 1848 und 1849, war er bemüht, katholische alte Kernlieder der Jetztzeit mundgerecht zu machen, und theilte deßhalb unter Anderem auch eigene gelungene poetische Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen mit (1848. S. 149—152), wie er zuvor schon, von ihm im Rottenburger Priesterseminar bearbeitet, das Leben des „h. Franziskus von Assisi mit seinen ins Deutsche übertragenen italienischen Liedern. Tüb. 1840." in Druck gegeben hatte. In dem Jahrgang 1848 des genannten Wochenblatts theilt er auch vier Advents- und vier Weihnachtslieder mit, von welchen folgende zwei besonders hervorzuheben sind: „Ein Kindlein ist geboren" und „Lasset nach Bethlehem." Vogt bekundet in seinen Liedern religiöse Innigkeit und kirchlichen Takt, wie auch seine Sprache ruhig, klar und edel ist, fern von jener Ueberschwänglichkeit und dem modernen Schwulst vieler Dichter unter seinen Glaubensverwandten. Ueber seine anerkennungswerthen Bestrebungen für eine Gesangbuchsreform in der katholischen Kirche s. unten.*

---

* Weitere Dichter der katholischen Kirche konnten oben sonst nicht aufgeführt werden, sofern sie bloß religiöse Dichtungen, Sonette, Elegien, Romanzen (Legenden), rein lyrische Ergüsse mit einiger geistlicher Färbung oder das eine und andere größere christliche Epos geliefert haben, wie z. B.: Friedrich Ludwig Zacharias Werner, der 1811 zur katholischen Kirche übertrat und als Redemtorist zu Wien 18. Jan. 1823 gestorben ist; Dr. Johann Ladislav Pyrker von Felsö-Eör, der ungarische Patriarcherzbischof von Erlau († 2. Dez. 1847), mit den andern östreichischen Dichtern: Niklas Vogl, Beda Weber, Sebastian Brender; Dr. jur. Max Baldamus, ein im J. 1825 zur katholischen Kirche übergetretener belletristischer Schriftsteller mit seinen „Klängen nach Oben, ein christlicher Liederkranz. Wien 1829."; Wilhelm Unschuld, Pfarrer und Schulinspektor mit seinem Sonettenkranz über „die h. sonn- und festtäglichen Evangelien des Kirchenjahrs. Coblenz 1840."; Clemens Brentano, der Romantiker († 28. Juli 1842 in Aschaffenburg); Fr. Albrecht Siegmund mit seinen „religiösen Dichtungen. Breslau 1845."; Graf Franz v. Pocci mit seinen „Dichtungen. Schaffhausen 1842." und seinem „Festkalender von geistlichen und weltlichen Bildern und Liedern"; Professor Aloys Schreiber in Freiburg; Pfarrer W. Tangermann mit seinen „religiösen Gedichten. Neuß bei Cöln 1847."; Domherr Genelli („Lyrisches. Neisse 1840."); Priester Heinrich Rußwurm mit seinen „Blüthen der Andacht, geistliche Poesien. Nürnb. 1833."; der Benedik-

Ueberblicken wir nun das Kirchenlied auf diesen verschiedenen Entwicklungsstufen, durch welche wir es begleitet haben,* so treten uns die

---

tiner P. Thaddäus Loë mit seinen „religiösen Harmonien. Augsb. 1844.“; Fr. Supp, Pfarrer in Kappel, würtembergischen Oberamts Ravensburg, mit seinen „Stunden h. Weihe in christlichen Gedichten. Rottenb. 1844.“; Kaplan Albert Werfer in Unteressendorf, würtembergischen Oberamts Waldsee, ein Neffe Christoph Schmids, mit seinen „Gedichten. Tüb. 1851.“; Guido Görres mit seinen „geistlichen Liedern. Coblenz 1845.“, und der 1841 verstorbene bairische Minister Eduard v. Schenk, der Dichter des Belisar, mit seinen in seinem Taschenbuch „Charitas. Festgabe in Poesie und Prosa“ von 1834—1841 und in Diepenbrocks „geistlichem Blumenstrauß. 2. Aufl. 1852.“ mitgetheilten geistlichen Gedichten. Anerkennende freudige Erwähnung verdient auch des Nik. Niembsch von Strehlenau größeres Epos: „Savonarola. Gedicht von Nik. Lenau. Stuttg. 1837.“ 2. Aufl. 1844., sofern sich darinn herrliche christliche Anklänge finden und mit begeisterter Lobpreisung das in Christo enthüllte Geheimniß der Erlösung geschildert ist.

* Dr. Grüneisen hebt in seiner Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. 1838.“ folgende vier Entwicklungsstufen hervor: Die Reformationszeit — die Zeit der kräftigen, die Zeit vor, unter und nach dem dreißigjährigen Krieg — die Zeit der innigen, die Zeit des Spenerisch-Franke'schen Einflusses — die Zeit der beschaulichen, die Zeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Zeit der verständigen Frömmigkeit.

Dr. J. P. Lange, Professor in Zürich, in seiner Schrift: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich 1843.“ hat folgende Periodeneintheilung:

I. Der urevangelische Hymnus.
II. Das dogmatische Bekenntnißlied.
III. Das liturgische Kirchenlied.
  1. Die Zeit des Ambrosius.
  2. Die Zeit des Gregor M.
  3. Die Zeit der Entstehung des ausgebildeten Kirchenlieds.
IV. Das altprotestantische Kirchenlied (nämlich bei den Sekten vor der Reformation — Waldensern, böhmischen Brüdern &c.).
V. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorwaltenden objektiven Kirchlichkeit. Von Luther bis Gerhard.
VI. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorherrschenden individuellen Subjektivität. Von Gerhard bis Gellert.
  1. Norddeutsche reformirte Liederdichter.
  2. Die Hallischen Pietisten.
  3. Die Würtemberger.
  4. Die Mystiker.
  5. Kirchliche Dichter.
  6. Herrnhuter.
VII. Die Lieder des allgemeinen christlichen Lebens. Von Gellert bis auf unsere Zeit.
  1. Das Stadium der subjektiven Reflexion des allgemeinen Christenlieds. Repräsentant — Gellert.
    a. Die Gellert'sche;
    b. Die Klopstock'sche;
    c. Die Herder'sche;
    d. Die fromme Richtung.

Namen von nahezu dritthalbhundert und, wenn wir Alle, die gesungen haben, rechnen, von mehr denn fünfhundert christlichen Sängern aus den verschiedensten Jahrhunderten und den verschiedensten Ständen und Bildungsstufen entgegen, welche zusammen in schöner, sich gegenseitig ergänzender Mannigfaltigkeit und doch geeiniget durch das Band der Liebe zum Herrn, welche da ist das Band der Vollkommenheit, Einen Chor zum Preise Gottes und dessen, den er zu unserem Heile gesandt hat, bilden,

---

2. Das allgemeine Christenlied im Stadium der mystischen Ahnung. Repräsentant — Novalis.

A. Jak. Rambach, Prediger bei St. Jakob in Hamburg, hat in seiner „Anthologie christlicher Gesänge. 1817—1822." folgende Perioden:

I. Vorlutherische Zeit — lateinische Hymnen und Sequenzen.
II. Von Luther bis auf Ringwaldt. 1524—1588. Periode des Knabenalters.
III. Von Ringwaldt bis P. Gerhard. 1588—1650. Periode des Jünglingsalters.
IV. Von Gerhard bis Joh. Caspar Schade. 1650—1692. Periode des männlichen Alters.
V. Von Caspar Schade bis Chr. F. Gellert. 1692—1754. Periode des Greisenalters.
VI. Von Gellert bis zur neuesten Zeit. 1754—1840. Periode der Wiedergeburt.

In Betreff der immerhin unpassend erscheinenden Charakterisirung der verschiedenen Perioden nach den Menschenaltern bemerkt er, sie sey bloß in Ansehung des Ausdrucks und der poetischen Darstellung, nicht in Ansehung des Geistes und Inhalts gemacht.

Dr. Weis (s. S. 448) hat in seinem „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau 1842." mit Weglassung der Charakterisirung nach den Menschenaltern dieselbe Periodeneintheilung beibehalten.

Der Recensent von Dr. Lange's kirchlicher Hymnologie in Rheinwalds allgemeinem Repertorium. Jahrg. 1844. Novemberheft. theilt so ein:

I. Periode: Von Luther bis Opitz. Zeitalter der Pflanzung mit vorherrschendem symbolisch kirchlichem Charakter, vom Reformationszeitalter bis zum dreißigjährigen Krieg.
II. Periode: Von Opitz bis Klopstock und Gellert. Zeitalter der Blüthe und Ueberwucherung:
   a. Das volksthümlich glaubige (Gerhard);
   b. Das mystisch beschauliche (A. Silesius);
   c. Das praktisch erbauliche (Hallische Schule);
   d. Uebergang in das mystische Spiel und die didaktische Prosa.
III. Periode: Von Klopstock und Gellert bis Moritz Arndt. Zeitalter der Aufklärung und Gesangbuchsrevolution.
   a. Die verständige Reflexion (Gellert);
   b. Das sentimentale Pathos (Klopstock);
   c. Uebergang in die beiden Extreme;
   d. Prophezeihung der neuen Zeit (Novalis).
IV. Periode: Die Anfänge der Wiedergeburt und Gesangbuchsreform. Von den deutschen Befreiungskriegen bis auf die jetzige Zeit.

einen Chor, der — wie A. Knapp in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Liederschatzes S. XXX sich treffend ausdrückt — „jenen Chor aus 288 Sängern in Salomo's Tempel weit übertrifft und im neutestamentlichen Geiste noch Größeres verkündigt, als jener alte Kreis in der Morgendämmerung des alten Bundes." Der durch diese Dichterschaar auf den Altar des Herrn niedergelegte Liederreichthum ist nicht bloß einer der schönsten Beweise für die Gotteskraft des Evangeliums, sondern auch zugleich das lieblichste Zeugniß für die religiöse Nationalität des deutschen Volkes und seine durch das Christenthum verklärte dichterische Naturanlage, ganz besonders aber für die dem deutschen Protestantismus inwohnende Kraft eines innigen, lebendigen Glaubens. Denn während man, abgesehen von den katholischen Ländern Deutschlands, in welchen nach dem hierarchischen Grundsatz, daß der Klerus die Kirche sey, der allgemeine Kirchengesang nie recht gedeihen kann, in den protestantischen Kirchen anderer Länder mit Uebersetzungen und Ueberarbeitungen einiger Psalmen sich begnügte, hat die deutsche protestantische Kirche in nahezu 80,000 geistlichen Liedern ihr geistiges Leben und glaubiges Gefühl in freiem Ergusse ausgesprochen, wobei vor Allem das siebenzehnte Jahrhundert als eine wahrhaft classische Zeit für das Kirchenlied zu betrachten ist.

Unsere Zeit nun hat neben dem, daß wieder Dichter von neubelebter Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit in ihr aufgetreten sind, hauptsächlich die Gnade von Gott erhalten, daß man anfieng, den herrlichen Liederschatz, der im Schooß der protestantischen Kirche Deutschlands niedergelegt ist und so lange verborgen und mit Schutt zugedeckt war, endlich wieder zu erkennen und den Schaden zu heilen, welcher durch das unglückselige Verbesserungs- oder vielmehr Verwässerungs- und Verschlimmerungsgeschäft einer kaltverständigen, glaubensarmen Zeit dem Kirchenliede zugefügt worden ist. Nicht nur fieng man an, den selbst für die meisten Diener der Kirche und Pfleger des Gottesdienstes vergrabenen Schatz der alten Liederherrlichkeit wieder zu Tage zu schaffen und in reichhaltigen Sammlungen der Welt zu ihrem Staunen vor Augen zu legen, sondern man war auch bemüht, die ältern Lieder von ihrem entstellenden Flickwerk, das sie in sämmtlichen neuern Landesgesangbüchern erhalten hatten, zu befreien. Immer allgemeiner sprach sich das Bedürfniß der Rückkehr zum Alten aus, und man erkannte immer mehr das Recht, welches das Volk auf seine alten Liederkleinodien, als ein theures Eigenthum, an-

sprach. Denn es ist nur zu wahr, was Dr. Caspar Löscher in der Vorrede zum Wittenberger Gesangbuch ausgesprochen hat: „Gesangbücher sind ein Anhang von symbolischen Büchern, welche der ganzen evangelischen Kirche Lehre und Bekenntniß darthun und also billig rein und unverfälscht erhalten werden müssen" oder nachmals auch Dr. Joh. Ad. Schlegel in der Vorrede zu seiner Sammlung geistlicher Gesänge sagte: „Die gottesdienstlichen Lieder sind der Katechismus des gemeinen Manns." Die alten Kernlieder sollten ihm daher möglichst wieder in unverkümmerter und unentstellter Gestalt zurückgegeben werden. Für bessere Würdigung der alten Liedersprache, an der man in der Aufklärungsperiode so vielen Anstoß genommen, hatte bereits auch schon das neuerwachte tiefere und gründlichere Studium der deutschen Sprache und der altdeutschen Poesie wohlthätig gewirkt, welches Männer wie die beiden Grimm, Gervinus, L. Uhland 2c. anregten.

Die im J. 1817 zu Berlin versammelte Synode erhob die erste Stimme gegen die in der Aufklärungsperiode den Gemeinden aufgedrungenen Landesgesangbücher und gab die Losung zur **Gesangbuchsreform**, indem sie die Herausgabe eines neuen bessern Landesgesangbuchs beschloß. Gleich im folgenden Jahr 1818 erschienen zwei Sammlungen auserlesener älterer Lieder. Die eine besorgte der frommgesinnte Professor der orientalischen Literatur in Erlangen, Joh. Arnold Kanne,* unter dem Titel: „Auserlesene christliche Lieder von verschiedenen Verfassern. Nebst Luthers Liedern. 2 Thle." Die andere besorgte Pfarrer H. F. Wilhelmi im Badischen unter dem Titel: „Liederkrone. Eine Auswahl der vorzüglichsten ältern und erwecklichen Lieder. Heidelberg." 2. Ausg. 1824. mit 185 Nummern. Bereits hatte auch A. J. Rambach,**

* Geb. im Mai 1773 zu Detmold. Er trat, nachdem er Theologie studiert, in Militärdienste, wurde dann 1809 Professor in Nürnberg und hierauf 1818 Professor in Erlangen, wo er 17. Dez. 1824 starb.

** Geb. 28. Mai 1777 in Quedlinburg, seit 1802 Diakonus an St. Jakob und seit 1819 Hauptpastor an der Michaeliskirche und Scholarch zu Hamburg. 1834 wurde er Senior des geistlichen Ministeriums zu Hamburg. Für den ersten Theil des obengenannten Werks fertigte er 115 poetische Uebersetzungen und Bearbeitungen lateinischer Hymnen und Sequenzen. Von diesen wurden fünf in das neue Hamburger Gesangbuch aufgenommen, das unter seiner Leitung im J. 1842 zu Stand kam: „Du Quell des Lichts, in dem das Licht wir sehen" (Alcuins hymnus vespertinus: „Luminis fons") — „Geist, gesandt vom Himmelsthrone" (Prosa de sp. sancto: „Qui procedis ab utroque") — „Laßt uns, Christen, hocherfreuet" (Prosa de nativitate Domini: „Nato nobis salvatore") — „Dulde, Christ, des Lebens Leiden" (des Thomas v. Kempen Canticum

Prediger zu Hamburg, ein Enkel des Halleschen Dichters J. J. Rambach (Bd. II. S. 99), mit dem J. 1817 sein verdienstliches Werk: „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet" eröffnet, wovon das Erscheinen des zweiten, dritten und vierten Bandes, welche die Lieder von Luther bis Gerhard, von Gerhard bis Casp. Schade und von Schade bis Gellert umfassen, in die Jahre 1817, 1819 und 1822 fiel. Hierauf erhob E. M. Arndt (s. S. 281) im J. 1819 seine Stimme für die Herrlichkeit des alten Kirchenlieds und für Abfassung eines allgemeinen Gesangbuchs mit den alten, guten, unveränderten Liedern in der vortrefflichen Schrift: „Von dem Worte und dem Kirchenliede. Nebst einigen geistlichen Liedern. Bonn 1819." Ihm folgte der bereits genannte Wilhelmi mit der anonym erscheinenden Abhandlung: „Von dem geistlichen Liede, besonders den ältern Kirchenliedern. Von dem Verfasser von Wahl und Führung. Heidelberg, bei Oßwald. 1824." Nun folgten weitere Bestrebungen, der Neuzeit den herrlichen Liederreichthum der älteren Zeit vor Augen zu legen, von Wilh. Müller zu Dessau, dem rühmlich bekannten Griechensänger, durch die „Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1822. Fortgesetzt von Carl Förster. 1828—1838. 14 Bändchen."; sodann ferner von dem durch seine geographischen Schriften wohl bekannten Professor Carl v. Raumer in Erlangen durch seine mit einer Vorrede vom Mai 1830 zu Basel im J. 1831 als Probegesangbuch herausgegebenen „Sammlung geistlicher Lieder", wovon mit einer größern Anzahl von Liedern (564) zu Stuttgart im J. 1846 eine zweite Ausgabe erschien. In der evangelischen Kirchenzeitung. Jahrg. 1829. S. 321 hatte er eine — nun in seinen „Kreuzzügen. Stuttg. 1840." wieder abgedruckte Abhandlung mit dem Titel: „Gesangbücher. Choralbücher." vorangehen lassen. Auch der Stadtpfarrer Chr. A. Dann zu Stuttgart veranstaltete in zwei Sammlungen eine „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs. Stuttgart, bei Steinkopf. 1829. 1832.", zusammengedruckt unter dem Titel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs", wodurch er wenigstens in Würtemberg, und besonders in dessen

---

de patientia servanda: „Adversa mundi tolera") — „Komm zu deiner Gläub'gen Schaar" (veni redemtor gentium). Er starb zu Hamburg im September 1851.

Hauptstadt, den Sinn für den alten Liederschatz und seine Kraft und Herrlichkeit wieder aufschloß und pflegte. Er erklärte dabei in der Vorrede, welch tiefer Beherzigung werth die Bitte in dem alten Betstundengebet sey: „Nimm nicht weg die theure Beilage der evangelischen Wahr„heit, ob wir solches wohl mit unserem Undank und Kaltsinnigkeit ver„schuldet hätten, sondern erhalte uns dein Wort, daß auch unsere Nach„kommen deinen Bund erben und die Wohnung deines Namens bei uns „bleibe für und für!"

Es waren dieß jedoch bloß die Vorläufer der immer mehr als dringend nöthig erkannten Gesangbuchsreform. Eigentliche Epoche hierinn machte erst das im J. 1833 von dem bekannten Ritter v. Bunsen* besorgte Werk: „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch", mit 934 Liedern. Er arbeitete es im Verein mit gleichgesinnten Freunden, wie Schneider, Rothe, v. Tippelskirch und besonders Dr. Tholuk in Halle, aus, und stellte zugleich treffliche Canones oder Regeln für eine richtige Gesangbuchs- und Liederreform auf, welche für alle Zukunft die Grundlage bilden werden. Mit Recht wurde dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht hier oder dort ist, sondern Gott allein bewußt," genannt.

Die eigentliche Veranlassung zu diesem Werk war das im J. 1817 beschlossene, im J. 1829 erschienene und durch Dr. Schleiermacher, Theremin, Neander, Ritschl, Wilmsen, Brescius, Küster, Marot und Spilleke bearbeitete Berliner „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden. Berlin, bei G. Reimer." Darüber entspann sich nämlich im J. 1830 ein Streit, bei welchem man sich einerseits gegen die Aufnahme und Geltendmachung zu vieler alter Lieder (wie sich z. B. sogar Claus Harms zu Kiel in der Schrift: „Beleuchtung des vielseitigen Tadels, mit welchem das neue Berliner Gesangbuch angegriffen worden ist. Berlin 1830." sonderbarerweise gegen die Aufnahme des trefflichen Gerhard'schen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder" aus abgeschmackten Gründen erklärte), andererseits gegen die immer noch viel zu moderne Ueberarbeitung der ältern Lieder aussprach. Das Bunsen'sche Werk stellte nun in seinen ursprünglich in der evangelischen

---

* Geb. 25. August 1791 zu Korbach im Waldeckschen. Im J. 1839 kam er von Rom, wo er zuerst Niebuhrs Sekretär und dann an dessen Stelle preußischer Ministerresident war, in gleicher Eigenschaft in die Schweiz und von da im J. 1841 nach London. Am 18. Febr. 1853 erhielt er von der Göttinger Fakultät die theologische Doktorwürde.

Kirchenzeitung vom J. 1830 veröffentlichten Canones strenge, entschiedene Grundsätze über den Begriff des wahren Kirchenlieds auf und brachte sie für möglichste Bewahrung des alten Textes in Anwendung. Von denselben ist er jedoch wieder etwas zurückgegangen in seinem „allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuch. Hamb. 1846."

Angeregt durch dieses Bunsen'sche Werk folgte nun bis auf die neueste Zeit eine Reihe geistlicher Liedersammlungen, die jedoch von verschiedenen Standpunkten aus bearbeitet sind.

1) Vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz, die Lieder nach den Bedürfnissen und dem Bildungsstand der jetzigen Zeit bearbeitet zu geben, erschienen, unter sich wieder verschieden durch die mehr oder weniger freien Aenderungsregeln in Betreff der Textbearbeitung der ältern Lieder und durch die mehr oder weniger entschiedene Rücksicht auf das kirchlich Geltende, folgende fünf Sammlungen:

Der sogenannte Berliner Liederschatz mit 2020 Liedern und Nachrichten über die Verfasser unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berlin, bei Elsner. 1832. 2. Aufl. 1840.", an welchem hauptsächlich der hymnologische Hofstaatssekretär Emmanuel Christian Gottlieb Langbecker* zu Berlin in Verbindung mit Elsner gearbeitet hat.

„Gesangbuch für die evangelisch-reformirte Gemeinde zu Lübeck. Lübeck 1832." — ein Werk christlichen Glaubens und gebildeten reinen Geschmacks von Dr. Pauli, Aeltestem der Lübecker Gemeinde, mit 369 Liedern.

„Evangelisches Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankenleben. Halle 1835." mit 915 Liedern.

* Langbecker ist geboren 31. August 1792 zu Berlin. In diesem Liederschatz befinden sich viele seiner aus der Tiefe eines christlichen Gemüths geflossenen geistlichen Lieder, welche er bereits in zwei Sammlungen unter dem Titel: „Gedichte. Berlin 1824 und 1829." veröffentlicht hatte, z. B.: „Ich lieg und schlafe ganz mit Frieden" — „Wenn ich, Herr, dein Wort nicht hätte" — „Wie wird mir seyn, wenn ich dich, Jesu, sehe." Außer seinen bereits Bd. I., 271 und II., 447 genannten und dem später noch zu nennenden „deutsch-evangelischen Kirchenlied" sind auch die von ihm herausgegebenen „Gesangblätter aus dem sechzehnten Jahrhundert mit einer kurzen Nachricht vom ersten Anfang des evangelischen Kirchenlieds ꝛc. Berlin 1838." zu erwähnen.

„Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart (s. S. 345). Stuttgart und Tübingen. 1837. 2 Bde." mit 3590 Liedern. Hiezu gab er einen Nachtrag mit 250 weitern Nummern unter dem Titel: „Christenlieder. Stuttg. 1841."

„Deutsches Kirchenliederbuch, oder die Lehre vom Kirchengesang. Die praktische Abtheilung mit 909 Liedern von Dr. J. P. Lange, Professor der Theologie in Zürich. Ein Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenlieds, so wie der häuslichen Erbauung. 1843." Die theoretische Abtheilung erschien dann im J. 1844 unter dem Titel: „Kirchliche Hymnologie."

Der Berliner Liederschatz und Stier beschränkten sich bei der Auswahl der Lieder mehr auf das kirchlich Geltende, am meisten ließ Lange das bloß Aesthetische und die Berücksichtigung modern=subjektiver Lieder vorwalten. Pauli suchte noch am meisten den alten Text zu bewahren und hielt sich ganz an Bunsens Canones. Die freiesten Aenderungsregeln erlaubte sich gegen den Liedertext namentlich Dr. Lange, der hierinn selbst die neuesten Dichter nicht verschont und ganz auf dem Standpunkt der modernen Subjektivität steht, wornach er grundlos ändert und nach dem Maaßstab des lyrischen Schwungs, der lyrischen Feier, Lieder aufnimmt.* Stier dagegen gebührt das Lob vorsichtigerer, Knapp das Lob poetischerer Behandlung des alten Textes. Letzterer beruft sich (Vorrede S. XIII—XXI) für die Anwendung schonender Veränderungen auf die Geschichte des deutschen Kirchenlieds, auf die Aenderung der alten Kirchengesänge durch Luther, auf die würdigen Bearbeiter des

* Lange hat sich hintennach selbst gerichtet und sein Urtheil gesprochen, wenn er in der später erscheinenden „theoretischen Abtheilung der Lehre vom Kirchengesang. Zürich 1843." S 81 sagt: „Die Lieder sollen nicht wesentlich verändert werden. Man soll sie nicht so verbessern, daß ihr dogmatischer, temporeller und individueller Charakter dadurch wesentlich ein anderer wird; die Verbesserung soll nur eine Entfaltung und Befreiung ihres innern Wesens, eine Förderung desselben zu seiner reinsten Erscheinung seyn. In dieser Beziehung hat eine unendliche Willkühr stattgefunden. Es giebt Gesangbücher, durch welche ein stehendes Wetterleuchten hineingetragener Deklamationen sich hinzieht; über andere breitet sich eine feine graue Wolke der Verwischung des Originellen aus; wieder andere erscheinen gar wie ein Schlachtfeld, welches mit Erschlagenen, Verstümmelten und Leichtverwundeten bedeckt ist." Bei Lange ist demnach die Theorie besser, als die Praxis.

Hannoverischen Gesangbuchs vom J. 1647, Gesenius und Denike, auf die Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuchs vom J. 1698, die in vielen ältern Kernliedern die verkommenen Ausdrücke mit faßlicheren vertauscht haben. Er spricht seine Aenderungsgrundsätze dahin aus: „Man stelle das Bedürfniß der Kirche in den Vordergrund und verändere die Lieder, wo sie fleckigt sind, nach den billigen Forderungen des neuern Geschmacks also, daß der Geist des Liedes aus Pietät gegen den Verfasser, wie gegen die heilige Sache des Evangeliums selbst, unverändert bleibe, die Form aber im Blick auf die Fortbildung unserer neuern Kirche mit keuscher, schonender Hand verbessert werde." So will er den alten Rost an jenen Schwertern des Geistes wegthun, da eine mehr als hundertjährige Erfahrung dafür gezeugt habe, daß bei Vielen dadurch bloß ein Anlaß zum Spott und bei Schwächern häufig ein Anstoß gegeben werde.

Anerkannt muß allerdings der Hauptgrundsatz werden, daß mancher Liedertext, wenn er für unsere Zeit dem praktischen Gebrauch soll übergeben werden, Aenderung nöthig hat. Daß übrigens Knapp, wiewohl er einen Mittelweg gieng, in den Aenderungen doch zu weit gegangen ist, wozu, wer selbst Dichter ist, die allermeiste Versuchung hat, das hat er nun selbst zugestanden mit der Veranstaltung einer zweiten ganz umgearbeiteten Ausgabe seines „evangelischen Liederschatzes für Kirche, Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1850.", worinn er zwar wenigere (im Ganzen 3067), aber um so gediegenere, zum Theil seither ganz unbekannte Lieder von ungefähr 600 verschiedenen Liederdichtern, namentlich auch aus der Neuzeit, darreicht. In der vom 5. Juli 1850 datirten Vorrede zu dieser in allen Rubriken gesichteten, vertieften und nicht allein geistlicher, sondern auch dichterischer ausgestatteten Ausgabe bekennt er: „Im tiefen Bewußtseyn, mit jenem erstmaligen, unter vielen Störungen und auch mit geringerer Erfahrung gefertigten Buche vielfach, obwohl in guter Absicht — dem Consistorium nämlich die Lieder mundgerecht zu machen und durch eine der damaligen kirchlichen Sprachweise sich annähernde Form zu empfehlen, damit das Volk seine Kernlieder doch wenigstens dem innern Wesen und Gehalte nach wieder zurückempfangen möchte, — irre gegangen zu seyn, habe ich das Ganze noch einmal von Grund aus umgearbeitet. Daß ich bei jenem Buche vielfach zu subjektiv, oft in heller Freudigkeit, zu Werke gegangen bin und hundertmal über die Schnur gehauen habe, bekenne ich gerne und mit herzlicher Beschämung; ebenso, daß ich in Manchem pedantisch war und sowohl in

der Form, als in der Auswahl der Lieder selbst theils allzupuristisch, theils mit allzuängstlicher Rücksicht auf die kirchlichen Versmaaße (mit grammatikalisch-prosodischen Ansichten verwachsen) zu Werke gieng. Ich hoffe nun, hierinn etwas gelernt und manche andere frühere Ansichten in den Tod gelegt zu haben. Bei sehr vielen ältern und namentlich den gangbarsten Liedern ist der Originaltext weit genauer restituirt. Uebrigens bin ich mir auch von früher her vor Gott bewußt, die evangelische Wahrheit nie mit Willen angetastet, ihr vielmehr in manchen schwächern Liedern nur nachgeholfen zu haben."*

2) Vom historisch-antiquarischen oder literar-historischen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz einer von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Liedertextes und strengen Festhaltung an der originalmäßigen, ursprünglichen Fassung der Lieder, erschien:

„Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Hermann und A. Blaurer von Dr. Philipp Wackernagel. Stuttg. 1841."

Wackernagel, ein geborener Berliner, Lehrer zu Stetten im würtembergischen Remsthal, nachher Professor in Wiesbaden und seit 1849 Direktor der Realschule in Elberfeld, äußert sich in der Vorrede zu seinem Werk also: „Die unberufene Abhülfe der Gesangbuchsnoth fordert zu „einer freien, von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegen„standes auf. Gewiß wird nur die Geschichte des Kirchenlieds, besonders „aber die Feststellung der ursprünglichen Liedertexte, uns vor den Er„findungen (Bearbeitungen) und Bethörungen jener eitlen Eiferer, beson„ders der Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesang„bücher sicher stellen."

Allerdings ist es ein unschätzbares Verdienst, die alten Lieder wieder in ihrem reinen Original ans Licht zu stellen und unter Anwendung aller Mittel der Kritik einen kritisch hergestellten Text der Kirchenlieder zu geben, damit sie endlich wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erkannt und beur-

* Die massiv-groben Angriffe, die er trotz dieser redlichen und edlen Erklärung von G. Chr. P. Stip im zweiten Heft der hymnologischen Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliebs. 1852. S. 116 ff. in dem Abschnitt: „Mephisto und das Lied der Protestanten in Deutschland" zu erfahren hatte, fallen auf ihren Urheber selbst zurück. Auch Dr. Ph. Wackernagel ist in seinem Referat über die Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuchs beim Kirchentag zu Bremen im J. 1852 (vgl. die gedruckten Verhandlungen. Erstes Heft. S. 143—145) in seinen Angriffen gegen Knapp, dem er sogar jegliche Ahndung von kirchlichem Geschmack abspricht, offenbar viel zu weit gegangen.

theilt werden können. In dieser Richtung hat sich auch G. Chr. P. Stip, Prediger der lutherischen Gemeinde in Potsdam, in seiner „Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung. Hamb. 1842." ausgesprochen und nun auch eine Liedersammlung im Verlag des evangelischen Büchervereins zu Berlin im J. 1851 unter dem Titel ausgehen lassen: „Unverfälschter Liedersegen. Gesangbuch für Kirchen, Schulen und Häuser." (876 Lieder), worinn aber freilich eben manche Lieder auch nicht mit unverfälschter Originalfassung gegeben und hie und da ganze Verse ausgelassen werden. Von demselben Standpunkt aus mit Wiederherstellung des ursprünglichen Textes hat Krefeler am Seminar in Petershagen sein „evangelisches Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus. Bielefeld 1852." mit 560 Liedern abgefaßt. Allein dieß ist bloß die gelehrte und historische Seite; die praktischen Bedürfnisse der Kirche fordern statt der Ueberschätzung der ältern Zeit gebieterisch umsichtige Rücksicht auf den Bildungsstand der Zeit, in der die Kirche sich befindet, und auf die vielseitigste Erbauung.

3) Vom kirchlich-praktischen Standpunkt aus erschien: „Evangelisches Kirchengesangbuch, oder Sammlung der vorzüglichsten Kirchenlieder, theils in altkirchlicher Gestalt mit den Varianten von Bunsen, Stier, Knapp, Berliner Liederschatz, Hallischem Stadtgesangbuch und dem Würtembergischen Gesangbuchsentwurf, theils in abgekürzter und überarbeiteter Form. Mit einleitender Abhandlung und einem biographischen Register der Liederverfasser (nach umfassendem Quellenstudium verfaßt von Diakonus Dryander in Halle). Halle 1842." von **Dr.** Hermann Adalbert Daniel, Inspektoratsadjunkt am Pädagogium in Halle.

Es ist dieß ein mittlerer Standpunkt, auf welchem Daniel theils gegen den antiquarisch-historischen Standpunkt als zu unpraktisch sich erklärt, indem bei demselben die Gelehrtheit, das philologisch-literarhistorische Interesse zu vorwiegend und das Erbauliche zu wenig berücksichtigt sey, theils an dem ästhetisch-religiösen es tadelt, daß er nicht entschieden genug rein das kirchliche Bedürfniß ins Auge fasse und daß in den Liedersammlungen dieser Art noch zu viele bloß subjektive Kirchenlieder aufgenommen seyen, — und doch vertrete das Kirchenlied zusammen mit der Liturgie die objektive Seite im Cultus, die Anbetung und andächtige Anschauung, die subjektive Seite aber, die Reflexion oder das Lehrhaftige, sey durch die Predigt vertreten, weßhalb zergliedernde Reflexion

und das Element des Lehrhaftigen im Kirchenliede gar keinen Platz finden und kein Lied von solch subjektivem Charakter aufgenommen werden sollte. Er bezeichnet daher seinen Stundpunkt als den kirchlich-praktischen, wobei das kirchliche Interesse dadurch geachtet ist, daß er in seine Sammlung bloß die objektiven Kirchenlieder, und zwar die vorzüglichsten derselben, aufgenommen hat, und alle Lieder von subjektivem Charakter der Privatandacht zuweist, weßhalb er auch eine consequente Scheidung des Kirchen- und Hausgesangbuchs beantragt; das praktische Interesse aber dadurch, daß er die Lieder nicht durchaus in altkirchlicher Gestalt, sondern je nach Bedürfniß in abgekürzter oder überarbeiteter Form giebt. Wo er sie in altkirchlicher Gestalt aufführt, sind in besondern Noten die Varianten oder verschiedenen Textveränderungen von Bunsen, Stier, Knapp, dem Berliner Liederschatz, dem Hallischen Stadtgesangbuch und dem Würtembergischen Gesangbuchsentwurf aufgeführt, wodurch sein Buch ein unentbehrliches „kritisches hymnologisches Hand- und Hülfsbüchlein" geworden ist.

Dabei erwarb sich Daniel, der sich zuerst durch eine Monographie über Tatian und dann durch sein Hülfsbuch für Andachtsübungen auf Gymnasien bekannt machte, um das lateinische Kirchenlied dieselben Verdienste, welche Wackernagel um das deutsche Kirchenlied sich erworben hat. Von größtem Interesse nämlich für das literar-historische Studium und die gelehrte Hymnologie ist sein in drei Bänden erschienener „**Thesaurus hymnologicus. Halis 1841. Lips. 1844. 1846.**" Voran gieng eine Auswahl unter dem Titel: „Hymnologischer Blüthenstrauß altlateinischer Kirchenpoesie, gesammelt von Dr. Daniel. Halle 1840."

4) Vom musikalisch-hymnologischen Standpunkt aus erschien: „Kern des deutschen Kirchenlieds von Dr. Friedrich Layriz (jetzt evangelischem Pfarrer zu Schwaningen bei Ansbach). 2 Thle. Nördlingen, bei Beck. 1844."

Mit Recht wird hier von dem gründlichen Kenner des evangelischen Chorals, der zu gleicher Zeit eine Sammlung von 200 alten Chorälen herausgegeben hat (s. u.), das musikalische Element bei der Liederauswahl in die Wagschale gelegt. Gar oft ist dasselbe aus Unkenntniß der Liedersammler mit der Musik und dem Choralschatz der evangelischen Kirche allzuwenig berücksichtigt worden. Layriz dringt mit vollem Recht darauf, daß die Liederauswahl so zu geschehen habe, daß möglichst alle gediegenen und singbaren Choräle durch Lieder, welche auf ihre Melodie

gedichtet sind, vertreten sehen und daß bei Liedern von gleich gediegenem Text, dasjenige den Vorrang bei der Auswahl erhalten soll, welches eine singbarere oder gediegenere Choralmelodie hat, die nebenbei vielleicht auch sonst gar nicht in den Kirchengebrauch käme, sofern kein Lied für sie sich vorfände. Es wird dadurch der Kirche ein größerer Reichthum schöner Melodien wiedergegeben, als sie bisher im Gebrauch hatte, und ein nach solchen Grundsätzen abgefaßtes Gesangbuch wird sangbarer. Dabei hat sich Layriz an den Standpunkt Nr. 2 angeschlossen, indem er die ursprünglichen Lese- und Schreibarten noch sorgfältiger beibehielt, als es in den seitherigen Sammlungen geschehen ist, wenn er gleich nicht auf alle und jede Veränderung und Auslassung verzichtet hat, und an den Standpunkt Nr. 3, indem er alle Lieder, welche nicht zum gemeinsamen Kirchengesang, sondern bloß zur häuslichen Erbauung dienen, deßgleichen auch alle Lieder nach Gellerts Zeit, als zu lehrhaft und subjektiv weggelassen wissen will.

Waren nun durch diese Werke der Liedersammler und Hymnologen unserer Zeit der christlichen Gemeinde die schönen und gediegenen Liederschätze der evangelischen Kirche in einer geeigneten Auswahl des Besten, theils in der alten Kraftfülle und Kerngestalt, theils in gefeilter und gereinigter Form dargelegt, so konnte es, da hiedurch das Magere und Dürftige der noch im Gebrauch stehenden Landesgesangbücher im Vergleich mit jenen köstlichen Schätzen von selbst sich aufdrang, nicht fehlen, daß nun auch geradezu offene Angriffe gegen die modernen Landesgesangbücher gemacht und die Mängel und Gebrechen derselben freimüthig aufgedeckt und gebührend gegeißelt wurden. Dieß that zuerst Rudolph Stier (S. 385) in seinem wahrhaft classischen, die seitherigen schlechten Gesangbücher kritisch zersetzenden Werk: „Die Gesangbuchsnoth, eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die preußische Provinz Sachsen. Leipz. 1838.“ Stier hat in dieser Schrift, die mit vollem Recht als „die Stimme eines berufenen Wächters Zions an das schlafende Jerusalem“ bezeichnet worden ist, die Noth so ergreifend geschildert, daß sich Viele ihrer schlechten Gesangbücher schämen lernten; man sah nun ein, daß man seither an dürrem Holz oder Leder nagen mußte, während kräftiges Brod und gesunde Nahrung in Fülle zu haben war, und daß das christliche Volk hungern und dürsten mußte mitten in einem Ueberfluß, der vor ihm verborgen und zugeschlossen ward.

Stier hatte in seiner Schrift zunächst die schlechten sächsischen Gesangbücher, 21 an der Zahl, gegeißelt und war darinn von dem Pastor K. J. M. Wimmer an der St. Othmarskirche zu Naumburg, deren schlechtes Gesangbuch er vornämlich angegriffen hatte, wider allerlei ihm deßhalb im Naumburger Kreisblatt gemachten gehässigen Entgegnungen durch eine Schrift unter dem Titel: „Die Schädlichkeit der modernen Gesangbücher für das kirchlich-religiöse Leben, dargestellt an dem Naumburger Gesangbuch. Naumburg 1839." in Schutz genommen worden. Nun gab, wie später Dr. Gottlieb Wenzeslaus Weis für Schlesien in der das Breslauer und Jauer'sche Gesangbuch kritisirenden Schrift: „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau 1842." es that, jetzt auch Repetent Kraz am theologischen Seminar zu Tübingen (später Diakonus in Backnang und nun Professor am obern Gymnasium in Stuttgart) auf eine freimüthige Weise eine Uebersetzung der Stier'schen Schrift ins Würtembergische unter dem Titel: „Die Gesangbuchsnoth in Würtemberg. Stuttgart 1838." Kurz zuvor hatte sich Consistorialrath und Hofprediger Dr. Grüneisen zu Stuttgart in der deutschen Vierteljahrsschrift vom J. 1838, April bis Juni, anonym, in dem im J. 1839 erfolgten besondern Abdruck dieser Abhandlung aber unter seinem Namen, auf eine mildere Weise umsichtig über „Gesangbuchsreform" ausgesprochen, nachdem die Gemüther in Würtemberg durch das Erscheinen des Knapp'schen Liederschatzes bereits vorbereitet waren und nach etwas Besserem sich zu sehnen angefangen hatten. Bereits hatte auch auf Danns Anregung im Dezember 1836 die Stuttgarter Stadtgeistlichkeit in einer von A. Knapp verfaßten Eingabe an die evangelische Synode unter Darlegung des Nothstands die Bitte gestellt um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Landesgesangbuchs, und der König hatte auf eine deßhalb von der Synode eingereichte Darstellung der Beschaffenheit des seit 1791 bestehenden Landesgesangbuchs nach glücklich überwundenen Hindernissen, die das Ministerium Schlayer in den Weg legte, im September 1837 die Aufstellung einer Commission genehmigt, welche einen Anhang von 150—200 der besten evangelischen Gesänge zum Landesgesangbuch ausarbeiten sollte.

Mit Recht hat sich Kraz in seiner Schrift gegen einen solchen bloßen Anhang ausgesprochen als gegen einen „neuen Lappen auf einem unbrauchbaren Kleide, wodurch der Riß nur um so ärger werde," und auf

die vermehrten Kosten und finanziellen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, indem ein solcher Anhang bald ein ganz neues Gesangbuch nach sich ziehen müsse; klar hat er ausgesprochen, „es müsse ein ganz neues Gesangbuch aus dem alten werden, wenn gründlich geholfen werden soll." Damit verband er zugleich den Wunsch, den schon Bunsen ausgesprochen hatte, es möchte das Gesangbuch, ehe es ins Leben eingeführt wird, zuvor öffentlich, gleichsam als eine Anfrage an das Volk, vorgelegt werden. Alle diese von Kraz vorgebrachten Punkte, für die sich auch bald die öffentliche Stimme entschieden aussprach, erhielten ihre Gewährung: Eine aus den sieben Männern, Dr. Bahnmaier, Dr. Grüneisen, A. Knapp, Dr. Schwab (vgl. oben S. 304, 330, 345, 376), Pfarrer Bührer in Neckarrems, später in Birkach, welcher die biographischen Notizen über die Dichter und die Bibelstellen besorgte und nun als Sekretär der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart wirkt, Dekan Gleißberg in Blaufelden, jetzt in Cannstatt, und Oberconsistorial- und Studienrath, Prälat Dr. Klaiber († 8. Nov. 1850), bestehende Commission arbeitete nicht bloß einen Anhang, sondern ein ganz neues Gesangbuch mit 618 Liedern aus, und diese Commissionsarbeit wurde mit königlicher Genehmigung dd. 19. Juni 1839 vor aller weitern Berathung als Entwurf in Druck gegeben, damit über dessen Werth auch die öffentliche Stimme vernommen werden möge.

Kraz ist bei diesem Entwurf mit seinen für die Liederauswahl gesteckten engern Gränzen, welche ihm einerseits die Bibelsprache, andererseits der biblische Gedanke und dessen Ausleger, der Kirchenglaube, so wie der einem Liede nothwendige objektive Geist der Kirche sind, leider nicht durchgedrungen und von den Bearbeitern des Entwurfs weniger berücksichtigt worden. Dagegen verfuhr die Commission, wie sie es auch in der Vorrede zum Entwurf (S. 17) ausspricht, im Wesentlichen nach den von Dr. Grüneisen in seiner Abhandlung über Gesangbuchsreform entwickelten mildern Grundsätzen unter Festsetzung möglichst weiter Gränzen, innerhalb welcher keine Ansicht und Schule ausschließlich Raum finden sollte. Ebenso hatte auch Schleiermacher aus Veranlassung der Abfassung des Berliner Gesangbuchs von 1829 für die, welche durch Vorrichtung eines Gesangbuchs die Gemeinschaft befördern wollen, den milden Grundsatz ausgesprochen, welcher allein vor Zertrennung bewahre und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens, wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden, — „es müsse Sorge „getragen werden, daß Jeder, der in dem Erlöser die höchste Gabe und

„herrlichste Offenbarung Gottes anerkennt, wie er auch in den einzelnen „näheren Bezügen dieses Glaubens denken und meinen möge, in dem „Buch Erbauung und Stärkung finde, es sey im Wesentlichen das positive Element des Christenthums festzuhalten, aber in einer Fassung, „womit sowohl derjenige, welcher die christlichen Ideen mehr durch Nachdenken fortbildet und anwendet, wie der Andere, der sich strenger an „Bild und Buchstabe der Schriftlehre hängt, ohne Anstoß und Störung „sich vereinigen möge." In diesem Sinne hatten sich die Bearbeiter des Berliner Gesangbuchs in der Vorrede S. IV ausgesprochen, indem sie bekennen, „es sey ihnen obgelegen, von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buchs in Einklang bringen läßt."

In der Feststellung des Textes, in der Textbehandlung galt als Grundsatz, die einzelnen Lieder so viel möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder zu geben, da aber, wo veraltete, jetzt unverständliche Ausdrücke, wo ein für die jetzige Empfindungsweise abstoßendes Bild oder ein mit geläuterten Begriffen nicht im Einklang stehender Gedanke ein sonst treffliches Lied unerbaulich machen, eine möglichst im Tone der Urschrift und ihrer Zeit sich haltende Herstellung unter Versetzung in die Stimmung und Absicht des Verfassers zu versuchen. Doch wurde auch dieser Grundsatz weniger consequent vom biblisch-kirchlichen Standpunkt aus durchgeführt, als Bunsen und Kraz es beantragt hatten.

Nach solchen Grundsätzen, welche die Mitte halten zwischen den von Bunsen und Kraz ausgesprochenen streng kirchlichen und den von A. Knapp das Alterthümliche oft zu wenig beachtenden und zu viel Aenderungen zulassenden Grundsätzen, wurde der Entwurf der öffentlichen Prüfung der Gesammtgemeinde übergeben, was ein nicht genug zu schätzender Schritt der obersten Kirchenleitung war. Es bildete sich nämlich nun ein reges, hymnologisches Interesse unter den Geistlichen des Landes, und die öffentliche Stimme, besonders der geistlichen Diöcesanvereine, konnte sich sattsam aussprechen, wofür ein eigenes Blatt von Pfarrer Hartmann in Hochberg, jetzt in Steinenberg, unter dem Titel: „Kirchenblatt" gegründet wurde und wovon eine „summarische Zusammenstellung durch M. C. G. Römer, Diakonus in Langenau. Besigheim 1840." erschien. Ohne Kampf, namentlich mit dem einseitig rationellen Element und der eingewohnten bloßen Ver-

standesrichtung gieng es nicht ab, so daß selbst Einer dieser Richtung klagen mochte, es werde in dem Entwurf das Lichtvolle dem Affektvollen nachgesetzt. Gerade aber Männer der entschiedensten frommen Richtung und die Urtheilsfähigen im Volke nahmen den Entwurf im Ganzen sehr günstig auf. G. Schwab insbesondere hat in einem Beiblatt zum Schwäbischen Merkur im Dezember 1839 den Entwurf auf eine eben so geist- als gemüthvolle Weise gegen die Anfechtungen des Rationalismus und Halbglaubens in Schutz genommen. So ward derselbe nun endlich, nachdem die Commission ihn nach den laut gewordenen Wünschen und Ansichten, unter welchen namentlich A. Knapps „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf. Stuttg. 1840.“ und des damaligen Marbacher Diakonus, jetzigen Professors der Theologie in Tübingen, Christian Palmer, „Revision des neuen Gesangbuchsentwurfs“ in den Stirm'schen Studien der Würtemb. Geistlichkeit. 1840. XII. 1—42 die hervorragendste und einflußreichste Stelle einnehmen, noch einmal überarbeitet hatte, der durch dreißig Geistliche aus den verschiedenen Theilen des Landes verstärkten Landessynode im Sommer 1841 zum endlichen Abschluß vorgelegt und von dieser unter wesentlichem Festhalten an den obigen Grundsätzen, jedoch mit noch etwas mehr Rücksicht auf das gediegene Alte, ausgearbeitet und im J. 1842 als Landesgesangbuch hinausgegeben, vom Volk mit Freudigkeit begrüßt, zum Theil unter nicht geringen Opfern begierig angeschafft und mitten in einer theuren Zeit mit Leichtigkeit eingeführt. So wurden allein in meiner frühern aus 1500 Seelen bestehenden Dorfgemeinde zu Großaspach auf die erste Ankündigung im Lauf einer einzigen Woche 700 Exemplare bestellt und das Gesangbuch war in acht Tagen eingeführt. Es war ein wahres Wunder der göttlichen Gnade, daß dieses Buch, dem als Kindlein so Viele nach dem Leben standen, das Eigenthum der Würtembergischen Landeskirche geworden ist.

So hat dieselbe nun durch die besonderste Huld des Herrn und als eine Frucht vieler Gebete vor allen deutschen Ländern das erste Landesgesangbuch erhalten, in welchem die alten Kirchenlieder mit ihrem ursprünglichen Text wieder zu Ehren gekommen sind und das wahrhaft kirchliche Bedürfniß wieder geachtet worden ist, während erst noch im J. 1836 die evangelische Kirche Badens ein Gesangbuch erhalten hatte, in welchem mit den alten Liedern sehr frei und zum Theil rücksichtslos modernisirend verfahren wurde. Als ein schöner Anfang auf der Bahn der Gesangbuchsreform und wegen seiner trefflichen, alten Kernlieder,

deren es bei 300 mit möglichster Schonung der ursprünglichen Fassung dem Volke wieder zu freiem Gebrauch in die Hände giebt, ist dieses W. Gesangbuch mit Dank und Freude zu begrüßen. Zu bedauern ist jedoch, daß es immer noch viel zu wenig Lieder von objektiv-kirchlichem Geist und aus der Blüthezeit des Kirchenlieds, aus dem siebenzehnten Jahrhundert, dagegen noch viel zu viel Lieder aus der dürresten Zeit des Kirchenlieds, aus der Gellert-Klopstock'schen Periode, in sich schließt, und auch bei der Behandlung des Textes die bibelkräftigen Formen und Ausdrucksarten nicht immer gleichmäßig genug geachtet und geschont worden sind. So klebt dem Ganzen, welchem man es wohl ansieht, daß es nicht aus Einem Gusse ist, noch eine Halbheit an. Dieselbe rührt daher, daß die von den Verhältnissen gebotene Rücksicht auf Andersdenkende, somit auf den äußern Kirchenfrieden beim Uebergang vom Alten zum Neuen, bei Abfassung desselben zu überwiegend war und man deßhalb noch Concessionen an die Freunde des 1791er Gesangbuchs machen zu müssen glaubte, mit welchen dieselben aber doch nicht zufrieden waren, während die Gemeinde dadurch um 100—150 ächte Kernlieder ärmer ist, denen durch die vielen der Idee eines Kirchenlieds durchaus nicht entsprechenden Lieder der Platz versperrt ist. Das Ganze ist schon mit einem Gantvergleich verglichen worden, wobei man statt der vollen Schuldsumme nur ungefähr 60—70 Procent erhielt. Dr. Daniel äußert sich daher auch in der Einleitung zu seinem evangelischen Kirchengesangbuch über das Würtemb. Gesangbuch so, daß es ihm ein Beweis ist, wie wenig man sich noch entschließen kann, streng und consequent zu seyn. „Welch eine „Fülle subjektiver Liederpoesie," so ruft er über dasselbe aus, „welch eine „Menge von Gesängen, die man nicht als Gemeindegesänge anerkennen „mag, wie viele, welche nicht die edle Einfachheit des Kirchenstyls an „sich tragen!"

Diesem übrigens bis jetzt besten Gesangbuch einer größern evangelischen Landeskirche,* das für Würtemberg zum größten Segen und zur

* Schon im J. 1835 erschien das nach den Reformgrundsätzen bearbeitete Elberfelder Gesangbuch — nach den Beschlüssen der Synoden von Jülich, Cleve und Berg und der Grafschaft Mark. Im J. 1841 trat unter Berücksichtigung des Würtemb. Gesangbuchsentwurfs von einer Commission bearbeitet und mit 614 Liedern ausgestattet als ein völlig neues Gesangbuch zu Danzig die vierte Ausgabe des „Gesangbuchs für den evangelischen Gottesdienst in Danzig" ans Licht, wodurch alle ältern Ausgaben außer Gebrauch gesetzt werden sollten. Es sind darinn zwar viele spezielle Morallieder abgethan und an ihre Stelle gute neue und

Weckung und Belebung eines kirchlicheren Geistes dient und bereits auch im Fürstenthum Birkenfeld und in manchen Gemeinden Nordamerika's

---

bewährte ältere Glaubenslieder gesetzt; dennoch ist das ächte Prinzip der Gesangbuchsreform nicht durchgreifend genug angewandt und namentlich der Text der Lieder viel zu oft und unnöthig geändert. Dasselbe ist der Fall bei dem neuen Hamburger Gesangbuch vom J. 1843* und dem neuen „Nassauischen Landesgesangbuch. Siegen 1845.“ Im J. 1844 erschien ein „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Stadtkirchen zu Leipzig“, bei welchem jedoch gegenüber von dem alten kein bedeutenderer Fortschritt wahrzunehmen, vielmehr erst wieder eine neue Gesangbuchsnoth bereitet ist. Die 675 Nummern dieses Gesangbuchs enthalten nämlich eine Menge moderner, moralisirender und rhetorisirender Lieder aus der Gellert-Klopstock'schen Periode mit den willkührlichsten Textveränderungen. Eine günstigere Aussicht für das Zustandekommen eines gediegenen ächt kirchlichen Landesgesangbuchs eröffnet sich im protestantischen Baiern. Hier haben schon im J. 1844 die beiden Generalsynoden den gemeinsamen Antrag auf Herstellung eines neuen Gesangbuchs gestellt, weil das seit 1817 eingeführte eine große Zahl von Liedern enthält, die mit dem Bekenntniß der lutherischen Kirche nicht übereinstimmen und überhaupt nicht werth sind, in einem evangelischen Liederbuch zu stehen, wie denn auch die deutsch-katholische Gemeinde zu Nürnberg dasselbe für ihren Gebrauch ohne Bedenken angenommen hat. Eine im Mai 1845 aus Dekan Stöber von Pappenheim, Pfarrer Dr. Bähr zu München und Pfarrer Puchta zu Eyb zusammengesetzte Commission hatte nun den „Entwurf eines Gesangbuchs für die protestantische Kirche diesseits des Rheins“ mit 540 Liedern ausgearbeitet, welcher 1848 zu Sulzbach gedruckt erschien. Derselbe hat aber offenbar zu einseitig und fast ausschließlich die ältern Lieder und unter diesen nicht einmal die Kernlieder, sondern viele sehr unbedeutende und ganz obscuren Dichtern angehörende Lieder berücksichtigt, während außer Liedern von Gellert, Münter und Cramer keinerlei neuere, z. B. nicht einmal das weitverbreitete „Himmelan, nur himmelan“ des Nürnberger Dichters Schöner, irgend welche Berücksichtigung fanden. Mit Recht hat deßhalb die Generalsynode des Jahrs 1849 diesen Entwurf verworfen und die mit drei neuen Mitgliedern verstärkte Commission zur Ausarbeitung eines neuen Entwurfs veranlaßt, der denn auch in befriedigenderer Gestalt mit 573 Liedern, worunter 93 des ersten Entwurfs weggelassen und 126 neu aufgenommen sind, im J. 1852 zu Nürnberg bei Sebald erschien. Das Grundprinzip dabei war möglichst treue, unverfälschte Erhaltung der Originaltexte und vollständige Repräsentation aller Perioden unserer kirchlichen Poesie bis auf die neuesten Erzeugnisse herab. Als Privatarbeit hatte dazwischenhinein Pfarrer Dr. Wiener in Kurzenaltheim bei Gunzenhausen den Entwurf eines Landesgesangbuchs mit 564 guten Kernliedern erscheinen lassen unter dem Titel: „Geistliches Gesangbuch mit Dr. Martin Luthers und andern auserlesenen Liedern, nebst deren Singweisen. Nürnb. 1848.“ Auch im Großherzogthum Hessen ist nun wenig-

---

* Unter der Leitung des bekannten Hymnologen A. J. Rambach, Seniors des Hamburger geistlichen Ministeriums, arbeitete daran zehn Jahre lang seit 1832 eine besondere aus den Predigern Dr. Strauch, Pastor zu St. Nikolai, Archidiakonus Evers zu Jakobi († 21. Merz 1837), Archidiakonus Freudentheil zu St. Nikolai (s. oben S. 327), Diakonus John zu St. Petri und Diakonus Dr. Geffken zu St. Michaelis, nunmehrigem Mitglied der Commission für Ausarbeitung des allgemein deutschen Gesangbuchs, zusammengesetzt gewesene Commission. Am 24. Sept. 1842 wurde die Einführung dieses Gesangbuchs vom Hamburger Senat genehmigt.

eingeführt ist, werden sicherlich mit der Zeit noch bessere in Deutschland nachfolgen. Die Bahn ist nun einmal wenigstens in einem deutschen Lande für eine ächte Gesangbuchsreform gebrochen und der wahre Begriff eines Kirchenlieds, in dem vor Allem der objektive Geist der Kirche in der edlen Einfalt und Kraft der Allen gemeinschaftlichen und verständlichen Bibelsprache sich kund geben muß, wird immer mehr erkannt werden und in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Vielleicht daß Würtemberg, wie es einer der ersten deutschen Staaten war, der im Zoll- und Handelswesen unter den deutschen Stämmen brüderliche Eintracht und Einigung anbahnte, auch durch sein Gesangbuch nun geistliche Liedereintracht in Deutschland anzubahnen berufen ist, also daß in allen deutschen evangelischen Landen, wenn auch kein gemeinsames deutsches Gesangbuch zu Stande kommen sollte, weil doch in jeder Gegend oder Provinz die seit lange einheimischen oder von heimischen Dichtern stammenden Lieder ein besonderes Anrecht haben und neben der kirchlichen Einheit doch auch die Freiheit der Gemeinden und Prediger zu achten ist, wenigstens einige Hundert ältere Kernlieder in gleicher Fassung wieder als symbolische und liturgisch feststehende Hauptlieder das Gemeingut aller evangelischen Gemeinden Deutschlands werden und die Zersplitterung aufhört, bei der es fast eben so viele Varianten von einem Lied giebt, als Länder oder Hauptstädte in Deutschland sind, oder, wie es Daniel Schubart in seiner naiven Weise beklagte, „ein Handwerkspürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin kein geistlich Lied mehr in brüderlicher Eintracht singen kann." Das Gesangbuch ist nächst der Bibel das wichtigste und verbreitetste Volksbuch. Nächst Luthers Bibel wäre daher auch nichts so geeignet, die Einheit des Glaubens und des Geistes im deutschen Volke zu fördern, als ein gemeinsames deutsches Gesangbuch. Daß dieser Wunsch seine Gewährung finde, dafür hat zunächst die große, zum Beginn des Jahrs 1846 zu Berlin abgehaltene evangelische Synode gewirkt, indem sie beschlossen hat, eine Einigung über 300 allen evangelischen Landesgesangbüchern einzuverleibende Kernlieder herbeizuführen. Diesen

---

stens eine Stimme laut geworden, die laut und eindringlich die hessische Gesangbuchsnoth schildert und Abhülfe begehrt. Es ist dieß eine Schrift des evangelischen Pfarrvikars Wilh. Baur zu Arheiligen: „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth in Hessen. Frankf. 1852." Das für die reformirte Gemeinde in Lübeck 1839 bearbeitete Gesangbuch ist schon oben S. 441 erwähnt.

Gedanken faßte nach den inzwischen eingetretenen Sturmjahren der im J. 1851 zu Elberfeld versammelt gewesene evangelische Kirchentag wieder auf und beschloß „die Aufstellung eines Canons altreformatorischer, allen „Evangelischen gemeinsamer Lieder nach einem gleichen Texte, um welchen „als Kern sich die jeder Landeskirche eigenthümlichen Lieder anschließen „könnten, so daß die Mannigfaltigkeit mit der historischen Einheit in „diesem Theil des kirchlichen Cultus erhalten oder wiederhergestellt werde." Die schon auf dem zu Stuttgart im J. 1851 gehaltenen Kirchentage angebahnte, am 3. Juni 1852 unter dem Vorsitz des Oberhofpredigers **Dr.** Grüneisen zum erstenmal zu Eisenach versammelte Kirchenconferenz von Vertretern verschiedener evangelischer Kirchenregimente beschloß sofort am 4. Juni die Niedersetzung einer aus **Dr.** Vilmar, Consistorialrath in Cassel, Ministerialrath **Dr.** Bähr in Carlsruhe, Wackernagel in Elberfeld, **Dr.** Daniel in Halle, Pastor Geffken in Hamburg und für die musikalischen Partien aus Freiherrn v. Tucher in Neuburg und **Dr.** Faißt in Stuttgart bestehenden Commission, welche einen für alle evangelischen Landesgesangbücher gemeinsamen Grundstock von 150 objektiv kirchlichen, für den Gemeindegottesdienst mit Rücksicht auf das Kirchenjahr auszuwählenden und wo möglich in ursprünglicher Gestalt wieder zu gebenden Kernliedern schaffen solle.

Zu erwähnen ist hier gelegentlich noch die erfreuliche Erscheinung, daß man seit mehr als einem Jahrzehnd nun auch auf Universitäten angefangen hat, die Hymnologie als eine theologische akademische Fachwissenschaft zu betreiben und die heranzubildenden Prediger mit der Gesangbuchssache und dem Liederschatz der evangelischen Kirche, so wie mit der Geschichte des Kirchenlieds vertraut zu machen. Professor Marks in Halle machte hierinn 1839 den Anfang; ihm folgte, — ohne von seinem Vorgang zu wissen, **Dr.** Joh. Peter Lange, Professor der Kirchengeschichte in Zürich, im Sommer 1842. Rücksicht darauf nahm auch **Dr.** C. R. Hagenbach zu Basel in seinen Vorlesungen über die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, welche erstmals 1842 und 1843 und nun bereits in zweiter Auflage 1848 und 1849 im Druck erschienen. Als eine Frucht der Bemühungen Lange's und zugleich als eine tüchtige Grundlegung zum wissenschaftlichen Anbau der Hymnologie ist zu begrüßen: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich 1843." Möchten solche Vorgänge bald allerwärts

auf den deutschen Universitäten und in theologischen Seminarien Nachahmung finden!*

Auch in der katholischen Kirche wird in der Neuzeit eine ähnliche Gesangbuchsreform wie in der evangelischen Kirche anzustreben versucht. Hat man sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Kirche, wie einer ihrer Stimmführer es beklagt, „vor den Augen der Protestanten", die allerwärts mit ihren modernen Gesangbüchern prangten, der alterthümlichen deutschen Lieder, wie sie an den hohen Festen, Marien- und Heiligentagen, Bittgängen, Wall- und Kirchfahrten gebräuchlich waren, „zu schämen angefangen", sie beseitigt und dafür sogar protestantische moderne Lieder eingeführt, wie z. B. auch noch in dem v. Wessenberg'schen Gesangbuch für das Bisthum Constanz vom J. 1828: so ist man nun durch den Vorgang der Protestanten, die alte Liederherrlichkeit ihrer Kirche wieder zu Ehren zu bringen und die vergrabenen Liederschätze wieder zu Tage zu fördern und der Gemeinde zum Gebrauch in die Hände zu geben, in gutem Sinne zur Nachahmung gereizt worden und hat angefangen, sich auch wieder nach den verlorenen Gütern der eigenen Kirche zu sehnen, die deutschen katholischen Gesänge aus ältern Zeiten wieder aufzusuchen und vom kirchlichen Standpunkt des Dogma's und Symbols aus die deutschen Gesangbücher zu reformiren sowohl in Betreff der Rückkehr zu den ältern, als auch in Betreff der Aufnahme neuerer Lieder.

Die erste Regung in dieser Hinsicht zeigt sich in dem Erscheinen der „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit. Landshut 1831." Es ist darinn auf das Leisentritt'sche und Corner'sche Gesangbuch als die Quellen des altkatholischen deutschen Kirchengesangs zurückgegangen und aus diesen, so wie aus fliegenden, von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sich herschreibenden Blättern, mit Ausschluß aller Uebersetzungen lateinischer Hymnen &c., eine Auswahl von deutschen Fest-, Marien- und Heiligenliedern, so wie von 24 Liedern verschiedenen Inhalts, zusammen von 100 Liedern, unter welche aber auch Lieder protestantischen Ursprungs eingeschlichen sind, dargeboten. Eine Reformabsicht in Bezug auf die kirchliche Gegenwart tritt hier noch nicht zu Tage, es ist vielmehr bloß das literarische Interesse dabei ins Auge gefaßt, wenn die Vorrede sich dahin äußert: „Die deutschen katholischen Gesänge aus älterer Zeit sind größtentheils nicht nur aus unsern Tem-

* Von Dr. Palmer wird dieß nun auch in Tübingen geschehen.

peln verschwunden, sondern auch aus den Bibliotheken. Obwohl es nun eine vergebliche Mühe wäre, diese Lieder, wie sie in ihrer Zeit gelebt und gewirkt, zusammt wieder zu erwecken und einzuführen zu christlicher Erbauung, so mag es doch als eine nicht unverdienstliche Arbeit gelten, wenn man sie wenigstens für die Literatur zu erhalten sucht, theils schon aus Achtung und Dankbarkeit für die edlen Bestrebungen unserer religiösen Vorfahren, theils auch, um sie für die künstlerische Beschauung und Nachahmung vor Augen zu stellen."

Von anderer Seite zeigt sich ein Zurückgehen auf die alten Kirchengesänge fremder Sprachen, um dieselben durch deutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen zum Gemeingut zu machen. Namentlich ist hier Diepenbrock mit seinem 1829 erschienen „geistlichen Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten" (S. 431) ein leuchtendes Vorbild. Auch Fr. Schlosser, der z. B. eine Uebersetzung der „Liebeskämpfe des Franz von Assisi" aus dem Italienischen schon im J. 1826 gegeben hat, ist hier besonders zu nennen und Johannes Peter Silbert,* besonders glücklich in poetischen Uebersetzungen fremder Sprachen, mit seinem „Dom heiliger Sänger oder fromme Gesänge der Vorzeit, aus verschiedenen Sprachen übersetzt und bearbeitet. Mit einer Vorrede von Fr. v. Schlegel. Wien 1835." Deßgleichen Joh. Chr. Zabucsnig, der in drei Bänden zu Augsburg 1830 eine Uebertragung der katholischen Kirchengesänge ins Deutsche gegeben hat.

Aehnlich wie Bunsen in der evangelischen Kirche mit seinem „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs" im J. 1833, so will nun in der katholischen Kirche Pfarrer Heinrich Bone zu Bedburg eine Gesangbuchsreform anbahnen. Er gab deßhalb das schätzenswerthe Werk heraus: „Cantate! Katholisches Gesangbuch nebst Gebeten und Andachten für alle Zeiten und Feste des Kirchenjahres. Nach den alten, sonst allgemein gebräuchlichen Gesängen und Andachten, so wie nach dem lateinischen Kirchenritus bearbeitet. Mainz 1847." In der 40 Seiten umfassenden Vorrede spricht er sich zunächst dahin aus, daß zwar durchaus an der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, jedenfalls für die priesterliche Seite desselben, festgehalten werden müsse, es aber gleichwohl am Platze sey, für die volksthümliche Seite desselben, die sich in der Versammlung der Gemeinde, in öffentlichem Gesang und Gebet er-

* Auch schon in seiner „heiligen Lyra. Wien. 2. Aufl. 1820." finden sich poetische Uebersetzungen der Hymnen des h. Bernhards.

weist, sey es im Anschluß an priesterliche Verrichtung, oder abgesondert davon, wenn gleich auch im letztern Fall unter priesterlicher Leitung, ein deutsches Gesangbuch zu bieten, durch welches gute, gediegene Gesänge stereotyp würden. Dann beklagt er die Modernisirung, Verstümmelung, ja Beiseitsetzung der alten deutschen Lieder und die Einführung neuer Lieder, deren Haupterforderniß modernes Hochdeutsch, möglichst wenig Kühnheit und Wärme und ebenso möglichst wenig Dogma und Symbol gewesen seyen. Seine Canones für Aufnahme und Gestaltung der Lieder spricht er sofort dahin aus: „Möglichste Rücksicht auf die alten Lieder; dieselben aber wörtlich aufzunehmen geht nicht immer an, weil manches in Sprache und Färbung nun einmal der jetzigen Schulbildung entfremdet ist; einziger Weg zum Rechten kann nur der historische seyn — alte Lieder mit treuer Anhänglichkeit und nach nothwendigen Anforderungen umzugestalten. Neuere Lieder sollen nur aufgenommen werden, wenn sie in einem liebevollen Studium des Alten wurzeln, wie ja auch unser jetziger Kirchenbau sich nur an dem Geiste des Alten belebt und erleuchtet, und wenn sie nicht bloß einen allgemein religiösen Charakter an sich tragen, sondern von eigentlichen Dogmen getragen werden und eine kirchliche, volksthümlich als solche traditionirte Sprache haben." Nach diesen Grundsätzen bietet denn nun Bone 385 deutsche Gesänge dar, von welchen für die ältern, aber freilich mannigfach überarbeiteten deutschen das „Cölnische Psälterlein" vom J. 1647 die Grundlage bildet, für die neueren eine sorgfältige Auswahl stattfand. Er hat als begabter Dichter auch eigene Lieder dazu geliefert, die ihre Grundwurzel aber, wie er selbst sagt, im Alten haben, und die Uebersetzungen der alten lateinischen Lieder sind sämmtlich von ihm.

Darauf fortbauend hat bereits in Würtemberg, wo erst noch im J. 1837 in der katholischen Kirche ein Gesangbuch eingeführt worden war, welches mit modernen und schonungslos modernisirten ältern Liedern angefüllt ist, der bereits als Dichter genannte Stadtpfarrer und Garnisonsprediger Eduard Vogt zu Ludwigsburg (S. 433) im „kirchlichen Volksblatt aus der Diöcese Rottenburg. Jahrg. 1848." unter dem 15. Okt. ein Gesangbuch beantragt, in welchem die Lieder der neuern katholischen Gesangbücher, die meist von seichter Allgemeinheit, von so wenig scharf ausgeprägtem dogmatischem Gehalt und so schwach in Form und Ausdruck seyen, daß fast keines als ein freudiger Besitz in Gedächtniß und Herz sich einpräge, zu entfernen wären, dagegen das vorhandene Gediegene,

Classische aufgenommen und mit schonender Berücksichtigung der ältern Form — nur wie es die Rücksicht auf die jetzige Bildungsstufe der Sprache erfordere, bearbeitet — wieder gegeben werden solle. Dabei hat er namentlich auf den Vorgang der evangelischen Kirche Würtembergs hingewiesen, indem er sagt: „Die Protestanten in Würtemberg hat bei Abfassung ihres neuen Gesangbuchs von 1843 ein guter Takt geleitet; sie sind aufs Alte zurückgegangen und haben jenen Liedern den Vorzug gegeben, in denen körnigte Kraft mit Innigkeit des Gefühls und einem Ausdrucke ihres Glaubens verbunden ist. Sollten wir Katholiken es nicht längst so gemacht haben?" Er hat deßhalb auch in dem genannten Volksblatte, dessen Redakteur er damals war, von Zeit zu Zeit katholische alte Kernlieder, die er und Andere seit Jahren gesammelt hatten, so wie eigene Uebersetzungen lateinischer Hymnen mitgetheilt und zugleich auf den alten Melodienschatz der katholischen Kirche für solche Lieder aufmerksam gemacht, wie denn im J. 1845 und 1847 zu Augsburg bei M. Rieger zwei Bände erschienen sind unter dem Titel: „**Cantica spiritualia** oder Auswahl der schönsten geistlichen Lieder älterer Zeit in ihren originalen Singweisen." Zur praktischen Ausführung brachte diesen Vorschlag Vogts Stadtpfarrer Georg Kautzer in Laupheim, früher in Stuttgart, wo er als Kanzelredner sehr beliebt war, durch Herausgabe folgenden, 154 deutsche Lieder katholischen Ursprungs umfassenden Werks: „Katholisches Gesangbuch aus der Diöcese Rottenburg. Tüb. 1850." Er hat dazu auch einige eigene Lieder gegeben.

Solche Stimmen sind übrigens bis jetzt offiziell noch nirgends beachtet worden und das Bone'sche Gesangbuch, an das sich Kautzer vielfach gehalten hat, hat sich bis heute noch keiner Einführung im gottesdienstlichen Gebrauch zu erfreuen gehabt. Die Sache ist erst im Werden. Neuerdings hat übrigens Fr. Bollens in der Schrift: „Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche rc. Tüb. 1851." diese Angelegenheit wieder zur Sprache gebracht und sich sehr entschieden und lebhaft gegen die Verweltlichung des alten katholischen Kirchengesangs und für eine durchgreifende und allgemeine Wiederbelebung und Wiederherstellung des deutschen katholischen Kirchengesangs ausgesprochen und dabei zum Schlusse ausgerufen: „Wird jetzt die katholische Kirche, wo sie befreit ist „von dem Einfluß despotischer Staatsgewalten, weniger Sorgfalt auf „den Kirchengesang verwenden, als ehmals? — Das kann und wird sie „nicht! Die Bischöfe Deutschlands werden hier so gut, wie in anderer

„Hinsicht, ihre Hirtensorgfalt offenbaren; alle würdigen Priester werden „ihnen getreu zur Seite stehen und das ganze katholische Volk wird mit „freudigem Danke das vielhundertjährige Erbtheil seiner Väter, den alten „katholischen Kirchengesang, wieder in Empfang nehmen."

Mit der Reform der Gesangbücher geht naturgemäß **die Reform der Choralbücher** Hand in Hand.

Schon in der vorigen Periode erhoben sich in der evangelischen Kirche manche Stimmen laut für die Nothwendigkeit der Verbesserung des **Kirchengesangs** und die Klagen über den Verfall des Musikalisch-Liturgischen wurden immer größer, verhallten jedoch lange noch spurlos, indem gerade die Pfleger des Gottesdienstes, die Geistlichen, fast keinen Sinn und keine Bildung für die kirchliche Liturgik mehr hatten. Schon Herder hatte in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. IV. S. 303 gemahnt, man solle doch dem Gottesdienst eine Art Würde und Feierlichkeit des Alterthums erhalten; der Kirchengesang höre ja fast auf, Choralgesang zu seyn. Ganze Bücher wurden deßhalb geschrieben, wie z. B. die Hymnologie Schmieders vom J. 1789 — doch vergeblich. Endlich kam man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken, für die Verbesserung des Kirchengesangs zu sorgen, indem man der Bildung des Gesangs in den Schulen besondere Aufmerksamkeit widme. Pestalozzi gab die Idee dazu und seine Schüler Pfeifer und Nägeli, Vorstand einer Musikalienhandlung in Zürich (geb. 1773, † 1836), bewirkten die allgemeinere Einführung und Verbesserung des Gesangunterrichts in den Volksschulen durch ihr zu Zürich im J. 1810 erschienenes Werk: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Mich. Traug. Pfeifer und methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli." Nun erschienen der Reihe nach eine Menge von Gesanglehren für Volksschulen und von ein-, zwei- und dreistimmigen Schulchoral- und Schulgesangbüchern, und an vielen Orten wurde der Gesangunterricht in der Schule mit Eifer betrieben. Namentlich bildeten sich auch in Städten nicht bloß, sondern selbst auf manchen Dörfern Sängerchöre von Schulkindern oder ledigen Leuten, die theils den Gemeindegesang unterstützten, theils mehrstimmige Chorgesänge aufführten.

Damit allein war aber noch nicht geholfen. Die Gleichgültigkeit, dem Gottesdienst durch Beförderung des Kirchengesangs mehr Feierlich-

keit zu geben, die religiöse Erkaltung mußte zuvor hinweggethan seyn. Und dieß geschah durch die Zeiten der Demüthigung in den Napoleonschen Kriegen und der Erhebung des deutschen Volks in den Freiheitskämpfen; nun regte sich mit der neubelebten Religiosität auch der Sinn für Verschönerung des äußern Cultus und der Verbesserung der kirchlichen Musik. Friedrich Wilhelm III., der Preußenkönig, gieng hierinn voran, kaum nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft und die Noth abgewandt war. Epoche macht nämlich sein deßhalb unter dem 17. Sept. 1814 erlassenes Publicandum, „die einzuleitende Reform des öffentlichen Gottesdienstes der Protestanten betreffend". Mit Entschiedenheit wird als Hauptmangel in der seitherigen Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes das hervorgehoben, daß die Predigt als der allein wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste sey. Damit war angedeutet, daß neben der Predigt, als dem Mittelpunkt, dennoch auch Gebet und Gesang oder die Liturgie ihre wesentliche Bedeutung haben und in solcher erkannt werden müssen, indem namentlich die kirchliche Musik, und vor Allem der Kirchengesang, gehoben wird. Zugleich setzte dieses Publicandum eine besondere Kirchenverbesserungscommission ein und sprach klar aus: „Die „Mängel beim Gottesdienst sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, „wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den „Kampf und die Siege des Vaterlands neubelebte religiöse Sinn des „Volks das Bedürfniß, sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszu„sprechen, lebhaft und tief gefühlt hat." Damit war die Anregung zur Erörterung der Reformen im Gottesdienst nicht nur in Preußen, das dadurch nach der im J. 1817 zu Stand gekommenen Vereinigung der Reformirten und Lutheraner im J. 1821 die bekannte „Agende für die evangelische Kirche" erhielt, sondern auch im ganzen evangelischen Deutschland gegeben; mehr und mehr kam es zum Bewußtseyn, daß der protestantische Cultus zu nüchtern und trocken sey, und deßhalb besser belebt und verherrlicht werden müsse.

Die Hauptstimme für die nun als nöthig erkannte Veredlung und Belebung des protestantischen Cultus erhob Oberconsistorialrath B. Christian L. Natorp in Münster* durch seine bedeutungsvolle Schrift: „Ueber

* Geb. 12. Nov. 1774 zu Werden an der Ruhr, † 8. Febr. 1846 als Oberconsistorialrath und Vicegeneralsuperintendent der Provinz West-

den Gesang in den Kirchen der Protestanten, ein Beitrag zu den Vorarbeiten der Synoden für die Veredlung der Liturgie. Essen 1817.", welche er zur Feier des Reformationsjubiläums der Provinzialsynode der Grafschaft Mark überreichte. Bald darauf erklärten sich sehr ehrenwerthe Schriftsteller aufs Lebhafteste dafür, daß bei Veredlung der kirchlichen Musik der Choral und dessen Begleitung vor Allem wieder zur alten Würde und Einfalt zurückgeführt werden müsse; so namentlich: Klamer W. Frantz, Pfarrer zu Oberbörnecke bei Egeln, in der Schrift: „Ueber die ältern Kirchenchoräle, durch Beispiele erläutert. Quedlinburg 1818." Er hatte schon zuvor im Druck erscheinen lassen: „Vorschläge zur Verbesserung des musikalischen Theils des Cultus. Quedlinburg 1816." und ein nun im J. 1848 in zweiter Auflage erschienenes „Choralbuch, enthaltend die bekanntesten und vorzüglichsten Choräle der protestantischen Kirche Deutschlands mit reinen Melodien und reinen, überall ausgeschriebenen Harmonien, zur Begründung eines würdevollen, harmonischen Kirchengesanges. Halberstadt 1811."* Im gleichen Sinne sprachen sich aus der Herrnhuter Lehrer Peter Mortimer** in der Schrift: „Der Choralgesang zur Zeit der Reformation. Berlin 1821." und der große Heidelberger Rechtsgelehrte, Dr. Anton Fr. Justus Thibaut*** in der Epoche machenden Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg 1825. 2. Aufl. 1826." In diesem Sinn erschienen denn auch mehrere neue Choralbücher, unter welchen besonders hervorzuheben sind: Dr. Joh. Fr. Naue's, Organisten und Universitätsmusikdirektors in Halle (geb. 17. Nov. 1787 daselbst): „Allgemeines evang. Choralbuch in Melodien, größtentheils aus den Urquellen berichtigt. Halle 1829." (251 Choräle) und J. Carl W. Niemeyers, Lehrers am Waisenhause in Halle (geb. 1780, † 1839): „Dreistimmiges Choralmelodienbuch in Ziffern für die Schulen der Franke'schen Stiftungen. Halle 1817."

---

phalen in Münster, ein um das Volksschulwesen sehr verdienter Mann. Nicht lange vor seinem Tode sprach er sich auch noch in seiner Quartalschrift für Religion 2c. I. über „die Erfordernisse eines guten Gesangbuchs" aus.

* Er war zuerst Collaborator an der Domschule zu Halberstadt, wo er auch im J. 1774 geboren wurde.

** Geb. 5. Dez. 1750 zu Puttenham in England. Er war Lehrer in verschiedenen Gemeinorten und starb den 8. Jan. 1828 zu Herrnhut.

*** Geb. 1772 zu Hameln, † 28. Merz 1840 als Professor der Rechte und geheimer Hofrath in Heidelberg. Ueber ihn erschienen von A. Fr. Baumstark „Blätter der Erinnerung für seine Verehrer und für die Freunde der reinen Tonkunst. Leipzig 1841."

nebst den neunzehn von demselben zu Leipzig 1831 herausgegebenen „Chorälen in den alten Kirchentonarten".

Namentlich war es die Idee des allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs beim Gottesdienst, wodurch man dem protestantischen Cultus aufhelfen und ihn veredeln und verherrlichen zu können glaubte. Die Anregung dieser Idee lag in dem in den reformirten Schweizerkantonen Zürich und Appenzell, besonders in der Stadt Zürich selbst und in dem Dorfe Wezikon (s. S. 266) blühenden vierstimmigen Gemeindegesang, in welchem die ganze Gemeinde, ohne alle Orgelbegleitung, nur mit einem Vorsänger, der nicht einmal den Akkord angiebt, die bedeutendsten Choräle singt. Aus der reformirten Kirche, welche sich im Nichtgebrauch der Orgel bis jetzt noch treu geblieben ist, so daß allerdings bei ihr ein Ersatz der Orgelharmonie durch Menschenstimmen nöthig wurde, sollte nun dieser vierstimmige Gemeindegesang auch in die lutherische Kirche, die bereits an der Orgel das herrlichste Instrument zum Ersatz der beim einstimmigen Gesang fehlenden Harmonie besitzt, übergepflanzt werden.

Hauptsächlich in Würtemberg fand diese Idee Anklang und lebhafte Unterstützung. Der Musiklehrer und nachmalige Stiftsorganist Conrad Kocher zu Stuttgart war es, der die Durchführung derselben zu seiner Lebensaufgabe machte und in einer besondern Schrift unter dem Titel: „Die Tonkunst in der Kirche oder Ideen zu einem allgemeinen vierstimmigen Choral- und einem Figuralgesang für einen kleinern Chor, nebst Ansichten über den Zweck der Kunst im Allgemeinen. Stuttgart 1823." seine Stimme dafür erhob, indem er zugleich in Stuttgart zur praktischen Durchführung dieser Idee einen sogenannten „Kirchengesangverein" errichtete.

In demselben Jahr 1823 noch empfahl die im November versammelt gewesene Generalsynode durch ein Circular dd. 29. Nov. allen Kirchenconventen des Landes die Errichtung von Gesangchören und Gesangschulen der Erwachsenen nach der in der Kocher'schen Schrift entwickelten Idee und nach dem Vorgang des Stuttgarter Kirchengesangvereins. Namentlich sollte mit den Schulkindern der methodische Gesangunterricht fleißig und so betrieben werden, daß er mit dem kirchlichen und insbesondere auch vierstimmigen Choralgesang in möglichst genaue und wirksame Beziehung gesetzt werde. Zu diesem Zweck setzte sich Kocher in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Universitätsmusik-

direktor Fr. Silcher in Tübingen und dem Musikdirektor am Schullehrerseminar in Eßlingen, J. G. Frech, und gab mit ihnen im J. 1824—1826 als eine Auswahl von Liedern und Melodien des Landesgesangbuchs 262 Choräle vierstimmig gesetzt unter dem Titel: „Vierstimmige Gesänge der evangelischen Kirche in einzelnen Stimmen" heraus.

Wenige Jahre später folgte diesen vierstimmigen Singheften, von denselben Männern auf höhern Befehl bearbeitet, ein neues Choralbuch, das alle diese vierstimmigen Gesänge enthielt, unter dem Titel: „Vierstimmiges Choralbuch für Orgel- und Clavierspieler oder Melodien zu sämmtlichen Liedern des öffentlichen Gesangbuchs der evangelischen Kirche in Würtemberg, nebst einem Anhange, enthaltend eine Auswahl von den beliebtesten ältern Kirchenmelodien, von Vor- und Nachspielen ꝛc. von C. Kocher, F. Silcher und J. G. Frech. Stuttgart, bei Metzler. 1828." Am 12. Febr. 1828 ordnete ein Consistorialbefehl die Einführung dieses neuen Choralbuchs in den Kirchen und Schulen an, und das Knecht'sche Choralbuch war nach kaum fünfundzwanzigjährigem Bestand verdrängt.

Während Knecht für die Erneuerung des Gemeindegesangs einen mächtigen, ergreifenden, ja überwältigenden Ausdruck angestrebt hatte: strebten die Herausgeber dieses Choralbuchs für den gleichen Zweck Faßlichkeit, Reinheit und Würde an; während Knechts Choralbuch hauptsächlich für die Orgel berechnet war, damit diese mit ihrer Harmonie die Trägerin des einstimmigen Gemeindegesangs werde, und hierinn seine großen Vorzüge hat, dabei aber nach der chromatischen Tonleiter mit zu viel Dissonanzen angefüllt und zu gekünstelt war: sollte nun dieses neue Choralbuch nach den in der Vorrede zu demselben ausgesprochenen Grundsätzen ein Mittel seyn, durch Festhalten an der einfachen diatonischen Tonleiter die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Kirchengesangs zu fördern. „Diesem großen Zweck," heißt es in derselben, „haben wir „alle überflüssige Kunst absichtlich zum Opfer gebracht, überall die mög„lichste Einfachheit und Leichtigkeit bezweckt, vor Allem das natürliche „musikalische Gehör zu Rathe gezogen und eine Tonfolge gewählt, welche „nach vielfältigen Erfahrungen für die menschliche Stimme am bequem„sten und sichersten zu treffen ist. Bei einem Tonsatze, der die mehr„stimmige Ausführung dieser Melodien einer ganzen Ge„meinde möglich machen soll, mußten alle sogenannten Bindungen

„und vorhaltenden Töne und überhaupt alle diejenigen Dissonanzen, „welche der höhern Kirchenmusik und gebildeten Sängern angehören, „wegbleiben oder sie durften höchstens nur durchgehend vorkommen. In „eben dem Grade, wie die Mittel- und Unterstimmen von der Gemeinde „selbst übernommen werden, muß sich die Orgel zurückziehen, und wo ein-„mal ein vollständiger vierstimmiger Gesang eingeführt ist, ist sie eigent-„lich entbehrlich und dient nur noch dazu, Abwechslung und Mannig-„faltigkeit in den Gesang zu bringen. Aber auch noch ehe dieses Ziel „erreicht ist, soll, wenn die Gemeinde anstimmt, die Orgel in den Hinter-„grund treten, der Gesang der Menschenstimmen soll herrschen und die „Orgel sich dem Gesang dergestalt anschmiegen, daß sie selbst nur mit-„singe und der Unterschied zwischen ihren Tönen und den Tönen der „Menschenstimmen so viel als möglich verschwinde."

So entstand dieses Choralbuch von 1828, seit langer Zeit wieder das erste diatonische Choralbuch in Deutschland, weil man die Ansicht festhielt, das Chromatische sey vom Volk schwer zu singen, und es habe keinen Sinn dafür, dulde auch nie fremde, halbe Töne in seinen Volks-melodien. Die Herausgeber* desselben wollten nämlich den Choralgesang verbessern, indem sie ihn wieder zu einem Volksgesang machten, was er in den älteren Zeiten gewesen war, wie es überhaupt auch anzuerkennen ist, daß diese drei Männer das Verdienst haben, den Volksgesang auf eine erfreuliche Weise wieder belebt und aus dem Schlummer hervorgerufen zu haben; denn sie sind die Stifter der durch ganz Würtemberg zahlreich verbreiteten Liederkränze und Gesangvereine. „Der Choral sey eine Volks-melodie und als solcher" — folgerten sie nun daraus — „müsse er keiner Begleitung, keiner Nachhülfe von Seiten irgend eines Instrumentes be-dürfen." — Darnach wurde denn nun die Bedeutung der Orgelharmonie äußerst gering angeschlagen. Dem vierstimmigen Gesang zu lieb, damit das Volk oder die ganze Gemeinde in vierstimmiger Harmonie singen könne und so ein edler Volksgesang in der Kirche herbeigeführt werde, wurde ferner bei dem Satz der Choräle das Prinzip der Leichtigkeit zur Geltung erhoben und der möglichst einfachste Harmoniesatz angewandt, wornach alle schwierigen Intervalle vermieden, alle Uebergänge durch

---

* Man vergleiche die Stimme Silchers über das Choralwesen in Würtemberg in dem „Süddeutschen Schulboten. Stuttg. 1840. Nr. 1 und 2" und die gegnerischen Aufsätze des Diakonus Palmer in derselben Zeitschrift Jahrg. 1839. Nr. 20, 21, und 1840. Nr. 4, 5.

halbe Noten, alle ausweichenden Akkorde möglichst beseitigt, eine Menge durchgehender Noten eingeschoben und nur die einfachsten Akkorde und Akkordfolgen gelten gelassen wurden. So wurden nicht bloß alle großen, kleinen, verminderten Septimen und Nonen „theils wegen ihres leidenschaftlichen Charakters, theils wegen der schwereren Ausführung im Choral" weggelassen; so wurde nicht bloß „die üppig klingende Unterhaltungssiebente mit ihren süßlich klingenden Umkehrungen, die harte Note mit ihren abstammenden Akkorden, die Leidenschaft und Unruhe erregende verminderte Siebente" für untauglich erklärt: sondern selbst der Quartquintenakkord (a g d) (einfacher Undecimenakkord ohne Terz) und die $^6/_5$ Akkorde der Siebente des zweiten Tons in der weichen Leiter (h a f d) und des zweiten Tons in der harten (d c a f) fanden keine Gnade. Dabei wurde aber die Originalgestalt der Melodien und des ursprünglichen Rhythmus der alten Choräle nicht wieder hergestellt, nicht einmal der Trippeltakt oder einzelne punktirte Noten, und selbst die Dehnung einer einzelnen Sylbe auf mehrere Töne 2c. blieb ausgeschlossen; auch die alten Tonarten hielt man nicht fest, sondern setzte z. B. den Choral: „Wie schön leucht't uns" aus dem prachtvollen, majestätischen **Es Dur** in **F.** Auch änderte man um dieses leichtern „volksmäßigern" Harmoniesatzes willen an bekannten und beliebten ältern Chorälen, wie z. B.: „Jesus, meine Zuversicht", ja selbst an Chorälen neueren Styls, wie: „Ach, sieh ihn dulden" oder: „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'."

Daneben zeigt sich aber ein Grundirrthum, daß man nämlich die Volksmäßigkeit des Choralgesangs einzig nur in der dem alten Kirchengesang angehörenden diatonischen Tonleiter, einzig nur in dem harmonischen Satz, statt in der Melodie und ihrem charakteristischen Rhythmus suchte, während die Harmonisirung für das Volksmäßige völlig gleichgültig und etwas rein bloß von der jeweiligen musikalischen Zeitbildung Abhängendes, somit also Zufälliges ist, die Melodie dagegen die Seele des Chorals ist und in ihr sammt ihrer rhythmischen Ausgestaltung die

ächte Volksmäßigkeit liegt. Obgleich nun die Herausgeber dieses Choralbuchs in der Vorrede die Meinung aussprechen: „man glaube nur nimmer„mehr, daß durch Umgehung der Dissonanzen das Ganze in seiner Wir„kung verliere; vielmehr erhält ein solcher Gesang durch den Gebrauch „lauter wohlklingender Akkorde, durch den Wechsel des harten und weichen „Dreiklangs und durch die daraus abstammenden Harmonien eine große „und herrliche Kraft und diejenige Faßlichkeit, Reinheit und Würde, „welche der Kirche angemessen ist": so erschienen dennoch in Wirklichkeit die Choräle bei diesem vereinfachten Harmoniesatz in älterer Weise ohne das Leben der alten Melodien- und Rhythmusarten in einer äußerst dürftigen, magern Gestalt ohne alle Frische und Mannigfaltigkeit, so daß statt der gepriesenen Erbauung jeden einigermaßen musikalisch Gebildeten, der sie singen hört, das Gefühl der Oede und Langweiligkeit beschleicht und statt der angestrebten Volksmäßigkeit diese Choräle vielmehr sehr unpopulär erscheinen, eben weil sie nicht kurzweilig sind. Hauber klagte daher mit Recht: „Der Choral hatte nur noch einen Schritt zu thun; der „ambrosianische Rhythmus war ihm im Knecht'schen Choralbuch vollends „ganz ausgezogen, nun mußte auch aus der Tonfolge der mai„ländische Bischof vertrieben werden. — Es werden nicht bloß aus der „Melodie, sondern sogar aus der Harmonie, was selbst die Alten „nicht gethan haben, die Nichtleitertöne als heimathlos, wo immer mög„lich, ausgewiesen. Dieß hatte aber keine andere Folge, als daß vollends „alle Mannigfaltigkeit des Gemeindegesangs verwischt und nunmehr, in „Verbindung mit dem steifgewordenen Rhythmus, eine aller Armuth „baare Monotonie in denselben gebracht ward. Sey's auch dann, daß die „Choräle, weil die schwierigern chromatischen Töne nicht darinn vor„kommen, eher gesungen werden können, so fragt sichs, wer wird sie „jetzt noch singen wollen? Es ist nicht mehr weit, daß die Melodien „in ein allgemeines, langweiliges Grau zerfließen. Gelingt dieser Prozeß, „so ist es um unsern Gemeindegesang vollends geschehen und es wird „abermals gehen, wie es unter der Herrschaft des gregorianischen Gesangs „geschehen ist, daß sich die Kunst und die Anmuth aus der Kirche zurück„zieht und auf eigene Faust fortlebt, was beiden nur zum Schaden aus„schlagen kann."

Zu diesem Choralbuch, das 177 und mit denen im Anhang 218 Choräle in dem eben geschilderten Harmoniesatz enthält, wobei übrigens die Aufnahme mancher ältern gediegenen Kirchenmelodien und

die Ausstoßung mancher andern unwürdigen Choräle neuern Arienstyls anzuerkennen ist, lieferten die Herausgeber 63 neue Choralmelodien, meist auf gehaltlose, trocken moralisirende Lieder. Manchen derselben mußte es freilich schon deßhalb am volksmäßigen Ausdruck fehlen, und den wenigsten gelang es, sich im Gemeindegesang einzubürgern; einige derselben sind aber sehr gelungen zu nennen und haben ein gediegenes kirchliches Gepräge.

Dr. Conrad **Kocher**, ein um den Kirchengesang sehr verdienter Mann (s. S. 463, 474, 476), bot 22 Choralmelodien. Er wurde geboren 16. Dez. 1786 zu Ditzingen bei Leonberg und gehörte längere Zeit dem Schulstand an. Nachdem er dann mehrere Jahre als Musiklehrer sich in Stuttgart aufgehalten hatte, wurde er am 14. Okt. 1827 Organist und Musikdirektor an der Stifts- und Hauptkirche daselbst. Aus Anlaß der Jubelfeier seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung auf der genannten Stelle erhielt er von der philosophischen Fakultät in Tübingen im J. 1852 das Doktordiplom. Von jenen Melodien fanden am meisten Eingang:*

„Es gieng der Mann voll Gnad und Segen" — vom J. 1821.
„Es ist vollbracht."
* „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du" — e e d e f g a h c d g.
„Freude, Freude, alle wir."
* „Werde Licht, du Volk der Heiden" — vom J. 1823.
* „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn" oder:
„Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir steh'n."

Dr. Friedrich **Silcher**, ein unermüdlicher Beförderer des veredelten Volksgesangs, bot 21 Choralmelodien. Er wurde geboren 27. Jan. 1789 zu Schnaith im Remsthal und wurde, nachdem er eine Zeit lang dem Schulstand angehört, im J. 1817 Universitätsmusikdirektor in Tübingen, welche Stelle er nun seit 35 Jahren bekleidet. Zur Anerkennung seiner großen Verdienste ertheilte ihm die philosophische Fakultät das Doktordiplom. Im J. 1820 und 1825 gab er heraus: „Melodien aus dem W. Choralbuch, dreistimmig für Kirchen, Schulen und Familien bearbeitet." Er schuf auch schöne „Hymnen oder Figuralgesänge auf hohe Festtage und zur Abendmahlsfeier" und schmückte sie mit einem sehr gelungenen vierstimmigen Tonsatz für gemischte Chöre. Durch ganz Deutschland hat er sich bekannt gemacht durch die Herausgabe der deutschen Volks-

* Die mit * bezeichneten Melodien sind als die gediegensten und beliebtesten in das neueste W. Choralbuch aufgenommen.

lieder, so wie auch der Volkslieder fremder Nationen. Von jenen Melodien fanden am meisten Eingang:

* „Mein Gott, zu dem ich weinend flehe" — vom J. 1820.
* „Mit welcher Zunge, welchem Herzen."
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz."
* „Ja, Tag des Herrn."
* { „Herzog der erlösten Sünder" oder:
„Womit soll ich dich wohl loben."
„Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond."
* „Urquell aller Seligkeiten."
* „Preis dem Todesüberwinder."

Johann Georg **Frech**, geb. 19. Jan. 1790 zu Kaltenthal bei Stuttgart, wo sein Vater als Uhr- und Orgelmacher lebte, Musikdirektor am Schullehrerseminar zu Eßlingen und Organist an der dortigen Hauptkirche, ein guter Orgelmeister und Componist mancher lieblichen Chöre und Figuralstücke, bot 20 Choralmelodien, von welchen sich am meisten verbreiteten:

„Er ist erstanden, Jesus Christ."
„Singt, Christen, singt ein frohes Lied."
* „Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt" — vom J. 1823.

Albrecht Peter **Bertsch**, geb. 1758, † 12. August 1820 als Präzeptor zweiter Klasse und Musikdirektor in Eßlingen; von ihm ist die Melodie:

* { „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" oder:
„Gott, mein Gott, dir will ich singen."

Auf den ersten Anblick nun muß die Idee der Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs, zu deren Realisirung dieses Choralbuch vom J. 1828 als Mittel dienen sollte, sehr einleuchtend erscheinen und die Hoffnung daran sich knüpfen, es sollte dadurch wieder die Herrlichkeit des alten Gesanglebens in der Kirche heraufbeschworen werden, wie es in dem ersten Jahrhundert der evangelischen Kirche zu schauen war, als in den Städten nicht bloß, sondern allmählich auch selbst in Dörfern der mehrstimmige Choralgesang beim Gottesdienst sich eingebürgert hatte (s. Bd. I. S. 138).

Allein mit diesem neu angestrebten vierstimmigen Gesang verhält es sich anders, als damals.

Damals hatten alle Stimmen, nicht bloß die stimmführende, ihre freie, melodische, selbstständige Bewegung; die neue Harmonisirung nach dem Generalbaß behandelt aber die drei begleitenden Stimmen neben der stimmführenden, dem Sopran, ganz unselbstständig und dienstbar zur

Ausfüllung des leeren Raums, also als bloße Mittel für einen Kunstzweck, so daß sie sich, wie namentlich der Tenor, in bloßen einförmigen, langweiligen Uebergangstönen bewegen müssen, abgesehen davon, daß der vierstimmigen Singbarkeit wegen die Melodien bloß in den allereinfachsten Akkorden und Akkordfolgen harmonisirt werden konnten und man den begleitenden Stimmen zu lieb manchmal selbst die Melodie verändern oder höher nehmen mußte, wodurch der Gesang schreiend wird. Der Gesang solcher einförmigen Töne ohne melodische Bewegung, an welchen bei solcher Mehrstimmigkeit mehr als die Hälfte der Gemeinde gebunden ist, kann aber nicht mehr ein Volksgesang, sondern rein bloß ein Kunstgesang genannt werden, sofern ein freier Erguß des Gefühls dabei entfernt nicht stattfinden kann und der Kunstzweck ohnedem dem Erbauungszweck, den das Volk hauptsächlich beim Kirchengesang sucht, zum Opfer gebracht ist.*

Damals hatte ferner die **Orgel** weit noch nicht diese Vollkommenheit, die sie jetzt hat, ihr Bau war noch mangelhaft und das Spiel auf derselben erschwert. Darum bildeten auch damals noch die mehrstimmige Harmonie die Sänger auf dem Chor, welche statt der Orgel den Gemeindegesang begleiteten. Nun aber hat die Orgel ihre Vollendung erreicht. Schon durch die Erfindung der Schleifwindlade wurde seitdem das Traktament oder die Handhabung der Orgel ungemein erleichtert (s. Bd. I. S. 208); nun aber ist durch die Erfindung des großen Orgelbauers Eberhard Friedrich Walker in Ludwigsburg auch die reinere Intonation und Stimmung, die bei der Schleifwindlade zu leiden hatte, wieder möglich gemacht und mit der leichtesten Handhabung der Orgel in Verbindung gesetzt. Er hat nämlich auf den Springladen alle Ventile und Federn entfernt und diese durch eine Vorrichtung ersetzt, die durch Leichtigkeit des Oeffnens und Schließens Alles übertrifft, was bisher geleistet worden war, da auch der Gegendruck des Windes ganz aufgehoben ist, so daß dadurch erreicht ist, was so lange gesucht wurde — das Traktament ist

* Stadtpfarrer Dann in Stuttgart, welcher mitten in dieser vierstimmigen Zeit unverrückt am einstimmigen Melodiengesang festhielt, sagte einmal gar treffend: „So lang einer jung ist und ohne Kreuz, mag er vielleicht einen Stolz darein setzen, der Kunst zu dienen; wenn er aber des Lebens Bitterkeit einmal geschmeckt hat, und es kommt ein Lied in der Kirche, wo er gern das Herz ausleeren möchte und dem Flug des Liedes nachgehen: — armer Vogel! wenn ihm dann die Flügel beschnitten sind, und er, statt sich auf die Schwingen der Melodie setzen zu können, dritte oder vierte Stimme singen muß!“

so leicht als möglich (auf der Stiftskirchenorgel zu Stuttgart, die er fertigte, kann bei vollem Werk von siebenzig Registern mit gekoppelten vier Clavieren noch ein schöner Triller gemacht werden), die Register erscheinen im Einzelnen und Ganzen in ihrer Kraft und Fülle, die Reinheit ihrer Intonation und Stimmung bleibt unverändert und das Ganze ist von einer bis jetzt nie gehörten Kraft. Neben Walker, der außer der Stuttgarter Stiftskirche für die St. Kilianskirche zu Heilbronn, für die Münsterkirche in Ulm, für die Paulskirche in Frankfurt rc. ausgezeichnete Orgelwerke gefertigt hat, zeichnen sich als Orgelbauer noch aus: Fr. Turley aus Treuenbrietzen, der für Perleberg, und Joh. Fr. Schulze aus Paulinzelle, der für Mühlhausen in Thüringen ein sehr gelungenes, großes Werk geschaffen hat. Jetzt, wie noch nie zuvor, ist also die Orgel berufen, mit ihren gewaltigen Tönen die Melodie beim Gemeindegesang zu stützen und zu tragen, und sie kann dieß auch besser, als noch so viele Menschenstimmen, welche zweite, dritte und vierte Stimme singen. Es ist so im Gegentheil eine viel reichere, schönere, künstlichere Harmonie für den Choralgesang möglich gemacht, als sie der angestrebte vierstimmige Menschengesang in der Kirche, wenn er einigermaßen möglich und erträglich seyn soll, zuläßt.*

So ist es denn auch kein Schaden, daß jenes Experiment eines allgemeinen vierstimmigen Gesangs in der Wirklichkeit völlig mißglückt ist. Jenen drei Heroen des vierstimmigen Gesangs selbst ist es nämlich innerhalb zwanzig Jahren noch nicht gelungen, auch nur einen Schatten von vierstimmigem Gesang im Schiff ihrer Kirche zu Stand zu bringen, obgleich Kocher in Stuttgart, Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen hiezu so bedeutende Hülfsmittel hatten, wie sie anderswo nicht leicht zu Gebote stehen. Ja, selbst in Zürich, diesem Vorbild des vierstimmigen Kirchengesangs, klingt, nach Berichten von unparteiischen Ohrenzeugen,** der Gesang ziemlich rauh, Alt und Tenor werden selten gehört, und von 120 Melodien, die das Züricherische Gesangbuch enthält, können bloß

---

* Musikdirecktor und Organist Fr. Wilke in Neuruppin hat in der musikalischen Zeitung Jahrg. 1836 S. 697, 839 und Jahrg. 1837 S. 645 einen geschichtlichen Ueberblick über die Verbesserungen und neuen Erfindungen gegeben, welche die Orgel hauptsächlich durch Abt Vogler, Buchholz, Vater und Sohn, in Berlin, Turley, Vater und Sohn, in Treuenbrietzen, Walker und Schulze erfahren durfte.

** „Die Reise nach Zürich" von Oberreallehrer Kies in Tübingen in den Blättern aus Süddeutschland für das Volkserziehungs- und Volksunterrichtswesen. 1842. 2. Heft. S. 137 f.

25—30 vierstimmig gesungen werden, und selbst von diesen sind nur wenige im Gebrauch, obgleich die jungen Leute in Zürich gesetzlich gezwungen sind, bis zum achtzehnten Jahr die Singschule zu besuchen, um Tenor und Baß einzuüben. In Würtemberg wurde mit diesem Experiment sogar das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, erreicht. Indem man nämlich, zumal in den Schulen, allzustark auf das vierstimmige Singen drang, kam das allgemeine, einfache Singen der Choralmelodien mehr und mehr in Abgang. Die Hälfte der Schüler, die Knaben, mußte meist die Altstimme einüben, worüber man es gewöhnlich versäumte, auch die im Sopran liegende Melodie mit ihnen einzuüben; diesen Alt konnten sie aber später, nachdem die Stimme einmal gebrochen war, nicht mehr in der Kirche singen, und die Melodie lernten sie nicht recht singen, somit war durch die Schule für den Gemeindegesang wenig vorgearbeitet. Nach dem aus den amtlichen, an das Consistorium eingelaufenen Gesangberichten im J. 1840 gezogenen Resultat* wurde von allen Theilen des Landes geklagt, daß über der Abrichtung der Kinder für die vierstimmigen Choräle die Schüler bei weitem wenigere Choralmelodien allein singen lernen, als früher, wo der Lehrer sogar nur durch Vor- und Nachsingen die Melodie lehrte. Allein nicht nur dieser Uebelstand trat ein, sondern es wandte sich nun auch bei den Erwachsenen über dem Dringen auf vierstimmigen Choralgesang die Neigung bald vorzugsweise dem Figuralgesang zu, weil die untergeordneten Stimmen beim Choralgesang zu langweilig erschienen, und vom Figuralgesang noch entschiedener zum Gesang weltlicher Tonstücke, wie denn auch an vielen Orten die Kirchengesangvereine sich in Liederkränze umwandelten, so daß meist bloß der weltliche Volksgesang daraus den Nutzen zog, der geistliche Volksgesang aber den Schaden hatte.

So konnte eine Reaktion gegen das vierstimmige Gesangwesen und das aus demselben hervorgegangene Choralbuch von 1828 nicht lange auf sich warten lassen. Immer entschiedener sprach man sich dahin aus, daß wieder ein größerer Melodienreichthum in den Gemeinden einheimisch und daher vor Allem die Fertigkeit im Melodiengesang in den Schulen gepflegt werden müsse, es sey auch jedenfalls besser, einen schönen einstimmigen Gesang der Choralmelodien zu haben, als

* Ueber den Erfolg der Bestrebungen der Würtembergischen Volksschule für Verbesserung des Kirchengesangs seit dem J. 1823 von Pfarrer Gußmann — in den Blättern aus Süddeutschland. 1841. 1. Heft. S. 33 f.

einen künstlichen vierstimmigen Gemeindegesang, der sich doch nicht erreichen lasse und, wenn er nicht ganz rein und vollkommen ausgeführt werde, widerlicher klinge, als der schlechteste einstimmige Gesang. Je länger, desto schmerzlicher vermißte man die reiche Orgelharmonie bei der Begleitung des Gemeindegesangs und begehrte wieder ein Choralbuch, das der Orgel ihr naturgemäßes Recht angedeihen lasse und die Choräle, „statt mit einfarbigem Ipserweiß übertüncht, wieder mit ihren ursprünglichen, frischen Farben harmonisirt gebe". Dabei verkannte man aber die Bedeutung des vierstimmigen Kirchengesangs durchaus nicht, sofern er wesentlich zur Hebung und Verherrlichung des protestantischen Cultus geeignet ist. Nur wollte man ihn vom Schiff der Kirche in den Chor verwiesen wissen, indem man behauptete, er gehöre als Kunstgesang zunächst nur für einen kleineren Kreis von geübten, musikalisch gebildeten Sängern, er gehöre nicht fürs allgemeine Singen, sondern nur fürs allgemeine Hören und habe die Stelle der Instrumentalmusik zur Einleitung des Gottesdienstes und zur Herbeiführung einer feierlichen Stimmung der Gemeinde zu vertreten. Als nun im J. 1841 für Würtemberg ein neues Gesangbuch erschienen war, welches gebieterisch auch ein neues Choralbuch forderte, so entbrannte ein heftiger Streit über die Reform des Choralwesens, welcher besonders in den verschiedenen pädagogischen Zeitschriften Würtembergs* ausgefochten wurde, von Diakonus Hauber in Tübingen aber, welcher die reaktionären Grundsätze gegen die Alleinherrschaft des Prinzips der Vierstimmigkeit in dem schon mehrfach erwähnten trefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift. 1841. 4. Heft aussprach und schon in der Gesangbuchssynode als Referent geltend gemacht hatte, so wie von Diakonus Palmer in Marbach, dem Verfasser der Homiletik und Katechetik, angefacht worden war.

Nach Vernehmung der öffentlichen Stimme und nachdem zuvor Gelegenheit gegeben war, daß vom ganzen Lande die beliebtesten und gebräuchlichsten Lokalmelodien eingesandt werden konnten, arbeitete in der zweiten Hälfte des Jahrs 1843 eine Commission unter dem Vorsitze des

* Süddeutscher Schulbote. 1840. Nr. 1, 2 (Silcher), Nr. 4, 5 (Palmer), Nr. 14, 15 (Silcher), Nr. 22 (Frohnmeyer), 1841. Nr. 25, 26 (Faulhaber). — Blätter aus Süddeutschland. 1840. 1. Heft (Hauber), 1841. 1. Heft (Gußmann), 3. Heft. S. 215 (Hauber), S. 219 (C. Ehmann), 1842. 3. Heft (Wolf), 1843. 1. Heft (Müller). — Die Volksschule, herausgegeben von Seminarrektor Riecke. Jahrg. 1842, besonders S. 462 f. (Kocher), 1843, besonders S. 193 f. (Kübler). So auch Wackernagel in seiner Schrift: „M. Luthers geistliche Lieder. 1848. S. XIV—XX."

Hofpredigers Dr. Grüneisen ein neues Choralbuch für Würtemberg aus. In dieser Commission saßen von den Herausgebern des Choralbuchs von 1828: Kocher und Silcher, so wie ihre Hauptgegner in Betreff des Prinzips der Vierstimmigkeit, Archidiakonus Hauber in Tübingen, jetzt Prälat in Ulm, und Diakonus Palmer, nachmals Dekan und jetzt Professor der Theologie in Tübingen. Weitere Mitglieder waren Pfarrer Strebel in Weil im Schönbuch (S. 476), Schulmeister Zeiher von Langenburg und Seminarmusiklehrer, Schulmeister Straub von Maulbronn. So unmöglich es schien, trat doch eine Versöhnung und Ausgleichung der extremen Ansichten ein.* In der Grunddifferenz, ob der vierstimmige Satz der Choräle oder die Harmonisirung allein für die Orgel oder allein für vierstimmigen Gesang eingerichtet werden solle, einigte man sich nämlich glücklich dahin: an die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs sey so bald nicht zu denken, deßhalb wolle man das neue Choralbuch nicht mehr durch das Prinzip der Vierstimmigkeit beherrscht seyn lassen, wornach nur leichte, schnell singbare Melodien und nur der allereinfachste Satz in dasselbe zu nehmen wären; aber eben so wenig wolle man durch das neue Choralbuch die Möglichkeit abschneiden, daß von gebildeten Chören die Choräle gut vierstimmig ausgeführt werden und diese Chöre unter günstigen Umständen sich vielleicht einmal unter der Gemeinde ausdehnen können. Die Harmonisirung sollte also zunächst und jedenfalls für die Orgel seyn und die Vierstimmigkeit nicht mehr als Prinzip gelten, wie beim Choralbuch von 1828, sondern nur ein begleitendes Moment seyn mit freiem Spielraum.

So kam denn nun ein Orgelchoralbuch zu Stand, das zugleich auch ein Singchoralbuch ist, sofern nämlich daraus vierstimmig singen kann, wer will und kann; ein Choralbuch, welches „zunächst für den „allgemeinen und einstimmigen Gesang eine würdige Orgelbegleitung „darbietet, zugleich aber auch dem Bedürfniß des vierstimmigen Chor„singens und der an einzelnen Orten hiefür erzielten Befähigung ent„gegen kommt“ (vgl. Vorrede S. IX).

In Betreff der Auswahl der Melodien wurde der Grundsatz festgehalten, möglichst schon Bewährtes und nicht viel Neues aufzunehmen.

---

* Vgl. Palmers Bericht: „Zum neuen Choralbuch“ in dem Süddeutschen Schulboten. Jahrg. 1845. Nr. 2—5. — „Etliche Gedanken und Wünsche, dem neuen vaterländischen Choralbuch auf den Weg“ von Hauber in den Blättern aus Süddeutschland. 1844. 4. Heft.

„Ein kirchliches Choralbuch hat,“ sagt die Vorrede S. I, „zu geben, was es aus der Kirche nimmt, und dieß für seine Zeit festzustellen.“ Ganz besonders wurde dabei der vaterländische, würtembergische Gemeindegebrauch im Auge behalten. Was sich hier in älterer oder neuerer Zeit eingebürgert hatte, das wurde aufgenommen, dagegen aber eine Masse neuerer unbedeutender oder unpassender Melodien, die sich bis jetzt noch nicht zu legitimiren vermochten, entfernt. So sind von den 135 neuen Melodien, wovon 123 als „ganz neu“ ins Knecht'sche Choralbuch vom J. 1798 kamen, bloß 19, und von den 64, welche in das von 1828 als ganz neu, meist als Produkte der Choralbuchherausgeber kamen, bloß 11 aufgenommen worden; auch sind bloß 6 von Commissionsmitgliedern neu componirte Melodien, und zwar meist zu Liedern, die noch keine oder wenigstens unbrauchbare Melodien hatten, beigefügt worden, was eine nicht genug zu lobende weise Selbstverleugnung ist. Vor Allem erfreulich ist aber die umfassendere Berücksichtigung der ältern Kernmelodien aus der bessern Zeit des evangelischen Chorals. Das neue Choralbuch enthält bei 210 Nummern ungefähr 60 Melodien aus dem sechzehnten, 50 aus dem siebenzehnten Jahrhundert bis 1690, 50 aus dem Zeitraum von 1690—1744, 30 aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1819 und 20 von 1819 bis auf die neueste Zeit. Uebrigens, so freudig hier wieder ältere beliebte Choräle, besonders aus dem Störl'schen Choralbuch, begrüßt werden, die seit 50 Jahren dem Gemeindegebrauch entzogen waren,* so sehr sind manche Prachtchoräle der alten Zeit zu vermissen, wie z. B.: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ — „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß“ — „Fröhlich woll'n wir Hallelujah“ — „Der Bräut'gam wird bald rufen“ — „Auf meinen lieben Gott“ — „Christus, der uns selig macht“ — „Heut triumphiret Gottes

* Z. B.: „Meinen Jesum ich erwähle“ — „Gott will's machen“ — „Fahre fort“ — „Sollt ich meinem Gott nicht singen“ — „Macht hoch das Thor“ — „Ach, wenn werd ich dahin kommen“ — „In allen meinen Thaten“ — „Meine Armuth“ — „Der schmale Weg“ — „Zeuch ein zu deinen“ — „Theuerster Immanuel“ — „Fröhlich soll mein Herze“ — „Folget mir, ruft uns“ — „Dir, dir, Jehova“ — „Mein Salomo“ — „Ich will dich lieben“ — „Wer Jesum bei sich hat“ — „Der Tag ist hin“ — „Gott, Vater, Herr“ — „Ach Gott, verlaß mich nicht“ — „O ew'ger Geist“ — „Ach, wie nichtig“ — „Mein Jesu, der du mich“ — „Die Nacht ist vor der Thür“ — „Meine Seel', ermunt're dich“ — „Jesu, Kraft der blöden Herzen“ — „Friede, ach Friede“ — „Singen wir aus“ — „Der lieben Sonne Licht.“ („Eins ist noth“ — „Ruhe ist das beste Gut“ — „Wunderbarer König“ — „Es glänzet der Christen.“)

Sohn" ꝛc. Nur mit sehr wenigen ältern Chorälen, die nicht zuvor in einem Würtemb. Choralbuch standen, ist dieses neue Choralbuch bereichert, z. B.: „Die güld'ne Sonne" — „Nun preiset Alle", aus Freylinghausens Gesangbuch: „Dieweil ich auferstehe" — „Gott, den ich als Liebe" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Auf, Triumph" und aus dem Brüderchoralbuch: „Herz und Herz vereint" — „Die wir uns allhie beisammen."

Die Auswahl der gediegensten Kernmelodien aus dem Melodienschatz der ältern Zeit ist also immer noch nicht umfassend genug; man merkt es deutlich, daß das Gesangbuch ohne das Choralbuch, also ohne die gehörige Rücksicht auf das musikalische Bedürfniß gemacht worden ist. So hat man nun für manche werthvolle Choräle kein Metrum unter den Liedern gefunden und sie daher ausschließen müssen, oder, wenn es gut gieng, bloß mit einem einzigen Lied versorgen können, wodurch ihr Gebrauch sehr erschwert und ihre Einbürgerung sehr gehemmt ist.

Von neuen Melodien finden sich zum erstenmal in einem Würtemb. Choralbuch folgende und zwar von

Conrad Kocher (s. S. 468):
- „Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht" — vom J. 1836.
- „Treuer Jesu, wir sind hier."
- „Aller Gläub'gen Sammelplatz" — vom J. 1837.

Friedrich Silcher (s. S. 468):
- „Weil ich Jesu Schäflein bin" — vom J. 1843.

Joh. G. Frech (s. S. 469):
- „Kehre wieder, kehre wieder" — vom J. 1843.

Weller, Schulmeister in Vaihingen an der Enz, † 1824:
- „Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke."

Dr. Joh. Valentin Strebel, geb. 9. Merz 1801 zu Oberndorf bei Schweinfurt, vom J. 1830 Stadtpfarrer in Forchtenberg bei Oehringen, seit 1835 Direktor des Erziehungsinstituts in Stetten im Remsthal, seit 1844 Pfarrer in Weil im Schönbuch bei Tübingen und nun seit 1850 Direktor des christlichen Privatgymnasiums in Stuttgart:
- „Such', wer da will, ein ander Ziel."

Dr. Heinrich Carl Breidenstein, geb. 1796 zu Steinau in Churhessen, studierte Philosophie in Berlin und ist seit 1823 als Musikdirektor und außerordentlicher Professor der Musik auf der rheinpreußischen Universität Bonn angestellt:
- „Wenn ich ihn nur habe."

Aus dem Schleswig-Holsteinischen Choralbuch, welches unter dem Titel: „Vollständiges Choralmelodienbuch zu dem Schleswig-Holsteinischen (neuen) Gesangbuch. Kiel 1818." — neu aufgelegt 1830 — G. Chr. Apel, Stadtcantor und Organist an der Nikolaikirche in Kiel, mit 102 Melodien besorgte:

„Gott ist mein Lied."

Aus dem Berliner Choralbuch, welches zu dem dortigen neuen Gesangbuch von 1829 der Musikdirektor und Organist der St. Marienkirche, August Wilh. Bach zu Berlin (geb. daselbst 4. Okt. 1796), auf eine treffliche Weise im J. 1830 angefertigt hat unter dem Titel: „Choralbuch für das Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden":

„O daß ich tausend Zungen hätte."

Anonym wurde der Choralbuchscommission eingeschickt die Melodie:

„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang"

Sodann sind noch neu aufgenommen:

Eine Badische Weise:

„Die Welt kommt einst zusammen."

Eine Augsburger Weise:

„Mein Jesus lebt, was soll ich sterben."

Eine Schweizer Weise:

„Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'."

Eine choralmäßige, von Diakonus Palmer beantragte Umarbeitung der vorletzten Nummer: „Quando corpus morietur" aus Pergolesis classischer Musik zum „Stabat mater":

„Schaut die Mutter voller Schmerzen."

In Betreff der Fassung der Melodien und ihrer Rhythmen hat zwar nicht mehr der viertheilige Takt mit seinem Nivellirungsgeschäft die Alleinherrschaft geübt; überhaupt sollte nach den ausgesprochenen Grundsätzen nicht mehr, wie seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, allen Chorälen eine schulmäßige Gleichheit und bequeme Brauchbarkeit aufgezwungen, sondern es sollten alle in möglichst reiner Gestalt mit dem ihnen eigenthümlichen Charakter nach dem Gepräge ihrer Zeit wiedergegeben werden. Allein dieß wurde nicht consequent durchgeführt. Die Choralmelodien der neueren Zeit, an denen sich die Herausgeber des Choralbuchs von 1828 manche Aenderungen erlaubt hatten, wie z. B. die Knecht'schen, wurden allerdings mit einziger Ausnahme der Melodie: „Du, deß sich alle Himmel" ganz der Notenfolge

ihrer Verfasser getreu aufgenommen, da sie bereits in dem unserer Zeit gewöhnlichen Ton und Gang componirt sind. Allein die Melodien der ältern und ältesten Zeit sind nur selten, oder wenigstens mit größter Behutsamkeit, in ihre ältere ursprüngliche Form, die ihnen in den neueren Choralbüchern genommen ist, zurückgesetzt worden. Es erschien der Commission zu gewagt, den Gemeinden auf einmal wieder einen rhythmischen Gesang zuzumuthen und ihnen längst geläufige und liebgewordene Melodien auf einmal in ganz anderer Form zu singen zu geben. Nur wenige alte Melodien sind deßhalb in ihrem ursprünglichen belebten Rhythmus wieder gegeben oder aus dem geraden Takt, in dem sie zuletzt gesungen wurden, wieder in den ursprünglich ungeraden Takt gesetzt, so z. B.: „Aus meines Herzens Grunde" — „Nun preiset Alle" — „Nun lob mein' Seel'" — „Herr Gott, dich loben wir" — „Auf Triumph" — „Gott Vater, Herr, wir danken dir" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Macht hoch die Thür." Manche sind in doppelter Fassung, sowohl in der neuern, als in der ursprünglichen Form gegeben, damit allmählich die ältern Fassungen eingeführt werden können, so z. B.: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" — „Wer nur den lieben Gott" — „Komm, heil'ger Geist" — „Warum sollt ich mich denn grämen" — „Herr Jesu Christ, mein Lebenslicht." Bei andern Melodien wurde wenigstens durch beigefügte Varianten Altes und Neues vertreten, wie z. B. bei den Nummern 26, 66, 85, 139, 189, 194 des Choralbuchs, oder fand eine Annäherung an die Urform statt, wie bei. „Gelobt seyst du, Jesu Christ" — „Ein' feste Burg ist unser Gott." Auch erscheinen nun wieder, wie im Störl'schen Choralbuch, viele Mollmelodien und Trippeltakte, letztere z. B. in den Chorälen: „Eins ist Noth" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Höchster Formirer" — „Es glänzet der Christen" — „Die güld'ne Sonne" — und noch etwa acht andere. Endlich wurden auch, um die frühere Lebendigkeit im Rhythmus der alten Choräle in Erinnerung zu bringen, bei manchen Melodien die ursprünglichen punktirten Noten wieder aufgenommen, z. B. bei: „Wer Jesum bei sich hat" — „Ach, wie nichtig" — „Lobe den Herren, den mächtigen" — „Christus, der ist mein Leben" — „Es glänzet der Christen"; allein wohl gar zu ängstlich wurden solche Stellen dennoch so harmonisirt, daß sie auch ohne Punkte in gleichmäßig fortlaufenden Noten gesungen werden können, wodurch beim Orgelspiel die von den Mittelstimmen zugedeckte punktirte Note fast unhörbar wird. Die Freunde des alten Chorals, die

seine Herrlichkeit nun an den neuern Sammlungen wieder kennen gelernt haben, werden damit nicht zufrieden seyn. Allein der Commission war es zweifelhaft, ob die Restitution je mehr gelingen und der Gesang nicht vielmehr verdorben werden würde; das bloß antiquarische Interesse sollte nicht auf Kosten der Andacht begünstigt werden. Es sollte nur durch einige Choräle im alten Rhythmus oder mit punktirten Noten der zukünftigen Entwicklung das Thor geöffnet und dabei eingeprägt werden, wie überhaupt wieder die Choräle lebendiger und frischer zu singen seyen. Deßhalb wurde auch in der sehr dankenswerthen, trefflichen „Instruktion an die Geistlichen und Organisten für den Gebrauch des neuen Choralbuchs" die Regel aufgestellt, den Choral wenigstens so schnell zu singen, daß er nicht in ein Aggregat von einzelnen Tönen aus einander falle, sondern daß noch jede Zeile desselben einen musikalischen Gesammteindruck machen kann. Die Vorsicht und Scheue vor der Zurückführung eines belebtern Rhythmus ist aber offenbar zu weit getrieben. Bei manchen Chorälen wäre sie jedenfalls ganz unverfänglich gewesen, z. B. bei: „Seelenbräutigam" — „Freu dich sehr, o meine Seele" u. s. w.

In Betreff der Harmonisirung, die als sehr gelungen zu bezeichnen ist, wurde der Grundsatz durchgeführt, die Choräle in den Tonarten und mit derjenigen Harmonie zu setzen, welche jedem Choral nach der Zeit seines Ursprungs und nach seinem Charakter angemessen und für eine würdige Begleitung des einstimmigen Gesangs mit der Orgel durchaus geeignet ist.* Man hat sich deßhalb nicht gescheut, wo die Choräle nicht ihrem Ursprung nach auf dem einfachen diatonischen System beruhen, die im Choralbuch von 1828 ausgeschlossenen Quartquinten-, Quintsexten-, Sekondakkorde ꝛc. nebst Dissonanzen selbst von härterer Art, wo sie im Original aus der Knecht'schen Zeit vorkommen, wieder aufzunehmen. So sind die alten Kirchengesänge auch wieder in den alten Ton-

* Die Zwischenspiele, welche sich hier, während sie z. B. in Baden sammt und sonders verboten sind, zum erstenmal in einem Würtemb. Choralbuch bei jedem Choral finden, übrigens nicht durchgängig gelungen, sondern oft zu künstlich, oft zu lang sind, hat Frech für die Choralnummern 1—69, Silcher für die von 70—140, Kocher für den Rest geliefert. Pachelbel, im J. 1690 Organist in Stuttgart (s. Bd. II. S. 506 f.), hatte die Zwischenspiele eingeführt. Silcher gab auch eine Auswahl von Chorälen dieses Choralbuchs, wie zuvor des Knecht'schen, heraus unter dem Titel: „Zweiundsechzig zwei- und dreistimmige Choräle nach dem Würtemb. Choralbuch von 1844."; ebenso auch eine Anzahl von Chorälen für den vierstimmigen Männergesang.

arten, die moderneren aber in freier, dem jetzigen musikalischen Gehör entsprechenderer Weise gesetzt, doch so, daß sie zum ernsten Schritt der Orgel passen. Die Tonhöhe mancher Choräle im Choralbuch von 1828, durch welche, indem sie ursprünglich auf die leichtere vierstimmige Ausführung berechnet war, statt vierstimmigen Gesangs oft bloß einstimmiges Geschrei bewirkt wurde, wenn der Organist nicht supponirte, wurde wieder ermäßigt und eine tiefere Tonart für die Melodie genommen, z. B. bei den Chorälen: „Es ist das Heil uns“ — „Ein Lämmlein geht“ — „Nun ruhen alle Wälder“ — „Nun danket alle Gott“ — „Lobt Gott, ihr Christen“ — „Wie schön leucht't uns der Morgenstern.“ Der Satz ist bei allen Chorälen mit Ausnahme der Kindermelodie: „Weil ich Jesu Schäflein bin“ vierstimmig, wie er für die Orgelharmonie zunächst, dann aber auch nach demselben Mittelweg, den auch das bloß 74 Choräle enthaltende Badische Choralbuch von 1835 einschlug, für möglichen vierstimmigen Chorgesang gleichermaßen sich eignet; es ist dabei besonders darauf Bedacht genommen, daß die Akkorde nicht mehr bloß die mechanische Unterlage der Hauptstimme ausmachen, wie meist im Choralbuch von 1828, sondern daß auch die begleitenden Stimmen ihren eigenen Gesang haben. Die vierstimmige Ausführung dieser Choräle ist dadurch freilich schwieriger und nur gebildetern Sängern möglich geworden. Der reine, volle Orgelsatz ist aber eben um jenes vermittelnden Doppelzweckes willen hier nicht so schön und in der kunstreichen Fülle zu finden, wie im Knecht-schen Choralbuch. Freilich suchte darüber schon die Vorrede zum Badischen Choralbuch mit den Worten zu trösten: „Wir halten diese Mitberücksichtigung von vier Singstimmen bei Chorälen für kirchlichen Gemeindegesang nicht für eine Schmälerung der Schönheit des Orgelsatzes, indem eine Orgelbegleitung ohne solche Rücksichtnahme nicht nur künstlicher, d. i. modulationsreicher und harmonisch-gelehrter werden und eben darum den sichern und reinen Gesang einer Gemeinde nicht fördern, sondern in manchen Fällen noch eher stören würde.“ *

---

* Von ähnlichen neuen Choralbüchern sind hier noch zu nennen: „Evangelisches Choralbuch, 138 vierstimmige Choräle mit genauester Berücksichtigung des Leipziger Gesangbuchs. Leipz. 1844.“ und: „Vollständiges Choralmelodienbuch zu dem neuen Leipziger Gesangbuch für Kirchen und Schulen. Leipz. 1844.“ — von C. F. Becker.
„Vierstimmige Choräle zu dem Gesangbuch für die evangelisch-protestantischen Gemeinden der freien Stadt Frankfurt. 1845.“ (bloß 112 Melodien — mit steifer, nicht sehr wohlklingender Harmonisirung.)
„Choralbuch für die evangelische Kirche in Preußen zum kirchlichen und

So enthält allerdings dieses Choralbuch der Natur der Sache nach nur die Anfangsschritte und Durchgangspunkte zum reichern und belebtern Gemeindegesang in alter Weise, und wir sind angewiesen, uns dankbar damit vor der Hand zu begnügen, bis sich den Gemeinden überhaupt wieder ein reicheres, mannigfaltigeres Kunstleben im heiligen Gesang zuwendet.

Dazu ist aber vor Allem noth, daß Kirchengesangvereine in möglichst großer Ausdehnung in Städten nicht bloß, sondern auch auf Dörfern errichtet werden, wodurch Jung und Alt, Schüler und Lehrer zu einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Melodienschatz der Kirche gebracht und zugleich Chorgesänge zur Belebung des Cultus und Wiedereinführung der alten herrlichen Festgesänge der Eccard'schen Zeit eingeführt werden können, daß in den Bildungsanstalten der Volksschullehrer die künftigen Organisten und Cantoren mehr und mehr eine gründliche kirchlich-musikalische Bildung erhalten,* daß die Geistlichen, die da bestimmt sind zu Pflegern der heiligen Hütte Gottes auf Erden, die musikalische Liturgie in besondere Pflege nehmen und selbst auch von Jugend auf mit der Sache des Kirchengesangs und der Hymnologie besser bekannt gemacht werden. Es war einst eine Zeit, da jeder Geistliche in dem Choralschatz seiner Kirche völlig zu Haus war. Diese muß wiederkehren. Hat ja doch Luther einst unter seinen Tischreden den Ausspruch gethan: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich dann in der Schule (im Gesang) wohl versuchet und geübet. Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologia.“ (Walchs Ausgabe. Bd. XXII. 2248.)

Die Vorarbeiten zur Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs und einer edlern Kirchenmusik sind bereits gemacht.**

---

häuslichen Gebrauche von Carl H. Traugott Kahle, Lehrer am Königl. Waisenhaus. 1846.“

„Choralbuch für die evangelische Kirche des Herzogthums Nassau. Wiesbaden 1849.“

* Auf anerkennungswerthe Weise bemüht sich nun das Würtembergische Consistorium nach einem Erlaß vom 27. Febr. 1852, auch die Schullehrergesangvereine zu einem „fruchtbaren Institut für die Pflege und Läuterung des Cultus“ zu machen.

** Zweckmäßige, auf die Sache tiefer eingehende Vorschläge zur Erreichung dieses Zwecks finden sich in folgenden Schriften: „Ueber Her-

Was fürs Eine die Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs anzubahnen geeignet ist, das sind zunächst die nun zu Tage tretenden trefflichen Sammlungen des alten Choralmelodienschatzes der evangelischen Kirche. Carl Ferdinand Becker, der berühmte Organist zu St. Nikolai und Musikdirektor an der St. Thomasschule in Leipzig (geb. 1804) und der musikgelehrte Professor der Philosophie Gustav Billroth in Leipzig* machten hierinn im J. 1831 den Anfang durch Herausgabe einer „Sammlung von (46 vierstimmigen) Chorälen aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen herausgegeben." In Würtemberg gab sodann im J. 1838 Conrad Kocher (S. 468) zu A. Knapps Liederschatz unter dem Titel: „Stimmen aus dem Reiche Gottes. Eine auserlesene Sammlung alter und neuer evangelischer Kernlieder, mit beigefügten, vierstimmig gesetzten, für Gesang, Clavier- und Orgelspiel eingerichteten Choralmelodien vom Ursprung des Chorals bis auf die heutige Zeit zum Gebrauch für Kirche, Schule und Haus. Stuttg. 1838." 400 auserlesene vierstimmige Choräle heraus, worauf er eine weitere Sammlung folgen ließ unter dem Titel: „Christliche Hausmusik, eine Sammlung ein- und mehrstimmiger alter und neuer Lieder, Arien, Chöre 2c. mit Begleitung des Pianoforte 2c." ** Daran reihte sich im J. 1844 eine „Sammlung älterer, meist unbekannter Choräle und Melodien zu Kirchenliedern, vierstimmig gesetzt und zunächst für den Gebrauch des neuen Würtemb. Gesangbuchs herausgegeben von Christoph

stellung des Gemeine- und Chorgesangs in der evangelischen Kirche. Geschichtliches und Vorschläge von Carl v. Winterfeld. Leipz. 1848." — „M. Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen von Dr. Ph. Wackernagel. Stuttg. 1848." Vorrede fol. XVIII. — „Die Tonkunst im evangelischen Cultus nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik. Ein Handbuch für Geistliche, Organisten, Vorsänger und Lehrer von Fr. C. Anthes, zweitem Pfarrer zu Haiger. Wiesbaden 1846."

* Geb. 11. Febr. 1808 in Lübeck. Er ist Verfasser des Commentars über die Corintherbriefe und war zuerst Professor der Philosophie in Leipzig, dann in Halle, wo er 28. Merz 1836 starb.

** Neuerdings erscheint von Kocher: „Zionsharfe. Ein Choralschatz aus allen Jahrhunderten und von allen Confessionen der christlichen Kirche. Zur Erbauung in der Familie wie in der Gemeine gesammelt und für Singchöre, Orgel- und Clavierspiel vierstimmig bearbeitet. Stuttg. 18$^{53}/_{54}$." Die erste Abtheilung giebt ungefähr 1100 der schönsten Melodien aus dem Choralschatz der evangelischen Kirche, die zweite das Psalmbuch der reformirten Kirche mit 124 Psalmen, die dritte 350 Psalmen und Hymnen der anglicanischen Kirche in England und Amerika, die vierte 200 Melodien der römisch-katholischen Kirche in Deutschland.

Blumhardt, Pfarrer in Möttlingen." Durch diese letztgenannten drei Sammlungen wurde in Würtemberg die Bekanntschaft mit den seither vergrabenen Melodienschätzen wenigstens gefördert, wenn gleich hier Beckers Fußstapfen noch nicht betreten wurden und Kocher die Melodien zwar unter Anwendung minder steifer Grundsätze, als beim Choralbuch von 1828, und mit belebterer, aber nichts weniger als ursprünglichen Harmonie und ohne den alten Rhythmus, überhaupt ohne Rücksicht auf die alte, erhabene, herrliche Gestalt des Chorals mitgetheilt hat. Im protestantischen Baiern dagegen und in Preußen fand der von Becker gegebene Anstoß zur Zurückführung des lebendigen und belebenden Ursprünglichen im Kirchengesang weitern Verlauf und Entwicklung, und zwar im erstgenannten Lande vornämlich durch den Kriegsgerichtsrath und Leiter eines Singvereins in Nürnberg, Freiherrn Gottlieb v. Tucher und dessen Schüler Dr. Friedrich Layriz zu Merkendorf in Mittelfranken, jetzt Pfarrer zu Schwaningen bei Ansbach. Der Schüler trat noch vor dem Meister hervor mit der im J. 1839 erfolgten Herausgabe von „CXVII geistlichen Melodien, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Rhythmen zum Gebrauch für Schule und Haus zweistimmig gesetzt." Bevor nun Layriz diesem Schulbüchlein sein größeres gediegenes Werk folgen ließ, das den Titel hat: „Kern des deutschen Kirchengesangs, eine Sammlung von 200 Chorälen, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen mit alterthümlicher Harmonie vierstimmig für Kirche und Haus. Nördlingen 1844." (die zweite, um 130 Choräle vermehrte Auflage erschien 1849): war der Meister jetzt selbst auch hervorgetreten zunächst mit einem Probeheft von 42 Chorälen unter dem Titel: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder Allgemein-Choralbuchs bezüglich der ältern Periode des Kirchengesangs. Stuttg. 1840." und darauf folgte dann eine ähnliche Sammlung unter dem Titel: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs im ersten Jahrhundert der Reformation. Leipzig 1848. 2 Thle."* Die beiden Männer ließen es aber nicht bloß beim

* Im gleichen Sinne erschienen nun der Reihe nach folgende rhythmische Choralsammlungen: „Evangelisches Choralbuch. Eine Auswahl der vorzüglichsten Kirchenmelodien älterer und neuerer Zeit in den ursprüng-

Darbieten solcher Sammlungen des alten Choralmelodienschatzes in seiner ursprünglichen Gestalt bewenden, sondern drangen auch auf die praktische Wiedereinführung des belebtern ältern Rhythmus in den Gemeindegesang. Layritz namentlich sprach es zuerst entschieden aus: „Es wird nicht besser werden, so lange man die jetzigen Verunstaltungen der Melodien und den langsamen, schleppenden Schneckengang des Chorals nicht bloß in der Kirche beibehält, sondern auch in der Schule fortzuleiern fortfährt." Das fand Anklang selbst im Oberconsistorium zu München, so daß dasselbe im J. 1846 zwölf Choräle in der alten rhythmischen Form herausgab und deren Einführung in den Kirchen anordnete, um mittelst des Kirchenlieds in seiner ursprünglich=lebendigen Gestalt in der Gemeinde auch wieder die Liebe zu der also frisch und lebendig gesungenen Wahrheit des Evangeliums zu beleben und das alte Glaubensleben anzufrischen. Namentlich zwei glaubenseifrige Geistliche Baierns ließen es sich mit glücklichem Erfolge angelegen seyn, den rhythmischen Choralgesang in ihren Gemeinden einzuführen: L. Kraußold, Pfarrer zu Fürth bei Nürnberg, und Dr. Gustav Adolph Wiener, Pfarrer in Kurzenaltheim.* Der erstere gab über seine Bestrebungen öffentliches Zeugniß in der Schrift: „Vom alten protestantischen Choral, seinem rhythmischen Bau und seiner Wiederherstellung. Eine musikalische Abhandlung mit besonderer Beziehung auf die vom K. Bairischen Oberconsistorium herausgegebenen rectificirten Choräle. Fürth 1847."; der andere that dieß in der Schrift: „Eine Abhandlung über den rhythmischen Choralgesang, die Berechtigung und die Mittel zu seiner Wieder=

---

lichen Tönen und Rhythmen für den kirchlichen und Privatgebrauch, zunächst aber als Beitrag zu der im Königreich Baiern bevorstehenden Choral= und Gesangbuchsreform in Verbindung mit J. Zahn, Predigtamtscandidaten, G. Herzog, Stadtorganist, Fr. Güll, Lehrer, bearbeitet und herausgegeben von W. Ortloph, Stadtcantor der protestantischen Kirche in München. 1844." — „J. Zahn, evangelisches Choralbuch für den Männerchor. München 1847." — „J. L. Lehner, Organist, hundert geistliche Lieder aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen für Männerstimmen bearbeitet und zum Gebrauch für Prediger= und Schullehrerconferenzen ꝛc. Leipzig 1848." — „H. Volkening, Pastor, und A. Nische, Candidat der Theologie, Krieg und Sieg. Eine Sammlung von hundert ältern und neuern Liedern, mit beigefügten Singweisen im ältern Rhythmus der streitenden Kirche dargeboten. Gütersloh 1849." — „H. Zimmerthal, evangelisches Choralmelodienbuch. Lübeck 1849."

* Geb. 4. Sept. 1812 in Regensburg, wo er dann auch ums J. 1842 Prediger war. Wegen einer daselbst gehaltenen Reformationspredigt angefochten, siedelte er als Privatdocent auf einige Zeit nach Erlangen über,

einführung in der evangelischen Kirche. Nördlingen 1847." Doch traten in Baiern auch manche Gegner dieses Beginnens auf, z. B. G. Fr. Heinisch zu Baireuth in der Schrift: „Der Gemeindegesang in der evangelischen Kirche. Baireuth 1848."

Inzwischen war auch in Preußen der jüngst erst heimgegangene sangeskundige geheime Obertribunalrath a. D. Georg August Vivigens Carl v. Winterfeld in Berlin, früher Oberlandesgerichtsrath und Direktor des Instituts für Kirchenmusik in Breslau, zuerst mit „Dr. M. Luthers deutschen geistlichen Liedern nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen. Leipz. 1840." und dann mit seinem Originalproben der besten alten Choräle aller Jahrhunderte enthaltenden classischen Geschichtswerk hervorgetreten: „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Leipz. Thl. I. 1843. II. 1845. III. 1847." Von ihm angeregt haben dann namentlich zwei Männer in Preußen mit gutem Erfolg Hand ans Werk gelegt zur Wiederherstellung des „schwungmäßigen Kirchengesangs" und sich große Verdienste darum erworben: Pastor Höfer in Craja bei Bleicherode und Carl Reinthaler, Rektor des Martinstifts zu Erfurt. Der letztere äußert sich in der Vorrede zu seinen „Tafelliedern für deutsche Glaubensbrüder. 1850." aus zehnjähriger, in seiner eigenen und vielen andern Anstalten, z. B. in der unter Dr. Wicherns Leitung stehenden Anstalt des rauhen Hauses gemachten Erfahrung also: „Wo erweckte Herzen singen wollen und nur Eine Stimme unter sich haben, welche scharf vorsingen kann, da brauchen die Andern nur zu sehen auf den Mund und die Hand ihres Vorsängers, und es können gleich Hunderte, ja Tausende ohne alle weitere Vorbereitung und andere Hülfsmittel frisch einstimmen und mitsingen, wie die Kinder Israel am Schilfmeer, da Mose und Mirjam ihre Wechselgesänge aufführeten." Zwar hat Winterfeld in seiner besonders darauf Bezug nehmenden Schrift: „Ueber Herstellung des Gemeinde- und Chorgesangs in der evangelischen Kirche. Geschichtliches und Vorschläge. Leipz. 1848.", und wie er, so auch der Universitätsmusikdirektor Dr. J. Fr. Naue in Halle nach mehreren angestellten Versuchen in seiner Schrift: „Ueber den sogenannten quantitirend-rhythmischen Choral. Halle 1849." keine so feurige Hoffnung auf leichte und baldige Durchführung im Kirchengemeindegesang ausgesprochen, vielmehr rathen beide den allmählich vorbereitenden Weg zur Einführung des rhythmischen Choralgesangs an, so daß beim Gemeindegesang zunächst nur mit Chorälen im

Trippeltakt und Dreizweiteltakt, überhaupt mit einfacher, aber schärferer rhythmischer Gliederung begonnen werde; was aber dann das eigentliche altrhythmische oder schwunghafte Singen betreffe, so solle zunächst mit der Schule begonnen werden, so daß theils durch eine tüchtige Ausbildung Liebe und Eifer der Volksschullehrer hiefür hervorgerufen, theils mit den Schülern ein Chor für die Kirche gebildet werde, der solche Schwungweisen öfters vortrage; überhaupt soll also der rhythmische Gesang zunächst dem Chorgesang zugewiesen werden, wodurch der Sinn für die Kirchentonarten und alten Sangesweisen wieder erweckt und die Gemeinde allmählich vorgeübt, mehr und mehr von allem Schleppenden befreit und zu einem lebendigen, kräftigen, wahrhaft geistlichen und würdigen Vortrag herangezogen werde. Ein in diesem Sinn von Winterfeld abgefaßtes Gutachten bildete denn nun auch die Grundlage der als erstes von einer preußischen Kirchenbehörde ausgehendes Zeichen der Bedachtnahme auf wahrhaft lebendige Erneuerung des Kirchengesangs Epoche machenden Cirkularverfügung des Consistoriums zu Magdeburg an sämmtliche Superintendenten der Provinz Sachsen in Betreff des evangelischen Kirchengesangs, unterzeichnet dd. 24. Juni 1848 von Dr. Möller (S. 362).*

In diesem gewiß wohl berechtigten, bedächtigen Sinne wird nun auch in Würtemberg für den rhythmischen Choralgesang gewirkt. Es ist hier namentlich Dr. Faißt,** welcher, so sehr er auf dem evange-

* Vgl. „Evangelische Kirchenzeitung. Berl. 1848. Sept. Nr. 75, 76." und: „Süddeutscher Schulbote. Jahrg. 1848. Nr. 1 und 2."

** Immanuel Gottlob Friedrich Faißt ist geboren 13. Okt. 1823 zu Eßlingen, wo sein Vater jetzt noch als Schulmeister lebt. Die erste musikalische Anregung erhielt er in seiner Knabenzeit durch Frech (s. S. 469) und frühe schon zeigte sich bei ihm große Begabung für das Fach der kirchlichen Musik, denn noch vor seinem zehnten Jahre machte er bereits kleine Compositionsversuche hierinn und spielte die Orgel beim Gottesdienst. Im niedern theologischen Seminar zu Schönthal, in das er 1836 aufgenommen wurde, fieng sich sein Talent für Kirchenmusik durch das Selbststudium und die Ausführung von Werken der neuern kirchlichen Meister weiter zu entfalten an; er componirte hier für den Singchor und das kleine Orchester der Seminaristen Lieder, Motetten, Kirchencantaten und sogar eine Sinfonie; während seiner Studienzeit im theologischen Stift zu Tübingen vom Herbst 1840—1844 hatte er aber noch reichere Gelegenheit durch Selbststudium der besten Meisterwerke und durch Mitwirken bei dem durch Silcher gegründeten und geleiteten Oratorienverein, in welchem er mehrere Jahre lang die Begleitung am Pianoforte hatte, sich auszubilden, so daß er nun auch mit größern Orchestern und kirchlichen Gesangcompositionen und Orgelstücken hervortrat. Nach der Vollendung seines theologischen Studiums erhielt er dann auf zwei Jahre Staatsunterstützung, um in Berlin, Leipzig, Dresden und

lischen Kirchentag zu Stuttgart im September 1850, wo dieß als Lebensfrage für die evangelische Kirche zum Gegenstand besonderer Verhandlung gemacht worden ist, dem Dringen Kraußolds auf raschere und allgemeinere Durchführung sich widersetzt hat, durch den von ihm gebildeten Sängerchor die herrlichsten Proben rhythmischen Chorgesangs bietet und für den Schulunterricht eine Sammlung von „Fünfundzwanzig Choralmelodien der evangelischen Kirche aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert in ihrer ursprünglichen Form. Stuttg. 1850." veranstaltet hat, welche dann auch durch einen Erlaß der Landessynode dd. 5. Dez. 1850 für alle Schulen empfohlen wurde.

So lange freilich noch die Unkirchlichkeit des jetzigen unschlachtigen Geschlechts, das sich den Geist Gottes nicht mehr will strafen lassen, zumal in den Städten, und der Mangel häuslicher Singandacht auch auf den Dörfern traurige Thatsachen sind, wird der alte, frische, glaubensfrohe Kirchengesang in belebten Rhythmen sich nun und nimmermehr in Gemeinden von einer auch nur mäßigen Größe durchführen lassen. Und Winterfeld hat Recht, wenn er behauptet: „Der Wiederbelebung des rhythmischen Gemeinde- und Kunstgesangs werden wir vergebens entgegensehen, wenn nicht ein reger, frommer, kirchlicher Gemeinsinn aufs Neue unter uns erwacht. Ja! es muß dem Herrn zuvor gefallen, den Geist ursprünglicher Kraft und Innigkeit des Glaubens und der Liebe in reicherem Maaße über die Gemeinde auszugießen: dann erst werden wir auch wieder unsere singenden kirchlichen Versammlungen sich zu der gleichen Frische und Innigkeit der Andacht erheben sehen, wie sie im Jugendalter der Reformation gewesen. So hoffen wir demnach nicht in eitler Hoffnung, daß durch eine musikalische Reform des Choralgesangs, durch"

Wien kirchliche Musikstudien machen zu können. In erstgenannter Stadt, in die ihn im November 1844 Mendelsohns Wirken und der Ruhm der Singakademie zuerst und hauptsächlich gezogen hatte, bildete er sich namentlich auch als Orgelspieler unter der Leitung der ausgezeichneten Organisten Haupt und Thiele aus, so daß er dann in den andern der genannten Städte, die er vom Sommer 1846 an noch besuchte, in Privatconcerten vor eingeladenen Kunstnotabilitäten unter großer Anerkennung als Orgelspieler und Orgelcomponist auftreten konnte. Nach seiner Rückkehr im Herbst 1846 wurde er zu Stuttgart im Merz 1847 Dirigent des unter seiner Mitwirkung gestifteten „Vereins für classische Kirchenmusik", und im Mai desselben Jahrs übertrug ihm das evangelische Consistorium das Amt eines Sachverständigen in Angelegenheiten der Kirchenmusik und die Leitung einer zugleich gegründeten „Schule für Kirchenmusik", in welcher die zum Stuttgarter Stadtdekanat gehörigen jüngern Lehrer von ihm im Orgelspiel und Tonsatz unterrichtet werden (s. S. 488).

die Herstellung des urspünglichen Choralgesangs in seiner Kraft und Frische zugleich das entschwundene Glaubensleben könnte wieder hergestellt werden. Aber kennen lehren soll man die Gemeinden mittlerweile durch Schülergesang und Chorgesang das Kirchenlied in seiner ursprünglichen lebendigen Gestalt in einer Zeit, da es gilt, die Gemeinden aus dem Schlaf zu wecken und den großen Abfall vom Glauben abzuhalten. Und diese Hoffnung wird dann nicht durchweg vergeblich seyn: „„bald wird Liebe zu dem Gesang, bald die Liebe zu der gesungenen und so in Herz, Haus und Leben dringenden Wahrheit des Evangeliums neue Frühlingsblüthen treiben.''

Was fürs Andere aber nun noch die Herbeiführung einer edlern Kirchenmusik betrifft, so hat zunächst das Spiel der Orgel, dieser Königin aller Instrumente, durch die Orgel- und Präludienbücher C. Ferd. Beckers (S. 482), Johann Christian Heinrich Rinks, Hoforganisten zu Darmstadt seit 1805 (S. 273), Gotthilf Wilhelm Körners, Musikdirektors in Erfurt (geb. 3. Juni 1809 zu Teiche bei Halle), 2c. eine würdigere kirchliche Gestaltung erhalten. Rühmende Erwähnung verdient hier auch die im J. 1851 von dem kirchenmusikalischen Triumvirat in Würtemberg (Kocher, Silcher, Frech) herausgegebene „Sammlung von kirchlich-classischen Orgelstücken alter und neuer Meister mit Finger- und Fußsatz nebst einleitender Orgelschule. Zum Gebrauch in Kirchen und zum Studium in Seminarien." Namentlich aber hat die Berliner Singakademie unter der Leitung von Felix Mendelssohn-Bartholdy durch Zurückführung der alten Oratorien von Händel, Sebast. Bach 2c. den Sinn für die ältere künstliche Kirchenmusik wieder geweckt, so daß nun in vielen größern Städten Deutschlands, z. B. in Frankfurt a. M., Cassel und namentlich auch in Stuttgart unter der Leitung des Dr. Faißt (s. S. 486), der sich zugleich als Orgelspieler nach Joh. Sebast. Bachs Muster auszeichnet und einen Verein für classische Kirchenmusik gegründet hat, die größern Kirchentonstücke und alten Oratorien zur Aufführung kommen, wodurch in immer größerer Ausdehnung musikalische Kräfte für den Dienst der Kirche gewonnen und die Ohren wieder für die ächte Kirchenmusik geöffnet werden. Daneben wurde auch der Figuralgesang weiter ausgebildet, so daß, wo eine eigentliche Kirchenmusik in Ermanglung würdiger Kunstmittel nicht eingeführt werden kann, wenigstens ein reicher Schatz von Chorgesängen zur Verherrlichung und zum Schmuck des Gottesdienstes zu

Gebote steht. Gute Dienste hiefür leisten J. Chr. H. Rinks kleinere Chorgesänge, A. W. Bachs Psalmen, Carl Gottlieb Reißigers, Hofkapellmeisters in Dresden, Hymnen und Psalmen, und in Würtemberg Fr. Silchers und J. G. Frechs Figuralgesänge, so wie Palmers „Psalmen und prophetische Stücke der h. Schrift für vierstimmige Singchöre. 1838."

Dann aber erst wird der Kirchengesang zu gedeihlicherer Entfaltung gelangen, wenn das immer lauter sich aussprechende Verlangen nach einer Reform des ganzen evangelischen Cultus erfüllt seyn wird. Im christlichen Alterthum trafen wir beim Gottesdienst den Wechselgesang allgemein verbreitet, bei welchem bald Priester und Volk, bald einzelne Stimmen und die ganze Gemeinde oder auch zwei Chöre, ein weiblicher und männlicher, sich antworteten. Auch in den Zeiten des Pabstthums erhielt sich diese liturgische Sitte, und selbst Luther behielt sie bei, in Verbindung mit dem Altargottesdienst; der nüchterne reformirte Cultus hat sie aber im Lauf der Zeit allmählich auch aus den lutherischen Kirchen verdrängt, und es beschränkt sich nun meistens der ganze evangelische Cultus auf den Predigtgottesdienst, bei welchem die Gemeinde sich ganz passiv verhält und ihr Gesang bloß Vorbereitung und Echo der Predigt ist. Allerdings muß die Predigt des Worts im evangelischen Cultus stets die Hauptsache bleiben. Ueber der Kanzel soll aber nicht länger der Altar, über der Betrachtung und der Lehre nicht länger die Anbetung und der Gebetsopferdienst zurückgesetzt werden. Vielmehr gebührt dem Gebet eine selbstständige Stellung im Cultus, und die ihm zukommende Stelle ist der Altar, als die Opferstätte, von da aus man Gebete Gott opfert. Vom Altar aus soll also der Geistliche den Gebetsopferdienst der Gemeinde leiten, mit Hülfe einer förmlichen Altarliturgie.* Es ist

* Wie viel in dieser Beziehung zur Wiederherstellung eines liturgischen Gottesdienstes in den letzten zehn bis zwölf Jahren geschehen ist, zeigt sich an dem Erscheinen folgender Schriften: „Sammlung liturgischer Formulare der evangelisch-lutherischen Kirche. Nürnb. 1839. 3 Hefte." — „Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses von W. Löhe. Nördl. 1844." 2. Ausg. 1853. — „Gottesdienstordnung der lutherischen Kirche von Kliefoth. Rostock 1847." — „Die Liturgie eines vollständigen Hauptgottesdienstes nach lutherischem Typus, nebst Rathschlägen zu deren Wiederherstellung von Dr. Fr. Layritz. Nördl. 1849." — „Codex liturgicus von Dr. Daniel in Halle. Leipz. 1851." (Es sind hier allein von den Jahren 1522—1748 achtundneunzig lutherische Agenden aufgeführt.) — „Liturgieen für den evangelisch-lutherischen Gottesdienst, herausgegeben von Dr. Jul. Leop. Pasig. Bevorwortet von Dr. Harleß.

genügend, wenn er dabei, statt zu singen, bloß spricht, die Gemeinde aber oder der in ihrem Namen handelnde Chor soll singend in sein Gebet und seine Ansprachen einstimmen; ihr Gesang soll so eine förmlichere Art des Gebets seyn. So nur ist der Gottesdienst eine gemeinschaftliche Anbetung, so nur ist die ganze Gemeinde im gottesdienstlichen Leben als das priesterliche Gottesvolk bethätigt in eben so mannigfaltiger, als wohlgeordneter Weise;* so nur ist sie in vollkommenster Weise bethätigt, indem sie sowohl mit dem Liturgen sich in Beziehung zu Gott stellt, in Gebet, Bekenntniß, Lob Gottes einstimmend durch ein Amen, durch ein Hallelujah und eingefügte passende Liederverse, welche von ihr oder ihrem Chor, oder abwechselnd zwischen Beiden, als Fortbildung und Zusammenfassung des vom Liturgen Gesprochenen, gesungen werden, als auch zu dem Liturgen selbst sich in Beziehung setzt durch in Rede oder Gesang erfolgende Antworten auf seine liturgischen Ansprachen und Segnungen.

So nur erhält der Cultus seine volle Weihe als Anbetung Gottes, und eben damit auch der Gesang eine höhere Bedeutung, also daß das religiöse Leben und das h. Gesangeswesen gleicherweise daraus ihre Befruchtung und Belebung ziehen. Dann erst wird die Regeneration der kirchlichen Musik und des Gemeindegesangs in vollem Maaße eintreten, daß mit David (1 Chron. 17, 27.) zu rühmen ist: „Es stehet herrlich und prächtig vor dem Herrn und gehet gewaltiglich zu an seinem Orte."

Dazu helfe der Herr seiner Gemeinde durch die Bewegungen und Stürme der Zeit, daß sie mehr und mehr wachse zu einem heiligen Tempel in Ihm, dem köstlichen Eckstein, auf welchem Alle mit erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist (Eph. 2, 21. 22.).

Leipz. 1851." — „Privatagende von Rudolph Stier. Berlin 1852." — „Hülfsbuch für den liturgischen Theil des evangelischen Gottesdienstes von Licentiat A. W. Möller, Pfarrer. Bielefeld 1852. Zwei Abtheilungen." — Die liturgischen Schriften Carl Reinthalers in Erfurt, z. B.: „Die heilige Geburt." — „Heilige Passion." — „Die hohen Feste." ꝛc. — „Liturgische Andachten der Königl. Hof- und Dom-Kirche für die Feste des Kirchenjahrs. Von Fr. Adolph Strauß, Gardedivisionsprediger und Privatdocent. 2. Ausg. Berlin 1853. (1. Ausg. 1851.)"

* Vgl. Bericht über die vierte rheinische Provinzialsynode (24. August bis 14. Sept. 1844 zu Neuwied) von Professor Kling in Bonn (jetzt Dekan zu Marbach in Würtemberg) in den Studien und Kritiken von Ullmann. Jahrg. 1845. Heft II. — Der protestantische Gottesdienst, vom Standpunkt der Gemeinde aus betrachtet von Dr. K. Bähr, Ministerialrath beim evangelischen Oberkirchenrath zu Carlsruhe. Heidelb. 1850.

Register

der

Dichter, Sänger, Tonmeister und Hymnologen.

(Nach den Seitenzahlen.)



